This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 2044 010 028 157

46526.44.9

Harvard College Library

FROM THE

DANIEL TREADWELL FUND

Residuary legacy from Daniel Treadwell, Rumford
Professor and Lecturer on the Application
of Science to the Useful Arts
1834–1845.

Die

250.1.

bedeutendsten deutschen Romane

des

siebzehnten Jahrhunderts.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der deutschen Literatur

von

(Karl)
Dr. L. Cholevius,
Professor am Kneiphöf'schen Stadtgymnasium zu Königsberg i. Pr.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1866.

46526.44.9

HARVARD COLLEGE
OCT 28 1905
LIBRARY.

Treadwell fund

Vorrede.

Die historischen Romane des 17. Jahrhunderts, von denen mein Buch handelt, gehören zu den Dichtungen, welche in den kleinsten Compendien unserer Literaturgeschichte aufgezählt werden und von welchen dennoch die bedeutendsten Literatoren keine genauere Kenntniß haben sollen. Es liegt dies zum Theil an der Seltenheit solcher älterer Bücher, die man nicht wieder abdrucken läßt. Gervinus hat trotz seines ausgebreiteten Verkehrs mit der gelehrten Welt der adriatischen Rosemund des Philipp von Zesen nicht habhaft werden können. Von mehren Nachbildungen des Simplicissimus sagt er, daß sie verloren scheinen. Pischon, der doch die Berliner Bibliotheken kannte, erklärt, es sei ihm unmöglich gewesen, die Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig zu erlangen. Der Schlüssel zu den in derselben enthaltenen geschichtlichen Geheimnissen, die Niemand mehr zu deuten vermag, soll nur in einem einzigen Exemplare, vermuthlich als Manuscript, vorhanden sein und so besitzen selbst größere Bibliotheken keine vollständige Sammlung dieser Romane. Dazu kommt der Umstand, daß die Beschaffenheit dieser Dichtungen wohl den Meisten die Lust benommen haben mag, sie zu lesen. Eine Folge von fünf bis sechs starken Octavbänden oder Quartanten von tausend bis zweitausend Seiten haben auch für beherzte Leute etwas Abschreckendes. Der Umfang macht es aber nicht allein. Man kann in diesen älteren Schriften Tagelang lesen, ohne daß man auf ein anregendes oder unterhaltendes Capitel stößt. Hierüber kommt man vielleicht noch damit hinweg, daß man sich ein- für allemal zur Resignation

entschließt und sich durch das wissenschaftliche Interesse die Augen munter erhält; doch es wird uns auch sonst eine ungewöhnliche Anstrengung zugemuthet, weil in den größeren dieser Romane sich so viele Episoden durchkreuzen, von denen dann jede wieder ihren eigenen Weg geht und weil in ihnen so viele Personen auftreten, die bei der schwachen Charakterzeichnung nur an den Namen, an Aeußerlichkeiten und an ihren Erlebnissen zu unterscheiden sind, daß die gespannteste Aufmerksamkeit nöthig ist, wenn man die Einzelnheiten auseinander halten und das Ganze überblicken will; ja, die Sache ist nicht durchzusetzen, ohne daß man sich ausführliche Auszüge macht, Stammbäume und mancherlei Tabellen entwirft, um der Erinnerung zu Hülfe zu kommen.

Von allen diesen Dichtungen ist der Arminius des Lohenstein die merkwürdigste und wahrhaft groß in ihren Vorzügen wie ihren Fehlern. Man findet hier Erzählungen, die von einer solchen Kraft der Phantasie, von einer so tiefen Menschen- und Lebenskenntniß zeugen und zuletzt auch in der Sprache so frei von den Unarten des damals herrschenden Styles sind, daß man in ein gerechtes Erstaunen geräth. Freilich sind diese Perlen nicht zu gewinnen, wenn man nicht das Herz hat, in ein Meer von barbarischem Wust und Trödel unterzutauchen. Trotz dieser Bedeutsamkeit des Romanes durfte Wolfgang Menzel in seinem neuesten Buche über die deutsche Dichtung (1859) erklären, er habe noch keine Literaturgeschichte gefunden, aus der ihm hervorzugehen schiene, daß die Verfasser den Arminius je einmal wirklich gelesen hätten. Man kann ihm nicht widersprechen, wiewohl die Angaben, mit welchen Gervinus seine Beurtheilung des Buches belegt, wenigstens beweisen, daß dieser sich das Buch genauer angesehen. Andere wiederholen gewöhnlich nur die von Joerdens gesammelten Notizen. So begnügt sich auch Koberstein nach seiner Weise mit einigen literarhistorischen Anmerkungen, wie man sie zusammenstellen kann, ohne das Buch selbst jemals gesehen zu haben. Heinrich Kurz ist dem Studium des Werkes ausgewichen, was die Folge gehabt hat, daß seine Charakteristik desselben nicht über die einseitigen Urtheile der älteren Kritik hinausgeht. Auch Vilmar beruhigt sich damit, daß schon die Zeitgenossen es für eine allzugroße Aufgabe gehalten haben mögen, sich durch

vier ansehnliche Quartbände hindurchzuarbeiten; eine Meinung, der man jedoch nicht beipflichten wird, da es wahrscheinlicher ist, daß man damals solche Bücher nicht nur las, sondern daß man zeitlebens in ihnen las. Denn man wußte in ihnen jene anziehenden und ergreifenden Episoden zu finden, die noch heute selbst einen verwöhnten Leser fesseln könnten, man pflegte in ihnen die Muster für Briefe und Reden im höheren und höchsten Style aufzusuchen. Der Arminius namentlich enthielt den Inbegriff der damaligen gesellschaftlichen Bildung, eine mit interessanten Materialien durchflochtene philosophische Erörterung so vieler religiöser, moralischer, wissenschaftlicher und politischer Gegenstände. Auch die Deutung der geschichtlichen Räthsel hatte ihren Reiz, wie das Exemplar, welches ich benutze, auf den Rändern der Blätter zahlreiche Bemerkungen dieser Art aufweist, die vor sehr langer Zeit geschrieben sind. Nicht nur die Banise, deren Handlung einen kürzeren Weg durchläuft, sondern auch die Octavia hat trotz ihrer sechs starken Bände bis auf Goethe's Jugend zu den beliebtesten Büchern gehört.

Bisher ist für diese Romane wenig geschehen. In den Beispielsammlungen zur deutschen Literaturgeschichte ist wohl aus einigen eine Stelle abgedruckt, natürlich wird man jedoch durch solche Fragmente ebenso wenig in den Geist dieser Dichtungen eingeführt, als uns etwa eine Scene aus einer Tragödie Schiller's von Inhalt und Form des Drama's eine richtige Vorstellung geben kann. Die Literaturgeschichten selbst begnügen sich mit allgemeinen Notizen, die meistens wohl aus Joerdens oder aus den Vorreden geschöpft sind. Doch mögen die Verfasser auch wirklich in den Werken selbst geblättert oder einige Capitel gelesen haben, so daß die Charakteristik, die sie zusammenstellen, für sie selbst nicht bloß aus hohlen Phrasen besteht; wenn sie es versäumen, ihre Urtheile mit sachlichen Mittheilungen zu belegen und namentlich den Lesern eine Anschauung von dem Inhalte dieser unbekannten Dichtungen zu geben, wie unvollständig, verworren und unrichtig müssen dann die Ansichten sein, welche sich dieselben nach solchen Charakteristiken aus zweiter und dritter Hand bilden! Als Schulmann habe ich hier auch die Lehrer im Auge, denen die Schulbücher nicht erlauben, von dieser Romanliteratur zu schweigen, und die nun zu ihrer Plage genöthigt sind, von einer

Sache zu reden, welche sie nicht kennen und auch aus den umfangreichsten Literaturgeschichten nicht kennen lernen können. Das Gewöhnlichste ist, daß man sich von der Romandichtung dieses Zeitalters ein Gesammtbild macht, zu welchem die Bemerkungen, die man an diesen oder jenen Roman angehängt findet, als ob sie auf alle anwendbar wären, zusammenfließen, und in welchem, wiewohl sonst bedeutenden Werke wären auch die Verfasser oder gar ihre Dichtungen genauer unterschieden. Diese Romane weichen aber alle in Form und Inhalt wesentlich von einander ab. In der folgenden Einleitung habe ich den Versuch gemacht, von ihrer Beschaffenheit einige allgemeine Grundzüge anzugeben, aber man kommt keinen Schritt vorwärts, ohne daß man auf Ausnahmen stößt. So findet man denn in den Schulbüchern und sogar in solchen Literaturgeschichten, die bereits einigen Anspruch auf das Verdienst selbständiger Forschungen machen, theils nichtssagende traditionelle Notizen, theils wunderliche Verwechselungen und sonstige Irrthümer, da selbst größere literarische Werke, an die sie sich anlehnen, in manchen Dingen nicht genau sind.

Die richtige Ansicht, daß bloße Urtheile keine ausreichende Belehrung darbieten, wenn es sich um Werke handelt, die Niemand aus eigener Anschauung kennt, bewog Wolfgang Menzel, in seiner neueren Literaturgeschichte durchweg den Inhalt der Dichtungen anzugeben, ein Verfahren, welches in der That eine sehr fühlbare Lücke auszufüllen versprach. Leider ist jedoch der Roman des 17. Jahrhunderts dabei sehr zu kurz gekommen. Man wird nicht verlangen, daß jeder Dichtung eine umständlichere Reproduction des Inhaltes hätte zu Theil werden sollen, wie sie wohl eine Monographie liefern kann, und wäre von den übrigen Romanen nur so viel gesagt, wie von dem Herkules*) und der Banise, so müßte Jedermann zufrieden gestellt sein. Die Octavia, ein Roman von sechs Bänden, wird jedoch mit drei Zeilen abgefertigt, wobei der Leser nicht einmal erfährt, wer diese Römerin eigentlich sei. Von der afrikanischen Sofonisbe heißt es, sie habe

*) Manche Angaben über ihn stimmen jedoch weniger mit dem Romane selbst überein als mit dem leichtfertigen Auszuge aus demselben, welcher in Reichard's „Bibliothek der Romane" (1778) I, 41—61 enthalten ist.

Syphax und Massinissa nur im Hintergrunde, im Vordergrunde dagegen ihren geliebten Kleomedes. Also ein erdichtetes Liebesverhältniß der berühmten Gemalin beider Könige? Die Heldin des Romanes ist aber eine jüngere Sofonisbe, ihre Tochter. An die Rosemund ist nur die alte Anekdote angeknüpft, daß sie eine Liebschaft Zesen's mit einer Leipziger Jungemagd erzähle, wovon sich doch in diesem Romane nichts findet. Zesen's Assenat soll aus dem Englischen und nur überarbeitet sein, während doch ihre Quelle keine englische, sondern eine griechische Schrift ist, die nur ein Engländer ins Lateinische übersetzt hat. Menzel unterscheidet hier ausdrücklich den Priester Potiphar, den Vater der Assenat, von dem anderen Potiphar, welcher der Kämmerer des Pharao war; in dem Romane sind aber beide dieselbe Person. Ferner habe Zesen auch ein Moses geschrieben; nach der Vorrede der Assenat wollte er ihn doch nur schreiben und meines Wissens ist es bei dem Vornehmen geblieben. Der Bericht über den Herkuliskus enthält wieder nur einige Data aus der Vorgeschichte der Helden, und die Hauptsache ist gar nicht erwähnt. Schlimmer noch ist der Aramena mitgespielt. Nach Menzel macht sich in diesem Romane einmal eine falsche Sentimentalität geltend, „indem z. B. eine Freundin der Aramena blos deßwegen einen Andern heirathet, damit sie ihren Geliebten desto ungestörter beweinen könne". Nicht diese Absicht, sondern politische Umstände machten aus Esau und Ahalibama ein Paar und ist es nun eine falsche Sentimentalität, wenn die Letztere aus dem obigen Grunde nur eine Scheinehe zu schließen wünscht? „Ein andermal", fährt Menzel fort, „wird jedes Zartgefühl mit Füßen getreten. Aramena liebt einen gewissen Tuscus, ihr Bruder fällt aber in die Gewalt des Königs Marsius und dieser ist so grausam, ihn hinrichten lassen zu wollen, wenn Aramena ihm nicht ihre Hand reiche. Sie schickt zu Tuscus um Hülfe. Vergebens, Tuscus kommt nicht. In Verzweiflung treibt sie ihre Syrer an, das Schloß zu stürmen, worin ihr Bruder gefangen liegt. Hunderte, Tausende opfern sich für sie vergebens. Endlich bewegt sie das Geheul der Wittwen und Waisen, von ihrem Vorhaben abzustehen, und sie selbst entschließt sich, den Marsius zu heirathen. Da erblickt sie diesen verhaßten Marsius und siehe — es ist Tuscus,

es ist ihr alter wohlbekannter Geliebter, den sie unter anderm Namen gekannt und von dem sie nicht gewußt hat, daß es Marsius sei. Man hat sich nur einen Spaß mit ihr gemacht und ihr den kleinen Schmerz nicht ersparen wollen, um ihre Liebe zu prüfen. An die zahllosen Opfer, welche dieser Spaß gekostet, wird weiter nicht gedacht u. s. w." Nun, man wird diese Begebenheiten kennen lernen; hier nur so viel: Marsius hatte den Bruder der Aramena nicht gefangen und es kam ihm auch nicht in den Sinn, ihn hinrichten zu lassen. Als die Syrer das Schloß stürmten, war es, wie Aramenen selbst, so auch jedem Andern unbekannt, daß der Tuscus, den sie liebte, der König Marsius sei, und daher war Niemand in der Lage, sich einen so unfeinen Spaß machen zu können. Menzel hat von den fünf Bänden der Aramena vermuthlich nur die letzten Blätter gelesen. Wie übel ist es, wenn die einzige Literaturgeschichte, die über den Inhalt des Romanes eine Mittheilung macht, die Thatsachen auf diese Weise entstellt und sogar noch Folgerungen anschließt, die über den Werth der Dichtung ganz ungerechtfertigte Urtheile verbreiten. Doch selbst die Analyse des Arminius, auf dessen genauere Kenntniß sich Menzel etwas zu gute thut, giebt uns Anlaß, bedenkliche Irrthümer zu beklagen. Es heißt z. B. bei Menzel: „Unter den gefangenen Römern befindet sich ein fremder Fürst Zeno, der befreit wird und mit Hermann und den anderen siegreichen Herren einer großen Jagd beiwohnt." Hermann und diese siegreichen Herren sind aber gar nicht auf der Jagd, sondern allein einige gefangene Fürsten, denen Hermann nur eine Begleitung mitgiebt. Diese Verwechselung beruht nicht etwa auf der flüchtigen Ansicht einer einzigen kleinen Stelle. Denn jene Fürsten unterhalten sich auf der Jagd mit Gesprächen, die ein ganzes Buch des Romanes einnehmen, und Hermann sollte dabei nur schweigend zugehört haben? Ferner sagt Menzel: „Wir werden nach Rom versetzt, in die ganze Ueppigkeit des römischen Kaiserhofes. Wir sehen August auf einem Prachtwagen als Sonnengott verehrt, seine lascive Tochter Julia u. s. w." Es handelt sich um Feste, mit denen man nicht in Rom, sondern in Lyon dem Kaiser schmeichelt, welcher hier gerade an seinem Geburtstage anwesend ist, und der Roman bemerkt ausdrücklich,

daß Augustus seinen Geburtstag in Rom auf eine sehr einfache Weise feiern ließ, daß dagegen die Provinzen sich in Verschwendung und abgöttischen Huldigungen zu überbieten pflegten. Von der Julia ist aber erst in einer der folgenden Erzählungen die Rede. — „Mit einer indianischen Gesandtschaft kommt Zeno nach Rom und wird dem Maecenas vorgestellt.“ Maecenas war, wie der Kaiser selbst, damals in Athen und diese Verwechselung ist unbegreiflich, da Lohenstein hier ausführlich die athenischen Denkmäler beschreibt, welche von den römischen und von den anderen Gästen besucht werden. — Weiterhin heißt Asblaste die Mutter Thußneldens, sie ist aber die Mutter Hermann's und was von dem Betragen des Kaisers Augustus gegen die junge Thußnelde hinzugefügt wird, betrifft wieder nicht diese, sondern Asblaste selbst. Hierauf erzählt Menzel, Segesth habe, als Hermann dessen Schloß Henneberg (?) belagerte, seine Tochter die Felsen hinuntergestürzt. Segesth befand sich aber gar nicht in dem belagerten Schlosse. — „Arpus, der celtische Fürst, vermählt seinen Sohn mit Marbod's Tochter.“ Die Braut hatte nur einen ähnlich lautenden Namen. Marbod's Tochter spielt in dem Romane eine sehr bedeutende Rolle, dennoch merkt Menzel nicht die Verwechselung und er läßt sie daher auf der folgenden Seite noch einen andern Fürsten heirathen. Zu diesen und anderen Ungenauigkeiten kommt eine bedauernswürdige Unvollständigkeit. Der Auszug Menzel's enthält z. B. keine Sylbe davon, daß so viele Personen aus der neueren Geschichte, freilich unter anderen Namen, in diesem Romane auftreten, daß in ihm die Schicksale Karl's I. von England, der Königin Christine von Schweden u. s. w. erzählt werden, daß ferner die neueren Glaubenskämpfe in verschiedenen Ländern und so manche wichtige Ereignisse des gegenwärtigen Zeitalters sehr eingehende Schilderungen erhalten haben, daß Hermann zuletzt den Kaiser Leopold I. vertritt, dem mit diesem Vergleiche gehuldigt werden sollte. Hat Menzel vielleicht absichtlich diese Einlagen aus der neueren Geschichte übergangen? Aber er erwähnt doch die Könige Hermio, Vandal, Alemann, Hunnus u. s. w.? Freilich sagt er von ihnen, sie seien „durchaus unvolksthümlich, unsagenhaft, nur aus gelehrten Fictionen hervorgegangen.“ Dieser Hermion ist aber, was sich

gar nicht verkennen läßt, Rudolf I., Vandal und Alemann sind Albrecht II. und Maximilian I., Hunnus ist kein fingirter deutscher König, sondern Philipp, der Sohn Maximilian's, von dem der Roman erzählt, daß er durch eine Heirath in den Besitz der atlantischen Eilande kam und der Vater des Fürsten war, in dessen Reich die Sonne nie unterging. Da der Roman sich über diese offenbaren Geheimnisse bald nach der 100. Seite verbreitet, muß die Ausdauer Menzel's nicht lange angehalten haben. Zum Ueberflusse ist sogar eine Deutung jener Namen in einem Anhange zum zweiten Bande hinzugefügt und Menzel hat diese Anmerkungen also auch nicht entdeckt. Ein solcher Auszug läßt sich machen, wenn man die den Capiteln des Romanes vorgedruckten Summarien durchsieht, dann ein wenig in dem Buche blättert und von diesem oder jenem Haufen ein Körnchen abliest. Ich mag Menzel nicht mit der Behauptung zu nahe treten, daß er den Arminius nicht gelesen, aber von seiner Analyse des Werkes kann man sagen, es gehe aus ihr ebenfalls nicht hervor, daß er es wirklich gethan.

Mit den obigen Bemerkungen will ich überhaupt Niemand einen Vorwurf machen. Die allgemeine Literaturgeschichte muß, um ihre ungeheuere Aufgabe lösen zu können, durch Monographien gefördert werden und es sollten nur einige Hinweisungen darthun, welche dringende Nothwendigkeit es gebietet, daß endlich eine Monographie über diesen Zweig der Literatur einiges Licht verbreitet. Um eine gründlichere Arbeit liefern zu können, habe ich mich absichtlich auf die eilf Romane beschränkt, welche man überall genannt findet, und sogar die Simplicianischen Schriften ausgeschlossen, weil diese verhältnißmäßig mehr bekannt und auch durch neuere Ausgaben zugänglich geworden sind. Die weitere Fortbildung des historischen Romanes im 18. Jahrhunderte wollte ich ebenfalls nicht mehr hinzunehmen; denn in allgemeinen Umrissen ist dieselbe schon öfters dargestellt und eine ausführliche Behandlung verdienen nur die Werke, welche an der Spitze einer Gattung stehen.

Zunächst hatte ich von jedem Romane einen Auszug zu geben, der wenigstens die Haupthandlung mit einiger Umständlichkeit darlegte, weil er die Bestimmung hat, unzähligen Lesern einiger-

maßen die Werke selbst zu ersetzen, auf deren Herausgabe nicht mehr zu rechnen ist. Findet man die Sachen, die ich erzähle, langweilig, so ist das nicht meine Schuld; die Romane selbst würden jeden Leser noch weit mehr ermüden und wie diese älteren Dichtungen jetzt nur noch der Wissenschaft und der Geschichte angehören, so schreibe ich ja kein Buch zur Unterhaltung. Wenigstens habe ich meine Inhaltsangaben anders eingerichtet, als es die Summarien sind, die man dem Arminius und den Romanen von Bucholtz vorgedruckt hat. Diese gehen nirgends auf die Begebenheiten ein, sondern zählen dieselben nur auf, so daß es nicht einmal möglich ist, den Zusammenhang zu errathen, geschweige denn, daß sie die Ausführung der Einzelnheiten andeuteten. Demnächst folgen bei jedem Romane einige Bemerkungen über besondere Eigenthümlichkeiten und den Werth desselben. Scheint es vielleicht, als ob ich über manchen zu viel Gutes sage, so liegt dies daran, daß ich für die Beurtheilung einen Standpunkt gewählt habe, der nicht allgemein üblich ist, wiewohl ich ihn für den einzig richtigen halte. Es ist nichts leichter, aber auch nichts unbilliger, als unsere älteren Dichter damit zu erniedrigen, daß man an ihre Werke den Maßstab einer weit vorgeschrittenen neueren Culturperiode legt und von ihnen Leistungen fordert, die man erst Jahrhunderte später der Poesie zuzumuthen gelernt hat. Die Literaturgeschichte muß allerdings jedem Zeitalter den Platz anweisen, den es im ganzen Entwickelungsgange der Dichtung einnimmt, und daher seinen weiteren oder näheren Abstand von dem Ideale der Kunst bezeichnen. Hat sie aber so die Stufe festgestellt, bis zu welcher sich das geistige Leben einer bestimmten Zeit erhob, so muß sie die einzelnen Erscheinungen in ihrer Sphäre lassen und nur nach denjenigen Erfordernissen beurtheilen, welche damals die höchsten waren. Der Freund der Dichtkunst wird dann die Freude haben, selbst in solchen geistig verschleierten Perioden noch ein bewegtes und fortschreitendes Leben zu gewahren, während sonst nur Mängel zu registriren sind; er wird in dem Vollkommeneren, welches endlich hervortritt, nicht eine unvorbereitete Manifestation des Genies anstaunen, sondern das natürliche Ergebniß einer stätigen Reihe von Bestrebungen erblicken und, wie in dem

Culturleben der Völker Alles Frucht und Alles Samen ist, so kann man zuletzt auch von den vielgescholtenen Verfassern dieser Romane sagen, daß sie, da sie den Besten ihrer Zeit genug gethan, für alle Zeiten gelebt haben. Endlich findet man aus den Romanen noch einige charakteristische Abschnitte abgedruckt, die nun nichts Anderes als Sprachproben sein dürfen, weil über die sonstige Beschaffenheit der Dichtungen das Uebrige Auskunft giebt.

Wir besitzen in Königsberg von diesen Romanen kaum die Hälfte und ich kann es mir nicht versagen, hier noch der entgegenkommenden Freundlichkeit zu gedenken, mit welcher der Oberbibliothekar unserer Königlichen Bibliothek, Herr Professor Dr. Hopf, mir die anderen sämmtlich von auswärts besorgte, so daß ich sie ohne mein Zuthun ins Haus erhielt.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Die Amadisbücher, die Nachbildung des griechischen Romanes und der neuere historische Roman 1

Philipp von Zesen.

Leben und allgemeine Charakteristik 17

Die Afrikanische Sofonisbe.

Inhalt 19

Bemerkungen über diese Dichtung:

Sie ist ein durch sittliche und religiöse Motive gehobener Liebesroman mit historischem Hintergrunde. Die Auffassung der Zeitumstände. Verwandtschaft der Erfindungen mit dem griechischen Romane. Die Sprache 29

Ein Abschnitt aus dem Romane als Probe:

Klitofon erzählt, wie er die Herkunft seines Pflegesohnes entdeckte 33

Ibrahim's und Isabellens Wundergeschichte.

Inhalt 37

Ueber die ethische Grundlage des Romanes und seine Form:

Den historischen Stoff durchdringt auch hier das sittliche Princip, welches in den Charakteren auf mannichfache Weise entfaltet ist. Vorzügliche Gewandtheit der Darstellung und besondere Eigenthümlichkeiten derselben: Reflexionen, Reden, Briefe, Monologe, Beschreibungen 49

Mittheilungen aus dem Ibrahim:

Ibrahim's und Isabellens erstes Wiedersehen in Konstantinopel . . 52

Die Geschichte von dem allzuguten Leibeignen 55

Die Adriatische Rosemund.

Inhalt 64

Zur Charakteristik der Dichtung:

Sie ist ein Seelengemälde, nach ihrem Stoffe ein moderner Familienroman. Eigenthümlichkeiten der Darstellung: Episoden, Zesen's Freude an der Natur, an Kunstwerken und der Musik. Seine Sprache 67

Einige Schilderungen aus der Rosemund:

Markhold erzählt zu Paris einem Freunde, wie er in Amsterdam mit Rosemund bekannt wurde 69

Seite
Rosemund in ihrer Schäferhütte 71
Markhold, der aus Paris zurückgekehrt ist, macht mit Rosemund und ihrer Schwester Stillmuth einen Spaziergang in den Garten 72

Assenat.
Inhalt 74
Ueber die Beschaffenheit und den hohen Werth dieses Romanes:
Seine Quellen. Er ist die erste biblische Dichtung. Vortreffliche Auffassung Josef's, der Assenat und des Pharao. Der tragische Ausgang der Begebenheiten. Verhältniß dieses Romanes zu den Ritterbüchern. Vorzüge der Darstellung, die gänzlich von dem herkömmlichen Style abweicht 84
Ein Bruchstück der Erzählung als Beispiel:
Josef's Gartenfest und Besuch der Pyramiden bei Memfis . . . 91

Simson.
Inhalt 96
Beurtheilung dieses Romanes:
Seine auffallenden Mängel. Die abenteuerliche symbolische Auffassung des Helden. Ueberspanntheit in der Ausmalung der Affecte. Uebel angebrachte Reflexionen und gelehrte Citate. Ueber Zesen's Purismus und sonstige Eigenthümlichkeiten seiner Sprache 103
Eine Erzählung und eine Beschreibung aus dem Simson:
Simson zerreißt bei Timnat den jungen Löwen 113
Die schöne Naftalerin 114

Andreas Heinrich Bucholtz.

Leben und allgemeine Charakteristik 117

Des Großfürsten Hercules und der Fräulein Valisca Wundergeschichte.
Inhalt 119
Bemerkungen über Geist und Form der Dichtung:
Vergleich des Romanes mit den Amadisbüchern. Läuterung des Heldenideales, namentlich durch die Anknüpfung an eine geschichtliche Realität. Läuterung der Erotik. Das religiöse Moment. Der äußere Glanz des geschilderten Ritterthums. Darstellungsweise und Sprache 123
Stylprobe aus dem Romane:
Herkules kommt nach Charas und findet Valiska 134

Herculiscus' und Herculadisla's anmuthige Wundergeschichte.
Inhalt 139
Das Verhältniß dieses Romanes zu dem Herkules:
Einförmige Wiederholung der Abenteuer. Weder hier noch im Herkules findet sich eine Beschreibung fremder Länder und Völker. Eine verdeckte Episode aus dem dreißigjährigen Kriege. Die einfache und trockene Schreibart 144
Ein Reiseabenteuer aus dem Romane:
Herkuliskus und Herkuladisla in der Wildniß 147

Seite

Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen.

Leben und allgemeine Charakteristik 152

Die Asiatische Banise.

Inhalt 154
Einige Hinweisungen auf die Beschaffenheit dieses Romanes:
Die Vorliebe des Verfassers für das Grelle. Der Bösewicht Chaumigrem und Banise, das Ideal geistiger und leiblicher Vollkommenheit, als extreme Gegensätze. Die moderne Auffassung der Personen und Zustände. Prunk und Schwulst der Darstellung. Die schulmäßige Rede. Vermeidung der Sprachmengerei . . . 161
Zwei Beispiele von Ziegler's Darstellungsweise:
Der Diener Scandor erzählt, unter welchen Umständen Balacin, der unter dem Namen eines Prinzen Pantoja von Tenassery am Hofe zu Pegu weilt, zum ersten Male die Prinzessin Banise sah . . 170
Balacin, welcher sich in Pegu unter die Priester hat aufnehmen lassen, rettet Banisen, die dem Kriegsgotte geopfert werden soll, und tödtet Chaumigrem 172

Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel.

Leben und allgemeine Charakteristik 176

Die durchleuchtige Syrerinn Aramena.

Inhalt 178
Beleuchtung des Romanes nach Tendenz, Stoff und Styl:
Die fingirte historische Grundlage. Die moderne Gestalt der Helden und Frauen, da sich in der Dichtung das neuere Hofleben abspiegeln sollte. Die Verklärung des moralischen Ideales durch die Siege der Pflicht über die Leidenschaft (Marsius, Delbois und Abimelech) und die Darlegung einer gerechten Weltordnung. Die Liebe als Mittelpunkt aller Begebenheiten. Besondere Eigenthümlichkeiten der Darstellung. Ihre idyllische Seite und worin sich sonst das deutsche Gemüth des Herzogs kundgiebt. Einige besondere Mängel der Behandlung 208
Erzählungen und Beschreibungen aus der Aramena:
Bei der Hochzeit des Fürsten Dison und der jüngeren Aramena unterhalten sich einige Gäste mit einem Gesellschaftsspiele . . 217
Die Königsaue und die Grotte in den Bädern bei Aroer . . . 219
Das Isisfest zu Damascus 222
Die erste Scene aus dem Schäferspiel von Jacob, Lea und Rahel 226
Aramena willigt in ihre Vermählung mit dem Könige von Basan 227

Octavia, Römische Geschichte.

Einleitung zur Inhaltsangabe:
Der eigentliche Gegenstand der Dichtung. Ihre anderweitigen politischen, erotischen und religiösen Bestandtheile. Die Menge der Personen und der Begebenheiten 231

Seite
Die Haupthandlung in den ersten beiden Theilen (Band I—IV) 235
Beschluß der Haupthandlung (Band V u. VI) 257
Inhalt einiger Episoden 271
Die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten dieses Romanes:
Der großartige Plan und die unerschöpfliche Kraft der Erfindung. Das Zurücktreten des historischen und heroischen Interesses, dagegen die reichhaltige Darlegung der inneren Welt. Die hochherzige Resignation bei den Conflicten der Pflicht und der Liebe (Octavia, Tyridates). — Die Darstellung prunkt nicht mit Philosophie, Gelehrsamkeit und rhetorischer Beredtsamkeit, enthält sich mit Unrecht auch der Beschreibung. Die natürliche, gefällige Sprache. — Die geschichtlichen Thatsachen in den Episoden . . 285
Auswahl aus der Octavia:
Tyridates rettet die Kaiserin Octavia vom Tode 297
Nero führt bei seiner Vermählung mit Statilia Messalina den Oedipus Coloneus des Sophokles auf. 299
Parthenia, die Gemalin des Aethiopischen Königes Beor, beschreibt die Insel Nymphenthal 302
Der König Stepho von Aquitanien wird durch ein Wunder zum Christenthum bekehrt 307

Daniel Kaspar von Lohenstein.

Leben und allgemeine Charakteristik 311

Arminius und Thußnelda.

Inhalt 313
Einige Bemerkungen über den Roman:
Unmöglichkeit, ein so vielseitiges Werk nach allen Beziehungen zu beleuchten 375
Die patriotische Tendenz der Dichtung 377
Der Roman nach Art und Umfang des Stoffes als Staats-, Liebes- und Heldengeschichte 381
Ueber die Auffassung der altdeutschen Heldenzeit und die Charakteristik der Personen 386
Die stylistischen Eigenthümlichkeiten der Darstellung 389
Mittheilungen aus dem Arminius:
Varus' Tod und der Ausgang der Deutschburger Schlacht . . . 394
Der Einsiedler am Dymelbrunnen belehrt Ismene und Erato über das harmonische Zusammenstimmen aller geschaffenen Dinge . . 400
Aufzug der asiatischen Länder bei dem Friedensfeste des Tiberius, Germanicus und der Deutschen zu Mainz 402
Der Blumenschmuck bei dem Festmahle, welches Tiberius zu Mainz, im Garten des Drusus, den Deutschen giebt 404
Thumelich's Opferung 406

Einleitung.

Die Amadisbücher, die Nachbildung des griechischen Romanes und der neuere historische Roman.

Der historische Roman ging aus den Amadisbüchern hervor und stellte sich dennoch denselben entgegen. Er hielt anfangs nicht wenige Bestandtheile derselben fest und nahm gleichwohl eine ganz andere Gestalt an, so daß er diejenige Dichtung, die ihm ursprünglich zum Muster diente und deren Erfindungen er auch später noch benutzte, völlig verdrängte. Um diese Umwandelung des Principes der Dichtkunst und das Wesen der Gegensätze deutlich zu erkennen, müssen wir uns erst den Geist der Amadisromane vergegenwärtigen, welche, in Portugal oder Spanien entstanden, zunächst Frankreich und seit 1561 auch Deutschland überschwemmten.

Wie vieles Vortreffliche in der Welt dadurch zu Grunde gegangen ist, daß der Idealismus, welcher es hervorgerufen hatte, zuletzt zur Einseitigkeit wurde oder über alles Maß der Wahrheit und Schönheit hinausstrebte, so zeigt uns auch die Amadisdichtung zwar die glänzendste Entfaltung, aber auch zugleich die Ausartung der Romantik.

Die Phantasie wollte sich nicht mehr daran genügen lassen, der Wirklichkeit einen edelen Schmuck zu verleihen, sondern sie zauberte eine Welt hin, die sich von der Geschichte und von der volksmäßigen Sage, von den Anschauungen und Sitten des wirklichen Lebens geflissentlich in Allem unterschied. Faßt man jedes einzelne Phantasiegebilde für sich ins Auge, so enthalten die Amadisromane allerdings nur Weniges, was nicht bereits in der älteren Ritterpoesie vorkäme, es war aber schon eine Verkehrtheit, daß sie alle die phantastischen Elemente, welche in den anderen Gedichten doch nur vereinzelt erschienen oder als bloßer Zierrath zu einer kernigen Realität hinzutraten, an sich zogen und in den Vordergrund stellten, wobei sie sogar bis in die griechische Heldensage und in die orientalischen Märchen zurückgriffen.

Das Wunderbare ist es, worin diese Poesie lebt und webt. „Amadis mit seinen Nachkommen irrt in einer rein idealen Welt umher, einer Welt voll bunter Hirngespinste der Willkür*).“ Wunderbar ist der Schauplatz der Ereignisse, wunderbar sind die Erlebnisse der Ritter und Damen, die selbst Wunder der Tapferkeit und der Schönheit sind.

Wiederum waren es die Uferländer und Inseln des Mittelmeeres und Vorderasien mit der Küste des Pontus, welche schon die altgriechische Romantik mit seltsamen Gewächsen und Thieren, mit Riesen, feenartigen Nymphen und zauberkundigen Frauen ausgestattet hatte, wohin die Amadisdichtung gerne die Scene verlegte, zumal da die Bedrohung Konstantinopels durch die Türken den Mittelpunkt vieler Ereignisse bildete. Freilich beschränkte sie sich hierauf nicht. Sie irrte mit ihren Rittern in der ganzen Welt umher. Meere und Länder verloren ihre bestimmten Grenzen. Die Erde verwandelte sich in ein Wunderreich, das allenthalben wunderbare Dinge aufwies. Da gab es eine wüste Insel, einen verbotenen Berg, ein Thal der Vernichtung und andere Oertlichkeiten mit ahnungsvollen Namen. In tiefster Verborgenheit wuchs ein Baum mit besonderen Heilkräften und floß ein Gesundbrunnen, den eine Schlange bewachte. Aus der Fluth tauchen Seeungeheuer auf, um eine Prinzessin zu verschlingen. Feen und begünstigte Ritter fahren auf Greifen und Drachen durch die Lüfte. Anderen dient eine riesige Wasserschlange als Schiff. In diesem Wunderlande der Phantasie giebt es ein Schloß des Spiegels der Liebe, ein Schloß der Grausamkeit, ein Schloß der Wunder der Liebe, einen von Flammen umwogten Palast, einen Thurm des Weltalls, in welchem Alles, was auf Erden geschieht, wahrzunehmen ist u. dergl.

Einem solchen Schauplatze entsprechen die wunderbaren Schicksale der Personen. Ihre Abenteuer beginnen bereits mit ihrer Geburt. Von ruhmreichen Vätern abstammend, werden sie meistens vor der Ehe geboren, woran die Amadisbücher mit sonderbarer Consequenz festzuhalten pflegen. Es tritt damit sogleich ein Motiv zu verwickelten Begebenheiten ein, denn die jungen Mütter müssen ihre Erstgeborenen aussetzen oder wenigstens von sich entfernen. Amadis von Gallien und Palmerin de Oliva haben eine Jugendgeschichte gleich der des Oedipus, Esplandian wird von einem Löwen in die Wildniß geschleppt, Amadis von Griechenland von Seeräubern entführt. Je mißlicher die Umstände

*) Val. Schmidt „Romane von Amadis“ in „Jahrbücher der Literatur“ (Wien 1826) XXXIII, I, 16—75. Vergl. außerdem John Dunlop's „Geschichte der Prosadichtungen“, deutsch von Felix Liebrecht (1851) 146—177.

sind, unter denen diese Findlinge erwachsen, desto glänzender erscheinen ihre Thaten.

Das Heldenthum der Amadisritter wird von Val. Schmidt auf folgende Grundlage zurückgeführt. „Die Romane vom Graal und der Tafelrunde hatten das religiöse, die Gedichte von Karl dem Großen das politische Princip zum Mittelpunkte, in den Amadisbüchern trat an deren Stelle die Liebe, die zu allen Großthaten begeisterte und riesenhafte Gefahren überwinden half. Darum sagte Don Quixote, es ist unmöglich, daß es einen irrenden Ritter ohne Dame geben könne, denn ihnen ist es so eigen und natürlich, verliebt zu sein, als dem Himmel, Sterne zu haben. Man fühlte jedoch, daß das erotische Princip an sich den anderen sehr nachstehe, und suchte dasselbe wenigstens in seiner Sphäre zu steigern und zwar durch die Ueberfeinerung der Liebe zu einem im reinen Aether taumelnden Schmachten und Sehnen." Es fehlt hier die Bemerkung, daß dieser ätherische Minnedienst in den Amadisromanen selbst häufig einer derben Sinnlichkeit Platz macht, daß sie gerne neben den platonischen Liebhaber einen flatterhaften Weiberfreund stellen und nicht nur das tiefe Sehnen schildern, sondern auch den Genuß auf eine den Verfassern unserer historischen Romane sehr anstößige Weise ausmalen. Von den Principien der älteren Ritterdichtung hatten die Amadisbücher also nur das der Liebe, wenn man will, auch das der Ehre beibehalten, doch mit dem Unterschiede, daß Ehre jetzt allein im Dienste der Liebe zu gewinnen war und die Liebe einzig die Schönheit zur Quelle hatte. Auch hier war erst das äußerste Extrem der Ruhepunkt des Idealismus. Der Prinzessin Nikaea wird eine solche Schönheit beigelegt, daß Jeder, der sie nur erblickte, das Leben oder mindestens den Verstand verlor, weshalb ihr Vater sie in einen Thurm einschloß. Ein Traum zeigt dem Ritter eine schöne Dame; er weiß zwar nicht, ob das Urbild sich wirklich unter den Lebenden befindet, aber sofort bricht er auf, um dasselbe in der weiten Welt aufzusuchen. Diese Vorstellungen von der Gewalt der Schönheit und von der Gewalt der Liebe lassen sich wohl nicht mehr steigern. Von der ersten Anschauung des Bildes der Geliebten bis zu ihrer Auffindung oder bis zur Vereinigung mit ihr giebt es stets einen weiten Weg, auf dem sich ein seltsames Ereigniß an das andere reihet, eine ununterbrochene Kette von Gefahren dem Helden den Tod drohet. Nicht nur Zweikämpfe, Turniere und Kriege, in denen der Mensch wider den Menschen streitet, stellen seinen Muth auf die Probe, sondern es sind jetzt auch die Riesen oder tückische Zauberer und mächtige Feen die Gegner des Ritters. Aber welche unglaubliche Dinge er

ausrichtet, seine Tapferkeit flößt uns, davon abgesehen, daß schon die Uebertreibung den Eindruck schwächt, keine rechte Achtung ein, weil seine Irrfahrten und Thaten fast niemals einen verständigen Zweck haben. Das Heldenthum der Amadisritter entbehrt des Gehaltes. Dies aber ist es, was den Ritter in einen Abenteurer verwandelt. Die Betheiligung an den Kämpfen wider die heidnischen Sultane, die Byzanz bedrohen, ist allerdings ein reales Motiv, wiewohl mit dem frommen Glaubensmuthe, welcher vordem die Kreuzfahrer beseelte, die Hauptsache wegfällt. Auch bekannte sich noch der Amadisritter zu dem hohen Berufe, allen Bedrängten zu helfen, namentlich Witwen und Jungfrauen zu beschützen, Riesen zu züchtigen, Ungeheuer auszurotten, wiewohl diese Zwecke von den Dichtern nur zur Motivirung phantastischer Abenteuer gemißbraucht und ohne Ernst behandelt wurden. Das Geschlecht des Amadis suchte sich also zwar zu einiger Würde zu erheben, im Allgemeinen blieb jedoch der bis zur Ungereimtheit fortgeschrittene Frauendienst die Quelle des Thatendranges. Der Ritter setzte sein Leben an die Auffindung einer Dame, die vielleicht nur in seinen Träumen existirte, er forderte Jeden, der nicht bekannte, daß seine Erkorene die schönste Frau auf der Welt sei, als einen Todfeind vor seine mörderische Lanze, er gelobte aus bloßer Ritterpflicht, die Befehle einer ihm völlig fremden Dame auszurichten, und erfuhr dann erst, daß sie etwa den Kopf eines Ungetreuen zu haben wünschte, welchen er wieder in der weiten Welt aufzusuchen hatte.

Dem Anscheine nach wird die phantastische Scenerie der Amadisbücher und das abenteuerliche Heldenthum der irrenden Ritter dadurch gerechtfertigt, daß selbst die Poesie des classischen Alterthums so viel Aehnliches darbot. Sind diese Ritter gewöhnlich natürliche Söhne berühmter Väter, so stammen viele griechische Heroen von Jupiter oder einer anderen Gottheit ab. Durchstreicht der Amadisritter die Welt, um Abenteuer aufzusuchen, um räuberische Riesen zu züchtigen, die Drachen und Löwen von der Erde zu vertilgen, oder Jungfrauen zu befreien, welche ein böses Verhängniß den Ungeheuern preisgab, so stellten sich in Griechenland Herkules, Perseus, Theseus dieselbe Aufgabe. Die Reisegedichte der jüngeren Romantik führen uns in ein Reich der Phantasie, wo Menschen und Thiere eine seltsame Gestalt haben, doch begnügt sich wenigstens Homer mit den Wundern des Mittelmeeres? Selbst dieser Dichter, dem doch die Erde noch so neu war, weist mit dem uns eingeborenen Verlangen nach der unbegrenzten Ferne auf die Hyperboreer und auf die Aethiopen hin, ja er enthüllt die Räume der Unterwelt. An die Fahrten des Jason und des Odysseus

knüpfen sich Naturwunder, Liebesabenteuer, Zaubergeschichten, so phantastisch und romanhaft, wie sie nur der ungebundene Geist der Ritterzeit ersinnen konnte. Es entspricht dieser Aehnlichkeit der Erfindungen, daß das Mittelalter die Sagen von der Argonautenfahrt, von dem trojanischen Kriege, von Aeneas, von Perseus, von Amor und Psyche, von Alexander ohne Weiteres in seine Poesie aufnahm und die griechischen Heroen unter seine Ritter versetzte, daß es sich sowohl die vielumworbene Helena als die zauberkundige Medea aneignete, weshalb man in allem Ernste das ganze Ritterthum für eine Reproduction der antiken Heroenwelt angesehen hat. Es gehört aber dennoch viel Befangenheit dazu, wenn man die Verschiedenheit der beiden Zeitalter verkennt.

Die Geschichte bestätigt den Satz, daß die Uebereinstimmung in den Sagenstoffen, in den bloßen Materialien der Poesie, weit weniger den Geist der Völker und ihrer Dichtungen charakterisirt, als die Art und Weise der Auffassung und Ausführung. Herkules, Jason, Aeneas sind keine irrenden Ritter, die einer Grille wegen in der Welt umherziehen, sondern sie gehorchen dem Zwange des Verhängnisses. Odysseus vollbrachte nicht seine gefahrvolle Reise, um zuletzt auf Ithaka eine verzauberte Prinzessin zu erlösen. So ausschweifend uns mitunter die Phantasie der Griechen erscheinen mag, in dem Wunderbaren liegt nicht der Schwerpunkt ihrer Dichtung, sondern in dem schönen menschlichen Gehalte der Charaktere, der Ereignisse und Zustände, um welchen sich die Phantastik nur wie ein Blumengewinde herumschlingt, während in den Amadisbüchern die abenteuerlichen Gebilde für sich gelten wollten, nach keiner Seite hin die Größe und die Schönheit der menschlichen Natur darlegten und das Leben in einen kindisch gewordenen Frauendienst aufgehen ließen.

Cervantes hat in seinem Don Quixote den rechten Punkt der Entartung getroffen. Er beraubt den Helden von Mancha keineswegs des ächten ritterlichen Idealismus, er schreibt ihm die edelsten Grundsätze der Ehre und Liebe zu, er stattet ihn mit der glänzendsten Tapferkeit aus. Bis dahin haben wir eine ehrwürdige und anziehende Gestalt vor uns. Alle diese Vorzüge schützen aber Don Quixote nicht vor der Lächerlichkeit, weil er keinen gesunden Menschenverstand hat. Dies ist der Fehler der Amadisbücher. Ihre Verkehrtheit liegt in der unbegrenzten Vorliebe für das Phantastische, in der Einseitigkeit und Ueberreiztheit des idealen Principes der Liebe, in der eines höheren Zweckes entbehrenden Abenteuerlichkeit der Ereignisse und der Thaten. Alles dieses läßt sich darauf zurückführen, daß die Dichter selbst nicht

so verständig waren, ihre Ideale mit einer gehaltvollen Wirklichkeit auszugleichen, weshalb sie ihre Helden zu unverständigen Menschen und die Welt zu einem Schauplatz der Thorheit machten.

Es mußte ein anderer Geist in den Roman kommen, sobald man die fingirten Ideale der Phantasie mit den Helden der Geschichte vertauschte. Blieb man auch noch dem Wunderbaren und Seltsamen zugethan, so wurde dasselbe doch gemäßigt. In der Mitte zwischen den Amadisbüchern und dem historischen Romane steht die Nachbildung des griechischen Romanes. Diesen Uebergang zeigt uns sehr deutlich die Sofonisbe des Fräuleins Madeleine von Scudéry und unsere eigene Poesie nimmt ihren Weg durch dasselbe vermittelnde Gebiet, da jenes Werk in der Uebersetzung von Zesen (1646) auch der Zeit nach beinahe an der Spitze der neueren deutschen Romane steht.

Die Sofonisbe ist ein erotischer Roman, die Liebenden sind Findlinge, sie werden getrennt und haben bis zu ihrer Vereinigung eine Menge von gefahrvollen Abenteuern zu bestehen, wobei ihr Geschick sie durch die halbe Welt führt. Hierin läßt sich ein Zusammenhang mit den Amadisbüchern nicht verkennen. Gleichwohl tritt schon in dem erotischen Theile der Dichtung eine Rückkehr zum Maße ein. Die Riesen und Zauberer sind verschwunden, die Phantasie verzichtet mit den Wundern der Magie zugleich auf jene Wunder der Natur. Dem Helden wird die Geliebte entrissen, er folgt ihr selbst in ferne Länder und findet sie etwa in der Gewalt eines Räubers oder eines mächtigen Fürsten. Die Versuche zu ihrer Befreiung bringen ihn selbst in Gefangenschaft und Todesgefahr. Sie entfliehen, sie werden ergriffen und wieder gerettet. Diesen Schicksalswechsel zu motiviren sind aber keine übernatürlichen Dinge in Bewegung gesetzt, sondern es reicht aus, daß sich häufiger als gewöhnlich Schiffbrüche und Erdbeben ereignen, daß Räuber und die Wachen der Fürsten Länder und Meere durchziehen. Einsame Seeufer und Wälder, verfallene Thürme und ähnliche Dinge, die zum Schmucke der Scene dienen, sind bereits der Romantik des wirklichen Lebens, nicht mehr dem erträumten Wunderreiche der Einbildungskraft entnommen. Auf die Annahme eines Weltzustandes, der uns allerdings abenteuerlich erscheint, aber für manche Perioden der Geschichte nicht undenkbar ist, beschränkten sich die Romane des Jamblichus und Heliodor. Wie diese selbst nicht mehr die phantastischen Elemente der alten griechischen Heldendichtung aufnahmen, so folgte die Scudéry in der Sofonisbe den Amadisbüchern nur noch mit großer Enthaltsamkeit und schloß sich lieber an den griechischen Roman an. Die Sofonisbe hat aber auch schon ihre historische

Seite. Die Liebenden sind Königskinder, die in die Welt hinausgestoßen, einem sichern Untergange preisgegeben scheinen und dennoch endlich wieder in den Besitz ihrer Reiche gelangten. Kleomedes stammt zwar nur von einem fingirten afrikanischen Fürstenhause ab, Sofonisbe ist aber die Tochter des Syphax. Wie sehr der Krieg ihres Vaters gegen Massinissa und die Römer im Hintergrunde bleibt, sie selbst und ihr Schicksal gehören der Wirklichkeit an. Damit kam in die Charaktere Haltung und ein bestimmter, ernster Gang in die Begebenheiten. Selbst die Erotik ist nun nicht mehr jenes verzückte Pathos, jener phantastische oder gar sittenlose Frauendienst. Die Personen haben eine Seele erhalten, sie sind gefühlvolle, doch auch vernünftige Menschen. Der Roman schildert nicht mehr einzig die Abenteuer der Liebenden, wir werden finden, daß er auch sittliche Grundgedanken entfaltet und sogar in religiösem Sinne an eine Weltordnung anknüpft.

Der Geschichtsroman schlug denselben Weg ein und vollendete die Umgestaltung der Amadisdichtung. Anfangs schien die Phantasie freilich noch immer die früheren Anschauungen festzuhalten. Man entlehnte Manches aus den Fabeln des Alterthums. So säugte eine Bärin den Cheruskerknaben, der nachmals zu dem Helden Arminius erwuchs. Unzählige Dinge sind namentlich bei der Beschreibung von Kunstwerken und allegorischen Maskenfesten aus der alten Göttersage genommen. Man war sich auch des Zusammenhanges mit Heliodor bewußt. In den Vorreden wird bisweilen die Romandichtung durch das Beispiel des angesehenen Bischofs von Tricca gerechtfertigt und man stößt hin und wieder auf eine Entlehnung. Bei Lohenstein z. B. geräth eine gothische Fürstin in große Verlegenheit, weil sie ein schwarzes Kind gebiert, ebenso bei Heliodor die äthiopische Königin, weil Chariklea mit weißer Hautfarbe zur Welt kommt. Bei Bucholtz schreibt Valiska auf ihrer unfreiwilligen Reise zu den Parthern von Zeit zu Zeit ein Zeichen an, um den nachfolgenden Freunden den Weg anzudeuten, auf dem man sie entführt. Theagenes und Chariklea verabredeten, sich auf dieselbe Weise zu helfen. Auch von den Amadisbüchern trennte man sich nicht sogleich. Wie diese gerne zwei Ritter neben einander stellten und die Heldengeschichte von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzten, so treten auch Herkules und Ladisla, Herkuliskus und Herkuladisla neben einander auf, indem der ältere Roman die Geschichte der beiden Väter erzählt, der jüngere von ihren beiden Söhnen handelt. In den Amadisbüchern beraubt der Anblick der schönen Nikaea die Männer des Verstandes oder des Lebens; bei Bucholtz verfällt ein fränkischer Prinz, der Valiska gesehen und die-

selbe ohne Hoffnung liebte, in Tiefsinn. Dort zeigt ein Traum dem Amadisritter das Bild einer schönen Dame, die er nun zu seiner Herzenskönigin erwählt; dasselbe begegnet in Ziegler's Banise dem Prinzen Balacin. Valiska wurde von Räubern gefangen und dem parthischen Könige zum Geschenke bestimmt. Sie hatte männliche Kleidung angelegt und galt lange Zeit für einen Knaben. Herkules folgte der Geliebten nach Asien, ihm wieder folgte Ladisla, um den verschollenen Freund aufzusuchen. An ihre Reisegeschichte knüpfen sich Zweikämpfe, Turniere und andere Abenteuer. Diese Begebenheiten entsprechen genau dem Gange, den die Phantasie in den Amadisbüchern zu nehmen pflegte. Die späteren Dichter bewiesen hiebei mehr Unabhängigkeit als Bucholtz. Manches ging jedoch aus der Ritterdichtung in die meisten neueren Romane über. So der Umstand, von dem sich freilich schon im Alterthume viele Beispiele finden, daß Helden und Heldinnen von unbekannter Herkunft zuletzt an irgend einem Zeichen, sei es, daß ihnen ein besonderes Merkmal ihrer Familie angeboren war, oder daß ihre Eltern ihnen, als sie in ihrer Kindheit ausgesetzt wurden, besondere Kleinodien mitgaben, als die Nachkommen eines berühmten Geschlechtes erkannt werden und ferner, daß sich, durch eigenthümliche Verhältnisse dazu veranlaßt, Jünglinge in Mädchen und Jungfrauen in Jünglinge verkleiden und einige Zeit hindurch ihre Umgebung täuschen, was dann viel Verwirrung verursacht.

Trotz dieser Verwandtschaft der Erfindungen und offenbaren Entlehnungen sind jedoch die Dichtungen der beiden Zeitalter nicht in dieselbe Klasse zu setzen. Denn noch entschiedener als in jenem Seitenstücke zum griechischen Romane tritt in den neueren historischen Romanen die Rückkehr zu Natur und Wahrheit hervor. Wir schweben nicht mehr wie in einem Luftschiffe über der Erde, sondern betreten festen Boden. Man hat sich gar zu sehr daran gewöhnt, die Mängel, welche an den historischen Romanen der französischen Dichter, selbst des Calprenède und der Scudéry, gerügt werden, auch den deutschen Romanen dieser Art zuzuschreiben. Es ist wahr, daß unsere Dichter ebensowenig wie jene die geschichtlichen Thatsachen mit Treue darstellen wollten oder konnten, daß sie die Personen, welchem Zeitraume und welcher Nation sie auch angehörten, gerne in ein ritterliches oder in ein modernes Gewand kleideten, weshalb nun doch die Geschichte sich mehr oder weniger in ein bloßes Phantasiebild umwandelte. Man darf aber nicht den bedeutenden Unterschied übersehen, daß die französischen Dichter, wenn sie dieses Gemisch von Traum und Wahrheit

mit der Wirklichkeit in Zusammenhang bringen wollten, meistens keine gehaltvollere Realität aufzufinden wußten, als das neuere Pariser Hofleben mit seinen politischen Intriguen und galanten Liebesabenteuern, die deutschen Dichter hingegen nach ihrem größeren Ernste das Menschenleben selbst in's Auge faßten und den Geschichtsroman zum Spiegelbilde der moralischen Welt machten. Nur von dem Herzoge von Braunschweig wissen wir bestimmt, daß er in seine Romane Hofbegebenheiten der Gegenwart eingeflochten. Wir werden jedoch sehen, daß er an solchen Erzählungen absichtlich alles Besondere tilgt, die Thatsachen bis zur Unkenntlichkeit verändert, damit sie nicht durch den flüchtigen Reiz einer Tagesgeschichte die bloße Neugier vergnügen, sondern nach ihrem dichterischen Werthe und nach ihrer allgemeinen sittlichen Bedeutung aufgefaßt werden. Die Sofonisbe und der Ibrahim, die älteren und unberühmteren Dichtungen der Scudéry, die Zesen übersetzte, entsprachen noch dieser Richtung des deutschen Romanes, da sie erst in der Clélie Ludwig XIV., Scarron, die Maintenon und Ninon de l'Enclos in römische Masken steckte.

Wie sehr nun auch in den historischen Romanen die Geschichte entstellt wird: seitdem die Dichtung das Ritterideal mit dem allgemeinen Musterbilde der Sittlichkeit vertauschte, sind die Personen wieder Menschen, deren Charaktere sich nach Dem formen, was in der Wirklichkeit für vernünftig, edel und geziemend gilt, deren Interessen mehr und mehr den Gehalt und die Mannichfaltigkeit desjenigen Lebens abspiegeln, welches anzubauen unsere Bestimmung ist. Jenes phantastische Dasein, das außer dem sehr willkürlichen Schönheitsbegriffe keine Schranke anerkannte, verwandelt sich wieder in eine Welt, die sich der Wahrheit und dem Gesetze unterordnet. An die Verirrungen des Herzens und die Frevel der Leidenschaft wird nun wieder ein sittlicher Maßstab angelegt. Unter den Kundgebungen der Seelengröße steht, wie es der Gebrauch der neueren Romandichtung fordert, die standhafte Treue obenan, mit welcher ein liebendes Paar trotz aller Verlockung und Verfolgung an einander festhält. Außerdem wird vornehmlich jene edelmüthige Resignation gefeiert, welche die theuersten Wünsche und Hoffnungen der sittlichen Nothwendigkeit zum Opfer bringt. Wie sehr unterscheiden sich solche Siege von den Heldenthaten der irrenden Ritter. Es ist unglaublich, auf welche mannichfache Weise und mit welcher sinnigen Beobachtung des Herzens in diesen Romanen, namentlich in denen von Lohenstein und dem Herzoge von Braunschweig, das sittliche Leben sowohl nach seiner lichten, wie nach der düstern Seite hin entfaltet ist. Der Charakter der Kaiserin Octavia

muß zu den reifsten Idealanschauungen aller Zeiten gezählt werden. Unmöglich konnte sich so viel Seelengröße mit dieser stillen Demuth, so viel Festigkeit mit dem zartesten Gefühle verbinden, wenn sich die Dichtung nicht wieder unter den Geist des Christenthums gestellt hätte. Bucholtz versprach den Lesern seiner Romane eine Erquickung nicht nur für ihr Weltwallendes, sondern zugleich für ihr Geisthimmlisches Gemüth. Hinter diesen altmodischen Worten steckt eine Sache von großer Bedeutung. Man fühlte, daß man die Religion zu Hülfe nehmen müsse, um eine Reform der verdorbenen Ideale des Ritterromanes durchzuführen. Zesen war kein Geistlicher und unternahm es dennoch, in der Assenat der sinnlichen eine heilige Liebe entgegenzustellen, obgleich in der Erwartung, daß die Welt darüber „die Nase rümpfen würde".

Wie zu einer sittlichen Lebensordnung, so bekannte sich der Geschichtsroman auch wieder zu Gott. Die Amadisdichtung war in dieser Hinsicht selbst hinter dem griechischen Romane zurückgeblieben, welcher, um den Menschen von dem trostlosen Gefühle der Verlassenheit zu befreien, wenigstens den alten Glauben an die delphische Schicksalsstimme aufrecht erhielt und durch prophetische Träume auf das unsichtbare Walten der Götter hinwies. Seltsam genug hatte selbst der Bischof von Tricca seine Geschichte ohne alle Noth in die heidnische Zeit verlegt und den beiden Liebenden in ihrer Bedrängniß die feste Zuversicht zu dem Gott der Christen vorenthalten. Wenn nun der Roman zur Wirklichkeit zurückkehrte, so konnte er nicht weiter mit den untergeordneten Schicksalsmächten, mit der Gunst oder Ungunst der Feen und Zauberer spielen. Der Ernst des dargestellten Lebens verlangte, daß der Mensch mit seinem wechselvollen Dasein wieder in eine vernünftige Weltordnung eingereihet wurde. Die neuen Romane sollten daher nach der Absicht der Verfasser eine Schule der Geduld eröffnen; sie sollten durch den Ausgang der Ereignisse den Glauben befestigen, daß eine höhere Macht das Verworrene ordne, Jedem sein Loos mit Gerechtigkeit zuwäge und Alles herrlich hinausführe. Darum war die Religion diesen Dichtern eine ernste Angelegenheit. Die emsige Heidenbekehrung in den Romanen des Superintendenten Bucholtz ist nicht als ein bloßes Zubehör zu seinen amtlichen Pflichten zu betrachten. Auch der Herzog von Braunschweig verbrannte in der Aramena mit Eifer die Tempel der Abgötter und seine Octavia ist nach einem wesentlichen Bestandtheile im engeren Sinne ein christlicher Roman. Zesen wählte seinen Helden zweimal aus der Bibel. Lohenstein vertiefte wenigstens das Heidenthum, welches ihn die chronologischen Beziehungen seines

Gegenstandes beizubehalten nöthigten, durch die Hineinbildung christlicher Anschauungen und erörterte gerne religiöse Fragen und Wirren, wie er sogar die Reformation in seine Darstellung hineinzog.

So war der Geist der Dichtung ein ganz anderer geworden und schon Bucholtz, der mit seiner Phantasie noch in der älteren Ritterwelt zu weilen scheint, vollbrachte, wie wir unten genauer nachweisen werden, die völlige Umbildung und damit auch die Beseitigung der Amadisromane. Für seine Nachfolger waren dieselben nicht mehr vorhanden und Zesen hatte von Anfang an eine ganz selbständige Stellung eingenommen.

Vergleicht man diese Romane nach den historischen Gegenständen, die ihnen zum Grunde liegen, so wird man eine überraschende Mannichfaltigkeit gewahr, denn es sind nur wenige und sehr allgemeine Beziehungen vorhanden, nach welchen mehre zu einer Gruppe zusammentreten. Ehe wir hierauf eingehen, müssen wir jedoch die Bemerkung vorausschicken, daß die Verfasser oft von Königen und Königskindern handeln, die nie gelebt haben, von Schlachten, die nie geschlagen, von Verträgen, die nie geschlossen sind. Dennoch hat auch diese erdichtete Weltgeschichte insofern eine historische Seite, als sie uns in den meisten Fällen wenigstens zu bestimmten Völkern hinführt, ihre Verhältnisse, ihre Denkart und Sitten berücksichtigt, an besondere Zeitumstände und Oertlichkeiten anknüpft. So ist in den Erfindungen, wenn auch mit groben Anachronismen, wenigstens ein Gleichniß des geschichtlichen Lebens nachgebildet und zwar nicht den Thatsachen, aber wohl der Beschaffenheit nach eine reale Welt vorhanden, während sich der Ritterroman nach seinem phantastischen Idealismus absichtlich von der Wirklichkeit entfernte. Bisweilen wurden jedoch auch die Erdichtungen durch ein historisches Ereigniß mit der Geschichte selbst in Zusammenhang gebracht und in einigen Romanen gelangt die letztere allerdings schon zur Geltung.

Bei der Wahl der Gegenstände trat zunächst auf eine schöne Weise der Sinn für das Vaterland hervor, was um so höher zu veranschlagen ist, als sonst die Wirren des langen Krieges das Nationalgefühl sehr getrübt hatten und dem Nationalstolze alle Berechtigung entzogen zu haben schienen. Zesen's Rosemund ist kein historischer Roman, enthält aber dennoch eine episodische Einlage über die Gestaltung der deutschen Culturzustände. Bucholtz verherrlichte in seinen beiden Dichtungen deutsche Fürsten. Der tapferste und edelmüthigste Held in der Aramena des Herzogs von Braunschweig ist wiederum ein deutscher Fürst. In der Octavia knüpfte der Verfasser schon an eine historische Ueber-

lieferung an, während in den obigen Romanen die deutsche Urzeit mit ihren Fürsten nur noch ein Phantasiebild war. Leider bot ihm die deutsche Geschichte im Zeitalter Nero's wenig Ruhmvolles dar. Thumelicus, der Sohn Hermann's und Italus, der Sohn des Flavius, wiesen nur auf den Verfall des Cheruskerreiches hin. Jenen läßt der Herzog ein heimatloses, durch schmerzliche Täuschungen getrübtes Leben führen und auf einer fernen Insel, beinahe verlassen und unbemerkt, sein Grab finden. Italus gründet ein Fürstenhaus in Indien, was wohl für eine Anspielung auf die europäische Colonisation zu nehmen ist. Im Arminius endlich äußerte sich das vaterländische Interesse mit aller Klarheit und Stärke, da Lohenstein der Geschichte selbst dasjenige Ereigniß entnahm, welches unserm Alterthume die höchste Auszeichnung erwarb.

Ferner fand von den großen Erscheinungen der Vergangenheit besonders die Geschichte der Römer Beachtung, wozu das neu aufblühende Studium der alten Historiker, namentlich des Tacitus, beitrug. Bucholtz ging nur bis auf das dritte Jahrhundert nach Christus zurück. In seinem Herkules betheiligen sich Römer und Deutsche mit gleichem Ruhme an dem Aufstande der Provinzen des Partherreiches wider Artabanus IV.; im Herkuliskus dient der Krieg der Römer gegen Sapores I. zur historischen Grundlage. Die Octavia stellt Rom zur Zeit des Nero und seiner nächsten Nachfolger dar. Lohenstein ging, um ein Bild von den Gegnern der Deutschen zu entwerfen, mit Interesse auf die römischen Zustände unter Augustus und Tiberius ein. Der Herzog von Braunschweig und Lohenstein folgten ihrem Vorbilde Tacitus darin, daß sie die römische Geschichte zu einer Geschichte der damaligen Welt erweiterten. Man wandte die Blicke auch gerne nach Asien und so hat die Geschichte der Parther, Armenier, Medier unseren Romanen einige der vornehmsten Helden geliefert. Ziegler wählte ein Ereigniß aus der Geschichte Hinterindiens, das sich jedoch in neuerer Zeit, nämlich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts zugetragen. Bei Lohenstein, der in seinem Hermann kein Volk übergehen wollte, waren die Indier ebenfalls zu ihrem Rechte gelangt und selbst die Chinesen und die Mongolen. Endlich ist auch das Alterthum der Bibel dargestellt worden, jedoch nur von Zesen und nicht zugleich, wie man häufig liest, in der Aramena des Herzogs von Braunschweig. Dieser Roman bewegt sich um einen erdichteten Krieg der Syrier gegen die Assyrier und wenn auch einige seiner Personen der biblischen Ueberlieferung angehören, so sind dieselben am wenigsten in patriarchalischem Sinne aufgefaßt. Nur der Erzvater Jakob erscheint einmal bei einer unbe-

deutenden Veranlassung als ein einfacher Hirtenfürst auf dem Schauplatze, der Roman bezeichnet ihn jedoch wegen seiner freiwilligen Armuth als einen Sonderling.

Dieser Geschichtsstoff wurde nun auf die mannichfachste Weise behandelt. Einige allgemeine Hinweisungen mögen auf die später folgende Charakteristik der einzelnen Romane vorbereiten. Im Ganzen zerfallen die geschichtlichen Romane in zwei Klassen. Es ist entweder das historische Interesse an Ereignissen und Zuständen vorwiegend, so daß auch die Helden hauptsächlich nach ihrem Antheil an dem öffentlichen Leben als Regenten, Staatsmänner, Feldherren, ihre allgemein menschlichen Eigenschaften und Beziehungen aber erst in zweiter Linie geschildert werden, oder der Dichter hat es vornehmlich auf ethische Charakter- und Lebensbilder abgesehen, die nur einen historischen Hintergrund erhalten. Beinahe alle Romane, die in dieser Zeit verfaßt wurden, gehören, wie wir bereits angedeutet haben, zu dieser zweiten Klasse. Sie machen die Geschichte mit ihren Helden und Ereignissen zu einem Spiegelbilde der sittlichen Welt. Man kann sie in anderer Hinsicht auch erotische Romane nennen. Denn davon abgesehen, daß die Hauptpersonen immer liebende Paare sind, deren Herzensangelegenheiten mit ihren politischen Interessen und Verhältnissen, welcher Art sie auch sein mögen, im engsten Zusammenhange stehen, ist die Liebe überhaupt das gewöhnlichste Motiv aller Handlungen und die Ursache aller Ereignisse. Damit kehren diese Romane jedoch nur scheinbar zu den Amadisbüchern zurück. Denn die Liebe ist nicht mehr jener schwärmerische Gefühlslurus, der sich von jeder Zurechnung freisprach. Sie ist hier, wie in der gesammten neueren Poesie, nur die stärkste und thätigste Triebfeder des sittlichen Lebens. Sie ergreift das Gemüth auf das Tiefste, um es mit der größten Entschiedenheit nach allen Seiten hin zu entfalten. Sie ist nicht einzig das Leben der Seele, sondern der Schlüssel, welcher die geheimen Kammern des Herzens aufschließt, aus denen dann die edelsten wie die verwerflichsten Gedanken und Leidenschaften hervorbrechen, um auch in Dinge anderer Art einzugreifen. Darum ist dieser erotische Roman, eben weil er erotisch ist, zugleich eine ethische Dichtung. Doch auch diejenigen Schriftsteller, welche sich auf diesen Standpunkt beschränkten, verfolgten gewöhnlich noch ein Nebeninteresse. So bekämpfte Bucholtz das Heidenthum, der Herzog schilderte mit innigem Antheil die Zustände der ersten christlichen Gemeinden, Beide strebten ihr deutsches Vaterland zu verherrlichen und Ziegler stellte die Kriegszüge und Schlachten mit solchem Eifer dar, als ob er von Beruf ein Soldat

gewesen wäre. Eine völlige Ausnahme macht Lohenstein. Bei ihm verschlang die Liebesgeschichte keineswegs die Staats- und Heldengeschichte, der ethische Gesichtspunkt ließ anderen Interessen Raum. Es war auf Lohenstein Etwas von dem historischen Sinne des Tacitus übergegangen und außerdem achtete er auf Alles, was im Bereiche der Wissenschaften liegt. Neben ihm verdient in dieser Hinsicht auch Zesen genannt zu werden, der in der Assenat seinen Josef als einen thätigen Beamten, nicht bloß als einen Liebeshelden zeichnete, und in seine Erzählung eine eingängliche Schilderung der ägyptischen Alterthümer einflocht.

Zweitens ist im Allgemeinen der Behandlung der Geschichtsstoffe eigenthümlich, daß Personen und Ereignisse meistens ohne Rücksicht auf ihr Zeitalter ganz so dargestellt werden, als ob sie der Gegenwart angehörten. Ein Gelehrter wie Lohenstein hatte das Verlangen, seine Kenntnisse, seine Philosophie, seine schulmäßige Rhetorik in die Dichtung niederzulegen. Ein gewandter Weltmann, wie namentlich der Herzog von Braunschweig, wollte seine Bekanntschaft mit dem modernen Hofleben nicht unbenutzt lassen. Es trieb ihn, die feineren Umgangssitten, die tactvollen und höflichen Gespräche, sogar die kostbaren und geschmackvollen Anzüge der Herren und Damen zu schildern, zumal da er wußte, daß solche Bilder aus der vornehmen Welt seinen Lesern nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung dienten. Denn die Vorrede der Aramena bezeichnet diese Romane als Hof- und Adelsschulen und rühmt es, daß lauter fürstliche Personen in ihnen auftreten. Ein bürgerlicher Dichter wie Bucholtz befaßte sich freilich auch mit Personen ohne Rang und „bestäubte seinen Roman mit der Gemeinschaft des Pöbels", wiewohl bei ihm die Ritterwelt mit ihrem malerischen Glanze im Vordergrunde steht. So sind auch bei den Anderen wenigstens die ersten Rollen immer vornehmen Leuten zugetheilt. Zesen rühmte es an dem Ibrahim der Scudéry, daß dieser Roman uns lauter Helden und fürstliche Menschenbilder vorführe. Die Aramena wird uns zeigen, mit welcher erstaunlichen Unbefangenheit ein Esau oder die Töchter des Hiob in fürstliche Personen umgewandelt sind. So wurden die ältesten geschichtlichen Ueberlieferungen der Gegenwart angepaßt, um bald dieses, bald jenes Element aus dem Culturgehalte der neueren Zeiten in sich aufzunehmen. Zesen's eigene Romane wichen hierin von denen der anderen Dichter ab. Sein Simson ist durch mancherlei Auswüchse entstellt, in der Assenat finden wir jedoch eine verhältnißmäßig sehr treue Auffassung des Alterthums, und als er in der Rosemund ein modernes Liebesleben schildern wollte, nahm

er lieber gar keinen historischen Stoff, sondern schrieb einen Familienroman aus der Gegenwart.

Von anderen allgemeineren Eigenthümlichkeiten der Darstellung wäre noch die zu bemerken, daß man einander nach dem Beispiele der französischen Dichter durch großartige und umfangreiche Compositionen zu überbieten strebte. Nur Zesen folgte wieder nicht der herrschenden Sitte und auch Ziegler begnügte sich in der Banise mit einem mäßigen Bande. Jedes Werk der Anderen besteht eigentlich aus mehren selbständigen Romanen, die in einander geschoben sind, und enthält außerdem eine Menge von Episoden. Freilich sind die verschiedenen Erzählungen gewöhnlich in einigen Zusammenhang gebracht, indem Personen, von denen die eine handelt, in einer anderen wiederkehren oder die Begebenheiten einander berühren, und das Ganze rundet sich zuletzt doch ab, da am Schlusse jede Verwickelung ihre Auflösung erhält und die einzelnen Bestandtheile zusammenwirken. Die Amadisbücher hatten es nicht bis zu dieser Geschlossenheit der Form gebracht. Die Verfasser der Geschichtsromane lehnten sich an die Historiker an und darum kam in ihre Darstellung einige Methode. Leider waren die Annalen des Tacitus, mit denen sich namentlich Lohenstein und der Herzog von Braunschweig so viel zu thun machten, nicht das beste Vorbild, da sie sich wegen der Mannichfaltigkeit der Begebenheiten, über die sie berichten, aus lauter fragmentarischen Erzählungen zusammensetzen. Vielleicht ist es dem Beispiele des Tacitus zuzuschreiben, daß man so viel Gewicht auf eine episodische Anordnung des Planes und auf die Einschaltung von Episoden legte. Man übersah, daß auf diese Weise die Darstellung der Haupthandlung ohne Noth zerstückelt wurde und was ein noch erheblicherer Nachtheil war, daß sie einen äußerst schleppenden Gang erhielt, da sie nach jedem kleinen Schritte stillstehen mußte, um eine der unzähligen Episoden aufzunehmen, die sie alle zu einem Ganzen verbinden sollte. Je umfassender die Dichtungen sind, desto merklicher tritt dieser Mangel an Bewegung hervor. Die Charaktere der Helden selbst leiden darunter. Sie schwanken beständig in ihren Entschlüssen und haben sich jeder frischen Thätigkeit zu enthalten, um nicht auf einem zu kurzen Wege an das Ziel zu gelangen. Andererseits sind diese Episoden bewundernswürdig, weil sie einen unglaublichen Reichthum an Erfindungen enthalten. Wir sind gewohnt, dem 17. Jahrhundert die Unfähigkeit zu einer idealen Erhebung, eine nüchterne Denkweise und so auch den Mangel an Phantasie zum Vorwurfe zu machen. In Betreff der Erfindung beschämen diese Romane jedoch manches gepriesene Zeitalter. Man bewundert den

Anekdotenschatz der italienischen Novellenliteratur; aus wie vielen Quellen haben aber die Sammler ihre Sachen hergeholt und wie bald begannen sie einander auszuschreiben. Unsere Romane enthalten eine große Menge von anziehenden, zum Theil ganz ausgezeichneten Erzählungen, zu denen Niemand eine Quelle kennt.

Sonst wüßte ich nichts anzugeben, was den Geschichtsromanen dieser Zeit als ein gemeinsames Merkmal zukäme und wir haben auch bisher bereits bei jedem Punkte mehre Ausnahmen anführen müssen. Höchstens wäre noch die Vorliebe für Beschreibungen zu erwähnen, aber auch hier würden gleich wieder die einzelnen Romane zu sondern sein, da in manchen die Schönheit der Helden und Heldinnen, in anderen malerische Gegenden, in anderen prächtige Zimmer und Kunstwerke, in anderen wieder Baudenkmäler oder Maskenfeste, aber in keinem Alles zugleich beschrieben werden. Sagt man, daß in diesen Romanen die Darstellung mit Gelehrsamkeit und Reflexionen überladen sei, wo findet man hievon Beispiele außer bei Lohenstein und etwa bei Zesen? Spricht man von einem schwülstigen Style, der überdies mit gesuchten Gleichnissen und spielenden Antithesen verziert worden ist, so paßt dies wieder allein auf Ziegler und nur zum Theile noch auf Lohenstein und Zesen. Ja derselbe Dichter ist sich nicht in allen seinen Werken gleich. Von Zesen heißt es, daß er kurze epigrammatische oder sentenzenartige Sätze geliebt. Durchweg in diesem Tone ist aber erst der Simson geschrieben, während die älteren Romane, namentlich die übersetzten, sich durch einen vollen und leichten Strom der Rede auszeichnen.

Nur dieses noch war allen Dichtern gemein, daß sie mit vaterländischem Sinne die deutsche Poesie auf eine gleiche Stufe mit den gepriesensten Dichtungen des Auslandes zu erheben und namentlich der unbeholfenen und mit fremden Wörtern entstellten Muttersprache ihre Reinheit, Kraft und Schönheit wiederzugeben strebten.

Philipp von Zesen.

Er wurde 1619 in dem chursächsischen Dorfe Prirau geboren, wo sein Vater Geistlicher war, und studirte in Halle, Wittenberg und Leipzig. Nachdem er viele Reisen in Deutschland und Holland gemacht, erwählte er Hamburg zu seinem Wohnorte und starb hier 1689, ohne ein Amt bekleidet zu haben.

In dem Rosenorden, den er 1643 zu Hamburg stiftete, hieß er der Fertige. Dieser Beiname war für ihn insofern passend, als er seine zahlreichen Schriften mit großer Leichtigkeit fertig machte, in anderer Hinsicht kommt ihm jedoch eher die Bezeichnung eines rastlos Suchenden zu, der niemals ein Fertiger wurde. Zesen liebte die Wissenschaften und galt für einen gelehrten Mann. Bisweilen hat er an seine Dichtungen einen Commentar angehängt, welcher Sentenzen und Parallelstellen aus den Schriften des Alterthums und mancherlei antiquarische, mythologische und historische Bemerkungen enthält. Er untersuchte das Charakteristische der verschiedenen Versarten und machte sich namentlich dadurch bekannt, daß er mit philologischem Interesse den Stämmen und der Grundbedeutung der deutschen Wörter nachforschte, um alles Fremde aus der Sprache zu entfernen und den Sachen statt der gebräuchlichen nichtssagenden Namen eine Bezeichnung zu geben, die ihre innerste Beschaffenheit ausdrückte. Wir werden Schriften von Zesen kennen lernen, in denen seine Rede durchaus einen natürlichen Ton und eine leichte, gefällige Bewegung hat, in anderen dagegen ist jedes Wort studirt und ausgeklügelt, so daß sie uns an Vossens Neuerungssucht und philologisches Halbdeutsch erinnern.

Zesen war eine dichterische Natur. Wie er einer Sammlung seiner lyrischen Gedichte den Titel Frühlingslust beilegte, so wurde sein Herz von der Frühlingslust der Poesie durchweht. Ihm war ein regsames, bewegliches Gefühlsleben eigen, das sich auch in seiner Freude an der Natur und an der Musik kundgab, jener Trieb, sich alles Wirk-

liche in ein idealisches, blühendes Phantasiebild zu verwandeln, und er gab daher sogar seinen sprachlichen Schriften eine poetische Einkleidung. Leider war er als Dichter zu sehr Philolog, weshalb er selbst seine Lieder oft durch gelehrte Hirngespinste verdarb, und als Philolog zu sehr Poet, weshalb seine ernstgemeinten Forschungen oft in phantastische Einbildungen ausliefen.

Seine Romane zeigen ihn uns zunächst ebenfalls als einen Suchenden, der es grundsätzlich verschmähete, die ausgetretenen Wege der Anderen zu gehen. Er übersetzte den Ibrahim (1645) und die Sofonisbe (1646) der Scudéry, aber seine Rosemund (1645), die er gleichzeitig dichtete, hat weder mit diesen französischen Romanen, noch mit den Amadisbüchern das Geringste gemein. Ebenso wenig sind Assenat (1670) und Simson (1679) nach Inhalt oder Form aus der herrschenden Zeitrichtung hervorgegangen. Die Rosemund enthält manches Ungeschickte und an der Heldin selbst, die erst als Schäferin in die Einsamkeit flieht, weil sie ihren Geliebten untreu glaubt und dann, als Verhältnisse ihre Verbindung mit demselben hindern, sich in Schwermuth aufzehrt, kann man die zu zärtliche Natur tadeln, doch ist die Situation mit Klarheit eingeleitet und die Stimmung, welche dieses sentimentale, „sterbeblaue" Seelengemälde durchdringen sollte, mit Consequenz dargelegt. Die Assenat ist eine so würdige und ansprechende Dichtung, wie man sie von diesem Zeitalter kaum erwartet, der Simson dagegen ein in jeder Hinsicht abenteuerliches und mißrathenes Product. Trotz der heftigsten Anfeindungen fanden Zesen's Romane Beifall. Der Ibrahim wurde 1665, die Sofonisbe 1674 nochmals aufgelegt. Von der Rosemund kennt Joerdens zwei neuere Ausgaben (1657, 1664), ebenso von der Assenat (1671, 1679); nur der Simson wurde nicht weiter begehrt.

Die Afrikanische Sofonisbe, eine Liebesgeschichte, aus dem Französischen. Drei Theile. Amsterdam 1646. 12.

Inhalt.

Abenteuer der Sofonisbe und des Kleomedes auf Cypern.

Polidor, ein Beamter des Schaltkönigs von Cypern, wurde nach Karpatien*) verschlagen. Er sah am Strande eine Menge Todter, die theils in Folge eines Schiffbruches, theils im Kampfe umgekommen waren. Ferner entdeckte er in einer Höhle den jungen Kleomedes, der schwer verwundet war, und die überaus schöne Sofonisbe, die jenen für ihren Bruder ausgab. Er nahm beide in sein Schiff und brachte sie zu seiner Mutter nach Cypern. Hier wurden die Gäste zwar wohl gepflegt, aber bald geriethen sie in eine große Noth. Polidor mußte nämlich wieder verreisen. Sein Bruder, der sich in Sofonisbe, und seine Schwester, die sich in Kleomedes verliebte, suchten jetzt durch tausend Ränke das Paar zu trennen, von welchem sie bald merkten, daß es durch eine andere als die geschwisterliche Zärtlichkeit verbunden war. Polidor kam endlich zurück. Da er seinen Bruder durch nichts bewegen konnte, Sofonisben zu entsagen, machte er aus Eifersucht und Rache den Schaltkönig auf seine schöne Beute aufmerksam und dieser schickte seine Leibwache nach den Fremden. Polidor bereute jetzt, was er gethan, noch andere Umstände regten ihn auf: er eilte in ein dunkeles Zimmer, wo sich Sofonisbe befand, und ermordete sie. Sein Bruder sah die Leiche und erstach sich über derselben.

Doch nicht Sofonisbe, sondern eine Andere, die mit ihr die Kleider getauscht, war getödtet. Während der Verwirrung im Hause entflohen Kleomedes und Sofonisbe. Bald aber wurden sie angehalten und vor den Schaltkönig gebracht. Man beschuldigte sie sogar, den Bruder des Polidor ermordet zu haben. Der Schaltkönig wollte damals mit Androfile, einer verschmitzten Witwe, die kein Verbrechen scheute, seine Hochzeit feiern. Gleichwohl verliebte er sich in Sofonisbe und Androfile in Kleomedes. Er wünschte bei der Untersuchung Sofonisbe unschuldig zu finden und Kleomedes verurtheilen zu können, Androfile dagegen begünstigte den letzteren und wollte jene verderben.

*) Die Insel Carpathus zwischen Creta und Rhodus.

Damit nur ein Opfer falle, bezüchtigt Jedes von den Angeklagten jetzt sich selbst der Mordthat, der König aber befiehlt, um Androsile zum Schweigen zu bringen, daß beide sterben. Nun brach ein Erdbeben aus, weil man, wie ein Wahrsager behauptete, Unschuldige verdammt hatte. Der Schaltkönig und alles Volk eilten in einen Tempel, um die Götter zu versöhnen. Die Gefangenen aber wurden von einem unbekannten alten Manne aus dem Kerker geführt. Sie flohen, fielen jedoch Räubern in die Hände, die sie in ihre Höhle schleppten. Der Roman schildert die wilde Wirthschaft derselben und theilt ihre Unterhaltung mit, die sich um listige und frevelhafte Thaten bewegt. Da bringt der Räuberhauptmann seinen Leuten die Nachricht, daß ihnen von den Wachen des Königs die höchste Gefahr drohe. Alle eilen davon und das Paar sieht sich unvermuthet frei. Nachdem sie dann wieder einer neuen Gefangenschaft kaum entgangen sind, finden sie in einer einsamen Höhle, wo ein junger Mann seine Tage in tiefer Traurigkeit zubringt, eine Zuflucht. Sie können ihm die Nachricht geben, daß seine Frau, die er ermordet glaubt, noch lebe. Er eilt nach Salamis, wo er sie wirklich findet. Seinem Versprechen gemäß will er zu seinen Gästen, die seiner Fürsorge bedürfen, recht bald zurückkehren. Auf dem Heimwege trifft er mit zwei Greisen zusammen, mit Klitofon und Kleoxenes. Sie sind die Pflegeväter jenes Paares und erfahren zu ihrer größten Freude den gegenwärtigen Aufenthalt desselben.

Herkunft und erste Schicksale des Kleomedes und der Sofonisbe.

Klitofon erzählte seinem neuen Bekannten die Geschichte ihrer Pfleglinge. Die Einleitung bildet ein philosophischer Excurs, der einzige in dem Romane. Klitofon war in Sardes zu Hause. Er hatte daselbst einen Freund Artesius gehabt. In ihren Gesprächen pflegte jeder die Vorzüge derjenigen Wissenschaft zu verfechten, welcher er sich gewidmet; jener stellte die Ethik als die weise Erzieherin des Menschen, dieser, weil er ein Naturkenner und Chemiker war, die Physik über Alles. Einst brachte Artesius seinem Freunde eine Tinctur, welche Hufeisen in Gold verwandelte. Nachdem er ihn durch einen solchen Beweis von der Tiefe seiner Kunst in Erstaunen gesetzt, verschwand er. Klitofon aber reiste ihm nach und suchte ihn in allen Ländern. So kam er auch nach Afrika. Hier fand er einmal in einer unbewohnten Mühle einen angeschwommenen Kober, in welchem ein noch lebender wunderschöner Knabe war. Man hatte dem Kinde die kostbarsten Schätze in

diese Wiege gelegt, aber es war nichts zu entdecken, was seine Herkunft andeutete oder für Nachforschungen einen Anhalt gab, außer daß auf einem Dolche der Name Kleomedes stand. Klitofon faßte zu dem Findlinge eine heftige Zuneigung. Eine verwitwete junge Försterin, die mit ihren Eltern in einem einsamen Waldhause wohnte, war bereit, das Kind an die Brust zu nehmen. Hier lebte nun Klitofon acht Jahre lang, jedes andere Interesse vergessend und nur mit der Pflege und Erziehung des Knaben beschäftigt. Darauf reiste er mit demselben nach Delphi, um das Orakel über seine Eltern zu befragen. Da traf es sich so seltsam, daß ein anderer Reisender, der greise Sozikles aus Syrien, ebenfalls mit einem Findlinge und in derselben Absicht nach Delphi gekommen war. Sozikles hatte die jetzt sechs Jahre alte Sofonisbe von seinem Freunde Kleorenes erhalten, der ihm bei einer Reise das Kind übergeben und noch nicht zurückgekehrt war. Er wußte, daß Sofonisbe die Tochter einer afrikanischen Fürstin war; die Umstände hatten diese genöthigt, ihr Kind durch Kleorenes und eine alte Frau, denen sie viele Kleinode gab, in einem fremden Lande in Sicherheit bringen zu lassen.

Die schönen, freundlichen Kinder gewannen einander so lieb, daß es Grausamkeit gewesen wäre, sie zu trennen, und da der alte Sozikles starb, nahm Klitofon auch Sofonisbe zu sich. Er reiste wieder nach seiner Heimat Sardes und erzog daselbst die Kinder, welche herrlich gediehen. Das delphische Orakel hatte dem Klitofon über die Herkunft des Kleomedes eine sehr dunkele Antwort gegeben, doch mit der Zeit erklärte und bestätigte sich der Ausspruch. Ein Hahn zerbrach nämlich einen Spiegel, der zu den Kleinoden des Kleomedes gehörte, und Klitofon fand unter dem Glase einen Brief, der den traurigen Abschied der Mutter von ihrem Sohne enthielt und über seine Abstammung Auskunft gab. Klitofon's Pflegling war der Sohn des Königs Kleomedes von Getulien. Als dieser starb, zwang sein Feldherr Demokares die Königin Kriseide, ihn zu heirathen. Zur Sicherung seines Thrones ließ er ihre beiden Söhne aus erster Ehe tödten und dem noch nicht geborenen Kleomedes stand dasselbe Schicksal bevor. Die Mutter täuschte jedoch den Wütherich und seine Wachen. Ein treuer Diener trug das neugeborene Kind in einem Kober aus dem Hause. In der Folge erfahren wir freilich, daß die Königin dennoch ihren Sohn für verloren hielt. Denn man fand jenen Diener, der hochbetagt war, in einem Bache ertrunken und der Kober war verschwunden. Niemand wußte, daß Klitofon den Kober aufgefischt und den Knaben gerettet hatte.

Als nun Kleomedes in Sardes heranwuchs, regte sich in ihm die Kriegslust und er focht in dem Heere des Antiochus mit Tapferkeit wider die Römer. Einst wurde er todt gesagt und Sofonisbe gerieth darüber so in Verzweifelung, daß sie den Versuch machte, sich zu vergiften. Klitofon beschloß jetzt, mit seinen Pflegekindern nach Getulien zu reisen, denn Kleomedes wollte sich seiner Mutter, der Königin Kriseide, zu erkennen geben. Als sie auf dem hohen Meere waren, wurden sie jedoch von rhodischen Seeleuten gefangen. Da erhob sich ein furchtbarer Sturm und es brach überdies auf dem Schiffe Feuer aus. Der rhodische Hauptmann brachte Sofonisbe nebst Kleomedes und Klitofon an das Land. Obgleich die meisten seiner Leute umgekommen waren, wollte er die Gefangenen nicht frei geben, worauf sich tapfere Hirten ihrer annahmen und ein blutiges Gefecht entstand. Bald nahete ein anderes Schiff. Da die Hirten sich zu schwach fühlten, mit neuen Feinden zu streiten, zogen sie sich nebst Klitofon zurück. Kleomedes aber, der im Kampfe verwundet worden, und Sofonisbe verbargen sich in einer Höhle. Dies ist das Ereigniß, mit dessen Erzählung der Roman beginnt. Denn jenes Schiff gehörte dem Polidor. Er fand das junge Paar in der Höhle und brachte seine Beute nach Cypern. Klitofon war äußerst betrübt; da er aber an dem Schiffe die cyprischen Abzeichen erkannt hatte, wußte er wenigstens, wo er seine Kinder aufsuchen sollte. Er kam glücklich nach der cyprischen Hauptstadt Salamis und trat hier in der Rolle eines Wahrsagers auf, weil dies ihm Sicherheit versprach und zu seinen heimlichen Nachforschungen förderlich war. Glückliche Umstände brachten ihn mit jenem Kleoxenes zusammen, der einst Sofonisbe aus den Händen ihrer Mutter empfangen und sie später seinem Freunde Sozikles anvertraut hatte.

Klitofon erfuhr jetzt die Abkunft seines zweiten Pfleglings. Der Roman erzählt hier das traurige Schicksal der Königin Sofonisbe, der Gemalin des Syphax. Als dieser im Kriege wider Massinissa und die Römer besiegt war, wurde Sofonisbe des Massinissa Gefangene. Sie beschwor ihn, sie nicht den Römern auszuliefern. Massinissa, der sich in die schönste Frau Afrika's heftig verliebte, erklärte die Vermählung mit ihm für das einzige Rettungsmittel und Sofonisbe sah sich genöthigt, einzuwilligen. Scipio aber nahm diesen Handel sehr übel, er forderte die Auslieferung der Gefangenen und Massinissa schickte der Königin, mit der er erst zwei Tage vermählt war, den Gifttrank. Sie nahm dieses Hochzeitsgeschenk mit großer Fassung an; nur noch eine irdische Angelegenheit lag ihr am Herzen. Ihre vierjährige Tochter, die liebliche Sofonisbe, sollte grausamen Feinden und feigen

Freunden entzogen werden. Der treue Diener Kleorenes und eine Wärterin mußten ihr daher versprechen, dieselbe in ein fernes Land zu bringen, und sie hinterließ dem verwaiseten Kinde nichts mehr als die allerdings sehr kostbaren Schatzstücke, mit welchen sie ihr Vater Hasdrubal bei der Vermählung mit Syphax beschenkt hatte.

Abenteuer in Getulien; Kleomedes sieht seine Mutter wieder.

Der Roman schiebt stets störende Zwischenfälle ein, doch will ich dieselben, um meine Erzählung abzukürzen, übergehen, wenn sie nicht entscheidend in die Haupthandlung eingreifen. Nachdem Klitofon seine Mittheilungen beendigt hat, bricht sein neuer Freund, jener Einsiedler, mit ihm und Kleorenes nach der Höhle auf, wo Kleomedes und Sofonisbe zurückgeblieben waren. Nach der ganzen Darstellungsweise des Romanes kann man mit Sicherheit voraussehen, daß sie das Paar daselbst nicht mehr finden werden. Ich beschränke mich jedoch auf die Angabe der Hauptsachen. Die greisen Pflegeväter wurden nach der langen Trennung endlich mit ihren lieblichen Kindern wieder vereinigt und alle viere fuhren nun frohen Herzens von Pafos ab und kamen in das Reich des Massinissa. Von hier reisten Kleomedes und Klitofon dann weiter nach Getulien, während Sofonisbe bei Stratonize, einer Schwester des Klitofon, die ehemals Dienerin der Kriseide gewesen war, zurückblieb.

Klitofon verschaffte sich, in einen Kaufmann verkleidet, den Zutritt zur Königin und legte ihr Steine zum Ankauf vor. Es waren aber dieselben Kleinodien, welche einst Kriseide dem kleinen Kleomedes in den Kober gelegt. In ihr erwachten die freudigsten Ahnungen, doch war sie vorsichtig. Endlich bekommt sie ihren Sohn zu sehen und beide umfangen sich mit dem größten Entzücken. Als man zu einiger Sammlung gelangte, wurde eine Berathung darüber angestellt, wie Kleomedes wieder in den Besitz seines väterlichen Reiches kommen könnte; denn Kriseide war ihrem jetzigen Manne, dem Könige Demokares, nicht die geringste Rücksicht schuldig, zumal da er gegenwärtig Praritee, ihre Tochter aus erster Ehe, um welche sich Meleager, der Sohn des Königs Bochar von Mauretanien, bewarb, in einen Jungfernzwinger verstoßen wollte, weil sie seine eigene Tochter, die minder schöne Olinde, verdunkelte. Man beschließt endlich, Kleomedes solle bei Bochar, dem Könige von Mauretanien, Hülfe suchen. Diesen machen jedoch gewisse Anzeichen bedenklich. Klitofon, Kleomedes und

Meleager müssen deshalb nach Delphi reisen. Das Orakel giebt dem Kleomedes folgenden Bescheid:

O Fremdling, sei getrost, du wirst ein König wärden,
Wan du nimst einen stab von Ariziens ärden.

Sie glauben nun nach Latium reisen zu müssen, damit Kleomedes sich in dem Aricischen Walde diesen Stab schneiden kann.

Kleomedes' Gefahren in Rom.

Das Schiff brachte die Reisenden glücklich nach Italien, hier aber wurden Kleomedes und Meleager von den Leuten des Scipio gefangen, die in dem ersteren einen Offizier des Antiochus erkannten. Sie sind jetzt Scipio's Sklaven und der höchst betrübte Klitofon weiß kein Mittel zu ihrer Befreiung. Da trifft er plötzlich seinen Jugendfreund Artesius an, jenen enthusiastischen Naturphilosophen. Wiederum handelt der Roman mit einiger Breite über die geheimnißvollen Kenntnisse und Geräthe, z. B. den mystischen Dreifuß, durch welche sich der Weise in Stand setze, wahre Wunderdinge zu verrichten. Klitofon hört mit großer Freude, daß Artesius in Rom viele Gönner habe, so den mächtigen Gracchus, welcher auch sogleich bereit ist, die Gefangenen von Scipio loszubitten. Meleager wird frei, Kleomedes aber hat man mit mehren Fremden zum Opfer für die Götter bestimmt und er ist bereits dem Oberpriester übergeben. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht die schöne und lüsterne Faustine, die Tochter des Oberpriesters und Gemalin des Marcellus, den hübschen Fremden unterschlagen und für ihn unter diejenigen, welche geopfert werden sollten, einen Anderen gesteckt hätte. Auch Faustine schätzt den Artesius und seine Schönheitsöle, aber den Kleomedes giebt sie für dieselben nicht heraus und ihre Bewerbungen bereiten dem treuen Verlobten der Sofonisbe viele Noth. Gleichzeitig bestürmt ihn eine Dienerin der Faustine mit ihrer Liebeswuth; es ist Androsile, die ehemalige Königin von Cyprus, welche durch das Schicksal zu einer Sklavin erniedrigt ist und bald sogar einen grausamen Tod erleidet, da Faustine in ihr eine hinterlistige Nebenbuhlerin entdeckt. In dem Hause befand sich aber noch eine Verwandte der Faustine, welche für das kosmetische Oel des Artesius dankbarer war und dem Kleomedes zur Flucht verhalf. Er eilte in den Aricischen Hain, zugleich um sich nach jener Weisung des Orakels daselbst einen Stab zu schneiden. Ein Sklave, der hier ein Asyl fand, hieß der Waldkönig und war gegen jede Macht der Erde geschützt, er mußte aber zuvor den bisherigen Waldkönig erlegen. Kleomedes kämpfte glücklich und glaubte, jetzt wenigstens an einem

sicheren Orte zu sein, die verwegene Faustine ließ ihn jedoch auch von hier entführen. Da wüthete in Rom eine Feuersbrunst und eine Ueberschwemmung. Senat und Priester waren rathlos. Man holte den Klitofon, von dessen Weissagekunst einst ein Römer auf Cyprus Proben gesehen hatte. Klitofon benutzte die Gelegenheit und gebot, einen gefangenen König freizulassen. Er deutete dann auf den Waldkönig Kleomedes hin; nach seiner Anweisung wurde das Schloß der Faustine von den Beamten durchsucht und so verlor sie ihren Liebling.

Kleomedes und Meleager sollen auf einer Insel der Fortuna geopfert werden.

Klitofon bestieg nebst den beiden jungen Fürsten schnell ein Schiff, um nach Mauretanien heimzukehren. Sie nahmen ihren Weg durch die Meerenge von Gibraltar hindurch und wollten an der Westseite landen. Da überfiel sie ein schrecklicher Sturm, kaum daß sie auf Brettern den Strand gewannen. Sie waren auf eine der Insulae fortunatae (der Kanarischen Inseln) gekommen. Das Volk empfing sie mit großem Jubel, nicht aus Wohlwollen, sondern weil man sie als vom Schicksal bezeichnete Opfer erwartet hatte. Nach einer Weissagung sollte nämlich eine sehr schöne Jungfrau unter seltsamen Umständen an der Insel landen und zunächst Priesterin der Fortuna werden. Darauf würden zwei fremde junge Fürsten eintreffen. Die Priesterin sollte diese Jünglinge schlachten und mit dem Könige die Herzen derselben verzehren. Dann sollte der König die Priesterin heirathen und in dieser Ehe würde der mächtigste Fürst Afrika's geboren werden. Die Priesterin war nun schon seit einiger Zeit, auf einem Wracke heranschwimmend, angelangt und jetzt, als die Prinzen Schiffbruch litten, glaubten Volk und König, das Orakel habe ihre muthigen Herzen zu jenem Hochzeitsessen bestimmt. Dieses Abenteuer ist der Sage von der Iphigenie nachgebildet. Die Priesterin ist nämlich die von ihrem Stiefvater verstoßene junge Königin Praxitee, die Schwester des Kleomedes, um deren Hand sich, wie schon oben erzählt ist, Meleager beworben. Alle drei waren sich fremde, weil sie bis dahin einander nie gesehen. Praxitee entschließt sich, einen von ihnen freizulassen, wenn er daheim einen Brief bestellen wolle. Die Freunde wetteifern für einander zu sterben. Endlich betrachtet Meleager die Aufschrift des Briefes, sie lautet an Kleomedes und er kann also den Auftrag gleich ausrichten. Die Freude des Erkennens ist sehr groß. Praxitee führt nun, ähnlich wie in der alten Fabel, ihre Gefangenen täglich an die Küste, um sie zu entsühnen, weil der eine ein Vatermörder sei, in

Wahrheit aber, um mit ihnen zu entfliehen. Der König ist zwar durch einen Wahrsager gewarnt und hat alle Schiffe fortbringen lassen. Doch wie es in dem Romane nie an Gefahren fehlt, so ist auch stets die Rettung nahe. Ein alter Freund des Klitofon kommt an die Insel, seine Schiffe lauern hinter den Felsen und zu gelegener Zeit entführt er die beiden Fürsten nebst Praxitee und Klitofon.

Gefahren und Unfälle in Numidien.

Nach einer glücklichen Fahrt trennten sich die Geretteten. Kleomedes und Klitofon eilten nach Numidien, wo sie Sofonisbe mit ihrem Pflegevater Kleorenes bei Stratonize zurückgelassen hatten. Sie finden natürlich das Haus leer. Massinissa hatte Sofonisben gesehen und da sie seiner Gemalin, die er nur zwei Tage besessen, aber nicht vergessen, so außerordentlich glich, wollte er sie heirathen. Sie wurde seiner Leibwache von dem Könige von Zirene (Cyrene) entführt, fand aber Hülfe und entkam. Klitofon und Kleomedes folgten ihrer Spur; sie wurden dadurch unterstützt, daß Sofonisbe, um ihren Weg zu bezeichnen, hie und da einige Worte angeschrieben. Endlich führt sie ihre Nachforschung in ein altes Gemäuer. Sie sind am rechten Orte, aber sie sehen zu ihrem Schrecken Stratonize mit vielen Wunden todt am Boden liegen und ein Grabmal, welches nach der Aufschrift den Leichnam der Sofonisbe birgt. Für Stratonize wird ein Scheiterhaufen errichtet und sie wollen sich voll Verzweifelung in die Flammen stürzen, als plötzlich Sofonisbe erscheint. Stratonize war von den Reitern des Massinissa ermordet, Sofonisbe hatte sich retten können, da aber Kleorenes sie nachher nirgends fand und ebenfalls für todt hielt, so hatte er ihr jenes Grabdenkmal errichtet.

Bald sind Alle wieder in der Gewalt eines Obersten, den Massinissa ausgesendet. Sie werden so genau bewacht, daß an kein Entkommen zu denken ist. Klitofon, Kleomedes und Sofonisbe halten in Liebe und Wehmuth ihr letztes Mahl; dann leert Klitofon einen Giftbecher, das Paar nimmt von einander herzlich Abschied und folgt muthig seinem Beispiele. Doch die Sache ist nicht so traurig. Jener Hauptmann hatte in Klitofon's Gepäck das Gift entdeckt und es aus Vorsicht mit einem Schlafpulver vertauschen lassen. Daher wachen die Todten auf und um so fröhlicher, da der Oberst Amfidores jetzt in Klitofon einen früheren Wohlthäter und in Kleomedes den Sohn seines rechtmäßigen Königs erkennt. Er vermittelt ihre Flucht, doch ein anderer Oberst läßt sich nicht täuschen und sie werden vor Massinissa gebracht. Sofonisbe weist die Bewerbung des Königs ab, selbst als er

droht, Kleomedes vor ihren Augen hinrichten zu lassen. Dies geschieht. Sofonisbe geräth in eine wilde Raserei, aus ihren Reden erfährt aber die Mutter des Königs ihre Herkunft. Sie eilt zu Massinissa und theilt ihm ihre Entdeckung mit. Dieser ist gleich umgestimmt. Er sieht jetzt, daß ihn die Aehnlichkeit der Tochter und der Mutter geblendet. Die ältere Sofonisbe ist ihm noch immer werth und er denkt nicht mehr an eine Vermählung mit der jüngeren, sondern will ihr nur ein liebreicher Vater sein. Auch war nicht Kleomedes, sondern ein Anderer, der ihm glich, hingerichtet. Massinissa nimmt sich des Verlobten seiner Stieftochter an und verspricht, ihn in sein Erbe einzusetzen, zumal da man hört, daß Meleager, jetzt der Gemal der Praxitee, zu demselben Zwecke bereits mit einem Heere aus Mauretanien aufgebrochen sei.

Abenteuer in Getulien, der Krieg wider Demokares.

Demokares hatte einige Furcht vor den Heeren, die ihn bedrohten, doch traute er der Weissagung, daß er nicht unterliegen werde, so lange er einen Stab aus dem Aricischen Walde behalte, und er hatte sich einen solchen verschafft. Nach seiner wilden Natur nahm er sogar nicht Anstand, den alten Sozimes, seinen besten Beamten und Feldherrn, sehr grausam zu behandeln. Derselbe wünschte, seinen jüngsten Sohn, während die älteren Brüder im Heere fochten, nicht in den Krieg senden zu dürfen. Demokares fand dies Verlangen unverschämt und ließ den Knaben (wie in gleichen Fällen Darius I. und Xerxes) viertheilen. Ja als er hörte, daß Amfidoxes, der auch ein Sohn des Sozimes war, mit Kleomedes bekannt geworden, mußte der Vater selbst dafür büßen und wurde elend verstümmelt. — Die Königin Kriseide war während der Kriegsunruhen in der Stadt Talubat. Kleomedes suchte hier seine Mutter auf und führte auch Sofonisbe zu ihr, über deren liebliches Wesen sie ganz entzückt war. Nun aber erfuhr Demokares im Kriegslager, daß der junge Gast, an dem die Königin so sehr theilnehme, der verschollene Kleomedes sein könnte. Er gab daher Befehl, ihn hinzurichten. Die Mutter ließ sogleich ihren Schwiegersohn, den jungen König Meleager von Mauretanien, um schleunige Hülfe bitten. Dieser und seine Gemalin Praxitee nahen mit dem Heere in Eilmärschen und bestürmen die Stadt, wodurch Kleomedes' Hinrichtung verzögert wird. Noch mehr Erfolg hat es, daß plötzlich der verstümmelte und geschändete Sozimes erscheint, dem Volke in öffentlicher Versammlung die Tyrannei und Unfähigkeit des Demokares auseinandersetzt und ihm dagegen Kleomedes als den Nachkommen seiner

alten Könige vorstellt. Das Volk sagte sich jetzt von Demokares los, Meleager führte sein Heer sogleich gegen denselben und das Lager, in welchem die Meisten noch an den Folgen eines Festrausches litten, wurde erstürmt. Demokares rettete sich mit einer kleinen Mannschaft in ein festes Schloß, welches nun ringsum besetzt wurde.

Sofonisbe in der Gewalt des Königs von Cyrene.

Kleomedes und Sofonisbe, Meleager und Praxitee, die Königin Kriseide und der treue Klitofon, sie alle freuten sich der Rettung des Kleomedes und ihrer Vereinigung. Der Krieg schien zu Ende und der Leser hofft, daß das Schicksal jetzt müde sei, die Verfolgten noch weiter zu plagen. Doch im Augenblicke sind Kriseide, Praxitee und Sofonisbe nebst ihrem Pflegevater Klitofon schon wieder von einem boshaften Neffen des Demokares entführt und außerdem bringt sie auf der See ein Sturm in Gefahr. Es gelingt nur die Befreiung und Rettung der Kriseide und der Praxitee. Sofonisbe geräth in die Gewalt des Königs von Cyrene, der sie schon früher einmal geraubt hatte. Klitofon und ihr erster Pflegevater Kleorenes, der ebenfalls herbeigekommen war, haben für sie keine Hülfe und kaum einen Trost. Nun aber befand sich gerade Amfidores, als Abgesandter des Königs Kleomedes, am Hofe. Dieser erkannte in der Fremden die Braut seines jungen Fürsten. Er forderte ihre Freilassung und drohte mit einem Vernichtungskriege, da Getulien und Mauretanien, ja auch Massinissa nebst den Römern ihre Heere gegen Cyrene entsenden würden. Der König weigerte sich gleichwohl, Sofonisben zu entlassen, und Amfidores eilte daher ohne Verzug zu Kleomedes. Dieser bricht sogleich gegen Cyrene auf, doch erhält er Sofonisben nebst Klitofon ohne Kampf zurück. Die Prinzessin war nämlich in eine schwere Krankheit gefallen und die Räthe des Königs, denen vor einem trojanischen Kriege, der wegen dieser Helena entbrennen könnte, bange war, hatten ihn gezwungen, ihr zu entsagen.

Schluß.

Jetzt reisten sie nach Getulien zurück und alle versammelten sich bei der Festung, in welcher Demokares noch immer belagert wurde. Es war unmöglich, den Fels zu ersteigen, aber der Hunger quälte die Besatzung, so daß bereits einige Ueberläufer herabkamen. Einst sah man, wie fünf Soldaten mit großer Gefahr herunterkletterten; der letzte wurde von den anderen sorgsam geleitet. Trotz der Bauerntracht erkannte man in ihm den Wütherich Demokares. Er war ausgeglitten

und hatte sich den Kopf ganz zerfallen. Auch jetzt noch suchte er seinen aricischen Stab festzuhalten, doch seine Besinnung schwand bereits und Kleomedes nahm ihm das Unterpfand des Glückes aus der Hand. Es war also damals nicht der Wille der Götter gewesen, daß Kleomedes sich selbst aus dem aricischen Walde einen Stab holen sollte, sondern das Orakel hatte den Stab des Demokares gemeint, mit dessen Ergreifung Kleomedes sein väterliches Reich zurückerhielt. Die Königin Kriseide betrauerte nach ihrer Herzensgüte den bösen Gatten eine längere Zeit. Kleomedes aber bestieg zur Freude des ganzen Getuliens den Thron seiner Väter. Dann feierte er seine Vermählung mit Sofonisbe. Das Schicksal war ihnen fortan günstig. Kriseide freute sich herzlich über das Glück ihrer Kinder, nicht weniger der gute Klitofon. Kleorenes aber war inzwischen gestorben.

Bemerkungen über diese Dichtung.

Sie ist ein durch sittliche und religiöse Motive gehobener Liebesroman mit historischem Hintergrunde. Die Auffassung der Zeitumstände. Verwandtschaft der Erfindungen mit dem griechischen Romane. Die Sprache.

Wir suchen zunächst festzustellen, welcher Gattung dieser Roman angehört. Er hat mit der Ritter- und Zauberwelt der Amadisbücher nichts gemein, ja er ist kaum ein Heldenroman zu nennen, da Kleomedes und Andere zwar im Kriege und in mancherlei Gefahren tapfere Herzen zeigen, aber nirgends einmal einen Zweikampf mit einem berühmten Gegner zu bestehen haben, worin sonst das Heldenthum immer am glänzendsten hervortritt. Selbst die Geschichte dient hier nur zur Einfassung. Die Kriege des Syphax mit Massinissa, des Antiochus mit den Römern werden mehr erwähnt als erzählt und haben keine andere Geltung, als die Schicksale dieser oder jener einzelnen Person des Romanes zu motiviren. Die Sofonisbe ist ein erotischer Roman, der von sittlichen und religiösen Gedanken getragen wird und die Begebenheiten der Hauptpersonen an historische Zustände und Ereignisse anknüpft. Diese Grundlage haben die meisten und selbst die größeren Romane der Zeit, wie die des Superintendenten Bucholtz und des Herzogs von Braunschweig. Sie wollen sittliche

Musterbilder aufstellen und dem Leser die wunderbaren, doch gerechten Fügungen der Vorsehung zeigen. Es kam damit ein Lebensgehalt in die Dichtung, welcher den phantastischen Abenteuern der Amadisbücher mangelt. Freilich sind dabei nur die Herzensangelegenheiten eines liebenden Paares der Kern der Ereignisse und das Motiv der Handlungen, aber dieses ist ja ein der ganzen neueren Poesie eigenthümlicher Zug.

Eine junge Fürstin, deren Schönheit Alles bezaubert und der ihre Lebensverhältnisse keinen Schutz gewähren, wird durch den Ungestüm mächtiger Bewerber in tausend Bedrängnisse gebracht; sie bewahrt jedoch dem Gespielen ihrer Kindheit, dem Jugendfreunde, dem Schicksalsgenossen eine unverbrüchliche Treue, so wie dieser selbst keine Gefahr scheut, um sie zu retten und sich dies Kleinod seines Herzens zu erhalten. Die Treue der Liebenden oder wie man damals sagte, ihre Beständigkeit trotz aller Noth und Anfechtung ist hauptsächlich das sittliche Moment, in welchem dieser Roman, gleich den meisten anderen, die Größe und Schönheit der Seele zur Entfaltung bringt. Doch hat er sich hierauf nicht beschränkt, denn es durchdringt die ganze Dichtung auch jener menschenfreundliche und hingebende Sinn der beiden Pflegeväter, des Kleorenes und vorzüglich des Klitofon, welche den Findlingen ihr ganzes Leben widmen und ihr Schicksal völlig an das Loos derselben knüpfen. Ferner sehen wir ein Paar hülflose, verstoßene Kinder unzählige Gefahren überstehen, bis sie zuletzt dennoch in den Besitz der Güter und Ehren gelangen, auf welche ihre Geburt ihnen das Recht gab, und der Roman hebt nicht selten den Gedanken hervor, daß die Götter in der Höhe alle Dinge bestimmen. Freilich ist der wunderbare Gang, den sich die Vorsehung erwählt, hier im Anschluß an die heidnischen Anschauungen des griechischen Romanes nur oberflächlich behandelt, da der Mensch durchweg von der Macht meistens sehr kleinlicher Zufälle abhängig erscheint und die Erfüllung der Orakelsprüche, die in sein Schicksal eingreifen, oft auf ein bloßes Spiel des Witzes hinausläuft.

Was nun die Auffassung der Zeitumstände betrifft, so ist bereits angemerkt, daß die Dichtung uns keine Ritterwelt vorführt, ebenso wenig findet sich aber auch in ihr, wie das wohl in anderen Romanen der Fall ist, eine Darstellung der Gegenwart in durchsichtiger Verhüllung. Weder die Ereignisse noch die Charaktere oder die Redeweise der Personen haben einen Anflug von jener modernen Färbung in den ähnlichen Romanen von Wieland oder Bulwer, und wenn auch nirgends geflissentlich die Sitten des Alterthums geschildert sind, so stoßen wir

doch auf nichts, was uns einen Widerspruch mit dem Zeitalter des Massinissa und des Syphax fühlbar machte.

Faßt man nun die Begebenheiten als Gebilde der Phantasie in's Auge, so deuten schon die griechischen Namen auf den Ursprung der Dichtung hin. Manches reicht bis in die alte Heldenfabel zurück. Die schöne Königin Kriseide hat ihren Namen von der Chryseis, die in den späteren Trojanischen Geschichten eine hervorragende Rolle spielt, und die Sage von der taurischen Iphigenie ist bis auf die Nebenumstände nachgebildet. Mehr aber hängt die Sofonisbe mit dem jüngeren griechischen Romane zusammen und Vieles in ihr ist eine sichtbare Entlehnung. Die Chariklea des Heliodor, ebenfalls eine Königstochter, wird von ihrer Mutter, indem sie ihr einige Wiedererkennungszeichen, die viel genannten ἀναγνωρίσματα oder crepundia, mitgiebt, ausgesetzt. Ein Gymnasophist erzieht das Kind und vertraut es später einem anderen Pflegevater an. Dieser geht mit Chariklea nach Delphi, welches noch immer theils wegen des Orakels, theils als Sammelplatz der Fremden den Mittelpunkt des griechischen Lebens bildet. In Delphi lernen Theagenes und Chariklea wie Kleomedes und Sofonisbe einander kennen. Der Anfang der Sofonisbe ist ganz aus Heliodor entnommen. Auch bei diesem muß Kalaris, der Uebermacht weichend, von einem Hügel müßig zusehen, wie seine Schützlinge entführt werden. Chariklea gab den Theagenes, wie Sofonisbe den Kleomedes für ihren Bruder aus. Auch Chariklea wird unschuldig eines Mordes bezüchtigt und zum Tode verurtheilt. Anderes haben die Babylonica des Jamblichus dargeboten, die schon Heliodor für seine Aethiopica benutzt zu haben beschuldigt wird. Bei jenem gerathen Rhodanes und Sinonis durch dieselbe falsche Anklage in Bedrängniß. Wie Kleomedes und Sofonisbe, so übernachtet auch dieses Paar einmal in einem Grabe und Sinonis wird nachher festgenommen, weil sie die Kleider der Todten angelegt. Sinonis erlangt ebenso wie das Paar in der Sofonisbe unvermuthet ihre Freiheit dadurch wieder, daß der König bei einem Freudenfeste die Losgebung aller Gefangenen befohlen. In beiden Romanen wollen Held und Heldin sich vergiften, doch es hat Jemand aus Fürsorge das Gift mit einem unschädlichen Stoffe vertauscht. Auf dieselbe Weise wird der Anthia in den Ephesiacis des Xenophon das Leben erhalten. Sofonisbe und die Sinonis des Jamblichus werden vor der Zeit als todt betrauert, da man Grabmäler mit ihren Namen findet.

Von diesen und anderen einzelnen Entlehnungen abgesehen, gleicht die Sofonisbe dem griechischen Romane in der Art der Scenerie und

in der Auffassung der Zeitumstände. Schon die Länder Afrika's und Vorderasiens, das Meer und die Inseln boten einen phantasievollen Schauplatz dar. Außerdem führt uns die Dichtung in Tempel und Schlösser, in verfallenes Gemäuer, in Gräberhöhlen, in die Wälder mit ihren Räubern, in einsam liegende Hütten. Das Meer wimmelt von Piraten, zu welcher Annahme allerdings die griechische Geschichte nur zu sehr berechtigte. Bei den lockeren politischen Verhältnissen sind die Könige und Vicekönige bereits kleine Sultane, welche Macht genug haben, um sich bei ihren Launen und verliebten Gelüsten an kein Gesetz binden zu dürfen. In diese Welt werden nun ein Paar hülflose Fürstenkinder hinausgestoßen. Das Schicksal führt sie zusammen und sie gewinnen einander lieb. Aber sie werden mehr als einmal getrennt. Natur- und Menschen verfolgen sie, Wasser und Feuer, Gift und Eisen drohen ihnen den Untergang, doch ihre standhafte Treue wird endlich gekrönt. Es liegen in diesen seltsamen, jedoch nicht unmöglichen Zuständen die Materialien zu einer so großen Menge von Abenteuern, daß wir uns über die Leichtfertigkeit der Motivirung nicht wundern dürfen. Stets hat der Roman einen Schiffbruch, ein Erdbeben und Ungewitter bei der Hand, stets stehen ihm Räuber oder königliche Leibwachen zu Gebote, um eine neue Wendung in den Gang der Dinge zu bringen, Träume, Wunderzeichen und Orakel spielen in die Handlung hinein. Oft ist unvermuthet ein Freund da, dem man einmal, wenn gleich in fernen Landen, eine Wohlthat erwiesen. Es ist von großem Nutzen, daß ein Monolog belauscht wird. Mehrmals ist ein Tausch der Kleider die Ursache, daß Jemand mit Unrecht eingesteckt oder daß er nicht selbst, sondern statt seiner ein Anderer erstochen wird. Auf diese Weise war jeder Dichter im Stande, den Roman, so weit er nur wollte, auszuspinnen, zumal da die griechischen Vorbilder mit den Begebenheiten und den Motiven durchaus nicht sorgsamer verfuhren, und außerdem noch Episoden einzuflechten, an denen es auch die Sofonisbe nicht fehlen läßt. Die Häufung der retardirenden Motive muß uns jedoch zuletzt wohl unwillig machen sowohl über das Schicksal, welches die armen Verfolgten gar nicht zur Ruhe kommen läßt, wie über den Dichter, der die Auflösung bis zur Ermüdung hinhält. Haben sich endlich zwei Personen nach langem Suchen zusammengefunden und die eine verläßt den Zufluchtsort, etwa um für Lebensmittel zu sorgen oder die Gegend auszuspähen, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß sie bei ihrer Rückkehr die andere nicht mehr antrifft, sondern daß diese schon wieder durch einen bösen Zufall in eine neue Gefahr verstrickt ist.

Man darf nicht verkennen, daß die Hauptpersonen, die in dem Romane auftreten, wirklich einen Charakter haben und daß die Begebenheiten von ernsten Gedanken getragen werden. Käme es aber allein auf die Darstellung der inneren Welt an, die sich in der Brust des Menschen bewegt, so würde der zehnte Theil der Abenteuer genügt haben. In den unentwickelten Perioden der Dichtkunst pflegt man jedoch mehr Gewicht auf den bunten Wechsel der Ereignisse zu legen; daher diese Fülle von Begebenheiten, welche uns zwar den Menschen und das Leben nicht von einer neuen Seite zeigen, aber keine Erfindung der Phantasie unbenutzt lassen wollen.

Von den rhetorischen Schaustücken, mit welchen die deutschen Dichter so gerne ihre Romane schmückten, hat die Sofonisbe nur Weniges. Einige Male werden Staatsreden gehalten, wie z. B. von Sozimes, als er das Volk zum Abfall von Demokares aufforderte, und ferner wird der Schmerz oft redselig, indem die Unglücklichen sich in langen Monologen über die Götter beklagen und sich die ganze Reihe der Widerwärtigkeiten, die ihnen das Leben zur Last machen, vergegenwärtigen.

In dieser Uebersetzung hat Zesen's Sprache einen entschiedenen Vorzug vor seiner sonstigen Darstellungsweise. Es fehlen hier die pointirten, kurzen Sätze; Alles ist klar und hat einen leichten Fluß. Selbst bei den Abänderungen der Orthographie offenbart sich eine bescheidene Zurückhaltung.

Ein Abschnitt aus dem Romane als Probe.

Klitofon erzählt, wie er die Herkunft seines Pflegesohnes entdeckte.

(S. 230—236.)

Als nun einesmahls kirchmes in unserm dorfe war, so kamen etliche jünglinge von Sardes hinaus, teils den Kleomedes, als ihren bekanten zu besuchen; teils auch der Sofonisben schönheit zu sehen. Da baten sie mich alle beide, daß ich der Sofonisben ihre prunk-stücke und ädlen steine langen solte, damit sie einmal recht möchte geziret wärden. Ich war auch wohl damit zufriden, und gab ihnen zugleich den spigel, den ich in des Kleomedes kober gefunden hatte. Aber inzwischen daß sich die Sofonisbe kleidete, und ich sie um-binden sahe, so höreten wir ein großes geschrei etlicher leute, die sich mit einander schmissen. Weil sich nun die Sofonisbe befürchtete, daß ihr bruder

nicht auch damit zu tuhn hätte, so ward sie alsobald bekümmert. Dergestalt, daß wir alle beide, vor übergroßer libe zum Kleomedes, sie in flügenden haren, und ich als ein greiser mann, mitten unter solche erhizt' und ergrimte menschen hinunter lieffen. Aber wir befanden zu unserm glük, daß der Kleomedes anders nicht damit zu tuhn hatte, als daß er sie scheiden und befridigen wolte. Man muß bekännen, daß die kraft der schönheit über alles tuhn und laßen der stärblichen herschet. Dan so bald dise zornerhizte menschen der Sofonisbe gewar worden, welche mit flügenden haren gleich auf sie zulief, so waren sie so fridsam, als wan sie nimahls händel gehabt hätten. Es war nicht einer unter ihnen, der nicht alsobald, als er eine solche träfliche schönheit, derer bliz aus den güldenen hahr-locken, darinnen er verspärret zu seyn schine, härfürschoß, zu sehen bekam, in eine übermäßige verwunderung geraten, und sie als eine göttin ehren muste. So bald ich dessen gewahr ward, so riht ich ihr, daß sie dise jünglinge bitten solte, daß sie sich ihr zu libe, widerum vertragen wolten, welches sie dann auch zu idermans verwunderung alsobald tähten.

Als dise schlägerei gestillet war, so sagt' ich dem Kleomedes, daß er solte nach hause gähen, und folgt' ihm auch mit der Sofonisbe alsobald nach, welche äben so froh war als ich, daß dise händel also abgelauffen waren. Aber weil sich meine freude so blözlich entsponnen hatte, so ging sie auch widerum so blözlich dahin, und ward mir in ein solches leid verwandelt, welches mich anfangs rächtschaffen kränkte. Dan als ich wider in das zimmer kam, so fand ich einen hanen darinnen, welcher mitler weile, da wir aussen gewäsen waren, auf dem tische den spigel des Kleomedes, daraus sich die Sofonisbe schmücken wolte, härumgeworfen, und ihn mit seinem schnabel in etliche stücke zerhacket hatte, weil er darinnen einen andern hanen, den er antasten wollen, gesähen. Solches machte mich in wahrheit recht unmuhts, weil diser spigel eines von den fürnähmsten merkzeichen war, dadurch ich den Kleomedes mochte bekännt machen. Als ich aber den spigel, als die ursache meiner unlust, besahe, so ward ich ohngefähr unter dem glas' eines briefleins gewahr, welches der hane mit seinem schnabel schon etwas härfür gezogen hatte. Ich nahm solches alsobald, und weil ich sahe, daß etwas darauf geschriben war, so wolt' ichs vor der Sofonisbe, welche so wohl meinetwägen, weil ich so erzürnet war, als des spigels halben, sehr betrübet aussahe, nicht läsen; sondern ging ein wenig auf die seite, da ichs alsobald aufmachte, und darinnen folgende worte fand.

Die Königin Kriseide wünschet ihrem sohne, dem Kleomedes, (welchen sie, wan es müglich sein könte, mit ihrem eignen blute wider kauffen wolte) glück, heil und wohlfahrt!

Wan es nicht wahr ist, mein liber Sohn, daß deine trübsälige mutter aus instehender noht ist gezwungen worden, dich, zu rettung deines läbens, gleichsam aus ihren augen zu verstoßen; so wil sie von denen unstärblichen göttern, welche sie bittet, daß sie dir günstig seyn, und dich widerum auf den königlichen stuhl deines vaters des Kleomedes sätzen sollen, gerne gestraffet seyn. Im fall dir aber das glük so zuwider seyn möchte, wie es albereit angefangen hat, und deinen feinden allen vorteil zueignen, so wärd ich gleichwohl noch disen trost haben, daß ich dir die last, die ich auf meinem herzen trage, kan zu verstehen gäben.

So wisse demnach, mein Sohn, daß nach deines vatern des königes tode, der Demokares seiner kriges-macht oberster Feldherr (nachdem er gesähen hat, daß ihn das kriges-folk libete, und er mit einer großen hehres-kraft versähen war) nicht allein unsere stadt und ganz Betulien (sic), welches dir von rechts wägen zukömt, eingenommen, sondern auch noch darzu mich gezwungen hat, ihn zu ehligen, und auf einen tag deine zwe brüder umbringen laßen. Inner-halb der zeit, da ich mit dir schwanger ging, ließ er mich bewachen; aber ich habe gleichwohl mittel gefunden, sie zu betrügen, und dich nach der gebuhrt, durch beistand meiner getreuen Stratonize, dem weisen Eromantes*), welcher mir versprochen hat, dich aus Betulien zu tragen, in die hände gegäben; die götter, welche wir bitten, daß sie dich bei läben erhalten wollen, wissen am bästen, wie es mit dir hinaus lauffen wird. Sei indessen zum allerehrsten der betrübnüs derjenigen, die dich geboren hat, eingedänk: darnach erinnere dich auch dessen, daß du, es mag auch gehen wie es wil, nicht weniger als von königlichem blute bist; und daß du dahär keinen geringern muht, als ein junger Löwe, haben must, damit du das blut deiner brüder, und die schmach, die man deiner mutter zugefüget hat, rächen köntest. Aber ach! wie bedänk' ich mich so übel, daß ich dir einen solchen jähligen raht

*) Ein frommer, „weißbegiriger" Greis, der in einer Höhle wohnte und sich mit der Pflege eines Gartens beschäftigte. Oft brachte er der Königin und ihren Kindern in einem Kober schönes Obst. Jetzt trug er den neugeborenen Knaben in seinem Kober aus dem Schloß, fiel aber auf dem Heimwege ins Wasser und ertrank.

gäbe? ist wohl ein königreich so viel währt, daß du dein läben, wan es dir die götter so wunderlich erhalten haben, deshalben in gefahr sätzest? o nein, mein libes kind, kauff' einen königs-kranz mit solcher gefahr und mit solcher unruhe ja nicht! Spigle dich an deinen zwe brüdern, und an dir selbsten, da du gnug sehen kanst, wie vergänglich und nichtig die königs-stäbe samt den reichs-kränzen seyn. Jdoch, wan das glük und dein heldenmuht die schmach, die man dir angetahn hat, nicht ungerochen kan seyn laßen, so gib vor allen dingen wohl achtung auf alle sachen, die du in dem kober des weisen Eromantes fünden wirst. Ehrstlich verwahre dise schrift wohl, darnach verliere den spigel, welchen ich zu den schazstücken getahn habe, ja nicht; wie auch den tolch deines vatern des Kleomedes, auf dessen klünge du deinen namen wirst geschriben fünden. Das ist es, mein liber sohn, was ich dir aus zulaßung der zeit schreiben kan. Wolten die götter, daß der brief, den ich in einem spigel vermacht habe, dir einmahl zu gesichte kommen, und ich ihn vermittelst des Eromantes, welcher mir verheissen hat, selbigen in deine hände zu gäben, wan du zu deinem mündigen alter gelangt wärest, nur noch einmal sehen möchte!

Ich lase disen brief wohl drei oder viermahl durch, und war überaus froh, als ich erfahren hatte, daß der Kleomedes aus königlichem samen wäre, welches mir hofnung machte, daß ihn die götter mit der zeit wider auf seines vaters des königes stuhl sätzen würden. Wiewohl nun meine freude sehr groß war, so wolt' ich sie doch vor meinen kindern verborgen halten, und ging alsobald in den garten, damit ich der sache, bei mir selbst alleine, nachdänken möchte. Ich sagte den göttern dank, daß sie mir die abkunft des Kleomedes geoffenbaret hätten; und bat sie, daß sie mir der Sofonisbe ihre gleicher gestalt entdecken solten. Als ich betrachtete, wie sie mir durch einen hanen dises geheimnüs geoffenbaret hätten, so war ich verwundert, daß ich den aus-spruch des Delfischen gottes, da er doch so deutlich und so wahrhaftig gewäsen war, nicht hatte verstehen können*). Nachdem ich nun eine zeit-lang

*) Der Spruch der Pythia hatte so gelautet:

Das, was der geist besinnt, und was die händ' ausstreichen,
Das wird durch unlust dir zu lauter lust gereichen,
Wan eins der knecht des Mars des glases eis zerbrücht,
Darunter sich verbirgt dein oft gewünschtes lücht.

In „ausstreichen" soll liegen, daß die Hand das Vermögen hat, einen Gedanken durch Striche auszudrücken. Der Hahn ist der dem Mars geweihte Vogel.

in dem garten hin und wider gegangen war, so sahe ich meine kinder zu mir zu=kommen, welche beide vor mir niderfilen, und mich mit weinenden augen baten, daß ich des spigels wägen ja nicht auf sie zornig seyn solte. Solche große demuht, indem ich disen fürsten und dises fürstliche fräulein solcher gestalt vor meinen füßen ligen sahe, ging mir so nahe zum herzen, daß ich ihnen dasjenige, was ich erfahren hatte, nicht länger verhalten konte. Ich hub sie also von stunden an wider auf, und konte mich, als ich sie ansahe, des weinens, welches ihre betrübnüs nur verzweifältigte, indem sie ihnen einbildeten, daß es des spigels halben wäre, nicht enthalten. Damit ich sie aber ihrer bekümmernüs=entlädigte, so sagt' ich zu ihnen, daß sie sich nicht betrüben solten. Dan die tränen, fuhr ich fort, die ihr mich izund vergüßen sehet, seyn nur eine würkung meiner vergnügung und höchsten freude, die mir izund aufgestoßen ist. Darnach ließ ich den Kleomedes das schreiben sehen, welches seine mutter an ihn gestället hatte, daß er daraus sehen solte, daß er eines großen königes sohn wäre.

Ibrahim's oder des Durchleuchtigen Bassa und der Beständigen Isabellen Wunder=Geschichte, durch Fil. Zaesien von Fuerstenau. Vier Theile in zwei Bänden. (618 und 665 Seiten.) Amsterdam. 1645. 12.

Inhalt.

Der Ibrahim, welchen uns M. de Scudéry hier darstellt, ist der berühmte Großvezier Soliman's II. Obgleich er sich als Rathgeber und als Heerführer in hohem Grade auszeichnete, verlor er durch die Ränke der Sultanin Roxelane das Leben. Der Roman erklärt seine Hinrichtung freilich für einen Irrthum der Historiker und läßt Ibrahim zuletzt dem Verderben entkommen.

Wie es in Dichtungen dieser Art gewöhnlich ist, wird der Vezier zum Helden einer Liebesgeschichte gemacht, die durch das ganze Werk hindurchgeht und die übrigen Bestandtheile desselben zusammenhält. Der Stoff erweitert sich hauptsächlich dadurch, daß diese Liebesgeschichte mit historischen Ereignissen verflochten wird, dann aber auch durch Episoden, die mit der Haupthandlung in keinem nähern Zusammenhange stehen. Ibrahim und Isabelle erlebten ihre merkwürdigen Schicksale theils in Genua, theils in Konstantinopel. Die Verfasserin

nimmt hievon Anlaß, Manches aus der Geschichte Genua's mitzutheilen, wie denn eine besondere Episode sehr eingänglich von der Verschwörung des Fiesko handelt. Noch ausführlicher sind einige Begebenheiten aus der Geschichte Soliman's erzählt, hauptsächlich die Hinrichtung seines edeln Sohnes Mustafa, ebenfalls eine Veranstaltung der Roxelane, und sein Kampf um Taurien mit dem persischen Schach Thamasp oder Tachmas, wie ihn der Roman nennt. Da nach dem für solche Dichtungen üblich gewordenen Style stets erotische Motive in die Politik eingreifen, so wird auch der Krieg Soliman's mit den Persern auf einige Liebesabenteuer zurückgeführt und wir werden umständlicher, als es die Beziehung zu Ibrahim's und Isabellens Schicksalen rechtfertigt, mit den Familienangelegenheiten des persischen Hofes bekannt gemacht. Während der Roman auf diese Weise mit der Einführung einiger ehrgeizigen genuesischen Geschlechter und hauptsächlich mit der Schilderung der beiden orientalischen Fürsten seine Liebesgeschichte durch eine bedeutende historische Grundlage erhöhet, treten nun noch, um der Unterhaltung mehr Mannichfaltigkeit zu geben, eine Menge ernster und heiterer Episoden hinzu. Diese verschiedenartigen Bestandtheile der Dichtung durchkreuzen einander beständig und sogar die Haupthandlung wird nach jener episodischen Anordnung, die den Leser mit Horaz gleich anfangs in medias res führt und frühere Begebenheiten nachholt, keineswegs in chronologischer Folge erzählt, weshalb hier eine ziemlich bunte Mosaik das Auge zu verwirren droht. Ich werde nun den Inhalt des Romanes genauer angeben und dabei, so weit es angeht, den Gang der Darstellung beibehalten.

Soliman's Heere haben die Macht des Schach Tachmas gebrochen und ganz Konstantinopel wird durch ein rauschendes Festgepränge in Bewegung gesetzt. Der Urheber dieser Siegesfreude, der Großvezier Ibrahim, hing jedoch nur traurigen Gedanken nach. Soliman beunruhigte sich über die Schwermuth seines Lieblings und da er glaubte, daß derselbe vielleicht gerade auf der Höhe des Glückes einen dereinstigen Fall besorgte, schwur er, Ibrahim sollte, so lange Soliman lebte, keines gewaltsamen Todes sterben, und bot ihm sogar die Hand seiner Tochter Asterie an. Ibrahim konnte dies letzte Unterpfand einer beständigen Gnade nicht annehmen und zu seiner Entschuldigung erzählte er dem Sultan seine früheren Erlebnisse. Wir fügen gleich aus andern Episoden die Ergänzung hinzu.

Nach dem Falle von Konstantinopel durch die Osmanen hatten sich die Fürsten aus dem Hause der Palaeologen in alle Welt zerstreut. Einer derselben war auch nach Genua gekommen und von ihm stammte

Ibrahim ab, der eigentlich Justinian hieß. Seine Unternehmungslust bewog ihn in der ersten Jugend einige Feldzüge unter Karl V. mitzumachen. Nach seiner Rückkehr gewann ihm Isabelle, die schöne Tochter Rudolf's, des Fürsten von Monaak (Monaco) aus dem Hause Grimwald (Grimaldo), das Herz ab. Die Liebenden mußten anfangs ihren Verkehr wegen des gegenseitigen Hasses ihrer Familien sehr geheim halten und die Erzählung hat hier einige Züge, die an Romeo und Julie erinnern. Einst wurde Justinian sogar von Rudolf mit dem Degen angefallen; es kamen aber die Spinoler, Rudolf's Feinde, hinzu und da dieser ihnen nicht gewachsen war, sprang ihm Justinian bei und erlegte den Führer. Rudolf dankte ihm für den großmüthigen Beistand und änderte seine Gesinnung gegen ihn so sehr, daß er ihn nicht nur mit seiner Tochter verlobte, sondern sich auch auf das Bereitwilligste mit Justinian's Vater aussöhnte. Die Spinoler bedrohten jedoch Justinian wegen der Ermordung ihres Hauptes mit einem gefährlichen Prozesse, weshalb er sich bis zur Entscheidung der Sache wieder zu Karl V. begab. Nach einigen Monaten erhielt er viele traurige Nachrichten. Isabellens Vater Rudolf war gestorben, Julie, die Witwe desselben, hatte sich mit der Tochter auf ihr Schloß zu Monaak zurückziehen müssen und über Justinian selbst war die Verbannung ausgesprochen. Bald starb auch sein Vater. Justinian gedachte, trotz der Gefahr, nach Monaak zu reisen, um Isabelle wiederzusehen. Sie bat ihn jedoch, es zu unterlassen, weil die Genueser sich für diesen Ungehorsam an dem Besitzthum ihrer Mutter rächen könnten. Er sah hierin eine Erkaltung ihrer Liebe und hörte auch bald, daß der Fürst von Masseran in Monaak eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, wie ihm denn auch die Fürstin Julie die Aufhebung seiner Verlobung mit ihrer Tochter ankündigte. Das fernste Land war ihm jetzt das liebste und so gedachte er nach Schweden zu gehen. Auf dem mitternächtlichen Meere gerieth er jedoch in die Gewalt des „Karadihn-Barbarosse, Königs von Alger" und so kam er schließlich mit vielen Gefangenen nach Konstantinopel. Sie wurden alle zur Hinrichtung verurtheilt. Aus Mitleid begnügte man sich dann mit einem geringeren Opfer und endlich sollte nur Einer sterben. So wurde dreimal das Loos geworfen, wobei ein böses Verhängniß Justinian so hartnäckig verfolgte, daß er sogar im letzten Falle der zum Tode Erwählte blieb. Dies erweckte ihm jedoch die Theilnahme der Prinzessin Asterie. Sie erbat sich Justinian's Begnadigung und machte ihren Vater Soliman auf ihn aufmerksam. Der Sultan unterhielt sich sehr gerne mit dem fränkischen Sklaven, der ein so edeles Aeußere hatte und in allen

Wissenschaften unterrichtet war. Als nun gar bei einer Empörung in Natolien Justinian's Tapferkeit und Erfahrung wesentlich dazu beitrugen, daß die untreue Hauptstadt genommen und der Aufstand niedergeschlagen wurde, behandelte ihn der Sultan wie einen Freund und bedauerte nur, daß er ihn, als einen Ungläubigen, mit keinen Aemtern belohnen konnte. Bald entstand in Natolien ein neuer und gefährlicherer Aufruhr. Soliman wußte keinen Rath. Da beredete er Justinian, sich zum Scheine zu Mohamed zu bekehren und als Pascha Ibrahim das Heer anzuführen. Ein glänzender Sieg rechtfertigte das Vertrauen des Sultans und Ibrahim war nun nächst ihm selbst das oberste Haupt des Reiches.

Inzwischen war Soliman nicht ohne seine Schuld mit Tachmas von Persien in Unfrieden gerathen. Es hatte ihm nämlich ein Kaufmann das Bild einer sehr schönen Dame verkauft, welche Felixane, die Tochter des persischen Statthalters zu Masanderon am Kaspischen Meere, sein sollte. Gleich war es sein Vorsatz, mit Güte oder Gewalt in ihren Besitz zu kommen und Rustahn, der dem Großherrn und Roxelane gerade bei unrechtmäßigen Dingen gerne seine Dienste anbot, übernahm es, Felixane zu entführen. Er reiste nach Masanderon. Hier war auch Axiamire, die persische Prinzessin, anwesend, welche mit Felixane in vertraulicher Freundschaft lebte. Rustahn verschaffte sich als Kaufmann bei den Damen Zutritt, entdeckte aber, daß das Urbild jenes Gemäldes nicht Felixane, sondern Axiamire war. Die Prinzessin selbst zu rauben hatte er keinen Auftrag und die Sache war bedenklich. Dennoch bemächtigte er sich beider Fräulein, indem er sie durch seine kostbaren Waaren verleitete, auf sein Schiff zu kommen. Er eilte zurück, kam aber endlich doch sehr niedergeschlagen vor Soliman, da ein Sturm sein Schiff zertrümmert hatte und die Damen ertrunken zu sein schienen. Tachmas rüstete sich zur Rache. Soliman fühlte sein Unrecht und wollte den Krieg vermeiden. Es lag aber Ibrahim daran, ihn von seinen Unternehmungen gegen die Christen in Ungarn abzuhalten. Daher veranlaßte er selbst den Aufbruch gegen Persien und führte den Krieg so glücklich, daß Tauris, die assyrischen und mesopotamischen Länder bis zum persischen Meere hin an die Türkei kamen. Bei seiner Rückkehr wurden jene Siegesfeste gefeiert, mit deren Beschreibung der Roman beginnt.

Ibrahim hatte bis dahin nur den Verlust einer treulosen Geliebten zu beklagen gehabt. Jetzt aber führte ihm das Geschick in Konstantinopel seinen Freund Doria aus Genua zu, welcher ihm aus der Heimat Nachrichten brachte, die seine Sehnsucht von Neuem entflamm-

ten. Er erzählte, daß Isabelle damals die Bewerbung des Fürsten von Masseran standhaft abgewiesen, daß er selbst diesen Nebenbuhler des Justinian vor die Klinge gefordert und durchbohrt hatte, daß die Fürstin Julie aus Gram und Aerger darüber gestorben sei und daß Isabelle in ihrer Einsamkeit auf dem Schlosse zu Monaak noch immer mit aller Liebe und Treue an Justinian denke.

Soliman wußte jetzt die Ursache von der schwermüthigen Stimmung seines Großveziers. Aus Dankbarkeit und Freundschaft bot er ihm zum Besuche Isabellens einen sechsmonatlichen Urlaub an und sorgte zugleich für die Aufhebung des Bannes.

Ibrahim oder Justinian reiste nun mit Doria nach Genua. Er wurde mit den freudigsten Ehrenbezeigungen empfangen, da er eine große Anzahl von Christen aus der Sklaverei heimführte. Isabelle hatte nun ihren Geliebten wieder und sie fühlten sich überaus glücklich. Inzwischen war ihr ebenfalls ein seltsames Abenteuer begegnet. Es hatten sich nämlich zwei junge Fürsten in sie verliebt. Da sie auf ihrem Schlosse zu Monaak in völliger Zurückgezogenheit lebte, suchten Beide, ohne daß sie von einander wußten, sich durch eine List zu helfen. Der eine erschien als Maler, der andere als Singmeister und sie waren sowohl wegen ihrer unterhaltenden Künste als auch wegen ihres artigen Betragens der Fürstin und ihren Frauen sehr angenehme Gäste. Es ist nun recht heiter und zierlich geschildert, wie sich Beide um Isabellens Gunst bewerben, wie sie gegen einander mißtrauisch werden und sich ab und zu mit einer kleinen Bosheit necken, wie aber doch Keiner recht hinter das Geheimniß des Andern kommt und wie Isabelle, die nichts Böses ahnt, unter den hübschen jungen Leuten den Frieden zu erhalten sucht. Endlich werden sie ungeduldig und ohne daß der Eine das Vorhaben des Andern merkt, veranstalten sie in derselben Nacht einen Ueberfall des Schlosses, um Isabelle zu entführen. Da geriethen beide Parteien mit einander in Kampf und während Isabelle sich zu schützen wußte, kamen die jungen Fürsten kaum mit dem Leben davon. Sie bereueten ihre Thorheit und wurden vertraute Freunde.

Wir lassen einstweilen Justinian im Genusse seines Urlaubs und holen nun die Hauptsachen aus der osmanischen und persischen Geschichte nach.

Justinian besaß in Konstantinopel ein prächtig ausgeschmücktes Schloß. In einem Zimmer desselben hingen die Bildnisse der türkischen Großherren von Ottoman I. bis Soliman. Als Justinian vor der Rückkehr nach Genua seinen Freund Doria durch alle Räume des Palastes führte, kamen sie auch zu diesen Bildern und er erzählte ihm

in Kurzem die Geschichte der Sultane. Dies war ein beliebtes Motiv in den damaligen Romanen. In der römischen Octavia werden Gemälde erwähnt, welche die bösen Thaten Nero's darstellen, und Lohenstein läßt einige fremde Fürsten zu Deutschburg die Bilder der Vorfahren Hermann's (der habsburgischen Kaiser) betrachten und ihre Geschichte vernehmen. Soliman war der vierzehnte türkische Großkönig. Ihm bereitete die Liebe zu seiner schönen, doch ränkevollen Gemalin Roxelane sehr bittere Stunden. Sein Günstling Bajazet hatte ihm einst eine Sklavin, die er ihm überliefern sollte, vorenthalten und dieselbe geheirathet. Die Sache wurde entdeckt, doch begnügte sich Soliman zum Erstaunen Aller damit, daß er ihn vom Hofe verbannte. Das Paar blieb beisammen. Bajazet lebte sonst glücklich, hätte aber doch gerne seine Aemter und Ehren wiedergehabt. Da seine Tochter Roxelane zu einem sehr schönen Mädchen erblühete, beschloß er, durch sie seinen Einfluß bei Soliman wieder herzustellen. Er erzog sie zu einer ehrgeizigen und falschen Coquette, obgleich der rechtschaffenen Mutter darüber das Herz brach. Als sie mannbar war, brachte er sie dem Sultan zum Geschenke an den Hof. Soliman ließ sich ganz von ihr einnehmen. Sie gebar ihm mehre Kinder. Nun strebte sie danach, sich zur regierenden Sultanin zu machen und ihrem Sohne die Nachfolge zu verschaffen, obgleich Mustafa, den eine andere Leibeigene dem Sultan geboren, bereits zum Reichserben ernannt war. Sie stellte sich schwermüthig und gab als Ursache vor, daß man ihr, da sie eine Sklavin sei, die Gründung mehrer milder Stiftungen untersage. Soliman erklärte sie sogleich für frei und glaubte, ihr damit nur eine kleine Gefälligkeit erwiesen zu haben. Nun aber weigerte sie sich bescheiden, doch sehr bestimmt, mit ihm noch ferner in einer nicht eingesegneten Ehe zu leben, da sie bisher nur als Sklavin damit keine Sünde begangen habe. Soliman erhob sie wirklich zu seiner Gemalin. Bald übersendete sie Mustafa vergiftete Früchte. Seine Mutter aß davon und starb. Er entfloh in einen fernen Theil des Reiches, worauf ihm Soliman die Statthalterschaft zu Amasia in Kappadocien übertrug.

Tachmas von Persien hatte außer der oben genannten schönen Axiamire noch drei Kinder, nämlich zwei Söhne, von denen der eine, Ismael, beschränkten Verstandes, der zweite, Mahamed, geistreich und edel, aber blind war, und eine Tochter Perke, die ebenso viel Regsamkeit wie Bosheit besaß. An seinem Hofe fand sich Deliman ein, den Klugheit, Tapferkeit und großer Reichthum empfahlen, doch war er ein Mann von niederer Herkunft. Dieser berechnete, daß ihm eine Verheirathung mit Axiamire den Thron verschaffen könnte, da es leicht

sein würde, ihre Geschwister wegen der ihnen anhaftenden Gebrechen zu verdrängen. Tachmas schien nicht abgeneigt, ihm Ariamirens Hand zu geben, wenigstens nahm er an dem Standesunterschiede keinen Anstoß, denn er selbst gedachte Felirane, die Tochter eines bloßen Statthalters, zu heirathen, und Deliman war klug genug, dieses Vorhaben sehr zu billigen. Felirane hatte noch zwei Bewerber, nämlich den blinden Prinzen Mahamed, der sie sehr lieb gewonnen, weil er bei Niemand so viel freundliche Theilnahme und Unterhaltung fand, und ferner Ulama, den Statthalter von Karamanien, dessen Liebe sie mit aller Herzlichkeit erwiderte. Ariamire begegnete Deliman mit unverholenem Hasse, namentlich da er sogar so unedel war, ihres blinden Bruders zu spotten. Desto fester suchte er sich in Tachmas' Gunst zu setzen. Auf seinen Rath wurden Mahamed und Felirane einander durch untergeschobene Briefe verdächtig gemacht und Ulama verbannt. Jene Beiden entdeckten den Betrug und da der Prinz Feliranens Liebe zu Ulama erfuhr, entsagte er ihr mit großherziger Selbstverleugnung und bot ihr und seinem Nebenbuhler Ulama eine aufrichtige Freundschaft an. Um Deliman's Ränken zu entgehen, reisten Felirane und Ariamire nach Masanderon am Kaspischen Meere. Von hier wurden sie, wie oben erzählt ist, durch Rustahn entführt, der aber seine schöne Beute bei dem Schiffbruche wieder einbüßte.

Die Fräulein wurden damals von Giangir, dem Sohne des Soliman und der Roxelane, an dem Gestade angetroffen und in Schutz genommen. Da Ariamire kein Verlangen trug, in des Sultans Harem eingesperrt zu werden, baten sie ihn, sie nicht nach Konstantinopel zu führen, und er brachte sie heimlich nach Amasia zu seinem Halbbruder Mustafa, dem Statthalter von Kappadocien. Giangir verliebte sich in die persische Prinzessin. Sie war zwar eigentlich unzugänglich für jene „Anfechtung, welche den Geist verführt, die Vernunft bezaubert und die liebliche Ruhe der Seelen zerstöret", da sie aber in ihrem Asyle vernahm, daß zwischen den Türken und Persern ein schrecklicher Krieg wüthete, und da sie Giangir ihre Hochschätzung nicht versagen konnte, so weigerte sie sich nicht, ihrem Vater Tachmas von ihrer Rettung Nachricht zu geben und wenn sich der Frieden durch eine Heirath herstellen ließe, ihre Bereitwilligkeit zu einer angemessenen Verbindung zu erklären. Nun aber kam Roxelane hinter diesen Briefwechsel. Sie hatte schon vorher Soliman's Eifersucht gegen Mustafa durch die Liebe, welche dieser Prinz bei dem Volke genoß, zu erregen gesucht, jetzt beutete sie das Verbrechen aus, daß er dem Vater die Ariamire vorenthalte, denn sie hielt nicht ihren eigenen Sohn Giangir, sondern

Mustafa für den Liebhaber der Prinzessin. Soliman gerieth in den heftigsten Zorn und berief Mustafa zu sich. Felirane begleitete ihn und suchte Soliman mit dem Vorgeben zu täuschen, daß die Prinzessin wirklich bei jenem Schiffbruche um's Leben gekommen sei und daß sie selbst den Namen derselben angenommen. Soliman war schon halb überzeugt, als plötzlich Ariamire und Giangir eintraten; denn der dienstfertige Rustahn hatte sie herbeigeholt. Da die türkische Justiz rasch zu Werke geht, wurde Mustafa, den Soliman als Sohn sehr liebte, aber als Nebenbuhler noch mehr haßte, gesträngelt und Giangir erstach sich über der Leiche seines edlen Bruders, der durch seine Schuld den Tod erlitten. Roxelane tröstete sich leicht über den Tod ihres Sohnes, da doch auch der verhaßte Mustafa aus der Welt geschafft war; ja auf ihren Befehl tödtete Rustahn, der „verschelmte Galgenschwengel," noch den sechsjährigen Sohn desselben, wobei es ihr ganz recht war, daß der ungeahnte Anblick des mitleidlos erwürgten Kindes auch die Mutter in's Grab brachte. Soliman ließ sich zwar über dies Alles von Roxelanen Trost zusprechen, war aber dennoch fast in Verzweiflung, da er seinen geliebten Mustafa, über dessen Tod er jetzt tausend Thränen vergoß, so übereilt hatte hinrichten lassen und da, wie zur Strafe für diesen Frevel, der persische Krieg jetzt eine so unglückliche Wendung nahm, daß alle jene Eroberungen Ibrahim's verloren gingen und daß ihm nichts von Allem blieb, als das Andenken an die früheren Siege.

Jetzt kam Justinian oder Ibrahim aus Genua zurück. Er hatte die Zeit seines Urlaubs nicht durchaus mit heiterem Herzen verlebt. Als er nach langem Zögern Isabellen mittheilte, daß er nur zu einem Besuche hergekommen und sie seinem Worte gemäß wieder verlassen müsse, war die Betrübniß Beider so groß, daß sie in eine lebensgefährliche Krankheit verfielen. Isabelle kam dann auf den Gedanken, ihren Bund mit Justinian durch die Ehe unzertrennlich zu machen und ihn als seine Gattin nach Konstantinopel zu begleiten. Er konnte sich jedoch nicht entschließen, dieses Opfer anzunehmen und trat, um ihr ein gefahrvolles Wagestück unmöglich zu machen, heimlich die Rückreise an. Als sie seinen beweglichen Abschiedsbrief empfing, fühlte sie das heftigste Wehleiden darüber, daß er, wiewohl aus übermäßiger Liebe, an ihr einen solchen Frevel begangen.

Soliman empfing den treuen Diener mit Zärtlichkeit, aber auch mit tiefer Wehmuth. Ibrahim's Anwesenheit würde gewiß sein Unglück und seine Uebereilung verhütet haben. Er war so gebeugt, daß er kein Wort über die Lippen bringen konnte, um dem Freunde seinen

tiefen Fall zu klagen. Nur seine traurigen Blicke baten um Rettung. Der Vezier erfuhr erst von Andern, wie Mustafa nebst Frau und Kind durch die Umtriebe der Rorelane das Leben verloren, wie Tachmas sich für die ehemals erlittenen Niederlagen glänzend gerächt. Axiamire, Felixane und auch ihr Verlobter Ulama, der in Folge jener Anfeindungen des Deliman zu den Türken übergegangen war, aber ihre Verluste im persischen Feldzuge nur durch eigene Unfälle vermehrt hatte, erwarteten von Ibrahim Hülfe. Vorläufig hatte jedoch die Trennung von Isabellen den Lebensmuth desselben gänzlich niedergedrückt und Soliman, der von ihm Beistand forderte, mußte ihn selbst erst wieder zu einem Helden machen. Nach seiner Gewohnheit ging er rasch zu Werke. Der allezeit dienstbereite Rustahn segelte nach Genua und entführte Isabellen, was ihm ein Aufruhr in der Stadt erleichterte. Die Fürstin war über die Gewaltthat nicht sehr bestürzt, weil sie in dem Glauben stand, daß die Sache von Justinian veranstaltet sei. Sie wurde in Konstantinopel mit kaiserlichen Ehren eingeholt. Leider bereitete sich sogleich ein neues Unheil vor. So wie Soliman die Isabelle sah, verliebte er sich in dieselbe. Er bekämpfte zwar seine Leidenschaft, doch Rorelane, welcher Alles willkommen war, was dem mächtigen Vezier schadete, schürte die Flamme. Justinian und Isabelle hatten keine Ahnung von der Gefahr. Jener war von seiner Schwermuth genesen und zog aus Dankbarkeit gegen Soliman nach Persien, um Tachmas und Deliman zu demüthigen. Dabei war ihm Ulama, den er sich durch mehr als eine Dienstleistung verpflichtet, ein sehr eifriger Gehülfe. Ibrahim hatte demselben nicht nur eine Statthalterschaft an der persischen Grenze übertragen, sondern es sogar bei Soliman ausgewirkt, daß die Prinzessin Axiamire und seine treue Felixane daselbst ihren Aufenthalt nehmen durften. Auch der blinde Prinz Mahamed, gegen den sich seine boshafte Schwester Perke und Deliman sehr feindselig benommen, war von seinen Freunden zu Ulama in Sicherheit gebracht worden. Dieser stellte sich daher mit vergnügtem und dankbarem Herzen an die Spitze seiner Krieger und als Deliman die Ausforderung zu einem Zweikampfe annahm, gelang es ihm, durch die Erlegung dieses verhaßten Gegners auf einmal viele Unthaten zu rächen. Isabelle wohnte inzwischen auf der alten Burg bei der Mutter des Soliman. Hier fand sie auch an Asterie, der Tochter desselben, eine sehr freundlich gesinnte Gesellschafterin. Außerdem hatte sie Gelegenheit, mehren Landsleuten, Herren und Damen, welche von Seeräubern überfallen waren, die Freiheit auszuwirken und sie durfte zuweilen dieselben in Ibrahim's Schloß, das man ihnen zur Wohnung angewiesen, besuchen. In

Soliman's Herzen gerieth unterdessen die Freundschaft für Ibrahim mit der Liebe zu Isabellen in einen immer ernsteren Streit. Seine Eigensucht wollte ihm einreden, daß er wohl befugt wäre, von denjenigen, welche er glücklich gemacht, ein Opfer zu fordern, aber seine natürliche Großmuth zieh ihn auch wieder der gröbsten Undankbarkeit. Ibrahim hatte bei seinem Abschiede die Geliebte mit vollem Vertrauen dem Schutze Soliman's empfohlen, der damals hiedurch so bewegt worden war, daß er ihm beinahe seine Schwäche gestanden hatte, und jetzt sollte er an dem treuen Diener so unredlich handeln? Roxelane brachte jedoch die ohnehin nur leise Stimme seines guten Geistes endlich zum Schweigen. Soliman erklärte sich gegen Isabelle und da für Sultane auch eine bescheidene Abweisung beleidigend ist, so glaubte er sich berechtigt, seine Schmeicheleien in Drohungen zu verwandeln, und gab ihr nur noch acht Tage Bedenkzeit.

Ibrahim schlug die persischen Heere bis zur Vernichtung, worüber sich Tachmas zu Tode grämte. Nun strebte Perke sich des Reiches zu bemächtigen. Das Volk haßte sie jedoch und es brach eine Empörung aus. Auf beiden Seiten wuchs die Leidenschaftlichkeit zur Wuth. Im Zorne darüber, daß ihr blödsinniger Bruder Ismael durch nichts zur Betheiligung aufzuregen war, erstach sie ihn und tödtete dann sich selbst. Das Volk war mit diesem Ausgange der Sache zufrieden. Es berief den blinden Prinzen Mahamed und die Axiamire zur Regierung, welche das Reich theilten. Ulama und Felixane begleiteten sie in das alte Vaterland, wo sie jetzt keine Unbill mehr zu besorgen hatten.

Nun kehrte auch der siegreiche Ibrahim nach Konstantinopel zurück. Der kühle, zurückhaltende Empfang des Großherrn befremdete ihn und Isabellens Thränen ließen etwas sehr Schlimmes ahnen. Endlich erfuhr er zu seiner ebenso großen Verwunderung wie Betrübniß Soliman's Untreue. Eine schnelle Flucht war die einzige Rettung. Soliman erfuhr jedoch zu frühe ihre Entweichung. Er freute sich, daß dieselbe ihm einen Vorwand zur Rache gab. Rustahn mußte dem Schiffe nacheilen und brachte die Flüchtigen zurück. Jetzt drang Roxelane darauf, daß Ibrahim rasch hingerichtet würde. Der Sultan erlitt eine qualvolle Unruhe, zumal da er jenes Schwures gedachte, daß Ibrahim, so lange Soliman lebte, keines gewaltsamen Todes sterben sollte. Roxelane versuchte das Aeußerste. Auf ihr Anstiften bewies der Mufti dem Sultan, daß der Mensch während des Schlafes zu leben aufhöre, daß also Soliman nur im wachen Zustande durch jene Zusage gebunden sei. Soliman legt sich zur Nachtruhe nieder; neben dem Bette harrt Rustahn, um den Stummen, die mit ihren Stricken

bereit stehen, sobald der Sultan einschläft, den Befehl zu Ibrahim's Erdrosselung zu bringen. Der mächtige Fürst fühlt sich so elend, als wenn er auf der Folter läge. Bisweilen scheint er eingeschlummert zu sein und Rustahn eilt leise nach der Thüre, aber immer ruft ihn Soliman zurück. Jetzt soll die Ermüdung dem Leibe und der Seele Ruhe erzwingen. Der Sultan wandelt lange auf und ab; dann wirft er sich auf's Lager, doch seine Herzenspein bleibt immer wach. Da ermannt sich seine Vernunft allmählich zu gesunderen Gedanken. War nicht Alles, was er jemals auf Roxelanens und Rustahns Antrieb unternommen, eine Missethat, eine Quelle des Kummers und der Reue gewesen? Hatte Ibrahim ihm nicht stets die eifrigste Dienstfertigkeit, die lauterste Treue bewiesen? Er läßt ihn nebst Isabelle zu sich rufen. Seine edele Natur hat den Sieg gewonnen, er ist wieder der brave und freundliche Herr, der er vormals gewesen. Justinian war über diese Umwandelung seines geliebten Fürsten nicht weniger erfreut als über Isabellens Rettung. Soliman bat beim Abschiede das liebende Paar mit Thränen um Verzeihung und gerne vergaßen sie, was er ihnen Uebeles gethan. Ein günstiger Fahrwind brachte sie rasch nach Genua, wo sie ihre Vermählung feierten. Rustahn wurde von dem Volke auf der Straße zerrissen, Roxelane gerieth über das Mißlingen ihrer Rachepläne in einen unmäßigen Zorn und starb im Tollsinn.

Der Roman enthält nun noch eine Anzahl solcher Episoden, welche die Haupthandlung kaum berühren. Die bedeutendste ist die Verschwörung des Fiesko, die ich jedoch nicht nacherzählen mag. Unter den andern befinden sich zwei, über welche man sich eine Mittheilung gefallen lassen wird. Die eine soll zeigen, wie die Achtung vor einer edelmüthigen Gesinnung in einem schwer beleidigten und verhärteten Herzen das Verlangen nach Rache austilgt. Der persische Statthalter Arsalon wurde verstoßen, weil er eine Frau niedern Standes geheirathet hatte. Er ging mit ihr auf ein Schiff, wurde Seeräuber und rächte sich für sein Unglück besonders an den Christen und an seinen Landsleuten. Seine Frau starb und hinterließ ihm eine Tochter Alibech, die sie auf dem Schiffe geboren. Einst nahm er Osman, den Sohn des türkischen Paschas über das Meer gefangen. Diesen jungen Helden wollte er gegen kein Lösegeld freigeben. Alibech aber gewann ihn lieb und entfloh mit ihm, nachdem er ihr die Ehe versprochen. Sie kamen glücklich zu Osman's Vater und der Jüngling bat ihn, sein Wort halten zu dürfen. Der vornehme Pascha über das Meer wollte jedoch mit der Tochter eines Seeräubers, die noch dazu den eigenen Vater treulos verlassen, nichts gemein haben. Die Sache kam vor Soliman

Dieser gebot ihm, der Stimme der Billigkeit zu gehorchen, und unterstützte seinen Befehl durch eine reiche Aussteuer. So wurden Osman und Alibech vermählt. Sie war aber nicht nur eine liebreiche Gattin, sondern sie verstand es auch, den Vater ihres Osman so umzustimmen, daß er sie wie eine rechte Tochter liebte. Nun wurde der Pascha während des letzten persischen Krieges von Arsalon gefangen. Der Seeräuber drohte ihm den schrecklichsten Tod an, wenn er nicht bewirkte, daß seine Tochter wieder zu ihm zurückkehrte. Der Pascha liebte sie aber zu sehr, als daß er ihr eine Trennung von Osman zugemuthet hätte, und wollte lieber selbst das Opfer sein. Da beschloß Alibech, sich dem erzürnten Vater auszuliefern, obgleich weder der Pascha noch ihr Gatte darein willigte. Sie kam heimlich auf einem Nachen zu Arsalon. Gleichzeitig traf aber auch Osman ein, der gleichfalls gesonnen war, für seinen Vater und für Alibech Gefangenschaft oder Tod zu erleiden. Arsalon hatte jetzt die drei Personen, welche ihn so schwer beleidigt, in seiner Gewalt. Jede sah es für eine Gnade an, wenn er ihr Leben für die Freiheit der Anderen annähme. Dieser edelmüthige Wettstreit rührte endlich das Herz des Seeräubers, so daß er seine Tochter mit Thränen umarmte und auch den Anderen verzieh. Er entsagte seinem Gewerbe und Justinian vermittelte es, daß er wieder in seine Statthalterschaft eingesetzt wurde.

Die zweite Episode soll uns durch die seltsame Denkungsart des Helden anziehen. Ein französischer Markgraf, den sein Geschick nach Genua geführt, zeichnet sich durch seine Liebe zur Veränderung aus und durch den fröhlichen Gleichmuth, mit dem er alle Unfälle hinnimmt, wenn nur einer schnell dem anderen Platz macht. Er verliebte sich auf einmal in vier Schwestern, da jede etwas Besonderes an sich hatte, was sein Herz bewegte. Er meinte, man müsse mit den Weibern wie mit den Unterhaltungsbüchern wechseln. Vor der Ehe hatte er natürlich einen großen Abscheu. Seine Leichtfertigkeit verwickelte ihn in manche Abenteuer, mit deren Erzählung er bisweilen seine genuesischen Freunde und Freundinnen ergötzte. Er wurde mit ihnen zusammen, als sie in Folge der Verschwörung des Fiesko nach Marsilien fliehen wollten, nach Marocco verschlagen und hier zwar durch eine menschenfreundliche Königin aus der Sklaverei befreit, dann aber wieder von türkischen Seeleuten gefangen und nach Konstantinopel gebracht. Es ist oben erzählt, daß Isabelle sich ihrer Landsleute annahm. Während Ibrahim in dem persischen Kriege war, führten sie, in der sichern Aussicht auf ihre baldige Heimkehr, auf dem Schlosse desselben ein munteres Leben. Der Markgraf entwarf ihnen eine heitere Schilderung

von seinen Erlebnissen in der Sklaverei. Ich lasse dieselbe unten als Stylprobe folgen, habe jedoch die wunderliche Orthographie geändert, damit sie die Leser nicht verleitet, den leichten Fluß der Rede, welcher sowohl der Verfasserin des Originales, als auch dem Uebersetzer Ehre macht, zu verkennen. Der Markgraf beschloß die Mittheilung seiner Abenteuer auch diesmal mit der Ansicht: die Veränderung ist der Kern aller Lust und der beste Trost in aller Betrübniß.

Ueber die ethische Grundlage des Romanes und seine Form.

Den historischen Stoff durchdringt auch hier das sittliche Princip, welches in den Charakteren auf mannichfache Weise entfaltet ist. Vorzügliche Gewandtheit der Darstellung und besondere Eigenthümlichkeiten derselben: Reflexionen, Reden, Briefe, Monologe, Beschreibungen.

In den meisten historischen Romanen dient die Geschichte nur zur Begrenzung des Allgemeinen und so stellt uns auch der Ibrahim, obgleich in diesem Romane ein Soliman, sein berühmter Minister und andere Personen mit bedeutenden Namen auftreten, hauptsächlich Ereignisse aus der sittlichen Welt vor Augen. Das meiste Gewicht soll natürlich auf die Beständigkeit oder Treue der liebenden Paare fallen, vornehmlich Ibrahim's und Isabellens, dann auch des Ulama und der Felixane, Osman's und der Abilech. Außerdem feiert die Verfasserin den Sieg der Vernunft über heftige Leidenschaften. Ein edeles Herz, dessen ursprüngliche Reinheit durch verworrene Gedanken und Empfindungen getrübt ist, stellt seine Lauterkeit wieder her. Dieses Ideal der „Großmuth" ist hauptsächlich durch Soliman selbst, dann auch durch den Seeräuber Arsalon vertreten. Minder erhaben, weil sie nicht so schwere Kämpfe mit schlimmen Leidenschaften zu bestehen haben, jedoch in ihrer Redlichkeit und Hingebung an die Freunde sehr liebenswürdig, bilden der blinde Mahamed, die Halbbrüder Mustafa und Giangir, die Prinzessinnen Axiamire und Asterie, nicht minder Felixane und Andere die zweite Klasse der sittlichen Ideale. Ihnen stehen dann Rustahn und Deliman mit ihrer Lust an bösen Ränken und ihrem selbstsüchtigen Wesen gegenüber, bis das Böse, durch mehre Mittelstufen hindurchgehend, sich in der Prinzessin Perke und besonders in

der Sultanin Roxelane bis zur Bosheit steigert. Mit einer besonderen Vorliebe hat die Verfasserin den lustigen französischen Markgrafen behandelt. Vermuthlich merkte sie selbst nicht, daß sie damit in den Ernst jener Lebensanschauung ein auflösendes Element hineinbrachte. Wie verträgt es sich mit der Verherrlichung einer standhaften Treue, wenn hier ein gewandter, heiterer Weltmann durch das ganze Buch hin der Unbeständigkeit das Wort redet, wenn die Verfasserin mit sichtbarem Wohlgefallen seine Sophismen aufzeichnet und seine leichtfertigen Abenteuer erzählt. Möglicherweise war diese schwankende Zweiseitigkeit ein Nachklang der älteren Dichtung, die neben den ernsten, tieffühlenden Amadis einen lustigen Galaor, den Liebhaber aller Schönen, zu stellen pflegte, welchen Gegensatz, wiewohl in einer unschuldigeren Form, schon die Sage von Parcival und Gawain aufnahm. Vielleicht aber darf man sich auch die Vermuthung gestatten, daß schon hier die Keime der leichtfertigen französischen Weltphilosophie sichtbar werden und daß die Dichtung trotz ihres ehrbaren historischen und moralischen Aussehens bereits den Weg zu dem frivolen Gesellschafts- und Hofromane sucht. Es wird dem Markgrafen nachgerühmt, daß er die Umgangssitten in Genua verbessert, den Frauen ihre Zurückhaltung ausgeredet, den Männern mehr Freiheit verschafft, womit beide Geschlechter sehr zufrieden gewesen. Der Roman verweilt mit Behagen bei den Unterhaltungen der Herren und Damen, die dem Markgrafen, welcher den Ernst des Lebens mit überlegenem Geiste und froher Laune hinwegscherzt, stets sehr gerne zuhören und der Nihilismus eines heitern Lebemanns wird wenigstens als eine anziehende, wenn nicht als eine empfehlenswerthe Sache behandelt. Wir verfolgen diese Wendung des Romanes nicht weiter, weil von den deutschen Dichtern zur Zeit Niemand in diesen Ton einstimmte.

Die Form der Darstellung verdient im Ibrahim wie in der Sofonisbe alles Lob. Die Charaktere wie die Lebensbilder sind mit fester Hand entworfen, jede Seelenstimmung mit Feinheit ausgemalt. Die Sprache folgte der Verfasserin bei Allem, was sie zu sagen hatte. Sonst ist die Erzählung schon hier mit jenen lästigen Zugaben überladen, welche sich in den meisten Romanen finden und nach den Begriffen der Zeit freilich für eine besondere Schönheit derselben galten. So liebte man es, Reflexionen einzuschalten. Die Verfasserin stellt über den Glückswechsel und die Schicksale der Menschen Betrachtungen an, oft legt sie auch ihren Personen eine philosophische Discussion in den Mund, doch wird eben nicht über viele Gegenstände verhandelt, sondern sie kommen immer auf den Ursprung und das Wesen der Liebe

zurück, wobei der heitere, geistig bewegte Gang der Unterhaltung die neue pariser Gesellschaftssprache nachbildet. Solche Fragen über die Natur der Liebe beschäftigten schon die alten Minnehöfe, sie werden häufig in dem Schäferromane erörtert, wie in der Diana des Montemayor, in der Galatea des Cervantes, und das Fräulein de Scudéry muß wohl in solchen Dingen für eine Kennerin gegolten haben, da sie in der von Richelieu nach jenen Minnehöfen eingerichteten Akademie der Liebe das Amt eines Generaladvokaten erhielt. Ferner gehörten zu einem rechten Romane einige Staatsreden und so werden uns hier die weitläufigen Verhandlungen zu Genua über die Aufhebung der Verbannung Ibrahim's und die Berathungen Soliman's mit seinen Bassen über den persischen Krieg mitgetheilt. Die Reden der liebenden Paare, wenn sie sich trennen müssen oder wenn sie das Schicksal wieder zusammenführt, ihre höflichen und zärtlichen Briefe, die Monologe, in welchen sie sich selbst als die unglückseligsten Menschen beklagen, waren ebenfalls eine übliche Zierde der Darstellung; ja sie besonders sollten von der Kunst der Dichter Zeugniß ablegen, weshalb gerade in ihnen die Gedanken eine gesuchte Feinheit haben, die Empfindung übertrieben, die Sprache geziert ist. Zesen sagt in der Vorrede: „Die längen Getrekk' und Geschleppe der Rede, welche sowohl die alten als die neuen rednerischen Gesetzgeber ganz verwerfen, hat er*) fast wider aller andern französischen Schreiber Gebrauch sehr vermieden, daß ich in allen seinen Sachen dergleichen nichts, als nur bisweilen ein geringes, das ich auch im Uebersetzen so viel als müglich geändert, befunden." Es ist aber auch in dem deutschen Ibrahim von diesen Dingen noch genug vorhanden. Dagegen fehlen gänzlich die lyrischen Einlagen, mit welchen sich die deutschen Romane zu schmücken pflegen. Endlich nehmen noch die dem unentwickelten oder entarteten Epos anhaftenden Beschreibungen einen großen Raum ein. Paläste, Zimmer, Geräthe, Kleider, Schmucksachen von Gold und Edelsteinen, festliche Aufzüge, vor Allem die Schönheit der Frauen boten der Verfasserin einen reichlichen Stoff, ihre Lust an malerischen Schilderungen zu befriedigen. Ibrahim's Siegesfest eröffnet den Roman mit der Schaustellung einer unerhörten Pracht, seinem Schlosse und den in demselben befindlichen Herrlichkeiten, worunter Gemälde und Sculpturen mit mythologischen und allegorischen Gottheiten, sind vierzig Seiten gewidmet, und so ist auch Isabellens Einzug in Konstantinopel, das glänzende Gefolge von

*) Die Scudéry hatte den Roman unter dem Namen ihres Bruders Georg herausgegeben, den Zesen für den Verfasser hält.

Leibwachen und Sklaven, welches sie einholt, mit Aufbietung alles erdenklichen Prunkes beschrieben.

Nach Zesen ist dieser Roman (jedoch dem unsterblichen Geiste des Herrn von Urfe nichts benommen) unter den Liebesgeschichten das einzige Buch, damit Frankreich mit Recht prangen könne. Er tadelt der Uebrigen aufgeschwellte, hochtrabende Reden, ihre handgreiflichen Lügen, daß sie, wenn sie wollen, Sturm erregen und von Schiffbrüchen reden, statt der Wunder nur Mißgeburten geben. Hier finde ein Weltweiser, was er suche, hier schaue ein Frauenzimmer, was in seinen Kram passe, hier sehe ein Höfling, wie er bei großen Herren und den Frauenbildern höfeln solle, hier lerne ein Jeder, wie er sich in seinem Glücke verhalten solle. Man erblicke lauter Helden und fürstliche Menschenbilder. Der Roman ist allerdings in seiner Art ganz vorzüglich. Er erinnert uns an den jungen Goethe, der verzweifeln wollte, als er für die Poesie keine Möglichkeit sah, über Gellert's Dichtungen hinauszukommen, die in der herkömmlichen Form das Ziel der Entwickelung erreicht hatten. Ein neuer Aufschwung trat erst ein, als man einen ganz neuen Weg einschlug.

Mittheilungen aus dem Ibrahim.

Ibrahim's und Isabellens erstes Wiedersehen in Konstantinopel.

(Zweiter Band oder des dritten Theiles drittes Buch, S. 230—233.)

Zeithähr hatte der Große Visier*) diesem Gepränge mit großer Verwunderung zugesähen: aber als er sahe, daß hinter diesen zwölf Licht-trägern zwölf andere Leib-eigne einen verdäkten Himmel von Karmosihn-Sammet getragen brachten, welcher mit noch einem andern behänget waar, dehr viel kostbarer, mit Golde gestükt, und däffen Führhänge bis auf die ärde hinunter hingen; so veränderte sich seine Verwunderung in ein Trauren: führnähmlich, als er sahe, daß diesem Himmel ein Wagen fol gülden Tuhch naachfolgete, welcher durch sechs weisse Pfärde geführet; und mit dreissig von den aller-schönsten Leib-eignen, die man jemahls gesähen, mit flügenden Haren, und in

*) Ibrahim oder Justinian.

überaus-prächtiger Kleidung, zu Pfärde begleitet ward. Dan, als er gedachte, daß dieses Gepränge äben so wäre, als dasjenige, welches die Türkischen Groos-Könige ihren Fräulein zu halten pflägen, wan Sie auf das Schlos ihres künftigen Ehgemahls geführet wärden; so bildet' er Ihm ein, daß ihn Soliman noch ändlich zwüngen wolte, die Asterie*) zu ehligen, damit Er ihn ganz zu seinen Diensten verpflichtete: und in solchen verdrühslichen Gedanken entschloß' er sich viel eher das Läben zu laßen, als hierein zu wülligen. Aber er ward über die maßen bestürzt, als der Soliman dem Heer-führer der Haken-schüzzen gewinket hatte, die Führ-hänge fohr dem Himmel wäg zu zühen, und Er seine unvergleichliche Isabella auf einem weissen Pfärde, welches zwee schwarze Leib-eigne führeten, sizzen sahe.

Ach mein Her! schry er auf Italiänisch, ist es keine Betrügerey meiner Augen? Darf ich wohl gläuben, was ich sähe? und indehm macht' er sich eilend von dem Soliman wäg, eh er ihn beantworten konte, des Wüllens, die Fürstin von däm Pfärde zu höben, und sich selbst aus dem Zweifäl zu hälfen, darein er aus großer Verwunderung gerahten waar: aber er kahm doch gleichwohl zu späte; dan der Hakenschüzzen Heer-führer hatte solches schohn verrichtet, und Sie bis an die Tühre des Ganges begleitet, da Sie der Große Visier entfing.

Es hatt' Ihn die Fürstin noch nicht gesähen, wiewohl sie die Augen, so bald der Führhang wäg-gezogen waar, auf allen Ekken härum schweiffen lies, und sich naach ihrem Liebsten umschauete: dan die Mänge däs Volkes waar alzu groos, daß sie ihn so bald nicht fünden konte. Aber als Ihr der Ibrahim entgegen ging, und sich durch seine Stimme zu erkännen gab, erblikte sie Ihn also-bald, und waar über diesem Anblik nicht weniger erfräuet als er; wiewohl es ohne Verwundern geschahe; dan Sie wuste wohl, daß er zu Konstantinopel wäre; und bildet ihr auch gänzlich ein, daß Sie auf seinem Befähl entführet worden, weil Ihr der Rustahn nichts davon sagen wollen. Wiewohl Ihr nuhn diese gewalt-tähtige Verfahrung nicht allerdings gefiel, so entfand sie doch in dieser ehrsten Zusammenkunft nichts als eine rächt-fräudige Bewägung. Die bleiche Farbe samt der Veränderung des Ibrahims, die Ihm seine Schweer-mühtigkeit veruhrsachchet hatte, betrübte sie auch gahr nicht; indehm sie wohl vergnüget waar, daß Sie solche Liebes-zeuchen an Ihm verspürete.

Ist es wohl müglich, mein gnädiges Fräulein, rädete sie der Ibrahim an, daß ich noch einmahl die unvergleichliche Isabelle sähe?

*) Des Sultans Tochter.

kömt es von der Lieb' oder von däm Glükke, daß ich diese Gnad' entfange? Weder von diesem noch von jenem, gab ihm der Soliman zur Antwort, welcher biß an die Träppe gegangen waar; sondern es ist eine Würkung meiner Freundschaft, die ich zu dier trage, und meiner Begier, die mich ansträngt dein Läben zu rätten. Diese Räden erinnerten den Ibrahim der Ehr-erbütigkeit, die man dem Groos-hern zu leisten schuldig wäre; dehrgestalt, daß er in geheim zu der Fürstin sagte, daß Sie alda den aller-mächtigsten Groos-Hern führ Augen hätte, damit Sie dem Soliman seine gebührende Ehre gäben möchte. Die Fürstin wolt' Ihm hier-auf einen Fuhs-fal tuhn, aber der Groos-Her hielt sie bey der Hand, (welches sonst die Groos-Könige nicht zu tuhn pflägen) sahe sie mit sonderlicher Verwunderung an und sagte zu dem Ibrahim, ich darf mich nuhn nicht mehr verwundern, daß die Liebe bey dier viel kräftiger gewäsen ist als die Fräundschaft, und daß dier eine solche wunderwürdige Fürstin viel lieber wäre, als alle meine Gunst und Liebes-bezeugungen. Aber es ist nicht nöhtig, daß eine solche Mänge Volkes deiner Glükäligkeit zuschauet; dan es ist schohn genug, wan du vertragen magst, daß ich selbiger mit dier genühsse. Indehm Er solches sagte, so befahl er dem Heer-führer der Hakenschüzzen, daß er alles das-jenige, was man mitgebracht hätte, in das Schlos des Ibrahims solte tragen lassen, und das Volk wieder hinaus zühen, aus-genommen dieselbigen, die der Fürstin aufwarten solten.

Inzwischen waar die Emilie*) von dem Wagen, welchen man dem Himmel der Fürstin naachführete, und darauf sie die Isabelle säzzen lassen, abgestiegen, und hatte sich schohn zur Fürstin verfügt. Die Leib-eignen, die ihr auf-dienen solten, folgten Ihr auch naach; und in solcher Ordnung ging der Groos-her alleine fohrhähr, und lies den Ibrahim die Isabelle führen: Sie stiegen die Stuuffen hinauf in die Kammer, und kahmen folgendes in sein geheimes Zimmer.

Als sie nuhn darinnen angelanget waren, so fing der Sultahn an zu räden, und sagte zu ihnen, Daß, naachdehm er gesähen hätte, daß seine Traurigkeit unüberwündlich gewäsen, und er wohl gewust hätte, daß die Abwäsenheit der Isabellen solche veruhrsachchet; so hätt' er sie gärn durch dieses Mittel vertreiben wollen, indehm er sich mit nichten entschlüßen können, ihn von sich zu lassen. Im übrigen, damit er ja an seiner Glükäligkeit nicht den geringsten Mangel lidte, so hätt' er solche Entführung nicht ohne reifliche Betrachtung der Folge fürnähmen laßen; indehm er wohl gewust hätte, daß die Fürstin in seinem Reiche

*) Isabellens Freundin und stete Gefährtin.

ganz vergnüget läben könte, und äben so viel Macht haben solte, als er selbst. Was ihr Glaubens-bekäntnüs beträhffe, so könte sie nicht allein eine Kristin in ihrem Herzen verbleiben, sondern auch öffendlich führ däm ganzen Volke.

Die Geschichte von dem allzuguten Leibeignen*).

(Zweiter Band oder des vierten Theiles anderes Buch, S. 489—502.)

Es ist kein Mensch in seiner Knechtschaft jemals so glückselig gewesen als ich; und das Glück hat auch niemals eine solche Wirkung verursacht, als diejenige, die ich jetzund erzählen will. Sie werden sich ohne Zweifel noch zu erinnern wissen, daß uns damals, als wir insgesamt zu Konstantinopel angelandet und auf das Land gestiegen waren, ein Mann entgegen kam, welcher ihm bei den Fesseln, die wir trugen, leichtlich einbilden konnte, daß wir feil wären; und mich alsbald, weil ich ihm gefiel, feilschte, und um den Preis, den man von ihm forderte, an sich kaufte. Dieser Mann nun, welcher mein erster Herr war, führte mich stracks nach Hause; und weil er einer von den reichsten und gewaltigsten in Konstantinopel war, so ward ich gleichsam in meinem Unglück erfreuet, als ich an einen solchen Ort kam, da ich Mitgesellen haben konnte. Sobald ich nun in seinem Hause war, so ließ er mir, zu Bezeigung seiner Gunst, die Fessel, die ich trug, abthun, und an deren Statt andere, die etwas leicht- und erträglicher waren, anlegen: dergestalt, daß ich innerhalb zwo Stunden (indem ich solche Gunst mit Dank erwidern wollte und das Joch meiner Leibeigenschaft selbst zu erleichtern, denjenigen, die mich übel halten konnten, in allem willfährig war) der allerbeste Leibeigene in ganz Konstantinopel ward. Ich thät nicht allein dasjenige, was man mir zu thun befahl, sondern ich half auch den andern, was sie zu thun hatten. Und weil es unter den Türken, wie ich nachmals erfahren habe, der Gebrauch ist, daß man die neuen erkauften Leibeignen in der Erste mit Fleiß in Acht nimmt; so war mein Herr allzeit selbst darbei und gab Achtung darauf, was ich thäte: ja er war dem Anschein nach mit mir so wohl zufrieden, daß mich die andern Leibeignen schon zu hassen begunnten. Solchergestalt ging der erste Tag vorbei; und des andern

*) Ein französischer Markgraf war mit mehren Herren und Damen aus Genua von den Türken gefangen und nach Konstantinopel gebracht worden. Sie erhielten bald durch Isabelle die Freiheit und wohnten als ihre Gäste auf Ibrahim's Schloß. Der Markgraf erzählt der Gesellschaft, wie es ihm in der Sklaverei ergangen.

Morgens früh wollte mich der Herr seinen zwoen Frauen sehen lassen: dergestalt, daß er mir befahl, in ihr Zimmer zu gehen. Weil ich nun nicht wußte, wo man mich hinführete, so konnt' ich mich, indem ich durch die Schönheit dieses Frauenzimmers so plötzlich gerührt ward, nicht enthalten, durch einige Gebärden meine Freud' an den Tag zu geben. Sie kamen mir um des zu schöner vor, weil ich innerhalb vierundzwanzig Stunden nichts als schwarze leibeigne Mägde gesehen hatte: ich grüßete sie sehr höflich: und sahe sie ebenso inständig an, als sie mich. Und ungeachtet, ob es meinem Herrn gefiele, und als wann ich kein Leibeigner gewesen wäre; ließ ich mich nichts anfechten, sondern gab ihnen, so oft ich an ihrem Thun merken konnte, daß sie von mir redeten, mit tiefen Kniebeugen zu verstehen, daß ich ihnen ebenso viel Ehrerbietung, als meinem Herrn Dienste leisten wollte. Endlich, als sie mich wohl betrachtet hatten, so hieß er mich wieder hinaus gehen, welches ich denn alsobald thät: aber ich konnt' es nicht lassen, ich mußte mich noch einmal nach ihnen umsehen und thät es überaus ungern, daß ich solche schöne Frauen so bald wieder verlassen sollte. Sobald ich nun wieder hinunter war und meine Sachen, die man mir befohlen hatte, verrichtet, so macht' ich mich in den Hinterhof, gegen dieser beiden Frauen Tageleuchter über, in Meinung, daß ich sie vielleicht noch einmal sehen möchte. Aber mein Herr war zu meinem Unglück eben bei ihnen: und weil er wohl wußte, daß ich daselbst nichts zu thun hatte, so zog er mich in Verdacht: dergestalt daß er mich stracks des andern Tages, weil er sonst über mich nicht klagen konnte, zu Markte bringen und verkaufen ließ.

Ich muß bekennen, daß mir Solches sehr wunderlich fürkam: jedoch, weil ich mich selbst in allen Fällen leicht trösten kann, so ergab ich mich der Geduld. Derjenige, der mich von ihm kaufte, war ein Kaufmann von Tripol, dem ich auch eben so wohl dienete, als dem vorigen. Und weil sich in solchen Häusern das Frauenzimmer so eingezogen nicht hält, als bei großen Herren und Andern, die was Standes sein, so konnt' ich mich zum wenigsten erlustigen, wann ich meines Herrn Weib und ihre beiden Leibeignen, welche in Wahrheit nicht häßlich waren, zu sehen bekam. Ich erlangte stracks den ersten Tag ihre Gunst, und wußte doch nicht, wie und durch was vor Mittel. Wann sie sahen, daß ich hinaus gehen wollte, so halfen sie mir geschwinde die Thür aufthun: wann ich irgend etwas trug, so kamen sie stracks und wollten mir helfen: ja ich ward so angenehm bei ihnen, daß mich der Herr deswegen hassete. Dann wann er in seiner Kammer war, so lobeten mich seine Fraue samt ihren Leibeignen so trefflich, daß er sich entschloß, mich

wiederum zu verkaufen. Er befahrete sich, seine Fraue würde mich allzu sehr lieben; und besorgte sich, seine Leibeignen würden sich mit mir verbinden, sein Haus zu bestehlen. In solchen Gedanken bracht' er mich selbst zu Markte: aber weil Jedermann wußte, daß er ein überaus geiziger Mann war, so ging es sehr schwer zu, daß er mir einen andern Herrn verschaffen konnte. Dann ob er schon diejenigen, die mich feilschten, versicherte, daß ich überaus geschickt, sehr diensthaftig und trefflich fleißig wäre, so wollt' es doch Niemand glauben; weil er mich allzu wohlfeil bot; welches er dann darum thät, daß er meiner des zu eher loswerden möchte. Dieser Leibeigne, sagten diejenigen, die mich kaufen wollten, muß gewiß einen großen Mangel haben, den wir nicht sehen können, weil ihn dieser karge Filz so wohlfeil geben will. Er ist jung, er ist nicht häßlich noch ungestalt, er scheinet nicht einfältig, und er muß ihn ohne Zweifel über einem Diebstahl ergriffen haben, weil er sich so sehr bemühet, seiner los zu werden. Auf solche Weise ward ich weder den ersten noch den andern Tag verkauft. Dann weil mein Herr gesehen hatte, daß seine Frau mit ihren Leibeignen sehr froh gewesen war, als man mich wieder nach Hause gebracht hatte, so wollt' er mich noch geringer ausbieten, als er beschlossen hatte; weil er mich also noch eher zu verkaufen verhoffte. Aber er wußte nicht, daß er mich, je weniger er heischte, je schwerlicher verkaufen würde. Und in Wahrheit, ich habe niemals nichts Kurzweiligers gesehen, als da dieser Geizhals zornig ward, wann er sich nicht entschließen konnte, sein Geld zu verlieren, und wann er mich als einen solchen, den er vor seinen Mitbuhler hielt, und sich gleichwohl über ihn nicht beklagen konnte, wieder nach Hause führen mußte: dann weil ich wohl wußte, daß die Leibeignen hier zu Lande in ihrer Herren voller Gewalt sein, dergestalt, daß sie ihnen das Leben nehmen mögen, wann sie wollen; so sah ich mich über alle Maße wohl vor; und wollte mich mit den Leibeignen, wann es der Herr sehen könnte, ganz und gar nicht gemeine machen. Dergestalt, daß, weil er mich nicht verkaufen konnte, noch etwas auf mich zu sagen hatte, noch sich entschließen durfte, mir die Freiheit wieder zu geben, weil er so viel Geld, damit er mich erkauft hatte, gar nicht verlieren könnte; so war er so bekümmert, daß er vor Angst nicht wußte, was er beginnen sollte.

Letzlich aber, als er mich des dritten Tages wieder zu Markte gebracht hatte, so kam ein Boluch-bassi, (welcher mich stracks das erste Mal gefeilschet hatte, und ihm eingebildet, daß ich keinen andern Mangel haben könnte, als daß ich nicht getreu wäre) dieser ließ sich durch den guten Kauf bewegen, und nahm mich zu seinen Diensten.

Damit er sich aber des Fehlers wegen, den er auf mich dachte, erkundigen möchte, so wollt' er mich so lang in seinem Garten gebrauchen, bis er gesehen hätte, ob ich getreu wäre oder nicht. Sobald ich nun in seinem Hause war und er mir etliche Gartenbeete zu graben vorgegeben hätte, so wußt' ich anfangs nicht, wie ich darmit zurechte kommen würde. Jedoch, weil ich dazumal, als ich im Kriege gewesen war, bisweilen die Laufgraben und Schanzen aufzuwerfen hatte lernen müssen; so ward ich innerhalb zwo Stunden so ein guter Gärtner, daß ich einen bessern Gang machen konnte, als alle die andern in ganz Konstantinopel. Weil nun Solches meinem Herrn gefiel, so bracht' er seine drei Frauen mit allen ihren Leibeignen zu mir hineingeführt, daß sie meine Arbeit sehen sollten: darüber sie sich dann nicht wenig verwunderten; und nachdem sie meine Arbeit gelobet hatten, so kamen sie auch auf mich selbst, und priesen mich so sehr, daß sie auch mehr Lust bekamen, mich zu sehen als mein Werk.

Dieses war gleichwohl nicht allein die Ursache, daß ich meinen Herrn wiederum ändern mußte, sondern es kam noch was andres darzu. Dann als sich mein Herr ein wenig von uns weggemacht hatte, und ich sein ganzes Frauenzimmer um mich herum lustwandeln sahe; so stellt' ich mich, als wann ich mich gar nicht darum bekümmerte, und fing gleichsam, als wann ich meine Arbeit damit versüßen wollte, ein und das andre Liedlein an zu singen. Meine Stimme gefiel ihnen so wohl, daß sie kaum wieder von mir weggehen konnten: und weil ich sahe, daß ihnen so wohl damit gedienet war, so sang ich ohn' Unterlaß; indem ich zum wenigsten verhoffte, daß ich auf solche Weise nicht allzeit so gar allein in dem Garten sein würde. Damit aber mein Herr nicht argwähnen möchte, daß ich Solches nur seinen Frauen zu gefallen thäte, so schwieg ich ganz nicht stille: und wann Solches lange Zeit hätte währen sollen, so wär' ich endlich, auf tichterische Art zu reden, als ein Schwan gestorben. Mein Fund ging mir auch nicht allein wohl an, sondern verursachte zugleich, daß ich abgeschaffet ward. Dann sobald ich zu arbeiten anfing, so fing ich auch an zu singen: und nicht allein alle Leibeigne, nicht allein alle Diener und Beamten meines Herrn, sondern auch die Frauen selbst, welche sonst wegen der Sonnenhitze gar selten auszukommen pflegten, stellten sich stracks ein, meine Lieder anzuhören. Man konnte keine Leibeigne nirgend hinschicken, daß sie nicht alsbald ihren Weg durch den Garten genommen hätte; und wie hastig auch die Sache war, darum man sie verschickte, so verbarg sie sich doch allezeit hinter einer Lauben, damit sie mir nur zuhören möchte: und auf solche Weise, wiewohl ich sehr fleißig arbeitete, so war ich doch meinem Herrn schäd-

lich; weil ich sein ganzes Hausgesinde verhinderte, daß es seine Dienste nicht bestellen konnte.

Er war gar ein gutherziger Mann; dergestalt, daß er sich kaum entschließen konnte, mir das Singen zu verbieten: indem er ihm einbildete, daß ich Solches nur thäte, die Zeit zu vertreiben. Endlich aber, als er sahe, daß seine Leute ihren Dienst nicht mehr verrichteten, und seine Frauen selbst nicht mehr in dem Hause bleiben konnten, so verbot er mir Solches ganz, und ich gehorcht' ihm auch ohne einigen Widerwillen. Aber indem er gedachte, seinem Hause Frieden zu schaffen, und mich an meiner Arbeit zu behalten, so ward er dadurch viel mehr verunruhiget, und mußte mich endlich gar abschaffen. Dann sobald seine Frauen und Leibeignen erfuhren, daß er mir Solches verboten hatte, so erhub sich ein solches Unwesen in seinem Hause, daß Alles in Ruhr war. Sie huben alle zugleich an zu murren: Wer hat wohl solche Unbilligkeit jemals gesehen, sagten sie, daß man einem Menschen, der mit Fesseln beladen ist, und seine Arbeit wohl verrichtet, das Singen verbieten will? Diese Unbarmherzigkeit ist so groß, daß sie nicht zu leiden stehet: und gewiß, man hat niemals von denengleichen Dingen reden hören! Ja dieser Aufruhr und dieses Widerbälbern währete so lange, daß er mich auf den andern Tag wieder verkaufen mußte; welches er dann sehr ungern thät, weil ich ihm überaus wohl gefiel.

Mein Verhängniß war, daß mich ein Arabischer Arzt kaufte; dann, weil er gefragt hatte, was ich in meines Herrn Hause gethan hatte, und man ihm zur Antwort gegeben hätte, daß ich ein trefflicher Gärtner wäre: so bildet' er ihm ein, daß ich die Kräuter wohl kennen würde; und ihm dannenher sehr nützlich sein: sonderlich, weil die drei Theile der Artzneikunst in diesem Lande bei einander sein.

In Wahrheit, er hat auch bekennt, daß er niemals so einen fleißigen Diener gehabt hätte: und wiewohl ich von allen denen Sachen, die er mir zu thun gab, ganz nichts wußte, so kam doch meine Geschicklichkeit und Erkühnung solchem Mangel zu Hülfe.

Dieser Arzt hatte zwo Töchter, welche nach ihrer Mutter Tode ganz allein bei ihm wohneten; dergestalt, daß ich unterweilen, wann er die Kranken besuchte, mit ihnen reden konnte. Dann weil die Frauen zu Konstantinopel sehr viel auf ihre Schönheit halten, und der Vater ihnen keine Schminke darzu geben wollte, so hielten sie mich überaus freundlich, damit ich ihnen einige Wässerlein heimlich darreichen möchte: und damit man mich nicht abschaffte, so unterwiesen sie mich in Allem, was ich zu thun hatte, so viel als es ihnen müglich war. Sobald ich nun mein Werk, das mir der Arzt vor seinem Ausgehen befohlen,

verrichtet hatte; so ging ich hin vor einen Tageleuchter, welcher sehr niedrig war, und kurzweilete mit seinen Töchtern: ich sagt' ihnen noch mehr Künste, wie man sich schön machen könnte, die ich meinem Vorgeben nach in Wälschland gelernet hätte: dergestalt, daß mich mein Herr, wann er wieder nach Hause kam, niemals bei seinen Kräutern fand. Er konnte gleichwohl über mich nicht klagen, weil ich alles dasjenige, was er mir befohlen, gethan hatte. Dergestalt, daß er mir, weil ich so fleißig wäre, noch mehr zu thun gab, damit ich durch solches Müssiggehen mit seinen Töchtern nicht allzu lange Gespräche hielte. Weil sie aber sehr klug und verschlagen waren, so merkten sie solchen Rank alsbald; und indem sie erfuhren, daß er mir über mein gewöhnliches Tagewerk einen Haufen Wurzeln, welche man in die Bäder, die in diesem Lande sehr gemein sein, zu thun pfleget, zuzurichten gelassen hatte, so nöthigten sie mich, daß ich ihnen ein Theil davon geben mußte. Solchergestalt ward mein Werk wiederum, weil wir mit uns dreien daran waren, ebenso geschwinde verrichtet, und wir hatten noch Zeit gnug übrig, mit einander zu sprachen. Also daß sich mein Herr, als er des Abends nach Hause kam, und vermeinte, daß er mich noch über meiner Arbeit tapfer würde schwitzen finden, überaus verwunderte, als er sahe, daß ich mit meinen Sachen schon fertig wäre, und sein Fund, dadurch er mich verhindern wollte, daß ich mit seinen Töchtern nicht kurzweilete, nicht angehen wollte. Gleichwohl konnt' er mich nicht schelten, weil er seine Sachen niemals so wohl beschickt gefunden hatte, als durch mich. In solcher seiner Bekümmerniß erdacht' er einen anderen Rank und nahm mich allzeit mit sich, daß ich ihm auf der Straßen nachfolgen mußte; und ließ den andern, den er sonst hatte pflegen mitzunehmen, an meiner Statt zu Hause. Aber seine Töchter waren ihm gleichwohl auch in diesem Fall zu klug: dann sie bestachen solchen Leibeignen mit Gelde und brachten zuwege, daß nichts von allem, was man ihm zu thun befohlen hatte, wann wir nach Hause kamen, verrichtet war: und Solches in der Hoffnung, daß mein Herr andres Sinnes werden möchte, und mich noch ferner über meiner Arbeit zu Hause lassen. Dieser Fund bracht' aber eine solche Wirkung zuwege, deren sie sich nicht versehen hatten: dann, als der Arzt sahe, daß im geringsten nichts zu Hause gethan würde, wann er mich mit sich führete: und daß mich seine Töchter, wann ich zu Hause bliebe, allzeit zu sich holen ließen: so entschloß er sich, mich wiederum zu verkaufen. Und die Wahrheit zu sagen, ich war sehr wohl damit zufrieden, weil ich mich auf die Kräuterei und Wurzeln nicht wohl verstund: und in solcher meiner Unwissenheit nicht besser thun konnte, wann mir mein Herr ein Kraut nennte, das mir unbe-

kannt war, als daß ich ein andres, das keine böse Eigenschaften an sich hatte, darfür auslase: damit ich zum wenigsten die Arzenei, wann ich sie nicht gut machte, gleichwohl auch nicht verschlimmerte.

Ich ward desselbigen Abends von zween Hakenschüzzen gekauft, welche mich auf zerbrochenes Wälsch fragten, ob ich wohl wüßte mit den Waffen umzugehen und sie rein zu halten? und als ich ihnen zur Antwort gegeben hatte, daß ich meinen besten Fleiß thun wollte, so schlossen sie den Kauf und führeten mich in ihr Haus. Und weil ich besser mit einem Säbel umgehen konnte, als die Kraft und Eigenschaft der Kräuter erkennen, so gefiel ihnen meine Weise, den Säbel zu führen solchergestalt, daß ich ihnen ein sehr lieber Leibeigner ward. Ich besahe ihre Klingen, sobald ich nach Hause kam, als einer, der sich sehr wohl darauf verstünde, ich wußte, von was vor Zeuge sie waren; und aus meiner Handlung konnten sie leichtlich sehen, daß der Krieg ohne Zweifel mein Handwerk gewesen wäre.

Diese beiden Hakenschützen nun, hatten ein jeder eine schöne Leibeigne; und dazumals, als ich zu ihnen kam, so waren sie zwar von einer Schaar, aber sie zogen gleichwohl nicht beide zu gleicher Zeit auf die Wache: dergestalt, daß immerzu einer, als ein Hüter dieser beiden Leibeignen, zu Hause blieb. Mittlerzeit nahm ich meine Sachen so überaus wohl in Acht, daß ihre Waffen vor der Zeit niemals so blank gewesen waren. Aber, waren sie zufrieden mit mir, so waren es die beiden Leibeigne auch nicht wenig, wiewohl ich mich stellte, als wann mir nichts darum zu thun wäre. Sie ließen mir gleichwohl ihre Liebe, die sie zu mir trugen, nicht beide zugleich blicken, sondern erwähleten den Tag, da der Hakenschütze, der ihr Herr war, auf die Wache zog: dergestalt, daß derjenige, welcher zu Hause blieb, wohl vermerkte, daß seines Spießgesellen Leibeigne mir überaus geneigt war, und alles Liebes erzeigte; aber weil er mit meinen Diensten sehr wohl zufrieden war, und wohl sahe, daß ich mich nichts darum bekümmerte, so mocht' er ihn deswegen nicht warnen. Eben die Gedanken dieses Soldaten hatte gleichesfalls auch der andere: und auf solche Weise ward ich von zween Hakenschützen und von zwoen Leibeignen gleichergestalt geliebet. Letzlich trug es sich zu, daß diese beide Hakenschützen zugleich auf einen Tag auf die Wacht ziehen sollten: und mich also mit ihren Leibeignen hätten müssen alleine lassen; wann nicht einer dem andern gesagt hätte, daß mir diese Leibeignen solche Gunst und Liebe bezeigt hätten. Aber weil sie wohl wußten, daß ihnen beiden daran gelegen war, so berathschlagten sie sich eine lange Zeit hierüber, was sie thun sollten: bis sie mich endlich, wiewohl ich ihnen überaus lieb war, noch densel-

ben Tag verkauften; weil sie sich nicht entschließen konnten, mich mit ihren Leibeignen alleine zu lassen.

Mit solcher Narrerei kam ich zu einem türkischen Sang- und Spielmeister, welcher zu Konstantinopel auf der Lautenzitter oder Schnarre spielen lehrte, welches allhier das einige Spiel ist, das sie haben. Als ich nun schon eine Nacht bei ihm gewesen war, und er des Morgens in die Stadt gegangen, so nahm ich eine solche türkische Laute, (dann er hatt' ihrer die Menge) und weil dasselbe Saitenspiel nicht mehr als eine Saite hat, so dacht' ich, wann ich solches mit noch mehren bezöge, so möchte vielleicht selbige Zusammenstimmung meinem Herrn gefallen, daß er mir deswegen die Freiheit gäbe. So nahm ich dann nun eine von solchen Lautenzittern und ging hin zu einem, der sie machte, welcher nicht weit von unserm Hause wohnete, und wies ihm, wie ich sie haben wollte. Ja ich ließ ihn diese Laute solchergestalt zurichten, daß sie konnte mit sieben Saiten bezogen werden: und weil ich noch allezeit einen güldenen Ring behalten hatte, so gab ich ihm selbigen vor seine Mühe. Als ich nun wieder nach Hause kommen war, so bezog ich selbige Laute, und indem ich sie zu rühren begunnte, so bekam ich meines Herren Fraue, seine zwo Schwestern und drei Leibeigne zu Zuhörern. Dergestalt, daß er mich, als er wieder nach Hause kam, mitten unter seinem Frauenzimmer sitzen fand, welches mir mit großer Andacht und Begier zuhörte. Anfangs ward er beides, auf mich und sie zornig: aber als er mich selbst vernahm, so vergab er ihnen ihren Vorwitz: und weil er viel Geld mit mir zu gewinnen gedachte, so liebelt' er mich über alle Maßen. Er wollte mich gleichwohl noch bereden, daß ihre Lauten etlichermaßen vollkommner wären als die unsrigen: dann, weil die ihrigen, sagt' er, nicht mehr als eine Saite hätten, so könnten sie niemals verstimmet sein. Weil nun dieser kurzweilige Beweis gar leichtlich umzustoßen war, so gab ich ihm mit gar geringer Mühe zu verstehen, daß mein Saitenspiel viel besser wäre als das seinige: und stracks des andern Tages führt' er mich in alle Häuser, die er hatte pflegen zu besuchen: da man mich dann kaum gehöret hatte, als man ihn schon nicht mehr loben wollte. Aber dieser Mensch, weil er ebenso ehrgeizig als geldgierig war, wiewohl er mit mir sehr viel Geld gewinnen konnte, so mocht' er sich doch nicht entschließen, mich noch mehr auszuführen. Dergestalt, daß er mich allezeit, indem er ihm fürgenommen hatte, von mir zu lernen, zu Hause ließ: und ich gab ihm nur des Abends und des Morgens seine Lehrungen auf. Aber Solches währete nicht lange, daß ich sein Meister und sein Leibeigner zugleich war: dann weil er nicht weniger scheelsüchtig als stolz war, indem er wohl wußte, daß mir

seine Frau, Schwestern und Leibeigne stets zuhöreten, so entschloß er sich endlich, mich wiederum zu verkaufen. Solches thät er aber ohne sonderlichen Widerwillen keinesweges: und die Eitelkeit, der Geldgeiz und der Liebeseifer machten ihm nicht wenig zu schaffen. Weil nun diese letzte Leidenschaft viel stärker war, als alle die andern, so sucht' er Mittel und Wege, wie er meiner könnte los werden, und war noch überdas so mißgünstig, daß er mich an den Hafen zu Markte bringen ließ (damit ich nicht etwa einem Andern Dasjenige, was er selbst nicht hätte lernen können, mittheilete) da mich dann alsbald ein Schiffshauptmann, welcher in wenig Tagen zu Segel gehen sollte, kaufte. Ich war hierüber in Wahrheit nicht wenig betrübt; dann indem ich wohl wußte, daß ich Sie*) ingesamt zu Konstantinopel lassen mußte, und nicht gewiß war, wo ich hinkommen würde; so gerieth ich länger als eine Stunde in solchen Unmuth, daß ich fast keinen Trost wußte. Jedoch lebt' ich noch der Hoffnung, daß mir vielleicht ein Glück aufstoßen möchte, ehe ich mich dessen versehen würde: und in solchen Gedanken dient' ich meinem neuen Herrn so fleißig, als mir immer müglich war. Ich blieb gleichwohl auch nicht lange bei ihm: dann weil er geizig war und mich allzu gut zum Ruder hielte, so gedacht' er, daß er mich theuer gnug verkaufen, und an meine Statt wohl zwee zum Ruder bekommen könnte. Dergestalt, daß mein großer Fleiß, den ich ihm innerhalb zwee Tage erwiesen hatte, verursachte, daß ich so bald wiederum verkauft ward und einen Herrn, der viel höheres Standes war als dieses letzten bekam: dann weil ich sehr theuer geboten ward, so konnt' ich von keinen andern als nur von großen Herrn gekauft werden.

So ward ich demnach von dem Statthalter in Natolien gekauft; von welchem ich aber bald wiederum aus eben denen Ursachen an den Mufti verkauft ward, und dieser ließ mich auch wiederum stracks des andern Tages dem Heerführer der Hakenschützen zukommen, da mich diejenigen, die der Großherr ausgeschickt hatte, mich zu suchen, antrafen. Ja ich wär' auch bei diesem Herrn nicht länger geblieben, weil man mich stracks denselben Tag wieder verkaufen sollte.

---

*) Die Freunde aus Genua.

Die Adriatische Rosemund, eine Liebesgeschichte, von Ritterhold von Blauen. Amsterdam. 1645. 12. (297 Seiten und 71 Seiten poetischer Anhang.)

Inhalt.

Ganz im Gegensatze zu den mit Abenteuern überladenen Romanen seiner Nachfolger hat Zesen's Liebesgeschichte eine sehr einfache Fabel. Sünnebald, ein reicher und vornehmer Herr aus Venedig, hält sich mit seiner Frau und zwei Töchtern bei Amsterdam auf. Ein junger Deutscher Namens Markhold kommt auf einer Reise nach Paris dahin und wird durch eine Landsmännin (Adelmund) mit der Familie bekannt. Die jüngste Venetianerin, die adriatische Rosemund, verliebt sich in ihn. Dem Vater ist die Heirath beider nicht unerwünscht, doch macht er die Bedingungen, daß Rosemund Katholikin bleiben dürfe und daß die Töchter, die in der Ehe geboren werden sollten, im Glauben der Mutter erzogen würden. Auf den letzten Punkt weigert sich Markhold einzugehen.

Nach einem beweglichen Abschiede setzt er seine Reise fort und langt in Paris an. Die schönen Säninnen (die Schönen an der Seine) gefallen ihm bei Weitem nicht so wie die unvergleichliche Adriatinne. Er übersendet Rosemund einen zärtlichen Brief und die gereimte, einunddreißig vierzeilige Strophen lange Beschreibung seiner Reise. Dennoch geräth sie auf allerlei eifersüchtige Muthmaßungen und als ihr die Papiere, die sie an dem offenen Tageleuchter (Fenster) gelesen, plötzlich verschwunden sind, hat die Armselige eine sehr traurige Nacht. Morgens liest sie zu ihrer Erquickung ältere Briefe und Gedichte von Markhold durch. Endlich sucht sie im Garten nach und findet die Papiere in einem Wassergraben, wohin sie der Wind geweht. Sie gelangt indessen nicht zur Ruhe. Bald will sie ihr Leben in einem Jungfernzwinger (Kloster) beschließen oder wenigstens das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen, bald eine Schäferin werden. Das Letzte scheint ihr das Beste, da sie doch, wenn Markhold unschuldig sei, aus diesem Stande wieder austreten könnte. Markhold empfängt nun auch bald ein etwas kühles Antwortschreiben, über das er sich eben solche Sorgen macht. In Paris erlebt er nicht viel Wichtiges, außer daß er einem Freunde bei einem Duell als Secundant zur Seite steht.

Rosemund führt inzwischen ihr Vorhaben aus und wird wirklich eine Schäferin. Unfern von der Amstel, an einem lustigen Orte mit

Linden, Erlen, Wassergräben, Vogelsang richtet sie sich eine Schäferhütte ein und weilt daselbst, fortwährend mit Gedanken an Markhold beschäftigt. Dieses Schäferleben vornehmer Leute war damals eine Modesache, die aus den Romanen theilweise in die Wirklichkeit überging, indem Manche sich die Reize eines Aufenthaltes auf dem Lande dadurch erhöheten, daß sie sich selbst durch die Hirtentracht in poetische Figuren umschufen. Die idyllische Scenerie diente dann natürlich nur der überfeinten Sentimentalität zur Maske. Wir werden noch in der Aramena des Herzogs von Braunschweig solche Schäferinnen in Sammet und Seide kennen lernen. Auch Rosemund erwählt zu ihrer Schäfertracht ein Sommerkleid von schäl (blaß)- oder sterbe-blauem Atlas mit rosefarben seidenem Futter; eine Freundin, die ihr draußen einen Besuch macht, trägt ein Hirtenkleid von weißem Atlas mit isabellfarbenen Spitzen. Rosemund wartet nun zwar ihre Schäfchen ab, aber ihr Hauptgeschäft ist es, schwermüthigen Liebesgedanken nachzuhängen, Markhold's Namen in die Bäume zu schneiden u. drgl.

In Paris wollte eine deutsche Herzogin Markhold in ihre Dienste nehmen, seine Sehnsucht nach Rosemund ist jedoch zu groß. Er geht auf das Schloß seiner Gönnerin, um sich zu verabschieden, trifft sie aber nicht daheim und benutzt wenigstens die Gelegenheit, sich einen prachtvollen Saal anzusehen. Eine Kammerfrau, die ihm zugethan war, begleitet ihn in denselben. Hier bewunderte er vornehmlich eine Reihe von Gemälden, die Gegenstände aus dem Alterthum darstellten. Ein Saturnus mit blutigem Maule hatte ein halb aufgefressenes Kind in der Hand, in dessen offener Seite man das zitternde Herz sah. Ein zweites Gemälde bildete den Tod des Pyramus und der Thisbe ab. Daneben hingen zwei Gedichte: Pyram's Klage und der Thisbe Klage. Sonst waren noch besonders merkwürdig der Tod des Adonis, die Entführung des Ganymedes durch Jupiter's Adler und der Raub der Helena. Zesen hat diese und andere Kunstwerke sorgsam beschrieben. Wir fanden solche Schilderungen schon in den Romanen der Scudéry und sie kehren noch bei Lohenstein wieder. Das unentwickelte Epos liebt die Beschreibung und außerdem trat hier vielleicht eine Nachwirkung des griechischen Romanes hervor, da Achilles Tatius sich durch seine Meisterschaft in solchen Dingen viel Beifall erworben.

Die Kammerfrau sah ihren Landsmann nicht gern scheiden und entließ ihn mit weinenden Augen. Bekanntlich wurde Zesen damit aufgezogen, daß er in dem Romane seine Liebschaft mit einer Leipziger Jungemagd dargestellt, welche Beschuldigung noch Menzel ohne Bedenken wiederholt. Diese kleine Abschiedsscene wäre das Einzige, was man

zur Noth dahin deuten könnte. Wenn aber Zesen's Gegner in der Bekanntschaft Markhold's mit der Kammerfrau ein unschickliches Verhältniß des Dichters wiederfanden, so enthält wenigstens der Roman nicht das Geringste, was ein solches anzunehmen berechtigte, geschweige denn, daß es sein eigentlicher Gegenstand wäre.

Markhold's nächstes Reiseziel war Rouen. Hier feierte man gerade das Fest der Weinlese und Zesen gedenkt einiger Maskenscherze. Zugleich sind zwei Episoden eingelegt, kleine Novellen, die Markhold und muntere Gesellen einander zur Unterhaltung erzählen. Endlich langt er in der Schäferei der Geliebten an. Die Freude des Wiedersehens ist sehr groß. Rosemund verläßt ihr einsames Asyl und kehrt zum Vater und zu ihrer Schwester zurück. Markhold wird von dem freundlichen alten Herrn sehr wohl aufgenommen. Da giebt es nun mancherlei Freude und Unterhaltung. Als Rosemund frühmorgens mit ihrer Laute in den Garten kommt, findet sie bereits an den Bäumen vier Gedichte hängen, in denen Markhold ihrem Munde, ihrem Herzen, ihren Augen und ihren Haaren Huldigungen dargebracht. Die Adriatinne und ihr Vater geben Markhold eine Beschreibung von Venedig und dem Staatswesen der Republik. Er selbst wieder unterhält die Damen mit einem Vortrage über Abstammung, Namen und Sitten der alten Deutschen, über den geistlichen und weltlichen Stand nebst ihrer inneren Gliederung, über die Blüthe der Wissenschaften und Künste, über das Kriegswesen. Es schmerzt ihn tief, daß sein schönes Vaterland sich gegenwärtig durch Zwietracht aufreibe, um vielleicht die Beute der Türken zu werden.

Die Liebenden haben einander zwar wieder, doch immer hindert es ihr letztes Glück, daß der Vater, so gütig er ist, auf jenen unerfüllbaren Bedingungen besteht. Da Markhold, um seinen Büchern mehr zu leben, einen etwas entfernten Aufenthalt wählt, verfällt die himmlische Rosemund in ein tödtliches Siechthum. Markhold eilt herbei und sie blühet noch einmal auf. Als er wieder scheidet, wird sie jedoch abermals krank und der Schluß deutet an, daß der Gram ihrem Leben ein Ende machte. — Ein Anhang enthält ein langes Gedicht: „die Lustinne, der unvergleichlichen Rosemund zu Ehren und Gefallen verfasset", nebst einer Anzahl meistens philologischer Anmerkungen zu demseben und außerdem eine Menge „Lust- und Ehrengedichte", die der Rosemund und anderen Personen gewidmet sind.

Zur Charakteristik der Dichtung.

Sie ist ein Seelengemälde, nach ihrem Stoffe ein moderner Familienroman. Eigenthümlichkeiten der Darstellung: Episoden, Zesen's Freude an der Natur, an Kunstwerken und der Musik. Seine Sprache.

So einfach sich dieser Roman ausnimmt, ist er doch in mancher Hinsicht merkwürdig. Zesen sagt im Vorworte, der verschmähete Liebreiz (Amor) habe sich bisher meistens in Spanien, Welschland und Frankreich aufhalten müssen. Nunmehr aber beginnen der Hochdeutschen Ohren auch hurtig zu werden und hören gerne von der Liebe. Man möge jedoch nicht so gar häufig die Liebesgeschichten aus fremden Sprachen übersetzen, da in den meisten weder Kraft noch Saft sei und sie nur ein weitschweifiges, unabgemessenes Geplauder in sich halten. Es wäre daher das Beste, wenn man was eigenes schriebe. Dasselbe müßte aber nicht allzu geil und weichlich, sondern mit einer lieblichen Ernsthaftigkeit gemischt sein, damit der Deutsche nicht den ihm eigenen ernsthaften Wohlstand vergäße. — Die Rosemund will ausschließlich eine Liebesgeschichte, nicht zugleich eine Staats- und Heldengeschichte sein wie die übrigen Romane, ja sie ist überhaupt weniger Geschichte, als ein Seelengemälde. Während sich in den anderen Romanen die Liebesgeschichte meistens aus den äußerlichen Schicksalen der Liebenden zusammensetzt und aus einer unabsehbaren Reihe von Abenteuern zu Wasser und zu Lande besteht, bewegt sich hier die Handlung um wenige einfache Momente. Zesen schreibt die innere Geschichte eines Herzens, das mancherlei Phasen der Liebe, die Sehnsucht, die Eifersucht, den frohen Genuß des Augenblicks, den Schmerz über eine getäuschte Hoffnung durchempfindet, bis es sich in tragischer Schwermuth aufzehrt. Zesen hat dies Seelenleben mit Wärme und Innigkeit aufgefaßt, ja indem das lyrische Pathos nicht selten unverhüllt hervorbricht, geht die Erzählung in wirkliche Gedichte über. Vieles ist freilich tändelnd, übertrieben, unverständig. Die Poesie selbst ließ ihn nicht zur Ueberlegung kommen, sie entfremdete ihn der wirklichen Welt und er dichtete in einer selbstvergessenen Trunkenheit des Gefühls und der Phantasie. So sind auch Markhold und Rosemund ein phantastisches, dabei aber ein reines und hochgestimmtes Paar, wie es bis dahin kein deutscher Dichter aufgestellt. Noch in einer anderen Beziehung ist die Rosemund ein moderner Roman, der das ganze Jahrhundert hindurch der einzige seiner Art blieb. Die übrigen Dichter gin-

gen entweder in die Ritterwelt der Amadisbücher oder in bedeutsame Zeitalter der Weltgeschichte zurück, um für die Darstellung einen vielfach zubereiteten Stoff zu gewinnen. Bei seiner schöpferischen Lust und Selbständigkeit verschmähete es Zesen, die üblichen Vorbilder zu benutzen. Er verlegte seine Liebesgeschichte in die Gegenwart, die Rosemund ist in diesem Zeitalter unserer Literatur der erste und der einzige Familienroman. Schon ihr Aeußeres bezeichnet sie als ein besonderes Werk; sie ist ein zierliches Taschenbuch von 300 Seiten, während die anderen Romane zu gewaltigen Quartanten oder zu einer ganzen Reihe von Bänden anwuchsen.

Da die einfache Familiengeschichte ihrer Natur nach nicht viel epische Bestandtheile haben konnte, suchte Zesen durch einige Episoden und malerische Beschreibungen eine angenehme Abwechselung in die Darstellung zu bringen. Dahin gehören die oben erwähnten kleinen Novellen und die beiden historischen Einlagen, die nur eine zu lehrhafte Haltung haben. Zesen war ein Naturfreund und führt uns gerne in die Gärten, die er dann zugleich mit künstlerischem Zierrathe schmückt. Es theilt sich den Lesern die Frische der Empfindung mit, wenn er von den kühlen Laubgängen und Tulpenbeeten redet, von Vogelsang und Wiederhall, von dem Springbrunnen mit badenden marmornen Göttinnen und ehernen Löwen, von der Muschel- und Korallengrotte. Bisweilen beschreibt er ein fürstlich ausgestattetes Prunkzimmer. Da giebt es einen prachtvollen Kronleuchter von vergoldetem Erze, überall mit Schnitz- und Blumenwerk verziert, in dessen Mitte, von einer Schaar von Amoretten umschwebt, die Königin der Liebe thront, ferner zahlreiche Gemälde, die Figuren und Fabeln aus der Mythologie darstellen. In der Schäferwohnung der Rosemund sah man nur die Farbe der treuen Liebe. Die Wände waren mit sterbeblauen Prunktüchern bekleidet, der Boden mit sterbeblauen Steinen gepflastert, die Decke mit derselben Farbe gemalet, sogar die Tische waren blau angestrichen und mit sterbeblauen Tüchern behängt. Nach seiner lyrischen Natur mußte Zesen die Musik lieben und so ist auch diese oft durch ein „liebliches Stimm- und Saitenspiel" vertreten.

In Betreff der sprachlichen Darstellung nimmt die Rosemund einen hohen Rang ein. Später liebte es Zesen sich in kurzen, spruchartig abgerundeten Sätzen auszudrücken. In der Rosemund, wie in jenen Uebersetzungen aus dem Französischen, scheut er sich nicht vor längeren Perioden, aber die Rede ist allenthalben gewandt und klar. Da er den Trieb hatte, an der Darstellung alles Prosaische und Gewöhnliche zu tilgen, erwartet man bei ihm auch den Bilderprunk oder die

ausgemalten Gleichnisse Ziegler's oder Lohenstein's zu finden. Er sucht sich wirklich stets über die Alltagsrede zu erheben, jedes Wort soll edel, durchdacht, empfindungsvoll und treffend sein. Diese Pedanterie macht jedoch nicht seine ganze Sprache schulmäßig; sie ist nur die Liebhaberei eines Weltmannes, der in einem anderen Bildungskreise zu Hause ist und über dem gelehrten Spiele mit Worten und Wendungen keineswegs die Geschicklichkeit verliert, in einem leichten und gefälligen Tone zu reden. Später wurde Zesen wirklich der Pedant, den er hier nur einer Laune folgend vorstellte. Ich werde auf diesen Punkt noch weiter unten zurückkommen und daselbst auch über andere Eigenthümlichkeiten seiner Sprache eine Bemerkung hinzufügen.

Einige Schilderungen aus der Rosemund.

Markhold erzählt zu Paris einem Freunde, wie er in Amsterdam mit Rosemund bekannt wurde.

(Die Adriatische Rosemund [1645] S. 80—82.)

Solcher gestalt gingen wihr unter dem vihr-ekkichten Lauber-gange eine zeitlang hin und wider und hatten aller-hand lust-gespräche (nämlich Markhold, Rosemund und ihre Freundin Adelmund). Aendlich kamen wihr widerum zum lust-brunnen, unsere gesichter zu ergäzzen, und lihssen uns alle dreie näben einander nider. Di wasser-strahlen, wi mich dauchte, stigen immer höher und höher, und ih mehr ich si sahe, ih stärker si riselten. Rosemund nahm ändlich di laute, damit si ihren lihblichen klang mit däm stamrenden gemurmel und lihblichen geräusche däs wassers vermählete.

In-zwischen schwigen wihr andere ganz stille, und ich hörete mit verwunderung zu, wi dise Schöne so lihblich spilete; ich sahe mit verzükkung di färtigkeit der finger, di auf den seiten so ahrtig härum irreten, und solch' eine lihbliche zusammen-stimmung veruhrsachten.

Als wihr nuhn diser über-irdischen Lust auch ein wenig gepflogen hatten, und der abänd algemach härzu kahm, so nahmen wihr unseren wähg widerum auf das Haus; da uns di Stilmuht (die Schwester Rosemund's) äben begegnete, und ein kleines lust-schiflein hatte lahssen

färtig machchen, damit si nahch däm abänd=mahle mit einander möchten lust=wandeln fahren.

Ich wahrd auch mit zu diser lust=fahrt geladen, und kahm äben, ohn einiges mänschen anordnen, bei der Rosemund zu sizzen: ob sie nuhn solches selbst mit fleis getahn, oder ob es das glükke sonst also gefüget hatte, kan ich nicht wüssen. dan ich habe si im hinein=steigen unter den andern nicht eher erkännet, als da ich ihr schohn zur seiten sahs. Ich erfräuete mich selbst über disen glüks=fal, und wahr froh, daß ich eine so libe beisizzerin bekommen hatte.

Wihr fuhren auf di Amstel, und bliben daselbsten so lange, bis di abänd=dämmerung führüber war. Mitler zeit spilete di Rosemund mit der Stilmuht auf der lauten, und der Adelmund kammerknabe gahb das seinige mit der pfeiffen dahrzu. bisweilen sungen si alle zugleich, und machten also, daß alle Schähffer und Schähfferinnen, so um die Amstel härum wohneten, auf beiden seiten härzu geeilet kahmen, und ihren lihblichen stimmen mit flöhten und schalmeien antworteten. wihr hatten damahls eine solche lust unter einander, daß ich meinem fräunde, so es di zeit leiden wolte, vihl davon erzählen könte.

Als wihr nuhn disen lust=wal verrüchtet hatten, so begahb ich mich, nahchdähm ich zufohr allen dreien guhte nacht gewündschet, und die Rosemund bis fohr ihr schlahf=zimmer begleitet hatte, zu bette.

Damit ich aber auch meinen fräund mit solcher weitläuftigen erzählung nicht färner verunlustige, so wül ich ihm nuhr kürzlich erwähnen, daß ich mich den andern und dritten tahg dahrnahch ganz inne gehalten habe, und daß sich Adelmund straks des andern morgens bei der Rosemund meinetwägen gleichsam zur freiwärberin gebrauchen lahssen, welche solches gewärbe mit höhchsten fräuden (aber ich fürchte zu ihrem unglük) entfangen hat; jah daß si auch solches ihrem Hern Vater selbst, welcher den dritten tahg sie zu besuchen kahm, zu verstähen gegäben.

Diser alte aufrüchtige Her, wiwohl er mich noch nihmahls gesähen hatte, so lihs er ihm doch solches nichts däs=zu weniger, weil mir der Adelwährt (Adelmundens Verlobter) in seinem schreiben, und di Adelmund selbst mündlich, ein so guhtes zeugnüs gahb, höhchlich gefallen, und fragte di Rosemund in geheim, damit es di älteste Tochter nicht erfahren solte, wässen si sich entschlossen hätte, und ob solches auch mit ihrem wüllen geschähen könte?

Di guhte Rosemund entfärbete sich für schahm, schluhg di augen nider, und wolte nichts antworten. Adelmund aber, welche schohn fohr diser rohten tühre gewäsen wahr, entschuldigte si, und sagte, daß si ihre bewülligung mit stil=schweigen von sich gäbe, weil solch=ein alzulang=

wihriges jahwort nicht wohl von der zungen wolte. Nahch disen worten schluhg Rosemund di augen auf, und sahe dise ihre Führsprächcherin so fräund=sälig an, gleichsam als wan si sich gegen si bedanken wolte, daß der Vater ihren sün leichtlich errahten konnte. Er hätte gärn mit mihr selbsten auch gerädet, aber ich hatte mich unterdässen, daß er mit disen beiden Jungfrauen im garten wahr, auf di seite gemacht, damit di Adelmund däs zu mehr zeit haben möchte, diser sachchen einen guhten grund zu lägen.

Rosemund in ihrer Schäferhütte.

(S. 112–113.)

Unfärn von der Amstel lihgt ein überaus lustiger ort, dehr von wägen viler linden und erlen denen umhähr=wohnenden schähffern und schähfferinnen, in den heissen sommer=tagen zu einer angenähmen kühlung dinet. Di schattichten bäume, di lihblichen wisen, die wasser=reiche gräben, welche so wohl disen lust=plaz ringst umhähr bewässern, als auch mitten durch=hin gähen, gäben ihm ein überaus schönes aus=sähen. In der mitten lihgt ein bärgichter plahn, welcher wägen seiner höhe den schahffen eine sehr bekväme weide härführ=bringet. Das grahs ist nicht so über=aus fet und saftig, wie an den andern umligenden sumpfichten örtern, dehr=gestalt, daß man alhihr, wiwohl man selbiges sonst in der ganzen gegend nicht tuhn kan, zimlich vihl schahffe zu halten pfläget.

Am hange dises bärgleins hat di über=irdische Rosemund ihre behausung in einem kleinen schähffer=hütlein genommen, welches an einem wasser=graben erbauet, und mit etlichen linden beschlossen ist, dahr=auf ihr di vögel manches morgen= und abänd=ständlein verehren, und — — mit ihren nacht= und tage=weisen manche stunde, di ihr sonst vihl zu lang fallen würde, verkürzern.

An einem solchen orte und in solcher einsamkeit läbet nuhn di mehr als mänschliche Rosemund, und hat aldahr in solcher stille und in solchem fride ihre verwürrete gedanken widerum entworren, ihren verunruhigten sün wider befridiget, und mit den winden anstand gemacht: dan der äusserste kummer ist also geahrtet, daß er alwäge zur einsamkeit seine ehrste zuflucht nähmen wül, weil di Sehle bei geselschaften das gift ihrer krankheit so frei und ungehintert nicht ausstohssen darf, auch nicht eher, si sei dan dässen entladen, der gegen=mittel und des trohstes fähig ist.

Markhold, der aus Paris zurückgekehrt ist, macht mit Rosemund und ihrer Schwester Stillmuth einen Spaziergang in den Garten*).

(S. 247—249.)

Der Tag war sehr schön, der Himmel klar und das Wetter überaus lieblich. Die Sonne blickte mit ihren anmuthigen Strahlen, welche recht laulicht waren, den frohen Weltkreis so freundlich an, daß man fast nicht mehr Lust hatte, in den Häusern zu bleiben. Die Rosemund mahnete den Markhold zu einem Lustwandel an, und die Stillmuth selbst bat ihn darum, daß er sich mit ihnen in das Grüne begeben möchte. Sie gingen hierauf in den Garten, da sich die lieblichen Rosen von der Wärme der Sonnen schon aufgethan hatten, und setzten sich erstlich zum Brunnen, hernach unter die Lusthöhle, da sich Markhold an den zierlich gesetzten und überköstlichen Muscheln sonderlich erlustigte. Es waren ihrer daselbsten wohl hunderterlei Arten, immer eine schöner als die andere zu sehen, darinnen man die Wunder der großen Zeugemutter nicht genugsam betrachten konnte. Unter allen aber war sonderlich die Purpurmuschel zu erheben, daraus die königliche Farbe, welche ein Schäfershund erfunden hat, gesammlet wird. Die Zacken der schwarz- und rothen Korallen, die magnetischen Steinrozzen (?), durch welche sehr kleine Wasserstrahlen gerieselt und aus einer Muschel in die andere gesprungen kamen, machten das Aussehen noch lieblicher. Die Schaugläser (Spiegel), so auf allen Seiten und in allen Winkeln herfürblickten, gaben einen sehr lustigen Widerschein. In dem einen Steinwerke war ein kleiner Teich, darinnen der Seegott mit seinem Dreizackstabe herumfuhr. Er saß in einer länglich runden offenen Muschel als auf seinem königlichen Stuhle; um ihn herum schwammen allerlei kleine Seewunder, Meerammen und Wasserkälber. Auf der andern Seiten war noch eine kleine See, welche fast halb voll Gischt war und die Lustinne in einer artigen Muschel auswarf, welches in dem nächsten Schauglase ein solch artiges Aussehen gab, daß auch Markhold sagte: wann einer nicht begreifen kann, wie die Kunst und Selbheit mit einander streiten können, so darf er nichts mehr als dieses Wunderwerk anschauen. Der Eingang dieser Lusthöhle war ein halber Mond, der

*) Ich habe in diesem Abschnitte die Orthographie verändert, damit der Leser nicht durch das seltsame Aussehen der Wörter gehindert wird, die Gewandtheit der Sprache zu würdigen.

zu beiden Seiten zwo artige, mit Schildkröten überzogene toskanische (wie sie die Bauleute zu nennen pflegen) Säulen hatte. Das Fußgestelle war von Marmel und das Hauptgerüste von Krystall und Alabaster mit Korallen vermenget. Der Boden war mit schwarz- und weißem Marmel gepflastert, darauf recht in der Mitten ein Herz von rothem durchscheinenden Steine gehauen, auf etlichen Korallzacken, gleichsam als auf Dornen emporstund und etliche dünne Wasserstrahlen über sich sprützte. Um dieses Herze herum saßen auf kleinen albasternen Bänken neun artige Wasserfräulein, welche sich gleichsam in den wieder herabfallenden Wassertropfen zu baden schienen. Markhold empfand aus solchen Seltsamkeiten nicht wenig Lust und hätte wohl gewünschet, daß er solcher Lust und Ergötzung täglich genießen könnte. Denn es muß ein Jeder bekennen, daß solche und dergleichen Wasserkünste denenjenigen, die den Büchern obliegen, bisweilen sehr wohl zu statten kommen und die abgemergelten Sinnen wieder von Neuem erfrischen und beleben.

Als nun diese liebe Gesellschaft solchem Wasserspiel' und Lustrieseln lange genug zugesehen hatte, so begab sie sich letzlich unter einen belaubten Lustgang, da die Rosemund allerhand lustige Reden vorbrachte, und mit solchen umschweifigen Gesprächen den Markhold noch länger bei sich behalten wollte. Anfangs kam sie auf die Vielfarbigkeit der Tulpen und sagte, daß fast ein Maler mehrerlei Farben nicht zurichten und schönere Bilder vorstellen könnte, als die Tulpen wären. Ach, meine Schöne, was will sie doch sagen, fiel ihr Markhold in die Rede; es ist mir noch wohl eine Malerin bekannt, von welcher ich zwei Bilder gesehen habe, die viel schönere, viel trefflichere und viel lebhaftere Farben haben, als diese nichtige Blumen. Dann ich habe niemals an keiner einigen Tulpen solche reinweiße Farbe gesehen, als sie ihren Stirnen angestrichen hat; keine Tulpe kann auch nimmermehr solche liebliche Röthe haben, als sie ihrem Munde gegeben hat, und wer will mir eine so zarte Leibfarbe an diesen flüchtigen Blumen weisen, als sie ihren Wangen mitgetheilet hat?

Ich möchte solche kunstreiche Malerin wohl kennen, gab die Stillmuth zur Antwort; und in Wahrheit, sie muß eine sonderliche Künstlerin sein, weil sie solches zu Wege bringen kann. Sie ist freilich (fing ihr Markhold das Wort auf) eine sonderliche Künstlerin, ja eine Künstlerin aller Künste, und wir pflegen sie die große Zeugemutter aller Dinge zu nennen.

Filipps von Zesen Assenat, das ist: derselben und des Josef's heilige Staths- Lieb- und Lebensgeschicht, in diese schmeidige Form eingerichtet. Nürnberg, 1679. 12. (576 Seiten.)

Inhalt.

Erstes Buch.

Um die Zeit der Anschwellung des Nils kam Josef mit den Ismaelern, welche ihn als Sklaven gekauft hatten, nach Memfis. Ihn zeichnete eine ganz außerordentliche Schönheit aus, die vornehmlich ein Erbtheil seiner Mutter Rahel, seiner Großmutter Rebekka und seiner Urgroßmutter Sara war. Die Ismaeler beabsichtigten, den ebreischen Jüngling dem Könige Nefrem zu schenken und führten ihn auf die Burg. Hier aber lagen die Königin und ihr ganzes Frauenzimmer schon in den Fenstern und erwarteten ihn mit großem Verlangen, denn sie hatten bereits von seiner entzückenden Schönheit gehört. Der König bemerkte ihr närrisches Benehmen und wies, um größerem Schaden vorzubeugen, das gefährliche Geschenk zurück. Darüber war von der Königin bis zur letzten Zofe Alles trostlos. „Es war keine Frau, die nicht seufzete: kein Freulein, das nicht weinete: keine Hofjungfer, die es nicht hertzlich schmertzete, daß sich ein so klahres, so fürtrefliches, so schönes licht aus ihren augen uhrplötzlich verlohren.“ Die Ismaeler reisten darauf nach Nubien ab und ließen Josef bei einem Geschäftsfreunde zurück, der ihn gelegentlich verkaufen sollte. Hier wurde er von einer Hofjungfer, einer Verwandten des Kaufmannes, die seiner Tochter einen Besuch machte, entdeckt. Sie war über ihr Glück ganz außer sich; sie überschüttete Josef mit zärtlichen Schmeicheleien und wurde es nicht müde, sich mit dem schönen Leibeigenen zu unterhalten. Zesen läßt sie hiebei den Leser mit einigen einleitenden Begebenheiten bekannt machen. Sie erzählt von Potifar, der durch des Königs Gunst zu den obersten Würden im Reiche gelangt ist und nach dem Tode des alten Erzbischofs von Heliopel auch dessen Amt erhalten solle. Ferner von Assenat, der schönen Tochter desselben, die im Tempel des Sonnengottes zu Heliopel erzogen werde. Als sie drei Wochen alt war, hatte nämlich Osiris ihrem Vater folgendes Orakel ertheilt:

Imfal man dieses Kind mir heiligt stracks itzund:
so wird es, wan der Niel ist zwantzigmal gestiegen,
in eines fremden arm' aufs höchst' erhöhet liegen.
Egipten, schikke dich zu ehren beider mund.

Demgemäß brachte Assenat ihre ganze Jugend zugleich mit sieben edelen Fräulein, die in derselben Nacht wie sie geboren waren, in der Sonnenburg zu, welches heilige Gebäude unterdessen von keinem Manne betreten wurde. Merkwürdig genug haben Potifar und der alte Erzbischof so wenig Witz, daß sie jene Weissagung auf ein zwanzig Fuß hohes Ansteigen des Nil beziehen, welches selten stattfand; Josef erklärt jetzt, es seien wohl zwanzig Jahre gemeint, und erregt mit seinem Scharfsinn das höchste Erstaunen.

Zweites Buch.

Die Kammerjungfer theilt ihr Erlebniß der Prinzessin Nitokris mit. Diese ist eine Freundin der Assenat und läßt ihr sogleich die neue Auslegung des Götterspruches schreiben. Sie nimmt aber auch an dem schönen Ebreer aus Hebron einen lebhaften Antheil und da gerade ein Landsmann desselben in das Schloß gekommen ist, muß dieser ihr über die dortigen vornehmen Leute die ausführlichste Auskunft geben. In dieser Episode wird nun die Geschichte Josef's, seine Abstammung, sein Zwist mit den Brüdern, ihr Unwille über den verzogenen Liebling des Vaters und seine hochmüthigen Träume, seine Verkaufung an die Ismaeler und Jakob's Verzweiflung nachgeholt. Sowohl die Prinzessin als ihre Kammerjungfer haben in der folgenden Nacht prophetische Träume, welche sehr deutlich anzeigen, daß Assenat eine mächtige Nebenbuhlerin haben, der König jedoch den ihr bestimmten Gatten retten werde. Die Kammerjungfer mußte wieder Josef aufsuchen und sich von ihm die Träume deuten lassen. Josef liest aus den Bildern derselben Alles heraus, was ihm nachher in Potifar's Hause begegnete, doch erkannte er nur die Thatsachen, nicht die Personen, weshalb ihm verborgen blieb, daß er von sich selbst redete. Auch Assenat selbst hatte einen ganz ähnlichen Traum gehabt, den sie in einem Briefe der Prinzessin mittheilte.

Drittes Buch.

Potifar hatte zwei Frauen: Toote, die Mutter der Assenat, und Sefira, welche erst achtzehn Jahre alt und dabei reizend wie die Göttin der Liebe war. Diese hatte den ebreischen Jüngling bei seiner Ankunft in Memfis gesehen und konnte nicht mehr von ihm lassen. Ihre Kundschafter durchsuchten die ganze Stadt und fanden ihn endlich bei dem Kaufmanne. Diesem gegenüber wohnte ein Bildhauer. Herrlich geschmückt fuhr Sefira in ihrer prächtigen Kutsche den einen und den andern Tag bei seiner Werkstätte vor, doch nicht die todten Steine, son-

dern das lebendige Bild des schönen Leibeigenen waren ihre Augenweide. Sie kaufte ihren Liebling und so kam Josef in Potifar's Schloß. Der Hausherr selbst hatte seine Freude an ihm und hielt ihn wie seinen Sohn. Er ließ ihn in aller Egiptischen Weisheit unterrichten und setzte ihn über alle seine Leibeigene, die dem freundlichen und bescheidenen Hofmeister gerne gehorchten. Sefira sah dies alles und liebte ihn um so heftiger. Josef aber verstand weder ihre Blicke noch ihre Worte, obgleich sie endlich bisweilen nachts vor sein Bette ging und ihn umhalsete. Freilich spielte sie dabei nur die zärtliche Pflegemutter, die in seiner Anhänglichkeit einen Ersatz für die Entbehrung eigener Kinder suchte. Josef hatte in seiner harmlosen Unschuld mit ihrer Kinderlosigkeit ein herzliches Mitleid und bereitete ihr sogar eine Arzenei aus mancherlei kräftigen Kräutern, unter denen das Knabenkraut war, welches gut ist, wenn eine Frau ein Knäblein begehret. Dabei nahm er sich mit Lust und Fleiß seiner häuslichen Geschäfte an. So richtete er, mit der Meßschnur in der Hand, einen schönen Garten ein; die Felder wurden wie bei einem Glücksrade abgetheilt und mit marmornen Bildern der Egiptischen Götter geschmückt. Potifar vertraute ihm sein ganzes Haus an und gedachte, ihm einmal seine Tochter Assenat zur Frau zu geben; denn unter Josef's Aufsicht wuchsen seine Schätze über allen Reichthum der Egiptischen Fürsten.

Inzwischen wuchs aber auch die Liebe der Sefira. Es läßt sich nicht verkennen, daß Zesen diese Episode mit einem feineren dichterischen Gefühle behandelt hat, während es doch sonst in der unentwickelten Zeit Sitte war, sowohl Tugend und Laster bis zum Extreme zu übertreiben, als auch die Affecte nur mit derben Strichen zu zeichnen. So viel Festigkeit Josef an den Tag legt, ist doch aus ihm kein stoischer Tugendschwätzer gemacht. Der Roman sagt: er bestund eben als andere Menschen aus Fleisch und Blute, ja es kam der Augenblick, daß er selbst für seine Keuschheit fürchtete. Andere hätten geglaubt, mit einem solchen Bekenntnisse ihren Helden herabzusetzen, und würden auch Sefira als eine rohe Buhlerin aufgefaßt haben. Zesen verstand es, ihre Leidenschaft aus den Sinnen in die Seele zu verlegen. Er zeigt uns, wie die achtzehnjährige Frau eines Greises dem schönen und reinen Jünglinge gegenüber nicht allein mit ihrem frischen Blute, sondern auch mit dem Herzen der Verirrung bloßgestellt war. Ihre Liebe ist wie ein Verhängniß, dem sie nicht entrinnen kann. Die Prinzessin Nitokris, ihre Muhme, kam hinter das Geheimniß und machte ihr eindringliche Vorstellungen, aber Sefira weinte nur bitterlich und ließ sich von der mitleidigen Freundin durch kein heiteres Gespräch von ihrem Schmerze

abbringen, denn keine Lust noch Freude konnte mehr bei ihr verfangen. Josef selbst sah sich bisweilen genöthigt, ihre Klagen zu beschwichtigen. Als weder ihre Schönheit und Jugend, noch ihre Wohlthaten und Bitten auf Josef Eindruck machten, ja als er im Vertrauen auf den starken Schutz seines Gottes vor ihren Augen von einer Speise aß, in die ein Zaubermittel gemischt war, da fiel sie auf ihr Angesicht zur Erde nieder und vergoß über ihre Ohnmacht bittere Thränen. Dazwischen traten nun auch lange Pausen ein, in denen die Besonnenheit oder Scham und Furcht das Uebergewicht hatten. Dann aber begann der Sturm viel heftiger denn zuvor. In der Verworrenheit ihres Geistes wollte sie sogar eine Ebreerin werden und ihren Mann aus dem Wege räumen, so daß Josef im Entsetzen über solche frevelhafte Reden sein Kleid zerriß. Diese Qual währte ganze zehn Jahre hindurch. Endlich spielte Sefira auch ihren letzten Trumpf vergebens aus. Als bei einem Isisfeste die Aufzüge der Priester alles Volk auf die Straßen lockten und Potifar selbst dem Festgepränge beiwohnen mußte, stellte sie sich krank und ließ Josef an ihr Bett bescheiden. Ihr Zimmer und sie selbst waren verführerisch geschmückt; es fehlte hier nichts von Allem, womit Almansaris den Hüon zu berücken gedachte. Josef ließ sein Kleid im Stiche und konnte von Glück sagen, daß Potifar seinen Zorn mäßigte und ihn nur in das königliche Gefängniß warf.

Viertes Buch.

Es erging Josef besser als der Fürstin, welche an ihm für das Elend vieler Jahre Rache nahm. Sie liegt jetzt im Ernste todtkrank zu Bette. Bald will sie Josef vergiften, bald bietet sie ihm Freiheit, Reichthum und Freude an. „Die Liebe, der Zorn, die Rache, der Eifer, die Reue, die Furcht und alle dergleichen Seelen- oder vielmehr Höllengespenster ängstigten sie dermaßen, daß sie immer schwächer und schwächer ward.“ Ein plötzlicher Tod machte ihren Leiden ein Ende. Sie wurde begraben und vergessen. Diesen Verlauf hat kein bloßer Rausch der Sinne. Zesen schwebte ein tiefer, aufzehrender Seelenkampf vor, den er nur bei der Sprödigkeit des damaligen Styles nicht deutlich darlegen konnte. — Josef hatte an der Prinzessin Nitokris, die ihn ihrer Assenat zu Liebe nicht aus den Augen ließ, eine Wohlthäterin gefunden. Sie sorgte heimlich dafür, daß seine Lage im Gefängniß ganz erträglich war. Nach seiner thätigen Natur benutzte er die Muße, um sich von einem Chaldäer in der Sterndeutekunst unterrichten zu lassen, wiewohl er wußte, daß auch der Himmelsraum unter dem Schöpfer der Natur stehe und daß „das Sternbuch nur Gottes Warn- und Zei-

chenbuch" sei. Wie er bei Potifar bald an der Spitze des Haushaltes gestanden, so wurde er hier des Gefängnißmeisters rechte Hand. Er fühlte sich „glücklich, frei und war in seiner Knechtschaft ein Gebieter".

Inzwischen wurde Potifar Erzbischof zu Heliopel. Obgleich von Josef's Unschuld überzeugt, ließ er ihn im Gefängniß, denn er wollte nicht durch eine Untersuchung der Sache Aufsehen machen. Die Erlösung war jedoch nahe. Josef deutet dem Mundschenken und dem Bäcker ihre Träume. Nach zwei Jahren feierte Nefrem wieder sein Jahresfest. „Es schien, als wenn sich alle Lust und Freude aus der ganzen Welt in Memfis zusammengefunden." „So eine fröhliche Rosenzeit hatte man nie gesehen." Da hatte Nefrem seine Träume von den Kühen und von den Aehren. Er ward darüber äußerst unruhig. Alle Wahrsager trugen ihre Weisheit zusammen und konnten, was in dieser Heimat der Traumdeuterei unerhört war, nichts ermitteln oder sahen in den Zeichen nur Böses, weshalb sie lieber schwiegen. Da gedachten die treue Nitokris und der Mundschenk des armen Gefangenen. Dem Könige leuchtete sofort ein, daß Josef den Sinn des Räthsels erkannt, und da derselbe zugleich die rechten Rathschläge hinzufügte, that er den Ring von seiner Hand und steckte ihn an Josef's Hand. So war des Königs Trauer in Freude verwandelt. Wiederum wurden die Saitenspiele gerührt, die Trompeten geblasen und die Trummeln geschlagen. Die Burg ward dem Frohlocken zu enge, es drang in die Stadt hinaus und durch alle ihre Gassen. So setzte Nefrem die Feier seines Geburtstages fort und jetzt saß Josef an seiner Seite. Der königliche Dichtmeister machte auf den neuen Schaltkönig einen Freudengesang, welchen die Meistersänger absungen. Die Festlichkeiten nahmen bis zum achten Tage ihren Fortgang und der König hatte an Josef ein solches Wohlgefallen, daß er sich über nichts so freute, als weil er Josef fröhlich sah. Ja der alte Herr machte sich einen Spaß, der heute bedenklich schiene, wenn auch nicht zu Zesen's Zeiten. Er bietet der Königin den Arm und spaziert mit ihr in den Garten, alle Gäste folgen in Paaren. Da führt er sie in einen Lustgang, an dessen Seiten eine Wasserkunst hinläuft, und plötzlich rieselt von oben her ein Sprühregen über die Gesellschaft. Nun aber fuhren auch von unten zarte Wasserstrahlen in die Höhe und den Frauen unter die Kleider, so daß sie mit dem Wasser um die Wette zu springen und zu hüpfeln begunnten. Darüber erhub sich ein großes Gelächter und die Kunstpfeifer mußten zu dem Tanze lustig aufspielen. Man geht in den Saal zurück und das Fest endet bei Becherklang und Trompetenschall mit manchem fröhlichen Hoch auf den König und auf Josef.

Fünftes Buch.

Josef wurde vor den versammelten Reichsständen feierlich in sein Amt eingeführt. Nachdem er Alles mit dem Könige besprochen, begann er Egipten zu durchreisen, um sich mit dem Lande genau bekannt zu machen. Zuerst ging er nach Heliopel, wo ihn sein vormaliger Herr, der Erzbischof Potifar*) mit großer Ehrerbietung empfing. Assenat glaubte eine himmlische Erscheinung zu sehen. Der Vater hatte an ihre Vermählung mit Josef gedacht und befahl ihr jetzt, den Gast mit einem Kusse zu begrüßen. Josef aber war beinahe ein Weiberfeind geworden und suchte sich die Frauen durch ein rauhes Benehmen fernzuhalten. Er wies Assenat zurück, da es sich für Jemand, der den lebendigen Gott verehre, nicht gezieme, eine Dienerin der Abgötter zu küssen. Sie vergoß über eine solche Härte schmerzliche Thränen. Dies erweichte ihn und er legte wenigstens seine Hand auf ihr Haupt und segnete sie. Nach Tische durchwandelte er mit dem Erzbischof die Stadt. Er bewunderte namentlich die Sonnenspitzen (Obelisken) und ließ sich über ihren Zweck und ihre Beschaffenheit belehren. Dann setzte er seine Reise fort. Assenat war inzwischen tief bewegt, ihr Herz wandte sich von den Götzen ab, sie suchte den lebendigen Gott und ein Engel brachte ihr den Trost, daß der Allerhöchste ihren Namen in das Buch des Lebens geschrieben. Dabei wird ein Wunder erzählt, welches nur der Phantasie eines orientalischen Symbolikers entspringen konnte**). Der Engel

*) Die Bibel nennt den Hofbeamten Potifar und den Oberpriester zu Heliopolis, den Vater der Asnath, Potifera; Zesen hat beide für dieselbe Person genommen, wie schon der Autor der Testamente der Patriarchen.

**) Zesen folgte hier einer alten lateinischen Lebensbeschreibung der Assenat. Damit man den Geist und die Sprache seiner Quelle, von der unten noch die Rede sein wird, ein wenig kennen lernt, will ich eine Stelle hersetzen.

Der Engel spricht: Et beati advenientes Domino meo in poenitentia, quoniam comedent de hoc favo, quem fecerunt apes paradisi Dei de rore rosarum in paradiso: Et ex hoc comedunt omnes Angeli Dei, et quicunque ex illo comederint, non morientur in aeternum. Et extensa manu confregit de favo partem minimam, et comedit ipse, reliquumque dedit in os Asseneth, et dixit: Ecce comedisti panem vitae et uncta es chrismate sancto, et ab hodierno die carnes tuae renovabuntur, et ossa tua sanabuntur, et virtus tua erit indeficiens, et iuventus tua senectutem non videbit, et pulchritudo tua non deficiet, et eris sicut metropolis aedificata omnium confugientium ad nomen Domini Dei omnipotentis Regis saeculorum. Et extendit manum et tetigit favum, quem fregerat, et factus est totus integer sicut prius.

gab ihr von einem Fladen zu essen, den die Bienen des Paradieses von edeln Rosen gemacht und den er das Brod des Lebens nannte. Er berührte den Fladen an der angebrochenen Stelle und derselbe ward wieder ganz. Dann bezeichnete er ihn mit einem Kreuze und die Striche des Fingers wurden zu Blute. Ja es kam ein Schwarm Bienen mit weißem Leibe und farbigen Flügeln aus dem Gebäck. Sie flogen um die junge Fürstin her und machten einen Honigfladen in ihrer Hand. Endlich ward der Fladen von einer duftenden Flamme verzehrt, die Bienen aber flogen nach dem Morgen zu ins Paradies. Unvermuthet sprach Josef auf seiner Rückreise wieder in dem Schlosse Potifar's ein. Assenat ging ihm jetzt mit einem andern Bewußtsein entgegen. Er hörte, was ihr begegnet war, und erwog alle Worte in seinem Herzen, ließ sich aber nicht merken, was er beschlossen hatte, und eilte weiter nach Memfis.

Josef erstattete dem Könige von seinen Unternehmungen Bericht. Er hatte in Unteregipten allenthalben den Bau von Kornhäusern betrieben, Verwalter und Unterbeamten angestellt, die Einsammlung des Getreides geordnet, denn die fruchtbaren Jahre waren bereits eingetreten. Darauf trug er dem Könige seine eigenen Angelegenheiten vor. Da er jetzt dreißig Jahre alt war, sehnte er sich nach einem eigenen Hausstande und Assenat sollte seine Gemalin sein. Der König berief sogleich die Erkorene nebst ihren Eltern nach Memfis und machte selbst den Freiwerber. Die Brautleute waren bald einig und begegneten einander mit solcher Freude und Liebe, daß es eine Lust war, es anzusehen. Während der Vorbereitungen zur Hochzeit bereiste Josef Ober- und Mittel-Egipten. Zunächst begleitete er seine Braut und ihre Eltern nach Heliopel. Hier besah er die heilige Sonnenburg, die zwanzigjährige Wohnung seiner Assenat. Um das Schloß herum lagen der Lustgarten, der Baumgarten, der Küchengarten, deren merkwürdigste Gewächse aufgezählt werden; ferner gab es hier einen Thiergarten, in welchem der Götzenochse, der Habicht, der Ibis und andere heilige Thiere wohl gepflegt wurden. Josef reiste ab und der Erzbischof begleitete ihn bis an den nahen Sonnenbrunn, in welchem nachmals die Jungfrau Maria ihres Knäbleins Windeln wusch. Da stand auch ein mächtiger Feigenbaum, in dessen hohlem Stamm sie sich einst mit dem Heilkinde mehre Tage vor den Verfolgern verbergen sollte. Die Reise ging diesmal bis nach Bubast, der Stadt der heiligen Katzen, und bis zu der hundertthorigen Tebe.

Josef fand seine Braut bereits in Memfis. Er bewirthete sie mit ihren sieben Gespielinnen und den sieben Oberbeamten, die über die

Kornverwalter gesetzt wurden, im königlichen Lustgarten. Aus den Gästen werden unvermuthet sieben verlobte Paare. Am folgenden Tage besuchten sie, selbst der König und die Königin schlossen sich an, die Grabspitzen (Pyramiden) bei Memfis. Ueber den Bau derselben, die Aufbewahrung der Leichen, die Papierrollen mit Sinnbildern und Hieroglyphen macht Zesen sehr ausführliche Mittheilungen. Dann zog man weiter nach dem „Märischen Irhof" (dem Labyrinthe am See Moeris), der ebenfalls beschrieben wird.

Sechstes Buch.

Der König und die Königin mit ihrem Gefolge begleiteten das Brautpaar in den Trausaal. Hier wurde es mit einem Schäfergedichte empfangen, welches ein ebreischer Jüngling verfaßt hatte. Die Klingel- und die Saitenspiele gingen darunter und alle Zuhörer waren entzückt. Das Hochzeitsfest währte sieben Tage; der König sparte keine Kosten und die Gäste keine Munterkeit. „Der Schaltkönig selbsten war ihr Vorgänger. Seine liebe Assenat half ihm getreulich. Beide waren an diesem Tage so lustig, als sie noch nie gewesen. Und hiermit zogen sie aller Augen auf sich. Jedermann sah dieses liebe, dieses schöne, dieses fröhliche Paar an." Die Freude wurde noch dadurch erhöht, daß sich auch die Prinzessin Nitokris mit einem Libischen Prinzen verlobte. Kurz vorher war derselbe als Kaufmann verkleidet in Memfis gewesen und hatte der Prinzessin eine kostbare Perlenschnur verkauft, sich aber ohne Geld zu nehmen davongemacht. Jetzt erschien er in seiner wahren Gestalt und Nitokris ließ sich gerne bewegen, ihm die Perlen mit ihrer Hand zu bezahlen.

Josef tritt nun wieder seine Reisen an, um die nöthigen Anordnungen wegen des Einsammelns und der Unterbringung des Getreides zu treffen. Zugleich steuerte er durch Gesetze der Ueppigkeit und Faulheit des Volkes, die in diesen gesegneten Zeiten dem Lande den Untergang drohten. Alle Kornhäuser waren gedrückt und gerüttelt voll, die königlichen Kassen aber leer, ja es wurden die Kostbarkeiten in den Schatzkammern angetastet, um möglichst viel Getreide aufzukaufen. Da murreten sogar die Beamten und es drohte ein Aufruhr. Doch plötzlich wendete sich das Blatt. Der Nil blieb aus oder verschwemmte Alles, die Theuerung war da und nun floß das Geld aus dem Lande in die Kassen des Königs zurück, ja die Egipter verkauften zuletzt sich selbst dem Könige und nahmen ihre Aecker von ihm zu Lehen, indem sie sich verpflichteten, künftig den fünften Theil des Ertrages abzuliefern. Auch aus

fremden Ländern holte man Getreide und der König tauschte ihre Schätze ein.

An einem Morgen wurde dem Schaltkönige gemeldet, daß ihn zehn Ebreer zu sprechen begehrten. Ihm pochte das Herz, denn er ahnete, daß es seine Brüder wären. Von hier ab bis zum Einzuge Jakob's in Gessen (Gosen) erzählt Zesen die Begebenheiten meistens mit den Worten der Bibel. Er konnte auch den Gegenstand durch keine Erfindung verbessern und die Sprache durch keinen Schmuck herzlicher machen. Sehr anziehend ist die eingeschaltete Schilderung des Erzvaters: „Assenat und alle Egipter verwunderten sich über Jakob's so ansehnliche und gleichsam blühende Gestalt. Denn sein Alter war noch so schön als eine Jugend; seine Lippen roth, sein Angesicht so lebendig von Farbe, seine Augen so klar und helle, als eines dreißigjährigen Mannes. Auch war er an Schultern, Knieen, Beinen und Sehnen so stark als ein Held: und sein Haar auf seinem Haupte so weiß als der Schnee. So weiß war auch sein Bart, der sich bis über die Brust recht zierlich ausbreitete." Josef gab den Seinigen um Heliopel herum Wohnungen und versorgte sie reichlich. In dieser Zeit, als Asien und Afrika Hunger litten, ward Egipten das mächtigste und wohlhabendste Land. Josef wollte aber in der Theuerung nicht ein müßiges Volk ernähren; die, welche er speisete, ließ er Städte und Schlösser bauen, an Obelisken und Pyramiden helfen, Canäle und Fischteiche graben und in den Bergen die Goldadern ausbeuten. Auch errichtete er einen Nilmesser.

Ein trauriger Zwischenfall hätte leicht das gute Verhältniß zwischen Josef und dem Könige stören können. Der älteste Prinz brachte nämlich zwei Halbbrüder Josef's auf seine Seite und beschloß mit ihnen, Assenat zu entführen. Ja Josef und der König selbst sollten ermordet werden. Assenat wurde auf einer Fahrt trotz ihrer starken Bedeckung überfallen, doch Benjamin schützte seines Bruders Frau. Er traf den Prinzen mit einem Stein in den Nacken, so daß er nach wenigen Tagen starb, und die meisten anderen Straßenschänder wurden erschlagen. Dem Könige ging die Verwahrlosung und auch der Tod des ungerathenen Sohnes sehr zu Herzen, weshalb er ihm in kurzer Zeit folgte. Josef baute seinem verblichenen Wohlthäter eine prachtvolle Grabspitze. Er mußte jetzt ganz die Regierung übernehmen, da der andere Sohn des Königs damals noch an der Mutterbrust lag. Nun waren die unfruchtbaren Jahre vorüber, damit endigten aber nicht Josef's Mühen, denn er hatte nun die Aecker als königliche Lehen auszutheilen. Darauf zog er mit Assenat nach der Sonnenburg, um sich eine Zeit lang mit seinem Vater und seinem Schwiegervater zu ergötzen. Doch selbst in

der Muße war nur eine Arbeit seiner Erholung und so förderte er hier den Bau einer hohen Schule, in welcher jede Kunst und jede Wissenschaft von den erfahrensten Männern gelehrt werden sollte.

Siebentes Buch.

Nun wurde Josef von einer schweren Heimsuchung bedroht. Assenat erkrankte in Folge jenes Schreckens. Ihre Wangen wurden bleich und ihr Auge hatte nicht mehr den früheren Glanz. Alles bemühte sich, sie zu erheitern, aber sie blieb still und niedergeschlagen. Sie lebte jetzt meistens auf der Sonnenburg. Der Welt war sie abgestorben, auf den Himmel richtete sie ihre Gedanken und das Herz ging ihr auf, wenn ihr liebster Josef zu ihr von Jehova und den Bewohnern des Jenseits redete. Sie war eine Mutter der Kranken und der Armen. Alles beklagte ihren frühen Heimgang und Josef bedurfte alles Glaubens an Gottes Vatergüte, um seine Trauer zu mäßigen. Die Vermählung seiner Söhne erfrischte wieder sein Herz, nun aber kam auch die Zeit, daß Jakob sterben sollte. Den Abschied des Patriarchen von Josef, den Söhnen desselben und seinen eigenen Kindern erzählt Zesen wieder mit den Worten der Bibel. Josef, alle seine Brüder, ihr Gesinde und ein großes Gefolge von vornehmen Egiptern führten Jakob's Leiche nach Hebron, denn er hatte begehrt, in dem Begräbnisse seiner Väter begraben zu werden. „Als sie an die Tenne des Dornbusches kamen, welche jenseit des Jordans liegt, hielten sie eine sehr große und bittere Klage.“ Dann wurde Jakob in der Höhle bestattet, die schon Abraham zum Erbbegräbnisse gekauft.

Als Josef hundert Jahre alt war, wurden die Egipter über das Wachsthum des ebreischen Volkes verdrüßlich und die Neider behaupteten, Josef werde kindisch. Der junge König, welcher bereits selbständig regierte, wollte sie beschämen und befahl Josef, eine sumpfige Gegend in Unteregipten, die Niemand trocken legen konnte, in Ackerland umzuschaffen. Josef rückte mit zweitausend Gräbern aus und das Werk ward in siebenzig Tagen vollbracht. Auch in seinem hohen Alter ersann er allezeit etwas Neues, was die Wohlfahrt des Königs und der Unterthanen förderte. Endlich merkte er, daß auch sein Ende nahe war. Er blickte weit in die Zukunft und verschwieg den Seinigen nicht, welche Verfolgungen sie zum Auszuge aus Egipten nöthigen würden, woran er weise Rathschläge knüpfte. Da wurde er noch durch die Nachricht von den schweren Leiden seines Verwandten Job, des Fürsten zu Edom, sehr betrübt. Er legte sich auf sein Sterbebette. Alles gerieth in Aufregung; man fühlte, daß das Land seinen Vater verliere. Der König

selbst eilte zu dem Kranken und als wollte er den guten Geist, der so lange über Egipten gewaltet, festhalten, verlangte er zu wissen, wie es künftig in Einem und dem Andern gehalten werden sollte. Josef hatte aber auch hieran gedacht und bereits eine ausführliche Anweisung abgefaßt, die er dem Könige einhändigte. Bald darauf verschied er. Das ganze Land versank in eine unbeschreibliche Trauer und die Egipter standen hierin den Israeliten nicht nach, ja sie erkannten so sehr den Segen seiner Regierung, daß sie Josef und Assenat wie Osiris und Isis verehrten.

Ueber die Beschaffenheit und den hohen Werth dieses Romanes.

Seine Quellen. Er ist die erste biblische Dichtung. Vortreffliche Auffassung Josef's, der Assenat und des Pharao. Der tragische Ausgang der Begebenheiten. Verhältniß dieses Romanes zu den Ritterbüchern. Vorzüge der Darstellung, die gänzlich von dem herkömmlichen Style abweicht.

Zesen erklärt in einem Vorworte, er habe diese Geschichte nicht aus dem kleinen Finger gesogen, sondern die nackte Wahrheit geschrieben. Da die heilige Schrift entweder zu kurz rede oder gar schweige, sei er in Vielem den Schriften der Araber und Ebreer und dann des weltberühmten Athanasius Kircher, im meisten aber der Assenat Geschichte und der Verfassung des letzten Willens der zwölf Erzväter, der Söhne Jakob's, gefolget. „Diese zwei letzten Schriften haben die Juden aus Neide, wie man schreibet, lange Zeit verborgen gehalten. Endlich sind die Griechen dahinter gekommen und bemüht gewesen, sie in die griechische Sprache zu übersetzen. Hierinnen sind sie so lange geblieben, bis sie ein Englischer Linkolnischer Bischof Robert der zweite aus Griechenland bekommen und im 1242. Jahre mit Hülfe Niklasens des Griechen und des Albanischen Abts Geheimverpflegers in die lateinische Sprache übertragen, daraus man sie nachmals auch in die Hoch- und Niederdeutsche Sprache gebracht." Beide Schriften, die Zesen hier als seine Hauptquellen anführt, sind in J. A. Fabricius „Codex Pseudepigraphus Veteris Testamenti" (1713) abgedruckt. Dem griechischen Originale der Testamenta XII Patriarcharum, nämlich

der zwölf Söhne Jakob's, ist hier auch die lateinische Uebersetzung beigefügt, welche Robertus Groossetest, Episcopus Lincolniensis, coadiuvante magistro Nicolao Graeco, Clerico Abbatis S. Albani, 1242 verfaßt hat. Es gehört nur das Testament Josef's hieher, da die Testamente der Uebrigen für Zesen nichts Brauchbares enthielten. Jeder der Erzväter vermahnt bei seinem Heimgange die Seinigen zu einem rechtschaffenen Wandel und nimmt dabei auf seine eigene Handlungen und Erlebnisse Bezug. Auch Josef gedenkt der Gefahren, aus denen ihn Gott in Egypten errettete, und spricht davon, wie ihn Potifar's Gemalin kaufen ließ und auf mannichfache Weise zur Gegenliebe zu bewegen suchte. Zesen fand hier jedoch nur eine Skizze vor, deren einzelne Punkte er dann ausführte. Mehr bot ihm die Historia Asseneth, filiae Potipharis, uxoris Josephi, dar. Hier ist das einsame Jugendleben der Fürstin in dem Thurme, ihr erstes Zusammentreffen mit Josef, ihre Bekehrung und namentlich die Erscheinung des Engels umständlicher erzählt. Aber davon abgesehen, daß die ganze Vita doch auch nur zehn Seiten einnimmt, erinnert der Styl durchweg an die dumpfe Klosterluft der Legenden und es kam erst durch Zesen's Auffassung in die Personen und die Ereignisse Seele und Lebendigkeit.

Trotz der Unterstützung, die ihm diese Quellen gewährten, betrachtete Zesen den Roman, wozu er auch berechtigt war, als ein selbständiges Werk. Er macht sich ein Verdienst daraus, daß er von allen deutschen und fremden Dichtern zuerst einen biblischen Gegenstand in einem Romane behandelt und namentlich auch eine heilige Liebe dargestellt habe. Eine göttliche Weihe durchdringt die Herzen Josef's und der Assenat und so verdient ihre Liebe allerdings jenen Namen, da sie auf einem göttlichen Grunde ruht und sich über den Tand des Weltwesens erhebt. Aber auch darin, daß Zesen von der gebahnten Straße der Romandichtung abwich, weder aus den älteren Ritterbüchern noch aus der weltlichen Geschichte seinen Helden nahm, sondern einen eigenen Weg einschlug, erscheint wieder die frische Strebsamkeit, die seinen Geist auszeichnete. Er empfand schon jetzt den Adel und die Schönheit dieser alten biblischen Erzählungen, die in den folgenden Jahrhunderten so oft von den Epikern und Idyllendichtern benutzt wurden. So ist namentlich die Geschichte jenes Josef, den seine Brüder den fremden Reisenden als Sklaven verkauften und der nachmals in Aegypten neben Pharao thronte, der seinen Brüdern Böses mit Gutem vergalt und selbst in ihrem Verbrechen nur die Ordnung Gottes sah, welcher ihn nach Aegypten vorausgesendet, der endlich wieder mit seinem greisen Vater vereinigt wurde, nachdem dieser viele Jahre den Liebling seines Her-

zens, den Sohn seiner unvergeßlichen Rahel, als todt betrauert hatte, ein sehr anziehender und glücklich gewählter Gegenstand. Außerdem hat das Zusammentreffen der beiden ältesten Culturvölker, jener Nomaden, die in schlichter Weisheit dem lebendigen Gotte dienten, und dieser Ackerbauer im Nillande, welche ihr Heidenthum mit allem Glanze des Reichthums, der Wissenschaft und der Kunst schmückten, einen eigenthümlichen Reiz.

Eine solche heilige Dichtung kann an mancherlei Klippen scheitern. Zesen hat jedoch seinen Helden ganz vortrefflich aufgefaßt. Josef ist in dem Glauben seiner Väter erzogen, das Gefühl der Gemeinschaft mit Gott giebt seinem Geiste schon in der ersten Jugend eine völlige Klarheit und Sicherheit. So sehr ihn die Trennung von der Heimat, von dem geliebten Vater und die Verschuldung seiner Brüder betrübt, weiß er doch sein Loos mit gelassenem Sinne zu ertragen und selbst die unverdiente lange Kerkerhaft beugt ihn nicht, sondern veranlaßt ihn nur, für seine Thätigkeit eine neue Beschäftigung zu suchen und sich anders einzurichten. „Der Amtmann über das Gefängniß befahl alle Gefangene unter Josef's Hand, er nahm sich keines Dinges mehr an; denn der Herr war mit Josef und was er that, da gab der Herr Glück dazu." Schöner offenbart sich aber nicht die Kraft und Reife seines Wesens, als bei seiner Erhebung durch Pharao. Der große Glückswechsel macht ihn nämlich weder stolz noch demüthig, die Last des neuen Amtes verursacht ihm kein Bedenken; derselbe Mensch, der er jetzt sein soll, ist er von Jugend auf gewesen. Er ist geboren, nicht König, aber eines großen Königs erster Rathgeber, eines großen Landes oberster Verwalter zu sein. Wie sehr würde man irren, wenn man nach dem Titel des Romanes in dieser heiligen Liebesgeschichte bloß die Schilderung eines frommen idyllischen Lebens der Liebenden vermuthete und es nur für eine herkömmliche Zugabe hielte, daß der Roman sich auch eine Staatsgeschichte nennt. Zesen hat in Josef wirklich einen Staatsmann gezeichnet. Diese amtlichen Reisen durch Aegypten, wobei der Fremde mit regem Geiste zugleich den uralten Städten, den Bauwerken, Künsten und wissenschaftlichen Bestrebungen seines neuen Vaterlandes eine lebhafte Aufmerksamkeit zuwendet, die eifrigen Vorbereitungen für die rechte Benutzung der angekündigten sieben fetten Jahre, der Bau der Kornhäuser, die Anstellung der Beamten, die Hingebung, mit welcher Josef stets auf den Vortheil des Königs und auf die Wohlfahrt des Landes bedacht ist, machen einen sehr gefälligen Eindruck und man freut sich endlich einen tüchtigen Mann zu sehen, der nicht erst, wie es in den anderen Romanen geschieht, durch jene von Lanzen, Schwertern

und Panzern rasselnden Abenteuer zum Helden erhoben wird. Als einen bescheidenen, wiewohl von dem höheren Bewußtsein seiner Lebensaufgabe erfüllten Mann, als einen liebreichen Sohn und Bruder hatte schon die Bibel Josef gezeichnet, diese eingängliche Schilderung seiner weltklugen und eifrigen Berufsthätigkeit ist das Eigenthum des Romanes.

Eine ganz andere, doch nicht minder anziehende Gestalt hat die Gemalin Josef's erhalten. Obgleich die Dichtung ihren Namen trägt, bleibt sie sehr im Hintergrunde, was jedoch kein Fehler ist, sondern im Gegentheil den Eindruck erhöht, welchen ihr Bild auf uns machen soll. Assenat ist eine zarte, kaum der Erde angehörige Erscheinung, die wie mancher freundliche Stern nur kurze Zeit den Blicken der Sterblichen sichtbar wird und dann wieder in der unendlichen Bläue des Himmels verschwindet. Einem Gelübde gemäß verlebt sie ihre Jugend bis zum einundzwanzigsten Jahre in der einsamen Sonnenburg. In dieser klösterlichen Zurückgezogenheit bleibt die Welt mit ihrer verführerischen Herrlichkeit ihrem Herzen fremd. Nur alte Weissagungen, die ihr einen angesehenen Fremdling zum Gatten bestimmen, mögen bisweilen ihre Gedanken beschäftigen. Nie kommt ihr ein Mann vor Augen. Der erste, den sie in ihrem Leben begrüßen soll, ist Josef. Seine Erscheinung überwältigt sie; er ist es, den ihr die Götter verheißen; er kommt an der Hand des Vaters und ihr Herz fliegt ihm entgegen. Aber dieser Mann erwiedert ihren Gruß mit rauher Geringschätzung, er verbietet der Götzendienerin, ihn anzurühren. Ihr stürzen die Thränen aus den Augen, doch als er ihr wenigstens aus Mitleid den Segen ertheilt, genügt ihr an diesem Zeichen seiner Milde. Sie ist wieder allein und bedenkt alle Worte, die sie von dem weisen Fremdlinge, von dem ersehnten Freunde ihres Herzens gehört. Da treibt es sie, ihren Götzen abzusagen und zu dem lebendigen Gotte zu beten. Sie wird der Erscheinung eines Engels gewürdigt. Josef aber wußte, daß Assenat für ihn geboren war. Nur ihr Götzenthum hatte zwischen ihn und sie eine Scheidewand gestellt. Bald lassen sie sich zum gemeinsamen Gange durch das Leben einsegnen und der König richtet ihnen ein siebentägiges Hochzeitsfest aus, wobei es um so fröhlicher hergeht, da sich zugleich sieben Gespielinnen, die mit ihr in der Sonnenburg erzogen waren, mit sieben von den neuen Kornbeamten vermählen. Welches freundliche Bild, wenn nun Josef wieder seine Geschäftsreisen durch das Land fortsetzt, aber in dem Wagen seine Frau an der Seite hat. Sie gebar ihm Manasse und Efraim. „Hatte er seine Assenat zuvor geliebt, so liebte er sie noch tausendmal mehr.“ Später verliert sie sich aus unsern

Augen. Nur als nach einigen Jahren Josef's Brüder ankommen, tritt sie in das Zimmer mit einem Knaben an jeder Hand, um ihre Schwäger willkommen zu heißen. Erst dreiunddreißig Jahre alt und noch so schön, daß sie die Leidenschaft eines Prinzen erregt, fällt sie in eine Krankheit, von der sie sich nicht mehr erholt. Da ist die stille Sonnenburg, wo sie ihre Jugend verlebt, ihr liebster Aufenthalt. Hier hatte Josef einst ihren Glauben an den lebendigen Gott erweckt, hier hatte sie jetzt keine höhere Freude, als mit Josef von den göttlichen Dingen zu reden, oder es mußte ihr Manasse aus dem Buche Enoch's vorlesen. Auch ihr Vater ward für die reinere Religion empfänglich und ließ an den Sonnentempel zu Heliopel mit goldenen Buchstaben die Worte schreiben: Ich bin, der da war, der da ist und der da sein wird: meine Decke hat niemals Jemand aufgedeckt. Sie hatte hier keine anderen Gäste als die Armen und die Kranken, denen ihre milde Hand stets offen stund. In den sieben Jahren des Hungers ermahnte sie ihren Eheherrn täglich, der Armen zu gedenken, und Keiner durfte Noth leiden. Sie widmete den ganzen Rest ihrer Tage, nach der Weise der heiligen Elisabeth von Thüringen, dem Gebete, frommen Büchern und der mildthätigen Sorge für die Bedrängten. Nach kurzer Zeit kam es zum Scheiden. Josef überlebte sie noch sechzig Jahre, doch die Liebe, die er zu dem Weibe seiner Jugend getragen, konnte er nicht vergessen; denn Assenat war ihm so theuer gewesen, wie einst Jakob die Rahel geliebt. Er mied die Frauen noch mehr als vordem und hielt sich stets allein, „wie der einsame Turteltauber, dem sein Täublein gestorben."

Sowohl Josef als Assenat gewinnen in dem Romane durch die Tiefe und Entschiedenheit ihres innern Lebens einen wirklichen Charakter. Dem Pharao Nephrem mußte ein leichteres Wesen beigelegt werden, doch stellt auch er sich mit Bestimmtheit dar. Er ist ein harmloser, heiterer Herr, dem Josef damit, daß er ihm die Regierung abnahm, einen angenehmen Dienst erwies. Er vergilt dies seinem Statthalter mit vollem Vertrauen und ergreift in seiner Dankbarkeit und Herzensgüte jede Gelegenheit, demselben eine Freude zu machen. Jakob und seine Söhne werden von ihm auf das Freundlichste bewillkommnet und in dem besten Theile des Landes versorgt. Er veranstaltet Josef zu Ehren ebenso prächtige wie heitere Feste. Bald hört man in den Sälen, bald in den Lustgärten die Trompeten erschallen, die Kunstpfeifer und Meistersänger müssen ihr Bestes thun.

Josef war ein glücklicher Mann in seinem Amte und in seinem Hause. Das Volk ehrte ihn als den Vater des Landes gleich dem

Könige und selbst die Neider vergaßen ihre Scheelsucht, weil er selbst auf kein Verdienst stolz war und in Allem Gott die Ehre gab. Doch allmählich bewölkt sich der Himmel. Von denen, die ihm die theuersten und liebsten sind, sieht er einen nach dem andern scheiden. Erst stirbt der König, sein Freund und Wohlthäter, dessen Nachfolger noch ein Kind ist, und schon darin liegt eine Mahnung an den schweren Ernst unseres Daseins, daß es der Kummer um einen entarteten Sohn ist, was diesem lebensfrohen, gutmüthigen und freundlichen Fürsten das Herz bricht. Dann erfolgt das Hinwelken und der Heimgang der Assenat. Bald wieder versammelt Jakob seine Kinder und Enkel um sein Sterbebett. Seine Abschiedsworte, halb das Irrereden eines Träumenden, halb die Offenbarung eines Propheten, dem sich an der Schwelle der Ewigkeit das innere Auge aufgethan, deuten auf eine verwickelte, mit manchem Streit und Unheil erfüllte Zukunft. Josef ist hundert Jahre alt; jetzt regen sich die Ohrenbläser, er hat bereits den Nachweis zu liefern, daß die Kraft seines Geistes noch nicht geschwunden ist. Er erhält die böse Zeitung von der überaus harten Heimsuchung seines Verwandten Hiob. Endlich legt er selbst sich auf das Sterbebette, freudig mit dem Leben abschließend, wenn er an die Vergangenheit denkt, jedoch das künftige Schicksal der Seinigen nicht ohne Sorgen erwägend. Wie bald wird ein Pharao herrschen, der nichts von Josef weiß. Schon bereiten sich die Aegypter, das Volk Gottes zu bedrängen. Wer wird es schützen? Die meisten seiner Brüder sind todt. Seine Söhne sind alt genug, um Väter des Volkes zu sein, aber jung an Erfahrung, denn sie haben nur gute Tage gesehen. Jakob's Haus kann den kraftvollen Geist der Erzväter nicht festhalten und hat in dem fremden Lande keine Stätte mehr. So schließt die Dichtung mit dem Hinblick auf den tragischen Verfall alles Erdenglückes. Die Sonne neigt sich zum Untergange. Der neue Tag, welcher hinter Wolken heraufkommt, sieht ein anderes Geschlecht und ist ein anderes Blatt der Geschichte. Nicht einmal Josef's Leiche blieb in Aegypten.

Zesen hat in der Assenat nicht nur ein gehaltvolles und anziehendes Lebensbild aufgestellt, sondern dasselbe unterscheidet sich auch in Stoff und Ausführung wesentlich von den anderen Romanen. Eine Aehnlichkeit, die man in den Begebenheiten finden könnte, ist in der That nur zufällig vorhanden. Josef wird von seinen Brüdern in die Welt hinausgestoßen, aber es knüpfen sich hieran nicht jene abenteuerlichen Irrfahrten zu Wasser und zu Lande, keine Schiffbrüche, Kämpfe mit Räubern u. dergl. Eine vornehme Frau bestürmt den schönen Fremdling mit ihrer Leidenschaft, aber seine Standhaftigkeit wurzelt

nicht in der romantischen Treue gegen die Dame seines Herzens, sondern er mag nicht ein so großes Uebel thun und wider Gott sündigen. Mit wie viel Maß und Tiefe ist die unglückliche Sefira geschildert, wie sehr unterscheiden sich ihre Verirrungen von der Begierde und dem Hasse der verliebten Sultaninnen. Die Begebenheiten haben alle einen anderen Charakter und mußten anders behandelt werden. Es gehörte viel Resignation dazu, daß Zesen nicht statt dieses Gegenstandes einen anderen wählte, zu dessen Ausmalung ihm die beliebten Romane der Zeit einen vollen Farbentopf darboten, und es gehörte viel idyllischer und auch historischer Sinn dazu, daß er nicht, was dem Herzoge von Braunschweig begegnete, die Geschichten aus der Zeit der Erzväter in die Gegenwart verlegte, Pharao und seinen Minister mit dem Prunke eines modernen Hofes umgab. Zuletzt scheint Zesen mit der Episode von der Entführung der Assenat durch den ägyptischen Prinzen dem herrschenden Geschmacke ein Zugeständniß zu machen, aber diese, dem Geiste des Ritterromanes entsprechende Begebenheit ist bereits in dem lateinischen Leben der Assenat erzählt.

In der Darstellungsweise unterscheidet sich der Anfang, etwa die drei ersten Bücher, sehr auffallend von dem Uebrigen. In seinem Simson griff Zesen, wie wir sehen werden, zu den abenteuerlichsten Mitteln, um dem dürftigen Stoffe mit Erweiterungen zu Hülfe zu kommen. Auch in der Assenat konnte er sich nicht gleich zurecht finden und entstellte, um nicht zu rasch vorzuschreiten, die Erzählung auf eine abschreckende Weise durch die üblichen Kunststücke der Rhetorik. Mit welchem Wortschwalle wird Josef's Schönheit beschrieben. Nicht nur daß der Roman hiebei über alles Maß verweilt, sondern es müssen nun noch die Hofdamen, nicht einmal die Prinzessin Nitokris ausgenommen, die nachher so viel Verständigkeit zeigt, eine sehr alberne Rolle spielen, damit uns die reizende Gestalt des ebreischen Jünglings und die Wirkung ihres Anblicks recht sichtbar wird. So haben auch die drei ersten Bücher ihre Reden und Briefe mit geschnörkeltem Zierrath. Doch endlich kommt die Erzählung in Fluß und nun folgen die Begebenheiten einander beinahe in gedrängter Kürze. Zesen theilt uns jetzt nicht mehr die Reden mit, die bei der Einführung Josef's in sein Amt gehalten wurden, ja er sagt ausdrücklich, daß dieselben nur kurz gewesen. Ueber die Zusammenkunft Josef's und der Assenat, bei der sich Beide verständigten und die ersten zärtlichen Worte wechselten, geht er mit dem Scherze hinweg, daß er nicht ausschwatzen wolle, was da unter der Rose geredet worden. Die Vermählung des libyschen Prinzen und der Prinzessin Nitokris wird mit einer Kürze erzählt, die damals in Betracht

des Ranges der Personen für unanständig gelten konnte. Ferner hat sich Zesen hier jener gelehrten Anführungen aus der Mythologie und Geschichte des classischen Alterthums enthalten, die trotz der Verschiedenheit der Gegenstände in dem Simson Platz fanden. Dagegen war es ganz sachgemäß, daß er auf das ägyptische Alterthum einging. Die Erzählung gewann durch eine solche Veranschaulichung des Schauplatzes und des Zeitalters der Begebenheiten; die Motivirung ist ebenso ungezwungen wie anregend, da wir Josef selbst durch die uralten Städte und von einem Denkmale der Kunst zum andern begleiten. Zesen scheint auch hiezu recht ernstliche Studien gemacht zu haben, worauf schon das in der Vorrede dem gelehrten Jesuiten Kircher ertheilte Lob schließen läßt. Leider fehlen dem Exemplare, welches ich benutze, die Anmerkungen, wenn diese überhaupt in der Nürnberger Ausgabe, zu der es gehört, dem Romane beigefügt waren.

Ein Bruchstück der Erzählung als Beispiel.

Josef's Gartenfest und Besuch der Pyramiden bei Memfis.

(S. 383–393.)

Nach verlauf der angesagten zeit erschienen die eingeladenen*), auf das prächtigste gekleidet. Der Schaltkönig empfing sie alle freundlich. Auch zeigete er ihnen alsobald an, mit was vor bestallungen er sie versehen. Sie bedankten sich auf das untertähnigste vor solche hohe gnade. Ein jeder gelobte mit mund und hertzen an, seinem befehle getreulich nachzukommen. Der Fürstin Assenat sieben Stahtsjungfrauen**) kahmen eben zum zimmer hinein geträhten, die Fürstin zur tafel zu begleiten. Und hiermit erhub sich der Schaltkönig und nahm seine liebste bei der hand. Auch befahl er seinem Hofmeister, und den andern sechs Oberaufsehern dergleichen zu tuhn. Ein jeder solte vor sich eine Jungfrau erwehlen; und also gepaaret ihm folgen. Sobald sie in den garten gelanget, lies sich Josef, mit seiner Braut, bei der tafel nieder: und die gäste folgeten ihm, wie sie gegangen, zu paaren. Jederman war fröhlich. Josef selbsten hatte eine sonderliche lust an dieser bunten

*) Die sieben Oberaufseher über die Kornverwalter des ganzen Landes.
**) Dieselben Fräulein, mit denen Assenat in der Sonnenburg erzogen war.

reihe. Er fragte das Frauenzimmer: ob ihnen diese gepaarte gesellschaft nicht besser anstünde, als ihr bisher geführtes einsames leben? Termuhtis, darzu sich sein Hofmeister gesellet, gab offenhertzig zur antwort: sie wündschte vor ihr teil so gepaaret zu bleiben. Sie sol es auch bleiben, fing ihr Josef das wort auf: und ich zweifle nicht, es werde ihrem gatten also belieben. Es kan mir nichts besser belieben, fing der Hofmeister hierauf an: und ich bin mit meiner gattin mehr als wohl zufrieden. Hierauf rieffen sie beiden alle glükzu: und der Schaltkönig fragte die übrigen, ob sie auch alle (so) gesonnen? Weil nun keine von den Jungfrauen einige antwort gabe; so antworteten endlich die sechs Höflinge alle zugleich, sie wündschten nichts liebers, als fort und fort gegattet zu leben: auch fügten sie hinzu, daß sie nicht zweifelten, ihre gattinnen würden dergleichen wündschen; weil sie ihr ja mit stilschweigen andeuteten.

Alle diese sieben Jungfrauen waren aus der masse schön. Sie waren alle aus den fürtreflichsten Adelichen geschlechtern entsprossen. Und wie sie der Schönheit und dem stande nach, alle gleich waren, so waren sie es auch im alter. Keine hatte sich weder hier, noch dar einigen vorzug anzumassen: so gleichmässig jung, schön, und edel waren sie alle. Und eben darum war ein jeder gatte mit seiner gewehlten gattin über die masse vergnüget. Keiner misgönnete dem andern sein teil. Ein jeder bildete ihm ein, er hette die schönste gewehlet. Der Schaltkönig sprach endlich das letzte wort aus. Weil ich dan sehe, sagte er, daß sie sämtlich gepaaret sein und bleiben wollen; so wündsche ich ihnen allen den himmlischen seegen. Ja ich wil, daß mein trautag ihr trautag sei. Ich wil, daß meine freud die ihrige vermehre. Das wil ich; damit meine lust um so vollkommener sei, wan ich, mit meiner traue, die ihrige volziehen sehe.

Mitlerweile war der ruf von diesem neuen Liebeshandel vor des Königes ohren gelanget. Er saß noch über der tafel. Aber aus neugierigkeit, solche gepaarte sieben in ihrer vollen lust zu sehen, stund er eher auf, als er gewohnet. Unvermuhtlich traht er in den garten. Die Königin hatte er an der rechten und die Königliche Fürstin*) an der linken hand. Also nahete er der Sommerlaube, darunter alle diese Breute**) sassen. Eben waren sie in ihrer besten lust, als er sie überraschete. Zur stunde bewegte sich alles. Allesamt stunden sie auf, des Königes gegenwart zu ehren. Der Schaltkönig Josef und die Fürstin Assenat trahten

*) Die Prinzessin Nitokris.
**) Hier und weiter unten für Brautleute.

von ihrer stelle, dem Könige sie zu übergeben. Aber er winkte ihnen, daß sie bleiben solten. Wir kommen nicht, sagte er, sie in ihrer lust zu stöhren; sondern den neuen Breuten glük zu wündschen. Auf diese worte neugten sie sich alle mit tiefster ehrerbietigkeit. Mein Hof, fuhr der König fort, hat heute von grossem glükke zu sagen; weil er sechzehen Breute bei einander schauet. Das ist nie erhöhret, so lange diese Burg gestanden. Aber woher komt uns ein so plötzliches und so seltenes glük? Ohne zweifel haben wir es der Fürstin Assenat zu danken. Hiermit ging er von ihnen, nach dem hintersten ende des gartens zu; damit er sie in ihrer freude nicht stöhrete.

Unterdessen setzten sich alle diese Verlobten noch einen augenblik nieder. Nicht mehr als einmahl ward herumgetrunken, und dem Frauenzimmer noch etwas vom nachtische vorgedienet. Darnach erhub sich der Schaltkönig mit der Fürstin. So tähten auch alle seine gäste. Er nahm seine liebste bei der hand, sich zum Könige zu begeben: und die neuen Oberaufseher, samt ihren Breuten, folgeten ihm nach. Also gingen sie gepaaret nach hinten zu; da der König, samt seiner Gemahlin und Freulein Tochter, unter einem laubergange saß. Alda ergetzten sie sich mit allerhand kurtzweiligen gesprächen. Allerhand schertzreden fielen vor. Allerhand lustspiele wurden begonnen. Aber niemand schien lustiger zu sein, als der König. Er schertzte fort und fort. Fort und fort erwähnte er des unvermuhteten glükkes, das heute seinem Hofe zugestossen. Dieser abend, sagte er, sei würdig, daß ihn der höchste der götter auf seiner Amme fel.*) mit güldenen buchstaben anzeichnete: daß dessen gedächtnüs im himmlischen Ertzschreine verwahret würde.

Es war nunmehr sehr späte. Es nachtete auf dem gantzen obersten weltkreuse. Der fünstere schatten hatte die helfte der erdkugel umgeben. Doch machten ihn die funkelnden sterne liechte. Der aufgehende mohn zertrieb ihn. Der Kanophstern schimmerte von ferne. Er winkte durch die stille luft den verliebten ein zeichen zu geben, daß sie scheiden solten. Es war hohe zeit die nachtruhe zu nehmen, und die ermüdeten glieder durch den schlaf zu erfrischen. Der König begab sich endlich aus dem garten. Die gantze gesellschaft folgete bis vor der königin zimmer. Alda geseegnete sie der König. Bei der Fürstin Assenat schieden sie zuletzt alle von einander. Ein jeder ging an seinen ort, und begab sich wohlvergnüget zur ruhe.

---

*) Vermuthlich ist aus Ziegenleder bereitetes Pergament gemeint, da Jupiter von einer Ziege gesäugt war.

Auf den andern Tag bekahm Josef lust die nächstgelegenen Grabspitzen*) zu besichtigen. Der König selbst zog mit. Die Königin, samt dem gantzen Königlichen Frauenzimmer, folgete. Die Fürstin Assenat hielt ihnen Geselschaft. Der erste zug ging auf die zwo ältesten zu: welche Schur, Schahaulaks Sohn, vor der Sündfluht, auf der Abendseite des Niels gebauet. Andere melden, daß Enoch die eine gestiftet: und darein alle seine gühter und bücher, auch was er sonst köstliches gehabt, geschaffet; weil er gewust, daß die Erde mit wasserfluhten, kurtzkünftig überschwämmet werden solte. Eine jede dieser Grab- oder Feuer-spitzen war viereckicht, gantz glat und drei hundert und siebenzehen ellen hoch, auch vierhundert und sechzig auf allen vier seiten breit. Man hatte sie so stark, so fürsichtig, und so auf die währe gebauet, daß sie weder vom erdböben, noch von den heftigsten sturmwinden den geringsten schaden leiden konten. Alle und jede steine, damit man sie in die höhe geführet, waren zwo ellen hoch, und fünfe lang. Inwändig befanden sich sieben gemächer: welche man nach den sieben Schweifsternen genennet. In jedem Gemache stund ein güldener Götze. Der eine wiese mit der Hand nach dem munde, und hielt ein Buch vor der stirne. Wan iemand nach ihm zutraht, täht er den mund auf. In diesem lag ein schlüssel an einer kette. Die ostliche Grabspitze solte König Schurids, die westliche seines Bruders Hugits begräbnüs sein. Aber die Sabeer melden, daß in der einen Agatemon, das ist Set, und in der andern Hermes, das ist Enoch, und Elmalum, mit dem Zab, des Hermes Sohne, begraben sei.

Hierauf besahe man auch die Grabspitzen und Grabhöhlen auf der morgenseite des Niels, vor der stadt Memfis. Alda befand sich der grund weit und breit gantz steinicht und selsicht; wiewohl er mit sande anderthalben fuß hoch bedekt war. In und durch diesen steinichten grund hin waren die Grabhöhlen, mit ihren untererdischen gängen, gehauen: und auf demselben stunden die ungeheuer-grossen gewaltigen Grabspitzen. Diese waren nicht aus steinen des grundes, darauf sie stunden, gebauet; sondern aus andern, die man von anderwärtsher, mit grosser mühe, darzu gehohlet. Und darum hat man sich um so viel weniger zu verwundern, wan wir lesen: daß man mit dem baue der grösten Grabspitze wohl zwanzig jahre zugebracht, ja wohl dreihundert-tausend menschen, in währender zeit, fort und fort daran arbeiten lassen. In diesen Grabspitzen stunden die Leichen der Egiptischen Könige, und anderer fürnehmen Herren; und in den steinernen Grabhöhlen unter

*) Pyramiden.

der erde der andern Einwohner. So heilig und sorgfältig bewahreten die Egipter aller ihrer Abgestorbenen leiber; damit sie vor der gewalttähtigkeit des feuers, des wassers, und der luft ewig befreihet blieben. Ja sie salbeten sie auch überdas, wider die verwäsung, mit allerhand kräftigen artzneien, ehe sie in gemelte Grabspitzen oder Grabgewölbe beigesetzt wurden. Und darzu spahreten sie keine kosten.

Mit verwunderung war es zu sehen, wie solche Grabhöhlen so weit unter der erde hingingen. Eine war immer grösser und köstlicher, als die andere: und von einer zur andern konte man allezeit durch schmahl ausgehauene gänge gelangen. Dieser höhlen und gänge sahe man so viel; auch lieffen sie so krum und so wunderseltzam in- und durcheinander herum, daß sie anders nicht als ein Irgarten zu sein schienen. Sie erstrekten sich nicht allein bis unter die Stadt, derer meistes teil auf diesen Grabgewölben stund; sondern auch, unter der Sandsee hin, selbst bis an das Ammonische und Seraphische Götzenhaus in der Sarkischen wüste. Und dieses kahm den Priestern sehr wohl zu statten; weil sie ohne einiges ungemach, vermittelst dieser höhlen, von beiderseits örtern zusammenkommen konten. Dan sonsten hetten sie, im reisen über der Sandsee hin, nicht allein der heftigen Sonnenhitze, sondern auch dem überaus verdrüslichen sandstaube unterworfen sein müssen: darunter die reisenden vielmahls, wan es ein wenig stürmet, erstikt, und mit sak- und pakke begraben werden.

Filips von Zesen Simson, eine Helden- und Liebes-Geschicht. Nuernberg 1679. 8. (593 Seiten und 189 Seiten Anmerkungen.)

Inhalt.

Indem ich den Inhalt dieses Romanes durchgehe, will ich den Leser bei den Punkten, welche mit der Erzählung in dem Buche der Richter übereinstimmen und nur auf eine seltsame Weise erweitert sind, nicht lange aufhalten. Mehr Beachtung verdienen einige eingeschaltete Episoden, die Zesen nach seiner Erklärung in der Vorrede selbst erfunden hat, doch offenbart sich in ihnen eben nicht viel Phantasie.

Das erste Buch.

Die Israeliten hatten ihre guten Tage nicht ertragen können und waren verwahrlost, erhielten aber doch durch die Gnade Gottes in Simson einen Erlöser. Der Anfang seiner Geschichte wird nach der gewöhnlichen episodischen Anordnung in diesen Romanen später nachgeholt. Simson sah einst in Timnat, einer Stadt der Filister, ein Mädchen, dessen Schönheit ihn ganz bezauberte. Seinen Eltern war eine Schwiegertochter aus dem heidnischen Volke gar nicht erwünscht, sie mußten aber nachgeben und begleiteten bald darauf Simson nach Timnat, um die Werbung anzubringen. In seiner Ungeduld eilte er etwas voraus. An der Hauptstraße lagen Weinberge und da er als ein Gottgeweihter nicht einmal eine Beere essen durfte, begab er sich, um aller Versuchung zu entgehen, auf einen einsamen Fußsteg. Hier zerriß er den Löwen, doch schwieg er gegen Jeden von dieser Heldenthat. Die Eltern der Timnatterin willigten in die Heirath und das junge Paar vollzog seinerseits die Verlobung mit einem Kusse. Nach einiger Zeit wanderte Simson wieder nach Timnat und fand in dem Rachen des Löwengerippes den Bienenschwarm nebst den Honigscheiben.

Das zweite Buch.

Bei der Hochzeit hatten die Filister in dunkler Besorgniß vor Simson es veranlaßt, daß dreißig ihrer jungen Leute in der Gesellschaft waren. Der muntere Bräutigam gab ihnen sein Räthsel auf. Sie zerbrachen sich einige Tage lang die Köpfe, um die dreißig Festkleider zu gewinnen. Zweimal kamen sie mit Jauchzen zu Simson, weil sie die richtige Auflösung gefunden zu haben glaubten. Erstlich schien ihnen

eine Kuh der Fresser zu sein und die Süßigkeit, die von demselben ausging, ihre Milch. Dann sollte gar in dem Räthsel ein Riese und eine gewisse Speise der Schweine bezeichnet sein. Jetzt beredete ein Stutzer die junge Frau, ihren Mann auszuforschen. Am siebenten Tage ließ sich Simson sein Geheimniß abschwatzen. Die Wette war verloren. Simson eilte im Grimm aus Timnat fort, erschlug bei Asklon dreißig Filister und schickte seinen Gegnern die Gewänder derselben.

Das dritte Buch.

Der Gedanke an seine Frau erregt in Simson bald Zorn, bald Sehnsucht. Er hat nirgends Ruhe, weder im Hause der Eltern, noch im einsamen Gebirge. Um ihn zu zerstreuen, erzählt ihm einst ein Greis, wie ein Engel seiner nicht mehr jungen Mutter die Geburt eines Sohnes angekündigt und ihr befohlen, denselben Gott zu weihen. Simson hört diese Geschichte, die ihm wohl auch nicht neu war, ohne besondere Aufmerksamkeit an, denn er ist im Geiste stets mit seiner Frau beschäftigt. Endlich schlägt er sich alle Bedenken aus dem Sinne und eilt nach Timnat. Die Ersehnte, der er einen gerechten Unwillen zum Opfer gebracht, schließt ihm aber nicht ihre Kammerthür auf, ja er muß erfahren, daß bereits ein anderer Ehemann Herr im Hause ist. Nun entbrannte sein Rachedurst aufs Neue. Er fing die dreihundert Füchse, welche sich nach Gottes Willen mit der Hand greifen ließen und geduldig warteten, bis er sie paarweise mit den Schwänzen zusammengebunden und die Feuerbrände hinzugethan hatte. Der Roman schildert jetzt sehr ausführlich, wie die Füchse das Getreide verwüsteten. Die Filister waren außer sich und da sie Simson selbst nichts anhaben konnten, rächten sie sich an den mittelbaren Urhebern des Schadens. Die Timnatterin, ihre Eltern, ihr zweiter Mann und ihre Schwester sollen verbrannt werden, indem man ihnen das Haus über dem Kopfe anzündet. Die junge Schwägerin Simson's war aber ein sehr schönes Mädchen. Der Staatsrath fand sie unschuldig und legte ihr sogar die Bitte um die Begnadigung ihrer Mutter in den Mund. Diese Beiden wurden verschont, die Andern mußten wirklich verbrennen.

Das vierte Buch.

Hier tritt die erste Episode ein. Die schöne Timnatterin, wie sie stets genannt wird, erhält nebst ihrer Mutter von dem Obervorsitzer des Rathes, dem ältesten Fünffürsten der Filister, ein Asyl in seinem Schlosse. Die Fürstin nimmt das anmuthige Mädchen wie eine Tochter auf. Zu ihrer Unterhaltung wird mancherlei veranstaltet; so müssen sich

Riesen in einem Ring- und Fechtspiel sehen lassen. Zesen knüpft hieran eine gelehrte Abhandlung über die Enakskinder verschiedener Völker, von welchen der spätere, nur durch eine Klärung der Sitten verfeinerte Adel abstammt. Man wird nicht wünschen, daß ich hier die Aufzählung der bedeutendsten Riesen nebst der Angabe ihrer Größe und Stärke aus dem Romane aufnehme. Manches ist allerdings insofern bemerkenswerth, als es die Verfassung der damaligen Philologie veranschaulicht, welche bei der Erklärung der Mythen keinen phantastischen Einfall verschmähte. Antaeus war ein Riese von sechzig bis vierundsechzig Ellen; die Sage meint aber eigentlich, daß er ein Schiff von dieser Länge besessen. Wenn Herkules ihn in einem Seegefechte besiegt hatte, dann begab er sich auf das Land, um wieder zu rüsten, woher die Fabel, daß die Erde ihrem Sohne neue Kräfte verlieh. Die Titanen, welche Ossa und Olymp auf den Berg Pelion setzten, sind die Nachkommen Noah's, die den Thurm zu Babel bauten. Atlas war ein Astronom, der oft von einem Berge nach den Sternen schaute; deshalb erzählte man, er habe den Himmel getragen. Orest, der Sohn Agamemnon's, maß sieben Ellenbogen; an ihn reihet sich ein märkischer Bauer von fünf Ellenbogen, den ein Markgraf Jochim von Brandenburg zu seinem Trabanten machte. Allmählich nahm die Kraft der Zeugemutter (Natur) ab und sie bringt jetzt keine Riesen mehr hervor.

Das fünfte Buch.

Nachdem Simson unter den Filistern arg gewüthet hat, zieht er sich nach Juda in die Steinkluft Etan (Etham) zurück. Ein seltsames Ereigniß kündigt ihm einen neuen Kampf an. Ein Steinadler setzt sich in eine Felsenritze, ein Schwarm von Vögeln fordert ihn heraus, aber er mag sich nicht rühren; andere Adler, gemeinerer Art, nöthigen ihn jedoch zum Kampfe und nun werden jene vernichtet. So fordern die Filister von Juda Simson's Auslieferung. Er läßt sich binden, seine Feinde frohlocken und tödten ihn schon in Gedanken, „wie die Schildbürger den Krebs, welchen sie noch nicht gefangen, wie die Rathsherren von Witzenburg den Rochen, dessen Stacheln doch Niemand anzutasten wagte.“ Simson zerreißt plötzlich die Stricke, ergreift einen am Wege liegenden Eselskinnbacken und erschlägt die Filister bei Haufen. Nun aber verfiel Simson in eine schwere Sünde. Er rühmte sich seines Sieges und dafür mußte seine frevelhafte Zunge vor Durst beinahe verschmachten. Solche Pein litt nachmals Roland, der Neffe Karl's des Großen, nach einer Schlacht, und die Rathsherren zu Glogau, welche Herzog Johann von Sagan 1488 ins Gefängniß setzte. Simson er-

kannte seine Verschuldung; da entsprang aus dem Eselsbeine eine erfrischender Wasserbrunnen.

Das sechste Buch.

Jetzt wählten die Israeliten Simson zu ihrem Richter. Er verwaltete das Land in Frieden, ohne die Filister zu beunruhigen. Doch wurde er selbst, wie das auch anderen großen Helden begegnete, den Weibern dienstbar. So verstand es eine Filisterin zu Gaza, ihn zu fesseln. „Wie die Kaufleute in Holland, um den Zimmet in hohem Preise zu erhalten, die Einfuhr aus Ostindien beschränkten, ja auf Zeilon und anderwärts ganze Zimmetbüsche wegbrannten, so befahrete sich dieses schändliche Weib, wenn sie den Gewürzladen ihrer Gunst dem Simson stracks und auf einmal öffnete, daß er ihre Waaren geringschätzen würde." Sie ließ daher Simson schmachten, verschwendete aber vor seinen Augen an einen Hund und einen Affen tändelnde Liebkosungen. Endlich kam auch Simson an die Reihe. Nun hören wir, wie ihn die Filister in einer Nacht aufheben wollten, wie er sich jedoch bei Zeiten davon machte und das Thor mitnahm.

Das siebente Buch.

Nachdem Zesen erzählt, wie Simson's Eltern starben, will er uns auch ein Beispiel von der Weisheit und Gerechtigkeit geben, mit denen Simson sein Richteramt verwaltete. Er bringt es freilich nur bis zu einer schwachen Nachahmung von Salomon's Urtheil. Ein Filisterin hatte einmal einer ebräischen Frau ein Kind entwenden lassen. Da ihre Zeugen nur wissen, daß dasselbe viele Jahre in ihrem Hause gewesen, nicht aber, daß sie es geboren, und da sie sich damit verdächtig macht, daß sie Simson heimlich einen kostbaren Staatsrock übersendet, da ferner die rechte Mutter und die Tochter einander mit aller Bestimmtheit wiedererkennen, so mochte es nicht so schwer sein, die Wahrheit zu ergründen. Es wird aber hier von Simson's richterlichen Tugenden viel Wesens gemacht, namentlich soll seine Unbestechlichkeit daraus hervorleuchten, daß er zwar die Betrügerin sehr gelinde bestraft, aber jenen Staatsrock von dem Henker in Fetzen zerhauen läßt.

Das achte Buch.

Zesen nimmt nun wieder jene Episode von der schönen Timnatterin auf, die ein Abenteuer zu erleben hat, wie es die anderen Roman egerne schildern. Sie wird von einem Landsmanne, wie es scheint, im Auftrage des ägyptischen Prinzen entführt. Die stürmische See zer-

trümmert jedoch das Schiff noch an der Küste der Filister. Alle kommen um, nur die schöne Timnatterin erreicht das Ufer. Als sie in einem beweglichen Monologe ihr Schicksal beklagt, drohet ihr eine neue Gefahr, denn ein Löwe kommt herbei. Er hat jedoch alle Mordlust abgelegt und hält ihr mit vertrauendem Blicke seine Tatze hin, worauf sie merkt, daß sie ihm einen Splitter aus derselben ziehen soll. Die Sache gelingt und das gutartige Thier läßt es nicht bei dankbaren Geberden bewenden; nach einer Weile erkennt es die Lage seiner Retterin und läuft davon, um ein Reh als Arztlohn herbeizuschaffen. Die Timnatterin bereitet sich ein Mahl, giebt dem Löwen seinen Antheil und er bleibt seitdem ihr Jäger, Küchenmeister und Beschirmer. Hieran knüpft sich weiter unten eine Aufzählung von zahmen oder gezähmten Löwen und die Anmerkungen ergänzen den Text noch durch andere Beispiele. Zesen thut sich hierbei etwas darauf zu gute, daß Alles, was Sage und Geschichte von diesen Dingen berichten, in eine jüngere Zeit fällt und daß der Vorfall, den er hier erfunden, der erste war. Die Timnatterin fand in einer Hütte ein Obdach; die Leute glaubten theils wegen ihres herrlichen Aussehens, theils wegen ihres seltsamen Begleiters, daß die phönicische Göttin Onke bei ihnen eingekehrt sei. Bald erhielt sie auch Gelegenheit, Segen zu stiften. Die verwahrloste Tochter der Wirthin ging in sich und faßte den Entschluß, sich die Bande der Ehe anzulegen. Sie bat die vermeinte Göttin, ihr zu einem Manne zu verhelfen, und brachte einen jungen Jäger in Vorschlag. Die Timnatterin sandte darauf einige Briefe in die Heimat, meldete, wie es ihr ergangen, und bat für den jungen Mann um eine Versorgung. Der hocherfreute Fürst ernannte denselben sogleich zu seinem Oberjägermeister und ließ die Timnatterin nebst dem Brautpaare in einem prachtvollen Staatswagen abholen.

Das neunte Buch.

Zesen kümmert sich nun noch eine gute Weile weder um Simson noch um die Filister; er will uns nur durch die Beschreibung einiger höfischer Festlichkeiten unterhalten. Der Timnatterin wird bei ihrem Einzuge mit Blumen, Kränzen, Palmzweigen, wie einer Fürstin gehuldigt und das Volk empfängt sie mit frohlockendem Zurufe. Nachdem man sich an der Freude des Wiedersehens gesättigt hat, erzählt sie den Ihrigen, was sie erlebt, und man ist natürlich über die Geschichte des zahmen Löwen sehr verwundert. Sie erfährt, daß der Räuber, welcher sie entführte, von Kindheit an ein Taugenichts gewesen. Bisweilen macht man Spaziergänge in einem Lustgarten, den Zesen ausführlich

beschreibt, wie er denn in allen seinen Romanen als ein Gartenfreund erscheint. Seine Beschreibungen sind wohl auch beachtenswerth, weil sich die Dichter damals selten an einer Naturschilderung versuchten. Nur der Anbruch des Tages, namentlich am Anfange eines neuen Buches, wurde häufig ausgemalt, ein Gebrauch, der bis in die homerischen Gedichte zurückreicht. Lohenstein wählte in solchen Fällen die glänzendsten Farben, selbst Bucholtz schmückte seine trockene Sprache mit einigen Blümchen. Bei Zesen lautet die Einleitung zum zweiten Buche des Simson: Die Nacht schickte sich algemach zum Aufbruche. Sie begann dem Tage die Oberfläche des Erdbodens, so weit sich ihr Gesichtskreis erstreckete, wieder einzuräumen. Ihre Finsterniß verzog sich und wich nach der Unterfläche zu, die Gegenfüßer zum Stillstande der Arbeit anzumahnen. Ihren dunkeln Schatten zertrieb das aufgehende Licht der Sonne, die nunmehr mit ihren Morgenstrahlen die Spitzen des Gebirges um Timnat herum gleichsam vergüldete.

Endlich wird für den neuen Oberjägermeister und seine Braut das Hochzeitsfest ausgerichtet. Während der Mahlzeit steht der Löwe hinter dem Stuhle des Fräuleins und erntet durch sein artiges Benehmen Beifall. Die schöne Timnatterin erhält auch noch eine besondere Genugthuung für jene versuchte Entführung. Der ägyptische König läßt nämlich durch einen Gesandten versichern, daß sein Sohn unschuldig sei und der Räuber den Namen desselben gemißbraucht habe. Man fand gerade am Strande den Leichnam des Frevlers und hängte ihn am höchsten Baume auf. Der Gesandte mußte nach seiner Rückkehr dem Prinzen die Schönheit der Timnatterin beschreiben und dieser war so entzückt, daß er sie zu heirathen gedachte. Doch ließ er sich die Sache noch ausreden und begnügte sich, mit seinen Tischgenossen bei vollen Bechern ein Hoch! nach dem andern auf das Fräulein auszubringen.

Zesen macht uns noch mit einer andern Schönheit, mit der Naftalerin bekannt. Diese Blume aus dem Stamme Naftali war jenes Mädchen, welches einmal die Filisterin der Mutter gestohlen hatte. Wir erhalten eine zweite Episode, die gar keine Erzählung giebt und einzig in dem Wunsche Zesen's, noch einmal durch seine Virtuosität in der Beschreibung zu glänzen, ihren Ursprung hat. Er sagt: wie vollkommen die Timnatterin war, so verhielt sie sich dennoch zu der Naftalerin wie der Schatten zum Sonnenlichte. Er hat dieses Wunder der Schönheit sogar zweimal mit den kostbarsten Vergleichen verherrlicht. Die eine Beschreibung ist in Pischon's Denkmälern abgedruckt, die zweite, noch mehr ausgeschmückte werde ich unten folgen lassen, weil sie offenbar ein Glanzpunkt des Werkes sein sollte.

Das zehnte Buch.

Was haben nun aber diese Episoden mit Simson's Geschichte zu schaffen? Sie sind an dieselbe in der That nur mit einem schwachen Bändchen angeknüpft. Obgleich ihm die Sache sehr nahe gelegt wird, ist Simson nämlich so eigensinnig, weder die schöne Timnatterin, noch die schöne Naftalerin zu begehren. Jene wollte ein Prinz heirathen, um dieser willen legte sich ein Jüngling, der keine Erhörung fand, zu Bette und starb. Simson aber verschmähete beide und zog ihnen die Filisterin Delila vor, die „ihr Handwerk wohl gelernet hatte". Der Herr Christus wurde für dreißig Silberlinge verkauft, die Delila ließ sich für Simson ein Blutgeld von 5500 zahlen. Mit dieser Summe wird sie von den Fünffürsten der Filister bestochen, von Simson zu erforschen, was ihn so stark machte, damit sie ihn überwinden könnten. Es wiederholt sich Alles, wie beim Verrathe der Timnatterin. Die Schilderung der Liebkosungen, der zurückhaltenden Kälte und der Drohungen, mit denen Delila dem Helden endlich das Geheimniß entreißt, daß seine Stärke in den Haaren liege, nimmt fünfundvierzig Seiten ein. Die Filister kamen über ihn und als er seine sieben Locken am Boden liegen sah, gab er sich ohne Vertheidigung in ihre Hände. Sie stachen ihm die Augen aus und führten ihn unter den Spottreden des Volkes in die Stampfmühle. Nach einiger Zeit feierten die Fünffürsten im Götzenhause ein Dankfest. Sie hielten ein lustiges Mahl und die Tafelgespräche betrafen fast einzig den gefangenen Simson. Sie ließen ihn als ihren Spielnarren herbeiholen. Ihm waren aber im Kerker die Haare wieder gewachsen, er flehete zum Herrn um seine frühere Stärke. Weniger um sich zu rächen, als um den Gott seines Volkes zu verherrlichen, dachte er auf den Untergang seiner Feinde. Die Säulen des Tempels wankten und brachen, das Dach, darauf bei dreitausend Männer und Weiber stunden, stürzte herunter und das ganze Götzenhaus, darin die Fürsten selbst waren, mit allen Umgängen fiel über einen Haufen. Obwohl dies Grab, welches Simson sich selbst bereitet hatte, zugleich das Denkmal seines Sieges war, ließen seine Gefreundeten ihn nicht an der unheiligen Stätte. Sie alle zogen gen Gaza und brachten ihn, da die Filister es nicht zu hindern wagten, in das Grabmal seines Vaters zwischen Zarea und Esthaol.

Beurtheilung dieses Romanes.

Seine auffallenden Mängel. Die abenteuerliche symbolische Auffassung des Helden. Ueberspanntheit in der Ausmalung der Affecte. Uebel angebrachte Reflexionen und gelehrte Citate. Ueber Zesen's Purismus und sonstige Eigenthümlichkeiten seiner Sprache.

Schon der obige Auszug aus dem Romane wird die Leser auf den Gedanken gebracht haben, daß dieser Simson ein ganz wunderliches Werk sein muß. Die Assenat war eine so gehaltvolle und gefällige Dichtung, in ihr erscheint Zesen's Talent in seiner reifsten Entwickelung. Der Simson ist nur ein Decennium jünger und verräth bereits den völligen Verfall seines Geistes. Zesen war jetzt sechzig Jahre alt, eine Krankheit hatte ihn ermattet, er eilte mit der Arbeit, weil er fürchtete, sie nicht mehr vollenden zu können. Gab sich auch das geniale Wesen, welches man Zesen nicht absprechen kann, schon in seinen früheren Dichtungen häufig auf eine verkehrte Weise kund, so machten doch selbst seine Verirrungen den Eindruck einer frischen Strebsamkeit und außerdem entschädigten uns die lyrische Wärme und Innigkeit, welche seiner Darstellung eigen war, für den Mangel an Ueberlegung. Im Simson aber prasselt das Feuer, ohne zu erwärmen; jene Wunderlichkeiten haben hier noch eine grellere Form, doch sie entspringen jetzt nur einer zur Manier gewordenen Redeweise und die Genialität scheint erloschen.

Zesen wollte aus seinem Helden etwas ganz Besonderes machen und er stellt ihn nicht nach seiner kraftvollen, in mancher Hinsicht noch rohen menschlichen Natur, sondern als einen Gesandten Gottes, als den Vorläufer und das Ebenbild Christi dar. Schon diese so wenig gerechtfertigte Apotheose gab der Dichtung einen abenteuerlichen Charakter und führte zu spielenden, schiefen und gleichwohl sehr breit ausgesponnenen Vergleichen, die uns in dichterischer, wie in religiöser Hinsicht anwidern. Simson's wie Christi Geburt wird durch einen Engel angekündigt. Er suchte seine Braut unter den unbeschnittenen Filistern, wie Christus den Sündern seine Liebe zuwendete. „Wir Menschen waren die ausländischen Liebchen, die seinen Augen, wie häßlich, wie unflätig, wie unrein wir waren, gefielen." Simson's Räthsel wurden den Filistern von seiner eigenen Frau verrathen; er zürnte eine Weile und verzieh ihr, wie Christus es mit den Menschen macht, obgleich er von

denen verrathen wurde, für die er Alles hingab. Simson schickte dreihundert Füchse in die Getreidefelder der Filister; drei Fuchsarten, nämlich die Fariseer, die Sadduceer und die Esseer, ließ der himmlische Jesus in das Kirchenfeld der Juden laufen. Delila verkauft Simson, wie Judas den Heiland. Noch zuletzt, als Simson seine Arme ausspannt, um im Saale der Filister die Pfosten zu umfassen, ist dies ein Sinnbild der Kreuzigung Christi!

Die Wundergeschichte dieses Simson erforderte „eine wunderwürdige Feder. Sie erheischte die Hand des allergeschicktesten Schreibers und einen Zierraht ganz ungemeiner Reden." Vor Allem mußte aus dieser Lebensgeschichte, aus den vier Capiteln der Bibel, ein dickes Buch werden und die meisten Fehler der Composition sowohl wie der Darstellung sind dem Verlangen entsprungen, dem großen Helden eine lange Dichtung zu widmen.

Zesen klagt darüber, daß seine Quellen so dürftig seien, da außer dem Buche der Richter nur noch Josephus Einiges darbiete. Eine Vorarbeit fand er an Pallavicini's Simson, den Stubenberg kürzlich übersetzt hatte, doch bezweifle ich, daß er dieser Dichtung wirklich einen sehr namhaften Beitrag verdankt, da er in den Anmerkungen wohl für Manches Josephus als Autor nennt, aber des Pallavicini nirgends gedenkt. Nur in der Vorrede erwähnt er, daß derselbe ihm vorgeleuchtet habe, was vielleicht auf die symbolische Auffassung der Geschichte des Simson geht.

Zesen suchte sich zunächst durch einige von ihm selbst erfundene Episoden zu helfen, deren Inhalt wir oben angegeben. Sie sind auf die willkürlichste Weise in die Erzählung eingeschoben und er hatte gewiß keine Ursache, auf dieselben stolz zu sein.

Das Nächste war, daß er jede Situation und die Affecte weitläufig ausmalte. Als die Timnatterin ihm das Geheimniß des Räthsels ablocken soll, wird mit einer entsetzlichen Breite ausgeführt, wie sie ihn mit Liebkosungen und erkünstelter Kälte, mit Wehklagen, Weinen und Vorwürfen bestürmt, bis sie ihn am siebenten Tage doch übertölpelt und verräth. Ihre Verhandlungen mit Simson nebst den beweglichen Reden füllen zweiundzwanzig Seiten an. Simson mied darauf seine Frau. Nun werden uns die Ausbrüche seines Zornes geschildert, dann wieder seine Sehnsucht. Er geht ins Gebirge und schlägt sich mit seinen Gedanken herum. Endlich beschließt er, da die Weiber gebrechliche Geschöpfe sind, Gnade walten zu lassen. Mit dieser Situation gewinnt Zesen den Stoff für fünfundzwanzig Seiten. Simson findet jedoch seine

Frau bereits mit einem Andern vermählt. Wie abgeschmackt ist nun die Schilderung seines Zornes. „Bald ward er feuerroth, wie ein Kalekutischer Hahn. Feurige Strahlen schossen ihm aus den Augen. Aus den aufgeblasenen Nasenlöchern fuhr ein hitziger Dampf. Aus dem Munde brach ein erschröckliches Unwetter hervor. Ein jedes Wort, das er auslies, klung als ein Donner, prasselte wie ein Donnerschlag, zerschmetterte schier, wie ein Donnerkeul, die Hertzen aller, die es höreten. Seine Augenbrähmen über sich ausgespannet, seine Stirne himmelwärts aufgeruntzelt, schienen zur Rache den Himmel aufzufordern. Die Füße stampfeten gegen den Erdboden, als wollten sie dessen Einwohnern, die ihn beleidiget, den Krieg ankündigen. Ja es schien, als were nunmehr Zorn und Grimm, Wuht und Grausamkeit bei ihm allein eingekehret; als hetten sie ihn zu ihrer eigenen Wohnung erkohren." Die Filister beschließen, Simson's untreue Frau nebst ihrem zweiten Manne und ihrem Vater, welche ihnen die Rache des Helden über den Hals gebracht, zu bestrafen. Die Bibel erzählt dies in einem Verse, Zesen knüpft daran Berathungen des Staatsrathes und einen Prozeß, welche wieder dreizehn Seiten einnehmen. Die Bibel fährt fort: Simson zog hinab und wohnete in der Steinkluft zu Etham. Zesen stellt eine Untersuchung darüber an, ob er aus Besorgniß vor der Menge der Filister ihr Land verlassen habe, oder ob er sich nur aus verstellter Furcht hinweg begab, um sie recht sicher zu machen und nachher desto schmählicher zu verderben, oder ob er ihre Feigheit verachtet habe. Auch diese Muthmaßungen liefern einige Seiten. Als Simson mit dem Thore von Gaza davongegangen, bestraft man die nachlässigen Wächter nach dem Grade ihrer Schuld, indem man einige hinrichten, andere lähmen oder blenden läßt. Dies ist ebenso abscheulich, wie weitläufig ausgemalt und noch mit einem Bilde verdeutlicht.

Ein anderes Auskunftsmittel gewährten die Betrachtungen, Monologe, Gespräche und Reden. Simson theilt seinen Eltern mit, daß er ein Mädchen aus Timnat heirathen will und hält ihnen dabei eine Rede, die so beginnt: „Das Leben ohne Lieben ist kein Leben. Des Lebens Laabnis, ja selbst Erhaltnis ist die Liebe. Wan diese aufhöret, höret auch das Leben auf: eben wie sie nicht ist, wo kein Leben ist. So nahe seind Leben und Lieben einander verwant, daß keines ohne das andere schweerlich sein kann. Darum lebet auch wahrlich kein Mensch, der nicht liebet. Ja, was mehr ist, die Liebe herschet überal. Unter ihrer Bohtmäßigkeit stehet der Himmel sowohl als die Erde, mit allem, was sie begreiffen. Sie erweiset ihre Kraft, was die Erde betrift, nicht nur in den Beseelten, Vernünftigen und Unvernünftigen, sondern auch

selbst in den eigendlich Unbeseelten, bloß allein wachsenden Weltgeschöpfen. Der Weinstock umarmet ja, aus Liebe, den Ulmbaum. Der Magneht oder Liebesstein ziehet, aus Liebe, das Eisen an sich — —." So geht es fort, bis die Eltern, die ihn wohl für irrsinnig halten müßten, endlich die Anwendung hören: „Was für ein Wunder ist es dan, daß ich liebe."

Es ist unglaublich, welches tolle Zeug hier Zesen seine Personen denken und reden läßt. Simson erklärt der Timnatterin seine Liebe. Sie ist ein wenig spröde, kann und mag ihn aber nicht abweisen und es soll zum Verlobungskusse kommen. Da steht nun Simson vor ihr und überlegt eine gute Zeit, ob er sie auf den Mund oder die Augen oder auf die Wangen küssen solle, oder ob auch ein Handkuß genügte. Während die Timnatterin des Kommenden harret, wägt er sorgsam für Jedes Gründe und Gegengründe ab. Endlich entschließt er sich zu einem Kusse auf die Lippen. „So umhalsete dan Simson seine Liebste. So fügte er Mund auf Mund. So drückte er das Siegel des Kusses auf das rohtweiche Koral der zweifachen Thüre des Hertzens, mit so vielen Seufzern, als Wunden seinem Hertzen ihrer Schönheit Strahlen gegeben. Und dieses täht er um so viel erpichter, als heftig er verlangte, durch den kühlen, oder vielmehr feuchten Lippentau seine Liebesbrunst, wo nicht zu leschen, dannoch zu lindern." Aber nicht genug, Simson bringt jene Betrachtungen in Verse; er dichtet noch ein Lied auf die verschiedenen Küsse und Zesen fügt die Noten hinzu, nach denen der Leser es sich vorsingen kann!

Theils um die Erzählung mehr auszuspinnen, theils um den Roman mit jenem eines solchen Wunderhelden würdigen Zierrath zu versehen, hat Zesen hier nun auch Reflexionen und gelehrte Notizen eingeschaltet, was sich sonst allein bei Lohenstein findet, und wenn der Arminius schon bekannt gewesen wäre, könnte man glauben, er sei durch denselben dazu angeregt worden. Der Roman beginnt damit, daß der lange Frieden Israel lasterhaft gemacht. Hieran knüpfen sich Reflexionen über den Müßiggang. Solon, Draco, die Sardischen Gesetze, die Athener, die Lucaner, die Massilier bedroheten die Faullenzer mit schweren Strafen. Die Kaiser Wenzel und Romanus der Jüngere brachten sich durch Faulheit um den Thron. — Die Filister sollten durch ein Weib in Unheil gerathen. So waren seit Eva die Weiber das Verderben einzelner Mannsbilder und ganzer Völker. „Ein kleiner Auszug ihrer so langen schwarzen Rollen wird hier genug sein. Die bekanntesten, die allda eingerollet stehen, sind: Jesabel,

Atalie, beide Königinnen von Israel*[1]), Helene, die Trojische, Hippodamie[2]), des Oenomaos Tochter, Hippodamie[3]), des Piritous Gemalin, Aspasie[4]), des Perikles Spielmägdlein, Lavinie[5]), des Lateinischen Königs Tochter, Arsinoe[6]), des Agatokles Stiefmutter, Anaxarete[7]), Deianire[8]), Berenize[9]), Eurifile[10]), des Amfiaraus verrätherisches Ehweib, Nikostrate[11]), Fedre, des Hippolytus Stiefmutter, Hermione[12]), Zille[13]), des Königs Nisus verrätherische Tochter, Kleopatre, die Egiptische Königin, Tullia, des Servius Tullius verrätheriches Ehweib (?) ꝛc. — Simson's ungetreue Frau, die verbrannt wurde, hatte dasselbe Schicksal, wie Kreusa, die der Medea Jason's Liebe entzogen, wie Alcibiades und Pythagoras, der einem Jünglinge seine Schule verweigert hatte. — Simson, der starke Held, wird ein Weiberknecht. „Wann die Schönheit einer Juno zu strahlen beginnt, muß Jupiter zu blitzen aufhören. Kein Herkules vermag sich vor den Liebesblicken einer Omfale, einer Malide**[1]), einer Melite[2]), einer Pirene[3]), einer Jole, einer Hebe, einer Filone[4]), einer Megare[5]), einer Astidamie[6]), einer Astiochie[7]), einer Deianire, noch auch der funfzig Töchter des Tespius zu beschirmen. — Simson's Vater stirbt am 63. Tage seiner Krankheit und nun wird in einer langen Abhandlung gezeigt, welche Tage für Kranke am gefährlichsten seien und in welchen Lebensjahren die Menschen am häufigsten sterben. — Bei einer anderen Gelegenheit hören wir, daß der Phönicier Hanno zuerst einen Löwen gezähmt, daß Marcus Antonius Löwen vor seinen Siegeswagen gespannt, daß ein Syrakusier Mentor einem Löwen einen Splitter aus der

---

*[1]) Von ihnen ist in den Büchern der Könige die Rede. [2]) Ihretwegen griff Pelops mit einer großen Kriegsmacht den Oenomaus an. [3]) Sie veranlaßte den Kampf der Lapithen und der Centauren. (An den unrichtig geschriebenen Namen habe ich oben absichtlich nichts geändert.) [4]) Der peloponnesische Krieg war ihr Werk. [5]) Als Ursache des Krieges zwischen Aeneas und Turnus. [6]) Sie verleumdete Agathokles bei Lysimachus von Thracien und verleitete diesen, seinen braven Sohn zu tödten. [7]) Iphis erhenkte sich, weil sie ihn nicht erhörte. (Ovid.) [8]) Herkules empfängt von ihr das verderbliche Gewand. [9]) Sie erregte einen Krieg zwischen ihrem Stiefsohn Seleukus und ihrem Bruder Ptolemäus. [10]) Sie bewirkte, daß der König nach Theben mitzog, wo er umkam. [11]) Sie reizte ihren Sohn Euander zum Vatermorde. [12]) Neoptolemus verlor um ihretwillen das Leben. [13]) Sie verrieth ihren Vater dem Minos. (Ovid.)

**[1]) Dienerin der Omphale. [2]) Tochter des Aegeus, Mutter des Hyllus (?). [3]) Von ihr sollen die Pyrenaeen den Namen haben, wo Herkules sie kennen lernte. [4]) Tochter Alcimedon's. [5]) Tochter Kreon's von Theben. [6]) Ormenus' Tochter, von Herkules entführt. [7]) Mutter des Tlepolemus.

Tatze gezogen und der Samier Elpis einem andern einen Knochen zwischen den Zähnen hervorgenommen. Eine Anmerkung im Anhange erwähnt noch viele andere Beispiele der Art. In der Aufzählung und Vergleichung verwandter Begebenheiten, Sitten, Zustände hat Lohenstein's Gelehrsamkeit ihre Stärke. Zesen besaß nicht eine solche Belesenheit, doch mochte er gerne einzelne Sätze mit Stellen aus den alten Autoren belegen und da diese Citate sich nicht bequem in den Text einflechten ließen, fügte er dem Romane einen langen philologischen Commentar bei, der Parallelstellen und Nachweisungen enthält, Manches auch mit Ausführlichkeit behandelt. So knüpft er an jene Bemerkung, daß der Friede zu Lastern verleite, ein halbes Dutzend verwandter Sätze aus Cicero und andere aus Plautus, Seneca und Erasmus. Gleich darauf werden im Anhange zu dem *Μηδὲν ἄγαν* wieder Plautus, Cicero, Plutarch, Terenz, Sokrates, Juvenal und deutsche Sprüchwörter citirt. Welches Vergnügen Zesen an solchen philologischen Zusammenstellungen fand, ersieht man daraus, daß er an das Wort Höllenhund, welches in einem Vergleiche vorkommt, eine eilf Seiten lange Abhandlung über den Cerberus anhängt. Natürlich besteht diese Gelehrsamkeit, wie es auch in vielen Schriften der alten Philologen der Fall war, meistens aus phantastischen, von keiner Kritik gezügelten Einfällen. Ein kleines Beispiel wird dies zur Genüge zeigen. Oben bewies eine lange Reihe von Namen, daß die Frauen alles Unheil in der Welt anrichten. Der Anhang liefert zu diesem Punkte noch eine sieben Seiten lange Note, welche mit der Bemerkung beginnt, daß schon Homer die Eva als des Verderbens Mutter kenne; ihn habe nur der ähnliche Klang des Namens Adam verleitet, sie statt Eva Ate zu nennen. Die Rosemund ist noch nicht durch diese prunkende Gelehrsamkeit entstellt, denn nur das im Anhange befindliche Gedicht auf die Lustinne oder Venus hat einen kleinen antiquarischen Commentar erhalten. In der Assenat gehören die über die Alterthümer Aegyptens eingeschalteten Bemerkungen und Nachweisungen zur Sache. Im Simson dagegen stören die philologischen Citate, insofern sie in den Roman selbst eindringen, als ein dem übrigen Inhalte des Buches ganz fremder Bestandtheil.

Obgleich Opitz der Unsitte, fremde Wörter, namentlich französische und lateinische, in die Rede zu mischen, mit allem Eifer entgegentrat, kam dieselbe im Laufe des 17. Jahrhunderts und auch später doch noch vielfach zum Vorschein. Es verdient darum alles Lob, daß sämmtliche Dichter, von denen wir hier handeln, sich nicht nur gänzlich des Gebrauches der Fremdwörter enthielten, sondern überhaupt so viel

Ehrfurcht vor der Muttersprache, oder wie man damals zu sagen gewohnt war, vor der deutschen Hauptsprache an den Tag legten. Sich in der Sprache zu üben oder die Sprache auszubilden, wird mehrmals zu den vornehmsten Zwecken gezählt, welche die Dichter zur Abfassung ihrer Romane bewogen. Indem wir nun zum Schlusse noch einige besondere Eigenheiten der Redeweise Zesen's betrachten wollen, gedenken wir zunächst seines berüchtigten Purismus. Nicht der nationale Eifer allein verleitete Zesen, bei der Ausmerzung der fremden Wörter das Maß zu überschreiten. Er fühlte sich von Natur zu philologischen Studien hingezogen und es war ihm ein Genuß, an Wörtern und Sätzen beständig als Forscher und Bildner der Sprache zu formen. Jeder Ausdruck sollte gewählt und bedeutsam sein. In einer solchen Umgebung sind jene puristischen Umschreibungen der Fremdwörter durchaus nicht störend, denn sie gehören zu dem übrigen sprachbildenden Charakter seines Styles. Er wurde wegen dieser Neuerungen hart angegriffen. Da seine Gegner Vieles auf seine Rechnung setzten, was von unverständigen Nachfolgern herrührte, und Manches sogar selbst erdichteten, so will ich zunächst die hauptsächlichsten Verdeutschungen anführen, die sich wirklich in seinen Romanen finden.

Am bekanntesten sind die Umschreibungen der Götternamen, die das zur Rosemund gehörige Lobgedicht auf die Venus enthält. Jupiter heißt hier der Erzgott, Juno die Himmelinne, Pallas Kluginne, Blauinne (caesia virgo), Venus wird Lustinne, Libinne, Lachmund, Schauminne (Schaumgeborene) oder auch Freia genannt, Cupido Liebreiz oder Lustkind; Mars Heldreich, Vulcan Gluhtfang, Aurora Röthin, Diana Weidinne und Jagtinne. Die Alsgöttinnen der Liebe sind wohl Quasigöttinnen, der Venus an Schönheit vergleichbar. Ein Prinz heißt ein königlicher Fürst, ein Statthalter oder Vicekönig Schaltkönig, ein Lieutenant Schalt- oder Walt-Hauptmann, der Thron Reichsstuhl, die Krone Reichs- oder Königskranz, das Scepter Reichsstab. Die Natur heißt nach Umständen Zeugemutter oder Geburtsart, eine Person Menschgeschöpf, Menschenbild oder Selbstand, das Element Urwesen, eine Insel Inland. Die Karte ist eine Landtafel, die Bibliothek eine Buchkammer, der Cirkel ein Kreiszieher, das Teleskop ein Fürschauer. Für Minute sagt Zesen Zeitblick, für Cabinet Beizimmer, für Kloster Jungfernzwinger, für Opfer Schlachtgabe, für Pomeranze Goldapfel, für Complimente Wortgepränge oder Prunkreden, für Teppiche Prunktücher, für Maske Mumgesicht, für Testament Stiftungsbrief, für Anker Schiffhaken, für Theater Schauburg, für Spaziergang Lustwandel, für Spazierplatz Walplatz (wallen).

In einer Stelle, die in Joerden's Lexikon abgedruckt ist, erklärte es Zesen für eine unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge, wenn man ihn beschuldige, daß er Windfang für Mantel, Sattelpuffert für Pistol geschrieben und das Wort Fenster aus der deutschen Sprache verbannt wissen wolle. In unseren Romanen findet sich aber wirklich Reitpuffer für Pistol und für Fenster setzt er durchweg Tageleuchter. Ja in der Vorrede zum Ibrahim rechtfertigt er die Einführung des letzten Wortes, da schon unsere ältere Sprache die Fenster Lichter oder Leuchter nenne. Gleichwohl mag man Zesen zu viel gethan haben, denn manche dieser neuen Ausdrücke sind gewiß nur poetische Umschreibungen, mit denen er keine Verdrängung des gebräuchlichen Wortes beabsichtigte. Sagt er z. B. Schauglas für Spiegel, Luftböhle für Grotte, Windzeiger für Fahne, Wasserhaus für Schiff, Garnsack für Netz, nennt er das Bild Jemandes sein Abgestaltniß oder den Fächer einen Luftweher von Federn, so war er sich der undeutschen Herkunft dieser Wörter schwerlich bewußt und mehre sind ja auch nicht fremde. Sein philologischer Sinn und sein Gefallen an edelen und sprechenden Bezeichnungen trieben ihn zu solchen Umschreibungen. Am wenigsten wollte er Anderen damit einen Zwang auferlegen, wie er selbst sich z. B. nicht an jene von ihm erfundenen Götternamen bindet, sondern auch von Phoebus und Venus spricht oder dem Jungfernzwinger ein andermal seinen alten Namen Kloster läßt. Das Wort Leschhorn für Nase sollte man ihm gar nicht vorrücken, denn er braucht es nur einmal zum Scherze in der Vorrede der Assenat: „Mich deucht, ich sehe die Welt ihr Leschhorn rümfen."

Mehr befremdet die Einführung einiger anderen Wörter, die bereits veraltet waren, oder die er willkürlich bildete. So sagt er oft, wiewohl nicht immer, um des zu für um desto, z. B. um des zu leichter und sogar: um so viel des zu angenehmer (Sof.), er wünsche solches um so viel des zu mehr (Ibr.). Ferner: Vollthuung für völlige Genugthuung fordern (Ibr.), zeit dem für seitdem (Ibr.), sich kärmen für sich härmen (Ibr., Ass.), einer Sache entohnigt, ihrer entledigt, ohne sie sein (Ass.), zörgen für zerren, Jemand erzürnen (Ass.), die Sonne geht zu rüste, zur Ruhe (Simf., dies auch noch bei Günther und Jüngeren), Schlaufweg (Schlupfweg) für Seitenpfad (Simf.), lockasen für anlocken, nach Lockaas, Lockspeise (Simf., Ass.).

Trotzdem, daß Zesen seiner Rede gerne eine vornehme Haltung gab, hatte er doch auch wieder für die Volkssprache Sinn und verschmähete selbst derbere Sprüche und Wendungen nicht. Es ist über-

raschend, wie viel dieser Art namentlich die biblischen Romane enthalten, weshalb wir glauben müssen, daß Zesen sich absichtlich an die Redeweise des Volkes anschloß. Solche Ausdrücke sind: Er merkte, was die Glocke geschlagen, arbeiten, daß die Schwarte knackt, der König will sich keine Laus in den Rock setzen, unter der Rose reden, sich um unausgebrütete Küchlein oder um ungelegte Eier bekümmern, den Braten riechen, sich aufs Ohr legen, aus der Noth eine Tugend machen, wie Butter an der Sonne stehen, sich aus dem Staube machen, der Gebrannte scheuet das Feuer, weit davon ist gut für den Schuß, es ist noch weit vom Lachen, auf morgen harren macht Manchen zum Narren, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Andere Phrasen sind nicht allgemein üblich, wie: er hatte Schulzenohren, er hörte und hörte auch nicht. Volksmäßig sind solche Zusammenstellungen, wie: in der Stadt kribbelte und wibbelte Alles von Menschen, oder: alle Tritte waren Schritte. Manches erinnert an die Assonanzen und an die Häufung synonymer, oft willkürlich gebildeter Wörter bei Fischart. So wird ein Rock mit Borten bebörtelt und mit Spitzen bespitzt (Simf.). In der Assenat läßt Sefira ihre Augen auf Josef fallen. „Stracks veränderte sich ihr ganzes Wesen. Die Röthe ihrer Wangen erblich. Die Rede ihres Mundes entwich. Die Bewegung aller ihrer Glieder verging. Ja es war fast nichts Bewegliches mehr an ihr als das Auge. Dies rollete im Haupte herum als eine Unruhe am Uhrwerke. Es schoß lauter flinkernde Strahlen. Alle Blicke waren Stricke. Ein einziger traf tausend Herzen. Ein einziger machte tausend Schmerzen." Im Simson legt die Timnatterin ihren Brautschmuck an: „Da hatte das Waschen, das Salben, das Schmieren, das Zieren, das Putzen, das Schmücken, das Pflücken, das Zücken, das Rücken, das Spiegeln, das Schniegeln gar kein Ende." Simson bedroht die Filister: „Ich will sie so geisseln, so peitschen, so striegeln, so räffeln, so hecheln, so zerpocken, so zerblauen, so zerstauken, daß ꝛc."

Zesen bediente sich anfangs oft sehr zusammengesetzter Satzgefüge, die er mit völliger Klarheit und Freiheit beherrschte. Später liebte er kurze Sätze, die sich wie Sentenzen abrundeten. Die Darstellung wurde dadurch zerbröckelt und schon in der Assenat konnte es Bedenken erregen, daß nicht jeder Satz seinen eigenen Gedanken hatte. So lautet eine Stelle in der oben mitgetheilten Stylprobe: „Allda ergetzten sie sich mit allerhand kurzweiligen Gesprächen. Allerhand Scherzreden fielen vor. Allerhand Lustspiele wurden begonnen. Aber Niemand schien lustiger zu sein als der König. Er scherzte fort und fort." In dem Simson gerieth die Sprache völlig in die Unart des Wiederkäuens.

Mit ganz unbedeutenden Aenderungen des Sinnes wird dieselbe Sache stets einige Male wiederholt. Dies war jetzt Zesen so zur Manier geworden, daß man auf jedem Blatte Beispiele findet, und der Styl leidet an einer unerträglichen Geschwätzigkeit. Es erregt ein Wunderzeichen Aufsehen; die Kinder Judä vermuthen, daß Simson, der damals unter ihnen weilte, die Sache zu deuten wisse, er aber schweigt. Dies wird so erzählt: „Etliche spannten auch den Simson mit an. Weil er in ihre Zeche gekommen, sollte er sein Gelag (seinen Beitrag) mit auflegen. Er selbst sollte seine Meinung eröffnen. Von ihm wollte man die Deutung erfahren. Aber sie geriethen vor eines Harthörigen, wo nicht gar Stummen Thüre. Der sich selbst nicht verrathen wollte, war Simson. Sein eigener Verräther zu sein, kam ihm ungelegen. Und darum stellete er sich ganz fremd. Er ließ sich nicht des Geringsten verlauten. Er geberdete sich eben als einer, der nichts wüßte, noch auf dasselbe, was vorgegangen, Acht geschlagen." Es ist wie in Erasmus' Colloquien, wo der junge Lateiner das Salve und Vale auf zehnerlei Weise auszudrücken gelehrt wird.

Noch willkürlicher als mit der Sprache hat Zesen mit der Orthographie gewirthschaftet. In den letzten Romanen schien er etwas zur Besinnung gekommen zu sein, doch ist es vielleicht des Buchdruckers und nicht sein Verdienst, daß Assenat und Simson, die mir in den Nürnberger Ausgaben vorgelegen, wie in Format und Lettern, so auch meistens in der Orthographie den gewöhnlichen Büchern gleichen. Die anderen Romane habe ich in der Amsterdamer Ausgabe von Elzevir kennen gelernt. Man hatte hier so viel Geduld, sich genau an das Manuscript zu binden und die Wörter bis auf jeden Buchstaben getreu wiederzugeben, weshalb diese Bücher ein ganz abenteuerliches Aussehen erhielten.

Eine Erzählung und eine Beschreibung aus dem Simson.

Simson zerreißt bei Timnat den jungen Löwen.

(S. 24—26.)

(69) Sobald er nun nahe vor der Stadt die lustige Gegend der Weinberge liegen sahe, schlug er seitwärts aus. Er nahm seinen Weg hinter denselben hin. Er verlies die gebahnte Heerstraße, und begab sich auf einen wenig gebahnten Fußsteig. Und solches täht er ohne Zweifel aus Furcht, es möchten die Weintrauben, die nunmehr zu ihrem völligen Reiftuhme gelanget, ihn lüstern machen, die Süßigkeit ihres Saftes zu kosten, und sich zugleich an seinem Schöpfer zu versündigen.

(70) Simson war schon ein Verlobter Gottes, eh er geboren worden. Und daher durfte er keinen Wein trinken, noch Weintrauben essen. Beides war ihm verbohten. Dieses Verboht nun nicht zu überträhten, verlies er die gewöhnliche Landstraße, die mitten durch die Weinberge hinlief; und begab sich, hinter denselben, auf einen Schlaufweg. Und also wolte er die Gelegenheit zu sündigen meiden: welche der Ort den durchreisenden, durch die große Mänge seiner so mancherlei Weintrauben, mildiglich anboht.

(71) Wer hette diese so lieblichen Brüste, welche die Vorübergänger, mit tausend lustreitzenden Augen, anzulächlen schienen, bloß allein anschauen können, daß nicht auch zugleich der Mund lüstern were worden, ihren zukkersüßen Milchsaft einzusaugen? Ich gleube schier, daß es leichter gewesen were den anreitzenden Liebestrahlen einer Jungfreulichen Schönheit zu entgehen, als die Anlokkungen dieser so angenehmen, so saft- und kraft-reichen Rebenfrüchte zu verschmähen.

(72) Darum gedachte Simson: weit darvon ist guht für den Schus. Wer sich in Gefahr giebt, verdürbt darinnen. Der Gefahr zu sündigen sich nähern, ist schon halb gesündiget. Gelegenheit macht Diebe. Wir sind von uns selbst nur alzulüstern zu Lastern. Man darf nicht erst hingehen, wo der Anlaß darzu die Augen beitzet, die Sinne reitzet. Nichts so sehr ist uns angebohren, als die Neugung zu überträhten. Mit der ersten Muttermilch wird sie uns eingeflößet. Man darf darzu keines andern Einflusses. Man darf sie, durch Ergreiffung der Gelegenheit, nicht mehren, und triftig machen.

(73) Aber indem Simson der einen Gefahr zu entgehen gedachte, geriet er unverhuhts in eine andere. Er hatte sich kaum in die abwegigen Streucher begeben, da kahm albereit ein junger hungriger

Leue brüllend auf ihn zu. Dessen grimmiger Anblik schien ihm gleichwohl lange so gefährlich nicht, als das Anschauen der Trauben: die ihn zur Ueberträhtung des Götlichen Gebohts anzureitzen vermochten.

(74) Ein Leue, wan er erzürnet wird, brühet einer vorgeworfenen Henne, mit seinem südendheissem Ahtem, oftmals die Federn weg. So heftig hitzet und brennet sein Zorn. Gleichwohl scheuete sich Simson für diesem nicht, der mit aufgesperretem Rachen auf ihn ansprung. Er wich keinen Fuß breit, weder hinter sich, noch seitwärts: wiewohl er gantz wehrloß war. Er hielt stand, mit unerschrokkenem Muhte: indem der Geist Gottes seinen Muht bemuhtigte, sein Hertz behertzte, und seine Faust, die das einige Werkzeug sein solte dieses Tier zu fällen, kräftiglich stärkte.

(75) Ein tapferes Gemüht weis von keiner Flucht. Es ist unbewäglich. Kein Trutz kan es schrökken. Seine Tapferkeit verhöhnet die Grimmigkeit, dämpfet den Hochmuht, vereitelt das Dreuen. Des Leuen Wesen war grimmig, sein Gang hochmühtig, sein Rachen vol Dreuungen. Er schüttelte die Mähne, knirschete mit den Zähnen, scharrete mit den Pfohten, blitzete mit den Augen. Doch fürchtete sich dieses Hertz, dem nichts, was menschlich ist, bewust war, für so leeren Aufzügen gantz nicht.

(76) Als nun der Leue so nahe war, daß er den Simson mit den Pfohten schier erreichen konte; da schwung er sich, mit einem gewaltigen Sprunge, nach ihm zu, den ersten Angrif zu tuhn. Simson aber vereitelte diesen Ansprung, durch einen behänden Zurüktrit: und fiel darauf das Tier dermaßen an, daß er es von stunden an auf den Bodem warf, und wie ein Böklein zerrisse. Also erlegte Simson den Leuen: und nachdem er ihn, neben dem Schlaufwege, in die Streucher verstekt hatte, begab er sich wieder auf den Fußweg seine Reise fortzusetzen.

Die schöne Naftalerin.

(S. 505—508.)

(160) Ja die schöne Naftalerin war so überaus schön, daß sie alle, die sie nur einmahl sahen, ohne den Simson allein, zur Liebe bewegte. Sie war viel schöner, als irgend ein Bild sein möchte; darinnen mit Apelles alle Schönheiten, die jemahls in der gantzen Welt gewesen, mit lebendigen Farben auf das künstlichste zusammen entworfen. Sie übertraf an Schönheit, an Zierlichkeit alle Geschöpfe, ja alles, was den Nahmen schön und lieblich zu sein in der Wahrheit verdienete.

(161) So schöne Strahlen hat niemahls die Sonne, wan sie am schönsten leuchtet, als ihre zwo Augensonnen zu strahlen pflegten. So helle funkelt kein Diamant, kein Karfunkel, wan er das reineste, das klähreste Licht hat, als die helflinkernde schimmernde Feuerfunken, die aus der düsteren Kluft ihrer zween Augenäpfel, als aus einer Berggruft vol edeler Steine, gleichsam herausschossen, zu funkeln schienen. So ahrtige Bluhtädrichen hat kein weisser Marmel, wan er auf das schönste weis, und auf das lieblichste durchädert ist, als der Umzug des schwartzen Lichtgewölbes ihrer Euglein am Augenapfel zu haben pflegte.

(162) So schönen und lieblichrohten Glantz häget kein Rubien, wan er am liechtesten ist, als die Rubienenschacht ihres Mundes hägete. So schönen purpurrohten Schein giebet keine Rose, wan sie am frischesten blühet, als das zweifache Gartenbetchen ihrer lieblichen Lippen zu geben pflegte. So anmuhtig weich ist kein Bette, wan es schon mit lauter Pflaumfedern erfüllet ist, als dieses zweifache Lippenbetchen, darauf ein jeder Mund zu ruhen lüstern war, zu sein pflegte. So süßen Geschmak hat kein Honig, kein Zukker, wan er am lieblichsten schmäket, als die allersüßeste Feuchtigkeit, die auf ihren Lippen lag.

(163) So schön und glat, so klahr und weisblinkende findet man keine Perl, wan sie am klähresten leuchtet, als ihre schneeweisse Zähne waren; die in ihrem Munde, gleichals in einer Perlenmuschel die Perlen, dicht aneinander gereihet und auf das schönste geglättet stunden. So schön und schloßweis ist kein Elefantenbein, wan es am weissesten ist, als das Bein ihrer blinkenden Zähne war. So schöne Glätte hat kein Marmel, kein Albaster, kein Kristal, wan sie auf das beste geglättet seynd, als diese Mühlensteinlein, welche die Speisen zu schrohten die Mühle des Mundes häget, zu haben pflegten.

(164) So schön, so zierlichroht, und lieblichweis blühet keine Bluhme, wan sie am schönsten blühet, als das Feld ihrer Wangen blühete. So zärtlichroht ist keine Zukkerrose, kein Näglichen, keine Tulpe, keine Tausendschöne, noch einiges anderes Blühmlein, wan es am schönsten blühet, als das zweifache Mittelfeldichen ihrer ahrtiggestalteten Bakken zu sein pflegte. So milchweis ist keine Zibehtrose, keine Lilje, kein Näglichen, noch einige weisse Bluhme, wan sie am schönsten milchet, als die übrige weisse Haut rund um das rohte Mittelfeldichen ihrer Wangen herum war.

(165) So zart- und unbeflekt-weis ist kein Schnee, wan er erst gefallen und noch unbeträhten ist, als der Himmel ihrer Stirne, die Burg ihres Verstandes, war. So zierlich geflamt, so anmuhtig gekrült, so ahrtig geringelt, so hübsch gescheitelt, so schön gefärbt fand man kein

Haar an irgend einem Frauenbilde, wan es am schönsten geschmükt und gekünstelt war, als diese schöne Naftalerin hatte: wiewohl es ihr gantz ungekünstelt um die Stirne so wohl, als zu beiden Seiten der Wangen zu hängen pflegte.

(166) So blank und glat ist kein Marmel, kein Albaster, so weis keine Kreide, kein Hagel, keine Milch, wan sie am weissesten seind, als ihr schlanker, gerader Hals, und ihre zierlicherhobene Brust war: So angenehm und so lieblich kan keine Luft sein, wan sie, mitten im heissen Sommer, am klähresten, am reinesten ist, als die Ahtemluft war, welche durch die Brust und den Hals hinauf gestiegen, ja durch den Mund ausgehauchet kahm. So anmuhtig ist kein Klang, kein Laut, kein Hal, wan er am reinesten, am hällesten klinget, als derselbe, welcher, wan sie sang, oder redete, durch ihren Mund, aus dem Halse hallete.

(167) So schön und klahr war keine weisse Schmünke, kein blanker Anstrich, wan er schon am künstlichsten zugerichtet ist, als ihre zahrtschlanke nietliche Hände waren; die aus dem reinesten Kraftmähle, mit dem weissesten Zukker vermischet, auf das künstlichste gebildet und gebakken zu sein schienen. Von der Bildung ihres gantzen Hauptes, ja gantzen Leibes, und aller Glieder desselben, die unübertreflich künstlich war, wie auch von den Gebärden desselben, die verwunderlich schön ihr anstunden, wil ich nicht einmahl melden.

(168) Bisher hat meine Feder zwar den Schatten ihrer Schönheit, nähmlich die euserliche Leibesschönheit, die gantz gebrächlich, gantz vergänglich, ja gantz nichts ist, beschrieben. Aber das rechte Licht ihrer Schönheit, nähmlich die innerliche Seelenschönheit, die gantz unvergänglich, ja ewig, und schier ungebrächlich war, zu beschreiben, wird eine schärfere Feder, eine geschiktere, ja wohl gar unsterbliche Zunge erfordert. Meine Zunge, welche die Sterbligkeit noch nicht abgeleget, kan hiervon nur lallen. Meine Feder, die eine sterbliche Hand führet, fället zu stumpf, zu unbehände, ja wird nicht klüglich genug gefasset, die eigendliche Beschreibung zu verfassen.

Andreas Heinrich Bucholtz.

Seine Heimat war Schöningen bei Halberstadt, wo er 1607 geboren wurde. Sein Vater war hier Superintendent und er selbst studirte in Wittenberg Theologie. Nachdem er zuerst in Hameln und dann in Lemgo ein Schulamt verwaltet, wurde er zu Rinteln Professor der ethischen Philosophie und der Poesie. Im Jahre 1645 ging er nach Braunschweig. Hier fand er als Professor der Theologie und als Geistlicher einen Wirkungskreis. Von 1663 bis zu seinem Tode im Jahre 1671 war er Superintendent und als solcher zugleich Kirchen- und Schulinspector. Seine beiden Romane, durch welche in den Gang der Prosadichtung eine neue Wendung kam, sind: Des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte (1659) und Der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladißla anmuthige Wundergeschichte (1659).

Wenn man diese Romane nicht durchliest, sondern nur in ihnen liest, so kann man sich berechtigt halten, dem Verfasser jede dichterische Begabung abzusprechen. Die Darstellung ist durchweg trocken und ungelenk. Sehr selten stößt man auf eine pathetische Scene, ja nicht einmal auf eine lebhaftere Naturschilderung. Die Phantasie scheint gänzlich durch eine hausbackene Verständigkeit verdrängt zu sein. Und doch war es nichts Anderes als die Kraft der Phantasie, die so viele wechselvolle Begebenheiten ersann und solche umfassende und zusammengesetzte Pläne entwarf. Die Hauptpersonen sind auch nicht ohne Seele geblieben, und um nur Beispiele zu wählen, mit welchen die folgenden Auszüge den Leser bekannter machen, wie war es wohl möglich, die brüderliche Freundschaft des Herkules zu Ladisla und seinen innigen Verkehr mit Valiska auf diese liebliche Weise darzustellen, wenn der Verfasser nicht die Schönheit solcher Verhältnisse mitempfunden und gänzlich des Gefühles für die ideale Seite des Lebens entbehrt hätte! In dem ersten Romane

wenigstens steckt einige Poesie und es lag nur an der Sprödigkeit der Sprache, daß dieselbe nicht mehr hervortrat. Das jüngere Seitenstück kann man dagegen der ganzen Strenge des Urtheils preisgeben, da sich in ihm Charaktere, Haupthandlung, Episoden und was man sonst ins Auge fassen mag, nur mit matten Umrissen wiederholen. Wenn die Nüchternheit, die im Ganzen genommen in diesen Romanen vorherrscht, kein Verdienst war, so stiftete sie wenigstens insofern einen erheblichen Nutzen, als sie dem phantastischen Idealismus der Amadisbücher entgegentrat und die Rückkehr der Dichtung zur Natur, zur Darstellung wahrer Menschen und würdiger Lebensinteressen vermittelte.

Wie viele Jahre unermüdlichen Fleißes mögen den Verfasser diese dicken, enge gedruckten Quartanten gekostet haben! Als wollte er sich die Welt im Sturme erobern, gab er beide Romane auf einmal heraus und außerdem in demselben Jahre 1659 noch eine Uebersetzung von Lucian's Verae historiae*).

Jene Romane blieben trotz ihrer Weitschweifigkeit und trockenen Sprache eine lange Zeit hindurch sehr beliebte Bücher. Von dem Herkules erschienen nach Joerdens 1676, 1693 und 1744 neue Auflagen, nach Graeße auch 1728; ja der Roman fand noch nach hundert Jahren Leser, da 1781 und 83 eine Umarbeitung in vier Bänden gedruckt wurde. Sogar der Herkuliskus erlebte drei neuere Ausgaben (1665, 1676 und 1713).

---

*) Nicht zugleich von des Horaz erstem Odenbuch; diese erschien schon 1639 und Joerdens hat sie nur aus Versehen in das Jahr 1659 gesetzt.

Des christlichen deutschen Großfürsten Hercules und der Böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte. In acht Bücher und zween Theile abgefasset, und allen Gott- und Tugendliebenden Seelen zur Christ- und ehrlichen Ergetzlichkeit ans Licht gestellet. 4. Braunschweig 1659.

Inhalt.

Herkules ist der Sohn Heinrich's, des Großfürsten der freien Deutschen, eigentlich der Sachsen. Nachdem er sich bereits in der ersten Jugend durch Rechtlichkeit, Klugheit und mannhafte Thaten ausgezeichnet, wird er in Böhmen, wo er sich bei der mit seinem Hause befreundeten königlichen Familie aufhielt, von pannonischen Räubern fortgeschleppt und diesen zwar von römischen Soldaten abgenommen, aber zu Rom als Sklave verkauft. Er fügt sich gerne in sein Loos, weil er in dem Christenthume einen beseligenden Trost kennen lernt. Sein Jugendgespiele und Herzensfreund, der böhmische Prinz Ladisla, sucht ihn in Rom auf und erlöst ihn aus der Knechtschaft. Auf der Heimreise befreien sie Sophia, die Tochter des Statthalters Fabius zu Padua, nebst zwei anderen Fräulein aus den Händen einiger Räuber. Ladisla heirathet Sophien. Es gelingt den beiden Freunden, um Padua herum ganze Raubnester auszunehmen, wofür sie der römische Kaiser Alexander Severus mit dem Bürgerrechte, dem römischen Adel und den höchsten Ehren belohnt.

Inzwischen hatte sich Valiska, die Tochter des böhmischen Königes, welche von Kindheit an mit Herkules verlobt war, nach Padua aufgemacht, um dem Hochzeitsfeste ihres Bruders Ladisla beizuwohnen. Sie wird jedoch von Räubern entführt und über Kreta nach Asien geschleppt, wo sie dem Könige der Parther Artabanus geschenkt werden soll. Valiska hatte zu der Reise männliche Kleidung angelegt und ihr Geschlecht blieb unentdeckt. Durch Schönheit, außerordentliche Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen und durch ein zierliches Betragen gewinnt der feine Knabe, für den man Valiska hält, alle Herzen. Als sie dem medischen Großfürsten Phraortes überliefert wird, beklagt es dieser ernstlich, daß er ihr nicht zur Rückkehr in die Heimat behülflich sein darf, sondern sie dem Partherkönige Artabanus übersenden muß. Auch der König ist von dem schönen Knaben ganz entzückt. Er will ihn unter die Eunuchen aufnehmen lassen, was zu einer ärgerlichen Scene Anlaß giebt, und da nun Valiska ihr Geschlecht verrathen muß, beschließt

er sofort, sie zu seiner Gemalin zu erheben. Sie schützt sich einstweilen dadurch, daß sie sich augenblicklich zu tödten droht, wenn man sie hindere, ein der Göttin Vesta gethanes Gelübde zu halten. Sie wohnt nun in der parthischen Hauptstadt Charas (für Charax) in einem eigenen Schlosse und wird mit einem fürstlichen Haushalte geehrt. Dem Könige währt die ausbedungene Frist von einem Jahre und darüber allerdings zu lange, doch Drohungen und listige Ausflüchte nöthigen ihn, der schönen Braut zu gehorchen und sich in ihre Launen zu fügen.

Sobald Herkules zu Padua von der Entführung seiner geliebten Valiska hörte, bestieg er sofort ein Schiff und eilte nach dem Morgenlande. Schon in Griechenland erwarteten ihn Gefahren und Abenteuer mancher Art. Er fand auch Anlaß, sich an den olympischen Spielen zu betheiligen, und man verherrlichte seine Thaten durch eine pindarische Ode, die freilich außer der Abtheilung in Sätze, Gegensätze und Nachsätze nichts Antikes hat. Wichtiger war es, daß er zu Patrae seinem Herzensfreunde Ladisla in schwerer Bedrängniß als Retter erscheinen konnte. Dieser nämlich hatte, als er Herkules' Abreise erfuhr, seine junge Frau zu Padua verlassen und war sogleich nach Griechenland aufgebrochen. Hier sollte er nun in Folge eines Zweikampfes enthauptet werden; Herkules entdeckte seine Gefahr und entriß ihn dem Tode, verschwand aber, ohne sich dem Freunde zu erkennen zu geben, denn er wünschte, daß dieser umkehren und das bedenkliche Wagestück ihm allein überlassen möchte. Böhmen wurde in Ladisla's Abwesenheit von seiner Mutter regiert; sein Vater Notesterich war auf einer Jagd in den Wäldern verschwunden und man hatte nie wieder etwas von ihm gehört. — Herkules zieht jetzt weiter nach Jerusalem und nimmt sich hier der Christen an, worüber einige Juden erschlagen und andere gekreuzigt werden. In Ekbatana wird ihm Phraortes' Freundschaft zu Theil. Bei einem Freistechen hat er mit einem unbekannten tapferen Gegner einen heftigen Kampf zu bestehen. Es ist Ladisla, der ihn endlich aufgefunden. Beide reisen nunmehr nach Charas und geben dem gefangenen Fräulein ihre Anwesenheit kund. Herkules verändert durch ein künstliches Mittel sein Aussehen und läßt sich von dem Partherkönige Artabanus in Dienste nehmen. Dieser selbst befiehlt ihm, Valiska zu besuchen, der er als Landsmann willkommen sein werde.

Unterdessen hatten Artaxerxes von Persien, Phraortes von Medien und andere Satrapen im Stillen einen Krieg gegen Artabanus vorbereitet, um das Joch der parthischen Herrschaft abzuschütteln. Herkules und Ladisla werden in die Verbindung aufgenommen und schaffen aus Europa ein Heer von Römern, Deutschen und Böhmen herbei.

Ihre schriftlichen Forderungen, daß der König ihnen Valiska losgebe, werden natürlich nicht beachtet und Herkules wagt sich daher noch einmal nach Charas. Es gelingt ihm, als Krämer in Valiska's Gefängniß zu kommen und sie zu entführen. Artabanus geräth über den Betrug in Wuth. Später ladet er Valiska durch ein gnädiges Schreiben zur Rückkehr ein, doch hat dies um so weniger Erfolg, da sie sich schon längst mit Herkules vermählt hat und Beide jetzt bei den Verbündeten in Sicherheit sind. Nun werden Verfolgung und Krieg mit Eifer fortgesetzt. Schon sind mehre Heere des parthischen Königes vernichtet. In seinem Stolze verachtet er noch immer den Feind und seine Getreuen vermahnen ihn umsonst zur Mäßigung und Vorsicht. Es werden neue Heere aufgeboten, doch auch diese erleiden eine furchtbare Niederlage. „Perser und Meder wären aber ohne den Beistand der europäischen Fürsten den parthischen Feldherren nur eine schlechte Morgensuppe gewesen." Der König erniedrigt sich in seiner Raserei so weit, daß er gegen unsere Helden Giftmischer aussendet. Endlich muß er in der Hauptstadt Charas auf seine Sicherheit bedacht sein.

Da das Schwerste gethan ist, verlassen Herkules mit Valiska und Ladisla ihre Verbündeten, die ihnen mit unermeßlichen Schätzen lohnen. In Jerusalem geneset Valiska eines Söhnleins, das in der Taufe den Namen Herkuliskus erhält. Als die Mutter damals in Knabentracht entführt wurde, hatte sie sich selbst so genannt, indem sie die Namen Herkules und Valiska in Eins zusammenzog. Sie gehen über Kreta und Korinth nach Padua. Hier werden glänzende Feste gefeiert. Der römische Kaiser selbst findet sich ein. Bei einem Turniere setzen ihn Herkules' Thaten in Erstaunen und noch mehr Valiska's, die in eine Amazone verkleidet, wiederum ihre Gewandtheit in den ritterlichen Uebungen, namentlich im Bogenschießen, glänzen läßt. Sie erhalten die Auszeichnung, daß ihnen die Titel Bruder und Schwester des Kaisers beigelegt und daß Teutschland und Böhmen als freie Königreiche anerkannt werden. Endlich brechen sie nach der Heimat auf, und nachdem sie in einem harten Kampfe die Pannonier, die ihnen an der Grenze einen Hinterhalt gelegt, beinahe alle erschlagen, erreichen sie Prag, wo die alte Königin, die inzwischen für ihren Sohn Ladisla das Reich verwaltet hat, und das ganze Land den endlich heimgekehrten Erbprinzen mit Freuden begrüßen und zu seiner Krönung die Anstalten gemacht werden.

Es folgt aber noch eine neue Reihe von Abenteuern. Die beiden letzten der 8 Bücher des Romanes erzählen wieder von zwei gewalt-

samen Entführungen und drei gefährlichen Kriegen. Arbianes, der Sohn des medischen Großfürsten Phraortes, hatte nämlich ein Bild der deutschen Großfürstin Klara, der Schwester des Herkules, gesehen und war aus Liebe zu ihr nach Europa mitgezogen, um sich hier ihre Hand zu erwerben. Nun aber hört man in Prag, daß Klara und ihre Eltern von dem wendischen Fürsten Krito geraubt und nach Frießland geführt worden seien. Die Deutschen und die Böhmen rücken sogleich zum Kriege aus. Krito und sein Sohn Gottschalk sind den Feinden nicht gewachsen, besonders da sie selbst einander mißtrauen und entgegenhandeln; denn zu älterem Hader war der Umstand hinzugekommen, daß Jeder von ihnen Klara zu heirathen wünschte. Gottschalk verläßt daher während des Getümmels den Kampfplatz und bemächtigt sich der jungen Großfürstin, um mit ihr nach Dänemark zu entfliehen. Arbianes aber, dem vor Allem die Befreiung der Geraubten am Herzen lag, eilt ihm nach. Er ist so glücklich, in einem Dorfe Klara's Eltern aufzufinden, die er mit einer Bedeckung in das Lager der Freunde sendet; dann holt er auch Gottschalk ein, erlegt ihn und rettet das Fräulein. Nun kann er jedoch mit dieser nicht zu seinem Heere zurück, weil ihm die flüchtigen Feinde die Wege versperren. Sie müssen sich immer weiter von ihrem Ziele entfernen und irren anfangs zusammen, bald aber getrennt unter tausend Gefahren an der Elbe und am Rhein umher. Die Großfürstin ist sogar genöthigt, sich eine Zeitlang als Näherin in dem Hause einer hartherzigen Frau zu ernähren und der Prinz wandert zuletzt in Lumpen und bettelnd umher, ohne daß ihm selbst dieser bescheidene Anzug überall Sicherheit gewährt, bis sie denn endlich wieder zu den Ihrigen kommen. Die Erzählung dieser Vorfälle hat Bucholtz durch eine sehr spannende Verwickelung belebt.

Ebenso unterhaltend und durch furchtbare Schicksalswendungen noch tiefer ergreifend ist die Geschichte der zweiten Entführung. Der Roman hatte damit begonnen, daß Ladisla's Vater, der alte König Notesterich von Böhmen, sich auf einer Jagd verloren und wie man glaubte, den Tod gefunden. Nun am Ende der Dichtung kommt der Greis plötzlich wieder zum Vorschein. Ein böhmischer Edelmann hatte ihn, um sich selbst oder seinem Sohne Valiska's Hand und die Erbfolge zu verschaffen, überfallen und in ein finsteres, enges Gefängniß geworfen, wo er fürchterliche Qualen ausstehen mußte, weil er nicht in ihre Pläne willigte. Später drangen pannonische Räuber in das Schloß und entdeckten den verkrümmten und gelähmten Greis. Sein Loos wurde aber dadurch nur wenig besser, weil sie ihn als Leibeigenen fortführten. Endlich hatte ihm der jetzt zwischen den Böhmen und Panno-

niern abgeschlossene Friede Erlösung gebracht, weil die Pannonier alle gefangenen Böhmen freilassen mußten.

Außer jenem Kampfe mit den Wenden waren noch zwei Kriege zu bestehen. Herkules mußte einen Aufruhr im eigenen Lande niederschlagen, worüber später das Nähere, und ferner wurde Ladisla von den Pannoniern angegriffen. Dieser Kampf nahm eine so unglückliche Wendung, daß Herkules und Ladisla selbst geschlagen, gefangen und bereits dem Henker zur Hinrichtung übergeben wurden. Da erschienen zu ihrer Rettung neue Heere; eins war von Valiska, ein zweites von einem jungen Fürsten der Franken, ein drittes von dem dänischen Prinzen Olaf herbeigeführt. Die Pannonier erlitten eine völlige Niederlage und nachdem gegen Manche Gnade geübt und über Andere schreckliche Strafen verhängt sind, ist endlich der Friede gesichert. Jene Befreiung des Königes Notesterich war dabei ein Siegespreis, auf den Niemand gerechnet hatte. Es folgen herrliche Feste, zumal da immer neue Paare vermählt werden. Die Großfürstin Klara wird Arbianes' Gattin und Beide ziehen nach Persien.

Es sind in diesem Ueberblicke nur die Schicksale der Hauptpersonen angegeben. Unzählige Episoden knüpfen sich an dieselben an und es mögen nach und nach wohl einige hundert Personen auftreten. Die 8 Bücher enthalten 1793 Quartseiten. Dennoch kann man mit diesem Romane leichter fertig werden als mit dem Herkuliskus, in welchem die Abenteuer meistens ohne Entfaltung bleiben und einander nur in zahlloser Menge folgen.

Bemerkungen über Geist und Form der Dichtung.

Vergleich des Romanes mit den Amadisbüchern. Läuterung des Heldenideales, namentlich durch die Anknüpfung an eine geschichtliche Realität. Läuterung der Erotik. Das religiöse Moment. Der äußere Glanz des geschilderten Ritterthums. Darstellungsweise und Sprache.

Bucholtz beabsichtigte hauptsächlich, die spanischen Amadisromane, die sich bei uns seit 1561 in Uebersetzungen aus dem Französischen verbreitet hatten, durch gesundere Unterhaltungsschriften zu verdrängen. Jene Bücher verherrlichten dasjenige Ritterthum, welches in Don Quixote von seiner unverständigen Seite, wenn auch nicht nach seiner

ganzen Entartung dargestellt ist. In der That erhielt der Roman jetzt einen anderen Charakter. Die Banise und der Arminius haben nichts mehr mit den Amadisromanen gemein; der Herkules zeigt uns sehr deutlich den Uebergang vom Alten zum Neuen. Von den einmal zur Herrschaft gelangten Anschauungen und namentlich von den Materialien, aus welchen die Phantasie ihre Gebilde zu schaffen gewohnt war, konnte Bucholtz noch nicht ganz abkommen, er unterwarf jedoch das ritterliche Ideal einer Läuterung und suchte dem Heldenthume, welches er aufstellte, mehr Natur und Gehalt zu geben. Man wird einräumen müssen, daß ihm dies sehr wohl gelungen ist. Faßt man die Begebenheiten nicht recht ins Auge, so scheinen wir freilich wieder gänzlich in die ältere Ritterwelt versetzt zu sein. Es werden gefangene Jungfrauen befreit, man säubert die Straßen und die Wälder von Räubern, stolze und unhöfliche Trotzer müssen Bescheidenheit lernen und die Helden durchziehen unter fremdem Namen ferne Meere und Länder, um allenthalben in Gefahren und Abenteuer verstrickt zu werden. Ja, eine Heroine wie Valiska reihet sich an die glänzendsten Gestalten der Ritterpoesie. Die Schilderung ihrer Kraft und Gewandtheit setzt bei dem Leser eine sehr willige Gläubigkeit voraus. Noch in den Kinderjahren wird sie auf einer Jagd von Räubern angefallen; schon ist sie frei, doch ein Blitz lähmt ihr Pferd; sie muß durch die Moldau schwimmen und hat aufs Neue mit Feinden zu kämpfen. Nachdem sie eilferlei Gefahren überstanden und nach und nach neun gottlose Schelme niedergeschlagen, erreicht sie das väterliche Schloß so frisch und gesund, daß sie sich über die Zubereitung des Abendessens freut, weil sie endlich ihr Frühstück einnehmen kann. Auf ihrer bösen Reise nach Charas kommt sie, als Jüngling verkleidet, zu Mazeus, einem vornehmen medischen Herrn bei Ekbatana. Dieser und die Frauen glauben den Liebesgott zu sehen, doch jenen, welcher den Blitzstrahl in der Hand hat. Man sucht Valiska vergebens durch einen (gezähmten) Löwen zu erschrecken, sie giebt einem Fechtmeister häßliche Denkzeichen, sie beschämt den besten Bogenschützen, indem sie einem Kinde auf funfzig Schritte einen Apfel aus der Hand schießt und mit ihrem Pfeile einen Adler hoch aus der Luft herabholt. Sie allein stellt sich, während Alles flüchtet, einem hungrigen Tiger entgegen und erlegt ihn. Zu Ekbatana bei Phraortes giebt Valiska noch andere Beweise von ihrer Erfahrenheit in solchen Künsten, indem sie z. B. ein wildes Pferd zähmt, das Niemand besteigen konnte. Dabei ist sie keineswegs eine unweibliche eiserne Schlachtenjungfrau. Durch Gesang und Harfenspiel, durch ihre Kenntniß fremder Sprachen, durch ihre zierlichen, verständigen Reden wird Alles zur heitersten

Bewunderung hingerissen. „Die allerkrausesten Verblümelungen, gebrochene und überhüpfende Schnellen sind für ihre Singekunst nur eine Kleinigkeit.“ Nicht Tristan, als er an Marke's Hof kam, war ein so feiner, holdseliger Knabe. „Ihr Herz war frisch, ihre Seele gar ohne Furcht, ihre Geister munter und zagelos.“ Gleich bei ihrer ersten Reise nach Padua wollte sie mit ihren beiden Dienerinnen bei dem Hochzeitsfeste Ladisla's in Grazien verkleidet erscheinen und den Damen kleine goldene Pfeile in den Busen schießen.

Oft sucht man Bucholtz mit dem Vorwurfe herabzusetzen, daß er selbst das Uebel, welches er bekämpfte, in Pflege genommen, und ich habe bereits eingeräumt, daß sich seine Dichtung in den stofflichen Elementen noch mit den Amadisromanen berührt. Man wird jedoch die Auswüchse der letzteren nicht mehr bei ihm entdecken. Herkules und Ladisla sind nicht jene phantastischen, verstiegenen Schwärmer, die ihr wüstes Hirn und Herz mit hochtrabenden Reden verdecken und um der ersten besten Einbildung willen abenteuernd in der weiten Welt umherirren; sie sind ebenso verständige und natürliche, wie brave und liebenswürdige Menschen. Man erkennt diese Dämpfung des Phantastischen auch schon an den Thatsachen selbst. Einige Male treten riesenmäßige Menschen auf, deren roher Trotz gebrochen wird, aber die eigentlichen Riesen der Ritterfage sind ausgeschlossen; ebenso fehlen die tückischen Zauberer, die Feen und Kobolde, die Lindwürmer, Seeungeheuer und märchenhaften Vögel. Das Wunderbare hat nur in sofern einen Zugang gefunden, als Weissagungen heidnischer Priester, vorbedeutende Zufälle und bisweilen eine nächtliche, von dem Teufel veranstaltete Spukerei mitspielen, an welche Dinge Bucholtz selbst gewiß im Ernst glaubte. Wo sind hier die Ritter, welche einst eine Löwin gesäugt hat, welche als Günstlinge einer Zauberin durch Drachen aus der Gefangenschaft geführt werden oder auf einem geflügelten Greife durch die Lüfte ziehen? Daß ein junger Prinz sich in das Bildniß einer Dame verliebt, erzählt auch Bucholtz, aber daß ein Ritter durch den bloßen Ruf der Schönheit oder durch ein Traumgesicht veranlaßt wird, ein Fräulein, dessen Namen er nicht kennt, ja von dessen Existenz er nicht völlig überzeugt sein kann, in der weiten Welt aufzusuchen, daß er dann, wenn er den Aufenthalt der Unbekannten entdeckt hat, noch eine verzauberte Insel oder ein verzaubertes Schloß von dem Banne befreien muß: von diesen Sachen wissen nur die Amadisbücher. Wie bescheiden nehmen sich dagegen die Erfindungen in unserm Romane aus. Herkules und Ladisla jagen nicht einem Hirngespinste nach, sie wollen die verlobte Braut, die geliebte Schwester befreien; sie haben es mit einem

mächtigen Könige zu thun, aber nicht mit einem Zauberer und den Künsten der Magie.

Vornehmlich suchte Bucholtz seiner Dichtung dadurch einen realen Boden zu verschaffen, daß er die Begebenheiten an geschichtliche Zustände und Ereignisse anknüpfte. Er verherrlicht die alten Deutschen durch eine aus Caesar's und Tacitus' Berichten zusammengestellte Charakteristik. Freilich gedenkt er auch mehrmals ihres unmäßigen Trinkens. In der Vorrede erklärt er ausdrücklich, daß nach seiner Meinung unser Teutschland schon in alten Zeiten manchen tapfern Helden und Fürsten gezeuget, daß auch die Böhmen, Gothen, Schweden, Dänen nicht lauter wilde Säue und Bären unter sich gehabt, wenn auch der Spanische Hochtrab, die Italienische Ruhmredigkeit und der Franzosen Eitelkeit darüber die Nase rümpfen." Eigentlich kennt er nur zwei deutsche Volksstämme, die Franken und die Sachsen. Jene bleiben ganz im Hintergrunde, obgleich ihr König mit den sächsischen Fürsten befreundet ist, doch wird die Phantasie ab und zu durch eine Leidensgeschichte auf ihre entlegenen Wohnsitze hingelenkt. Der junge Sohn des fränkischen Königes ist nämlich, da ihm Valiska nicht zu Theil werden kann, gemüthskrank geworden und liegt Jahre lang in stiller Schwermuth darnieder. Nach ihrer Heimkehr aus den Morgenländern erfreut sie ihn durch ein schwesterliches Schreiben, worauf er geneset und ihr seine Dankbarkeit dadurch beweist, daß er in der letzten Schlacht, von welcher der Roman erzählt, den Böhmen und Sachsen mit einem Heere zu Hülfe kommt. Der sächsische Stamm wird durch seinen Großfürsten Herkules verherrlicht. Mehr aber treten merkwürdiger Weise die Böhmen hervor und die wichtigsten Begebenheiten sind an den Hof zu Prag verlegt, wohin auch die sächsischen Fürsten von Magdeburg aus bisweilen eine freundschaftliche Besuchsreise machen. Mit den Sachsen und Böhmen stehen Dänen und Schweden im besten Einvernehmen, wie die fürstlichen Familien unter einander vielfach verschwägert sind. Ferner sucht Bucholtz die Deutschen und die Böhmen dadurch zu ehren, daß er sie mit den Römern auf dieselbe Stufe stellt. Der Kaiser Alexander Severus muß daher mit ihren jungen Fürsten zu Padua ein brüderliches Bündniß schließen. Endlich, und dies ist das hervorragendste historische Moment, lehnt sich die Entführung Valiska's, ihre Befreiung und die Hauptmasse der Abenteuer an den Sturz des letzten Arsaciden Artabanus IV. und an die Stiftung des neuen persischen Reiches durch Artaxerxes I. (226 n. Chr. G.). Dagegen ist es zweifelhaft, ob dieser Roman von Bucholtz auch ein Ereigniß der neueren Geschichte in maskirter Erzählung einschaltet. Wir werden sogleich von

einem aus religiösen Motiven hervorgegangenen Bauernaufstande hören, der von den Geistlichen geleitet und von dem Adel unterstützt wird. Die Bestimmtheit der Darstellung und die Namen Bertram, Seifart, Hardek, Wilken, so heißen die geistlichen Rädelsführer, fordern zu einer Deutung auf, doch ist mir dieselbe nicht gelungen und ich weiß nicht, ob hier Vorfälle aus den neueren Religionskriegen nachgebildet sind. Der Herkuliskus enthält eine Episode dieser Art, aber auch nur die eine.

Noch mehr als der heroische ist der erotische Theil der Ritterdichtung von Bucholtz gesäubert worden. Er eifert in diesem Punkte mit großer Heftigkeit gegen das schandsüchtige Amadisbuch, in welchem man solche Begebnisse vor Augen gemalet sehe, welche wohl die unverschämtesten vor der Sonnen zu verrichten Scheu tragen. Während in dem Lande der Phantasie, das seine eigenen Sitten hat, jene galante und schwärmerische Poesie den Liebesrausch der Paare oft bis zur rücksichtslosen Hingabe steigert, ist das Ziel, zu welchem Bucholtz hinlenkt, jedesmal eine richtige Ehe und vermuthlich wollte er den zahlreichen Liebschaften jener abenteuernden Ritter damit ein Gegengewicht geben, daß in seinen Romanen so außerordentlich viel Ehen geschlossen werden. Menzel (II, 435) erzählt freilich, Herkules kommt mit Valiska heimlich zusammen und erfreut sich ihrer höchsten Gunst. Man muß sich jedoch dabei nichts Arges denken. In dem parthischen Schlosse giebt es keinen christlichen Priester, der ihre Ehe einsegnen könnte; sie treten aber selbst an den Tisch und legen ihre Hände unter Gebeten und Gelübden in einander. Die Bedeutung der Ehe wird dadurch erhöhet, daß oft ein Mann oder eine Frau von Einfluß bei der Brautwerbung die Vermittelung übernehmen und aus der Ehestiftung beinahe einen Beruf zu machen scheinen. So wird namentlich Valiska häufig um ihre Fürsprache angegangen und es gehört zu ihren besonderen Talenten, daß sie dann mit geschmeidiger Beredtsamkeit den Spröden ein Geständniß oder den Eltern die Einwilligung ablockt. Hindert die Religion die Verbindung eines Paares, weil der eine Theil sich nicht zum Christenthume bekennt, und ist also zugleich eine Bekehrung zu erreichen, so gehen die Vertrauten mit doppeltem Eifer ans Werk. In den Reden der Personen, die einander lieb gewinnen, spiegelt sich jene Sprödigkeit des gesellschaftlichen Tones und jene in der Selbsterniedrigung wetteifernde Höflichkeit, welche in den Sitten des 17. Jahrhunderts lagen. Ist es mit einem Paare so weit gekommen, daß der Mund sich auch was traut, so überbietet sich Jedes in demüthigen Versicherungen, einer so hohen Liebe ganz unwürdig zu sein. Nachdem der Ritter in wohlge-

setzten Worten sein allzukühnes Unterfangen entschuldigt, seine ehrliebende Absicht versichert und seine Herzenspein geschildert hat, erklärt das Fräulein, wofern nicht Alles ein bloßer Scherz ist, ihre Verpflichtung, für solche hohe Gewogenheit dankbar zu sein; sie wolle Alles in Ergebenheit Vater und Mutter oder Gönnern und Freunden anheimstellen, und nun macht die Zulassung eines Handkusses den Beschluß. Trotz dieser Förmlichkeit des Verkehres haben die Gefühle indessen doch eine solche Stärke, daß die Jungfrauen und selbst die Jünglinge nicht selten in Ohnmacht fallen und des erfrischenden Riechwassers bedürfen. Wie aber mag es kommen, daß das Verhältniß zwischen Herkules und Valiska in einem ganz anderen Tone dargestellt ist? Scheint es doch, daß das Gefühl für eine edele Natürlichkeit sich durch keine Verkehrtheit der Zeiten unterdrücken läßt, daß wenigstens da, wo der Dichter bewußtlos von dem Gegenstande selbst bestimmt wird, die Empfindung ächter Menschlichkeit hervorbricht. In dem Verkehre dieses Paares entdeckt man nichts von jenem gezierten Wesen. Sie hangen in Leid und Freud an einander mit der herzlichsten Hingebung. Immer erfreut uns die vollkommenste Zusammenstimmung ihrer Naturen, mögen sie in schwerer Bedrängniß sorgenvoll beisammensitzen und rathschlagen oder nach überstandener Noth einander mit munteren Scherzreden necken. Der Dichter hat sich hier selbst übertroffen, weil er nicht schildert, sondern statt seiner die Thaten reden läßt. In derselben Wahrheit und Schönheit offenbart sich aber auch die brüderliche Freundschaft zwischen Herkules und Ladisla. Der Letztere blickt mit einer zärtlichen und freudigen Verehrung auf den Freund, von dessen höherem Werthe er durchdrungen ist, und dieser vergilt es ihm mit der treuesten Hingebung. Auch sie versichern sich gegenseitig ihre brüderliche Zuneigung weder mit förmlicher Höflichkeit noch mit empfindsamen Worten, der Dichter giebt ihnen ebenfalls Gelegenheit genug, einander ihre Treue bis in den Tod durch Thaten zu beweisen. — Trotzdem, daß Bucholtz so nachdrücklich für die Ehrbarkeit das Wort nahm, fehlt es in dem Romane keineswegs gänzlich an pikanten Geschichten und diese müssen daher dem Schicklichkeitsgefühl jener Zeit nicht zu sehr widersprochen haben. Oft sind die Fräulein, wenn ihre Erretter sie den Räubern entreißen, nur noch gar dünne bekleidet. Als Valiska in Knabentracht am Hofe des Phraortes weilt, faßt dessen Sohn Arbianes eine große Freundschaft zu ihr und sie muß mit demselben, wie es Brüder und Herzensfreunde zu thun pflegten, sogar eine Zeit lang das Bett theilen. Für einige derbe und ziemlich niederträchtige Geschichten glaubt Bucholtz nicht verantwortlich gemacht werden zu können, weil die Personen Heiden waren.

Bucholtz rühmt, daß Andere bereits dem Amadisbuche entgegengetreten, doch Eins sei übergangen, was er hinzufügen wolle. „Barclaius mit seiner Argenis, Sidney mit seiner Arcadia, Maret mit seiner Ariana haben der Jugend den Amadis aus den Händen reißen wollen, aber die wahre Gottesfurcht sei in diesen Büchern nicht eingeführt; im Herkules werde der Leser finden, was nicht nur sein Weltwallendes, sondern zugleich auch sein Geisthimmlisches Gemüth erquickt." Eine fromme Gesinnung und die christliche Religion sollten also das Heldenthum, welches Bucholtz aufstellte, vollenden. Herkules nimmt zuerst das Christenthum an. Ladisla sträubt sich lange und trotz ihrer Freundschaft kommt es zu manchem eifrigen Glaubensstreite, bis auch er sich überwunden erklärt, worauf sie die Freude haben, daß nach und nach alle die Personen, mit denen sie die Liebe verbindet, dem Götzenthum entsagen. Es macht in der That einen schönen Eindruck, wenn sie sich in der höchsten Noth an Gott wenden und um Trost und Hülfe flehen, wenn sie sich mit einem Gebete auf ein Wagestück vorbereiten, das sie dem Untergange entreißen soll, und nach überstandener Gefahr mit dankbarem Herzen ihres Retters gedenken. Oft werden geistliche Gedichte, namentlich nach den Psalmen verfaßte Lieder, vorgelesen oder gesungen. Herkules dichtete sogar einmal eine religiöse pindarische Ode. Der Glaubensmuth der jungen Christen soll sich in der Kreuzschule bewähren; der Verfasser läßt uns daher die schweren Schicksale, mit denen sie zu kämpfen haben, als eine Zuchtruthe des Himmels auffassen.

Herkules ist aber nicht bloß ein frommer Held, er ist auch ein gelehrter Theologe. Sein Freund Ladisla, der böhmische Prinz, war merkwürdiger Weise nicht einem einheimischen Götzendienste, sondern dem classischen Heidenthume ergeben gewesen. Diese Prinzen und Prinzessinnen waren nämlich als Kinder sehr sorgfältig in den alten Sprachen unterrichtet, was ihnen nachher bei dem Verkehre mit Griechen und Römern sehr zu Statten kam. Herkules hielt einmal vor dem Kaiser eine Lob- und Dankrede und die Römer bekannten, daß in ganz Rom schwerlich einer aufzubringen wäre, der es ihm in zierlichem Latein und wohlgestellter Rede gleich thäte. Valiska aber würzte ihr Latein mit solcher Anmuth, daß männiglich darüber bestürzet ward. Während nun Herkules sich schon als Knabe mit einer scharfen Kritik über die religiösen Einbildungen der Alten erhob, ließ Ladisla sich von ihrem Cultus blenden, so daß Herkules oft Anlaß nahm, ihm die Blößen der classischen Götterlehre zu zeigen. Er disputirt in der Fremde auch mit griechischen Philosophen über das Summum bonum und andere Dinge. Valiska wieder belehrte ihre Verwandten und Freunde, die sich der Taufe geneigt zeigten, in

ausführlicher Unterweisung über die Hauptstücke des christlichen Glaubens. Sie selbst war durch Herkules mit dem wahren Erlöser aus aller Noth bekannt geworden. Zu einer Bekämpfung der morgenländischen Religionen ist kein ernster Versuch gemacht, dagegen tritt Herkules bisweilen den Irrlehren christlicher Secten entgegen. So bringt er einen Gnostiker, einen „schändlichen, groben Ketzer", zum Schweigen. Das Verhältniß zwischen den Juden und Christen war elend, da sie einander, namentlich in Jerusalem, mit Haß und Rachsucht begegneten. In der Auffassung dieser Dinge mag sich noch die Intoleranz des 17. Jahrhunderts abspiegeln. Der römische Statthalter in Jerusalem ist diesen tapferen, aber auch heimtückischen Verfolgern Christi und des Christenthums nicht weniger gram als Herkules. Ein jüdischer Ritter, dessen Stärke Alle einschüchterte, pflegte einen christlichen Bischof bei jeder Gelegenheit anzuspeien und auszuhöhnen. Herkules konnte das nicht ruhig ansehen und rächte den milden Greis, indem er jenen Riesen in einem Zweikampfe erlegte. Darüber ward er von anderen Juden auf der Landstraße angefallen. Der Statthalter verfolgte sie nun für den Bruch des Landfriedens und wegen anderer Frevel und es wurden viele ans Kreuz geschlagen. Auch zu Ekbatana standen sie unter einer sehr strengen Justiz. Ein Jude lästerte den Sohn Gottes, da zerrissen ihn drei schwarze Hunde in kleine Stücke, ohne einziges Gebelle und ohne etwas von dem Leichnam zu fressen. Die Juden stellten deshalb einem armen Christen nach, von dem sie behaupteten, er habe den schrecklichen Tod ihres Glaubensgenossen durch einen Zauber bewirkt. Der Großfürst Phraortes ließ darauf in seinem Eifer für Herkules und Ladisla die zwölf Rädelsführer geißeln und kreuzigen. Endlich ist auch das deutsche Heidenthum in die Darstellung hineingezogen. Es werden drei Gottheiten genannt: Krodo, Freia und Irmen-Seul. Freia gehört dem allgemeinen germanischen Cultus an, Krodo ist ein sächsischer Abgott, die Irmensäule, das Bild des Irmin, den J. Grimm mit Mars vergleicht, wurde zwar ebenfalls von den Sachsen göttlich verehrt, doch mag darin, daß das Idol und die Säule selbst hier geradezu als Gottheit aufgefaßt ist, ein Irrthum des Verfassers stecken. Die sächsischen Priester sind darüber, daß sich der Thronfolger Herkules dem Christenthume zugewendet, äußerst erbittert. Sie bringen erst den Vater gegen ihn auf und erregen dann, als die jungen Herrschaften aus dem Morgenland heimkehren, einen furchtbaren Aufstand des Adels und hauptsächlich der Bauern. Man versucht gütliche Unterhandlungen, doch werden erst Tausende erschlagen, bis der Adel und endlich auch die Bauern Vernunft annehmen und sich daran genügen lassen, daß ihnen eine vol

kommen freie Religionsübung zugesichert wird. Jetzt rufen sie sogar ihren alten Großfürsten Heinrich, Herkules' Vater, zum Könige aus und diesem selbst ward schon damals die römische Kaiserkrone angetragen. Jene Milde gegen das Götzenthum möchte befremden, da Bucholtz sonst so viel Eifer für die Reinheit der Lehre an den Tag legt, doch sollte wohl ein Seitenstück zu dem Religionsfrieden der Protestanten und Katholiken aufgestellt werden.

Mit dieser stark betonten Religiosität ist nun nicht immer eine milde Gesinnung verbunden. Zwar finden sich viele Beispiele von Großmuth und Versönlichkeit und die Verirrten, besonders wenn sie das Christenthum annehmen und Demuth zeigen, werden mit Gnaden überhäuft, aber die Bestrafung der Frevler verräth auch oft eine barbarische Grausamkeit, was mit der Verwilderung der Zeit und der Rohheit der damaligen Rechtsbegriffe im Zusammenhange stehen mag. Der Feldherr des besiegten pannonischen Königes, freilich ein vollkommenes Scheusal, wird mit ausgesuchten Martern ums Leben gebracht. Erst schlägt man ihm die Schwurfinger ab, dann treibt man ihm einen Spieß durch den Leib, daß das Eisen zur rechten Schulter hinausgeht. Hierauf wird ihm eine glühende Krone aufgesetzt, weil er (wie Wallenstein) seinem eigenen Könige das eroberte Böhmen zu entreißen gedachte. Unsere Herren befehlen, die übrigen Martern zu verschieben, und gehen inzwischen zu Tisch, während er „einen solchen Jammer betreibt, daß es nicht auszusprechen ist." Als sie dann wiederkommen, zwickt man ihn mit glühenden Zangen und erfrischt ihn bisweilen, um seine Pein zu verlängern, bis er endlich unter gräßlichem Gebrüll das Leben aushaucht, worauf man die Leiche an den Galgen henkte. Noch mehr offenbart sich die damalige Rachsucht der Justiz nebst der Stumpfheit des Gefühles in dem Gerichte, welches über jenen böhmischen Edelmann, der den alten König Notesterich ins Elend gebracht, gehalten wird. Man überträgt es den Frauen, für ihn eine passende Strafe zu ersinnen, und Valiska erhält den Vorsitz. Sie rechtfertigt das Vertrauen, welches man in sie gesetzt, und Bucholtz selbst hat dabei weiter nichts im Auge, als ihren Scharfsinn in der Erfindung neuer Martern glänzen zu lassen. — Andererseits ist es rühmlich, daß der religiöse Ernst keineswegs die Gemüther verdüstert. Herkules und Valiska sind gleich heiter gestimmt, so wie nur ihre Trübsal ein wenig vom Sonnenschein unterbrochen wird. Sie verdanken ihren frischen Lebensmuth theils ihrem herrlichen Naturell, theils ihrem Kraftgefühle, theils der Freude, daß sie einander für Zeit und Ewigkeit angehören, theils dem felsenfesten Vertrauen zu Dem, der sie noch niemals verlassen noch versäumt hat

Aeußerlich stellt sich dieses Ritterthum im höchsten Glanz und Reichthume dar. Die Ausrüstung ist aber nicht nur prächtig, sondern auch fein und zierlich. Da erscheinen ein Paar Helden in Kleidern von grasgrünem Atlas mit Golde reichlich gesticket; auf dem Hute haben sie eine Schnur von Diamanten und eine lange weiße Feder, die ihnen auf den Rücken herunterhängt. Die Stiefeln sind von weißem zartem Leder, die Sporen golden und in der Hand führen sie einen weißen elfenbeinen Stab mit goldenem Beschlage. Als Valiska noch daheim war, erhielt sie von Herkules aus Padua Geschenke, unter denen ein Pferd, sonst schneeweiß, doch die lange Mähne und der Schweif waren lichtroth. Die Hufeisen waren ganz golden und mit silbernen Nägeln untergelegt. Naseband, Gebiß, Stangen, Steiffbügel (sic) und Spangen war alles klammer (gediegen) Gold mit edeln Steinen ausgesetzt. Vor dem Haupte hatte es ein Kleinod hangen in Gestalt eines halben Monden, welches von Demanten schimmerte. Zaum, Sattel, Vor- und Hinterzeug war mit Gold und Perlen aufs reichlichste gesticket und die Decke, so auf dem Pferde lag und an beiden Seiten den Steiffbügeln gleichhing, war ein gülden Stück in grün, daß dergleichen Pracht daselbst nie gesehen war. Ober dem Kleinod vor der Stirne war ein zartes weißes Leder angeheftet und auf demselben der Name Valiska mit güldenen Buchstaben. Hinter dem Pferde folgte die blaue sammetne Kutsche mit sechs muthigen Blänken in güldenem Zeuge u. s. w. Wenn die Helden bei dem Freistechen auftreten, werden jedesmal ihre Schilde beschrieben, deren sinnreiche Devisen und Sprüche ihre Gefühle und Wünsche bezeichnen. Herkules hat einmal in seinem Schilde Valiska's Bild, um welches die Worte stehen: In coelo Deus, in terra Haec meus amor est. Der Helm zeigt einen Löwen, der sich von einem Schäflein leiten läßt, wozu die Worte: effectus Amoris. Nicht nur die asiatischen, sondern auch die europäischen Fürsten und Frauen verfügen über eine ungeheure Menge von Kleinoden und mit den goldenen Kronthalern, die sie nicht im Besitz haben, sondern nur verschenken, könnte man tiefe Brunnen füllen.

Im Allgemeinen ist die Erzählung schlicht und prunklos, die Darstellung auch mehr auf Aeußeres und auf den Verlauf der Begebenheiten gerichtet, wie denn eine feinere Entfaltung der Gemüthszustände nicht erwartet werden kann. Bisweilen nähert sich die Sprache dem derben, witzigen Volkstone und Bucholtz bedient sich gerne solcher Sprüchwörter wie: „in Hoffnung, eine Speckseite mit einem Ei herunterzuwerfen", „meine vier Viertel gelten so viel, wie deine Elle", „du mußt mich zuvor kauen, ehe du mich einschluckst", „Maul und Herz sind an d

(Prahler) nicht eines Fleisches" und dergl. Nach der Sitte der Zeit war es dem Verfasser eine Gewissenssache, die wohlgesetzten Reden, welche die Personen bei Begrüßung, Abschied und unwichtigeren Anlässen gehalten, jedesmal vollständig mitzutheilen, ebenso ihre Briefe, die bis auf die Titel abgedruckt sind, ihre Monologe und Gebete. Dies giebt der Darstellung eine entsetzliche Breite, während so Weniges zugleich in die Tiefe geht. Dunlop, welcher den bittern Kelch einer solchen Romanlecture bis auf die Hefen geleert hat, sagt indessen ganz richtig, daß auch die Langweiligkeit dieser Bücher belehrend ist, da sie uns am besten über die Langweiligkeit ihres Zeitalters unterrichten. Wenn Liebe, Haß, Zorn, Hochmuth, Demuth in einem besonderen Falle einen starken Eindruck machen sollen, wählt Bucholtz sehr grelle Farben und er scheint dann die Leser für jene stumpfsinnigen Bauern zu halten, von denen er einmal sagt, man müsse sie mit der Heugabel kitzeln, sonst fühlen sie nichts. Frau Sophia hört, daß ihr Gemahl Ladisla von Räubern erschlagen sein soll, und betheuert nicht nur in pathetischen Exclamationen, daß sie ohne ihn nicht leben könne, sondern fährt sich auch gleich mit einem Messer nach der Kehle, wobei sie einem Fräulein, das ihr wehren will, die Hand durchbohrt. Als Artabanus in Charas die Flucht Valiska's vernahm, befahl er die schleunigste Verfolgung. Die Trompeter ritten durch alle Gassen und bliesen erschrecklich Lärm. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, Alles eilte mit den Waffen nach dem Schlosse und in den nächsten Straßen ward das Gedränge so groß, daß 4000 Menschen erdrückt wurden! Der König ließ nun ausrufen: alles Fußvolk solle sich hinwegbegeben und den Reitern Platz machen. Da wichen die Fußgänger in die Häuser, welche bis unter die Dächer angefüllt wurden; eines aber stürzte ein und wieder wurden 5000 Menschen zum Theil erschlagen, zum Theil an allen Gliedmaßen beschädigt, daß nicht hundert davon das Leben behielten. Solche Schrecken begleiteten den Aufruhr, der in des Königs Brust wüthete. Manche Schilderungen des Romanes zeugen indessen auch von einer feineren Empfindung und wahren Herzlichkeit, wie schon Herkules' Verkehr mit Valiska und Ladisla kundgiebt. Zum Schlusse noch ein besonderes Beispiel dieser Art. Wie Ladisla selbst, so hatte einst sein Schwager, der jüngere Fabius, seine Frau in Padua verlassen und Beide waren nach dem Morgenlande gereist, um Valiska und Herkules aufzusuchen. Jetzt kehren sie nach tausend Gefahren heim. Bucholtz bereitet ihnen einen Empfang, der nicht schöner gedacht werden kann. Die Großmutter bringt nämlich den beiden Vätern ihre geputzten kleinen Söhnlein entgegen und sagt: „da sehet ihr eure wohlgestalte liebe Kinderchen zum

ersten Male, welche euch der mildreiche Gott in euerem Abwesen bescheret hat." „Ladisla trat mit großer Herzensfreude hinzu, da sein Herkuladisla ihn lieblich anlachete und das Abba dreimal lallete, noch ehe er ihn anrührete, worüber ihm die Freudenthränen aus den Augen drungen, daß wie feste er sich hielt, dieselben doch nicht hinterbleiben wollten, nahm deswegen das liebe Kindchen auf seine geharnischten Arme, herzete es etliche Male und sagte: Der allmächtige Gott und Schöpfer Himmels und der Erden verleihe dir seine Gnade und lasse dich in Erkenntniß der himmlischen Wahrheit aufwachsen, daß du ein Erbe bleibest des ewigen Lebens. — Frau Sophia und Ursel (die Mütter der Knaben) kamen aus der Kutsche darzugegangen und da sie ihre Gemahlen sich dergestalt mit den Kindern ergetzen sahen, wurden sie vor Freuden laut weinen, daß es im ganzen Platze gehöret ward."

Stylprobe aus dem Romane.

Herkules kommt nach Charas und findet Valiska.

(Der Christliche Teutsche Herkules [1659] I, S. 718—723.)

Nach geendigtem Gebeht setzeten sie sich wieder zu Pferde, legeten die Harnische auff den Wagen, und ritten in gemeiner Reuterkleidung in die Stad, kehreten aber nicht mit einander in eine Herberge ein, sondern Herkules, Ladisla und Tyriotes blieben beysammen, die übrigen nahmen fast gegenüber ihr Ablager, nicht gar weit von Fräulein Valisken Schlosse, und wahren des ersten tages stille. Des folgenden ging Herkules mit Tyriotes hin, dieses Schloß eigentlich zubesehen, welches zwar gegen das Groß-Königliche zu rechnen, klein, aber über die masse zierlich gebauet wahr, auch mit tieffen Wassergraben und hohen Mauren und Zwängern umbfangen; das Gebäu an sich wahr von glänzendem weissen Marmel, mit hangenden Gemächern außwendig Blumenwerksweise vergüldet; die Fenster von dem lautersten kristallen Glase; das Dach glänzete von Golde, daß wann die Sonne darauff schien, es den Anschauenden die Augen blendete. Der Graben hielt ein sehr klares Wasser in sich, welches mit Röhren hinein geleitet wahr, und wurden die herlichsten Fische drinnen gehäget, dann der Fräulein höchste Lust wahr in dieser ihrer Einsamkeit, daß sie zuzeiten mit einer Angelrute oben von der Maur hernider dieselben fing, und nach sich in die Höhe zog, und weil man diesen Graben außwendig gar umbgehen kunte,

besahe Herkules das Schloß rings umbher, da er eines Obergemaches Westwerts gewahr wurde, an welchem außwendig näheſt bei dem Fenster zu beyden Seiten, seiner liebsten Fräulein Zeichen ⋈ mit schwarzer Farbe in zimlicher grösse gemahlet stund, dessen er höchlich erfreuet ward, unter der Hoffnung, er würde sie dieser ends bald zusehen bekommen, weil er ungezweiffelt davor hielt, dieses müste der Fräulein eigenes Zimmer sein, wie es dann auch wahr;*) ging deßwegen alsbald wieder nach der Herberge, und erzählete seinem Ladisla was er angetroffen hatte; Sie gingen desselben tages sechsmahl miteinander dahin, aber vergebens, dann es befand sich das Fräulein den ganzen Tag über in grosser Traurigkeit und schweren Gedanken, und solches aus furcht, daß ihr Herkules auff der gefährlichen Reise in Unglük gerahten und wol gar umb sein Leben kommen möchte; Uberdz hatte sie in erfahrung gebracht, es stünde wegen eines vermuhtlichen innerlichen Krieges sehr gefährlich im ganzen Parthischen Reiche, daraus sie muhtmassete, daß die Unsicherheit zu reisen ihn gar wieder zurück zihen dürfte, in welchen Gedanken sie sich so sehr vertieffete, daß sie vergaß an ihr Fenster zu gehen, und ihres Timokles (eines vertrauten und treuen Dieners) wahrzunehmen, wie sonsten ihr täglicher brauch wahr. Des andern Morgens gingen sie zimlich frühe wieder hin, und nachdem sie etwa eine halbe Stunde sich daselbst auffgehalten hatten, erblickete Herkules das Fräulein ohngefehr am Fenster, da er vor freuden seinem Ladisla an der Seite niedersank, nicht anders als ob die Seele aus ihm gefahren währe, auch Ladisla nicht anders meinete, er wäre etwa vom Schlage getroffen und plözliches todes verblichen, dessen er so hefftig erschrak, daß ihm schier ein gleiches begegnet währe, doch hielt er sich feste, und schüttelte seinen Freund so lange, biß er ihn endlich wieder zurechte brachte, weil Timokles, der seiner Gewohnheit nach sich daselbst von seinem gebietenden Fräulein sehen ließ, seines Unfals inne ward, aus mitleiden hinzutrat, und aus dem näheſten brunnen Wasser zutrug, damit sie ihn wieder erquicketen. Frl. Valiska sahe dieses an, und kennete doch ihre liebsten Freunde nicht, weil sie beyde ihre Angesichter verstellet hatten. Ladisla hatte ihrer noch nicht wahr genommen, biß Herkules, da er sich erhohlete, sie ihm mit beyden Händen zeigete, und in teutscher Sprache zu ihm sagete: Bruder, sihestu deine Frl. Schwester nicht, deren Geister die meinen zu sich hinauff gezogen haben?

---

*) Valiska hatte auf der Reise dieses Zeichen bei jeder Gelegenheit an Wände und Thüren geschrieben, auch in Bäume eingeschnitten, um den Freunden, die sie suchen würden, einen Wink zu geben.

Hiemit sahen sie beyde das Fräulein starre an, und kunte Herkules nicht unterlassen, ihr eine höfliche Ehrerbietung nach teutscher Art zuerzeigen, dessen sie mit höchster verwunderung wahrnam und vor gewiß hielt, ihre allerliebste Nachsucher würden in der nähe seyn, und diese ihre beyden Diener vorausgeschikt haben; durfte aber Argwohns halber sich nichts merken lassen, weil ihr Frauenzimmer mehrenteils bey ihr wahr, schlug das Fenster zu, voller Gedanken, und geriet bald auff die furcht, obs ein Verführer währe, und von dem Könige darzu bestellet. O du günstiger Himmels Gott, der du von meinem Herkules so hoch geehret wirst, sagte sie mit stillem Munde, aber schreienden Herzen und quellenden Trähnen, ist dann die Zeit meiner Erlösung nicht schier vorhanden? oder wiltu zugeben, daß der Außbund des menschlichen Geschlechts, mein frommer Herkules mit mir zugleich untergehen und verderben sol, welchen jederman vor ein volkommenes Meisterstük des Himmels halten und ehren muß? Timokles hatte zwar Herkules Reden nicht gehöret, und ob er sie gleich gehöret hätte, würde er sie doch nicht verstanden haben; aus ihrer beyder geberden aber urteilete er, sie müsten ohnzweifel der Fräulein Kundschaft haben, folgete ihnen deßwegen nach biß in ihre Herberge, und stellete sich gar ehrerbietig gegen sie, daher Herkules ihn also anredete: Mein Freund, ihr seid heut in erquickung meiner sehr bemühet gewesen, ungeachtet ich euch allerdinge fremde bin; möchte deßwegen gerne euer etwas bessere Kundschaft haben, ob ich daher Gelegenheit finden könte, euch eure mir geleistete Dienste zuvergelten. Dieser antwortete: Seine Dienste währen schlecht und geringe gewesen, und keiner Vergeltung wirdig; seinen Zustand betreffend, währe er hieselbst fremde, würde sich aber eine zeitlang alhier auffhalten, weil er nach seines Herrn befehl, dem er dienete, auff dessen gute Freunde wartete, deren er aus weit abgelegenen West-Nordischen Ländern gewißlich vermuhtete, und währe alles sein tuhn, daß er täglich die vornehmsten Herbergen besuchete, umb Nachfrage zuhalten, ob nicht einer oder ander möchte ankommen seyn, denen dieses Zeichen ⊟⊟ (welches er ihnen vormahlete) bekant währe. Herkules erfreuete sich dieses vorbringens überaus höchlich, und gab ihm zur Antwort: Mein Freund, es hat ein sonderliches Glük euch zu uns geführet, dann niemand als wir, kan eures Herrn Freunde euch zuerkennen geben, von denen wir abgefertiget sind, eurem Herrn und dessen Wolergehen nachzufragen. Umb meinen Herrn, sagte Timokles, stehets noch wol, so viel Ehr, Leben und Gesundheit betrift, dem von Tyrus biß hieher ich stets auffgewartet habe; aber kann ihnen nicht belieben, mir ihrer Herren nahmen zu nennen? dann ehe solches geschihet, werde ich stets im

zweiffel bleiben. Mein Herr, sagte Herkules, heisset Ladisla. Er neigete sich vor diesem nahmen und gab zur Antwort: Derselbe grosse Herr ist meines Herrn leiblicher und einiger Bruder. — — — erzählete hernach kürzlich, wie es dem Fräulein biß daher ergangen währe und taht endlich hinzu, er hielte es vor ein sonderliches Glük-zeichen, daß GFürst Herkules in einem Schneeweissen, König Ladisla in einem rohten Kleide sich eingestellet hätten, nachdem mahl sein gn. Frl. mit ihm verabscheidet, ihrer Gnn. anwesenheit ihr mit solchen Farben anzudeuten. Herkules fragete, ob ihm dann nicht zugelassen würde, zu dem Fräulein zugehen, und mündlich mit ihr zureden; Und als er vernam, daß noch diese Stunde kein Mannesbilde ohn sonderliche Erläubniß des Königes zu ihr gelassen würde, sondern der ihm solches unternehmen wolte, ohn zweifel eines schändlichen Todes sterben müste, wie Herr Mazeus ihm schon angedeutet hatte, merkete er daher wol, daß es ihm schwer fallen würde, sein Vorhaben ins Werk zurichten; doch weil er in allen dingen seinem Gott und Heylande vertrauete, also zweifelte er nicht, derselbe würde ihm schon den Zutrit öfnen. Timokles hielt demüthig an, ihn dißmahl nicht länger aufzuhalten, damit er seinem gn. Frl. ihre Ankunfft verständigen, und ihr den grossen Kummer benehmen möchte, welcher sie wegen ihres langen aussenbleibens fast verzehret hätte. Es wahr gleich der Frl. Geburts Tag, nehmlich der 31ste des Jenner Monats, mit welchem sie in das 17de Jahr trat, welchen Tag nicht allein sie mit ihrem Frauenzimmer, sondern der König selber mit seinen Höflingen zubegehen willens wahr. Nun befand sich das verliebete Fräulein, wegen des empfangenen Ehrengrusses, mit ungewöhnlichen Freuden beladen, daß ihr Frauenzimmer, in betrachtung ihrer bißher erzeigeten Schwermuht, eine sonderliche beliebung darob hatte. König Artabanus sendete ihr ein treffliches schneeweisses Kleid, dessen Werd sich auff zwo Tonnen Goldes erstreckete, dabey wahr eine Königliche Krone, und eine Halskette von überaus grossen Kosten. Wie sie sich nun auff ihrem Gemache ausputzen ließ, fand Timokles sich an seinem gewöhnlichen Orte, nam gemachter Abrede nach, ein helles Pfeifchen, und gab ihr seine gegenwart zuverstehen, dessen sie sich nicht wenig verwunderte, gedachte auch alsbald, er würde ihr ein sonderbahres Zeichen sehen lassen, weil er so bald zum andern mahle wieder kam; machete sich demnach hin zu ihrem Fenster, vorgebend, weil ihr eine geringe Mattigkeit zustieß, würde sie gezwungen, frische Lufft zu schöpffen; schlug das Fenster auff und sahe ihn in der Rechten ein weisses und in der Linken ein rohtes Tüchlein halten, und sie beyde fröhlich umb den Kopf schwingen; worüber sie vor grosser herzlicher Freude

niderfiel, und mit innerlicher Stimme sagete: O hilf nun du wahrer Gott, nun hilff! damit lief ihr alles Geblüt zum Herzen, daß sie unbewäglich liegen blieb. Das gesamte anwesende Frauenzimmer erschraken dessen hefftig, wahren mit kräfftigen Sachen bald zugegen und macheten ihr den Busem auff, da sie über ihrer trefflichen Schönheit sich nit genug verwundern kunten. — — Da sahe sie ihren Bruder Ladisla dahertreten, und einen zu seiner Rechten, den sie anfangs nicht kennete, dann es wahr Herkules, der sein Haar braun gefärbet, das Angesicht aber nur ein wenig verstellet hatte, daß wie er näher kam, sie etlicher massen merkete, er müste es seyn, und würde ein falsches Haar auffgesetzet haben, rief ihrem Frauenzimmer, und begehrete von ihnen mit freundlichen Worten, daß sie mit ihr auff den obersten Gang, der umb das Dach auswendig gezogen wahr, gehen, und sich umsehen solten. — Als sie nun da droben in ihrem Königlichen Pracht sich eigentlich beschauen ließ, sagte Ladisla zu Herkules: Sihe da, geliebter Bruder, wie hoch der grobe König meine Frl. Schwester ehret, indem er sie nicht anders als eine herschende Landes-Königin ausgeschmücket hat. Dieses machet auch, antwortete er, daß ich mein Schwert lieber vor, als wider ihn gebrauchen möchte, dafern er mir nur diesen teuren Schatz ungewägert ausfolgen lassen wolte; Doch muß gleichwol noch eine Liebe zur Tugend in seinem Herzen übrig seyn, weil er nicht nach gewohnheit der Unbändigen, äusserlichen Gewalt brauchet, sondern ihr ertichtetes Gelübde ihm hat gefallen lassen, und hoffe demnach, mein HErr Jesus werde uns beyständig seyn, und helffen, dz ihre Ehre vor ihm und allen andern gesichert bleibe. Unter diesem Gespräch ließ Herkules kein Auge von seinem Fräulein, sondern betrachtete sie inniglich, und befand, daß innerhalb zwey Jahr und 37 Wochen (so lange hatte er sie nicht gesehen) sie viel gewachsen, und über ihr Alter anzusehen wahr. Das Fräulein empfing seine Liebesblicke mit gleicher Andacht, kehrete ihm dz Angesicht zu, und sprachete mit stets lachendem Munde mit ihrem Frauenzimmer. In ihrer Hand trug sie einen vergüldeten Pfeil, auf welchen sie mit schwarzen Buchstaben in Teutscher Sprache geschrieben hatte: Ihr lieben Herzen, sendet mir den hohlen Pfeil. Als sie nun vom Gange ging, nachdem sie über eine halbe Stunde sich alda hatte sehen lassen, nam sie den Bogen zur Hand, und schoß diesen Pfeil als zur kurzweil in die Höhe, daß er vor Herkules niderfiel, welcher ihn ehrerbietig aufhub, und nach der Fräulein Abscheid sich mit Ladisla und Timokles nach ihrer Herberge machte, woselbst sie die Schrifft des Pfeils lasen und von Timokles zuwissen begehreten, was vor einen hohlen Pfeil das Fräulein fodern möchte; Er aber gab ihnen zuverstehen, was

massen ihre Abrede währe, da etwz sonderliches vorginge, solte er in einem hohlen Pfeile ihr ein eingestektes Brieflein auff den Gang schiessen; welches listigen fundes sich Herkules verwunderte, ließ geschwinde einen solchen zurichten, setzete sich nider, und schrieb folgenden Brief:

Der einige wahre Gott Himmels und Erden, hat durch manniche Gefahr mich gesund hergeleitet, und mir heut meiner Seelen-geliebten Fräulein höchstgewünschtes Angesicht gezeiget; mein Ladisla hat mich nicht wollen lassen allein nachsuchen, sondern ist mir gefolget biß Ekbatana, da wir ohngefehr zusammen gestossen, und Euer Liebe Zustand erfahren haben; weil mir dann an meiner Fräulein Beständigkeit und Träue zu zweifeln nicht gebühren wil, als welche mehr auff Tugend, als üppigen Stoltz hält, wird weder Wasser Grabe, noch steinerne Mauer, noch Hüters Wachsamkeit, ja Königes Artabanus Macht selber nicht, mir verhinderlich seyn, dasselbe zuerlangen, was nähst Gott mein höchster Schatz und Wunsch ist. Lebet wol, meines Lebens Seele, und seyd gegrüsset von eurem, biß in den Tod ganz ergebenen Knechte, Herkules, jetzt Valikules genant.

Der Christlichen Königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisla, auch Ihrer Hochfürstl. Gesellschaft anmuthige Wunder-Geschichte. In sechs Büchern abgefasset und allen Gott- und Tugend-ergebenen Seelen zur anfrischung der Gottesfurcht und ehrliebenden Ergetzlichkeit aufgesetzet. 4. Braunschweig 1659.

Inhalt.

Herkuliskus, Sohn des Königes Herkules von Deutschland, und Herkuladisla, der Sohn des böhmischen Königes Ladisla, unternehmen, nachdem sie sich bereits in Frankreich, Spanien, im westlichen Afrika und in England umgesehen und daselbst manche Gefahren überstanden, eine Reise nach dem Morgenlande. Theils wollen sie die Gegenden kennen lernen, wo ihre Väter nebst Valiska so viel Ruhm erworben und so wunderbare Schicksale erlebt, theils haben sie den Zweck, ihre Base, die Großfürstin Klara, die Schwester des Königes Herkules, aus Persien heimzuholen. Diese war, wie in dem vorigen Romane erzählt wurde, einst an Arbianes, den Statthalter von Medien, verheirathet worden. Jetzt war sie Witwe und lebte mit ihrer Tochter Damaspia zu Ekbatana in großer Betrübniß, zumal da König Sapores von Persien die Tochter für seinen Harem begehrte und eines niedrig-

gesinnten Satrapen Bewerbung um die noch jugendliche Mutter unterstützte. Die Großfürstin hatte außerdem den Kummer, daß ihr entarteter Sohn Heinrich sich dabei als Werkzeug gebrauchen ließ und nebenbei in seinen eigenen Angelegenheiten Frevel auf Frevel häufte. Es gelingt den beiden jungen Fürsten, die ihren Stand verbergend als römische Ritter und fast ohne Gefolge durch die Länder ziehen, nach Ueberwindung unzähliger Gefahren Ekbatana zu erreichen. Allenthalben fanden sie bei den Freunden und Anhängern ihrer Eltern Unterstützung. Viele derselben faßten den Entschluß, mit ihnen nach Europa überzusiedeln, da Sapores' eigene Gewaltthaten, die Willkür seiner Beamten und der Haß gegen das Christenthum jetzt ihren Aufenthalt in dem persischen Reiche unangenehm und gefährlich machten. Der König selbst wurde durch eine scheinbare Nachgiebigkeit der Frauen getäuscht, ebenso die Abgesandten, welche er mit Brautgeschenken nach Ekbatana geschickt hatte. Nachdem die jungen Helden Alles zur Flucht vorbereitet hatten, führten sie die Großfürstin Klara nebst ihrer Tochter aus Ekbatana nach dem nächsten Hafen im Hyrkanischen Meere. Es hatte sich an sie ein starkes Gefolge von Freunden und Gönnern angeschlossen, unter denen besonders der parthische Fürst Pakorus zu nennen ist, welchem die Flüchtigen eine kräftige Unterstützung verdankten, und man besetzte bei der Einschiffung drei Fahrzeuge. Es hatten sich auch vier junge Fürsten aus Schweden und aus Frießland zu ihnen gesellt, die ebenfalls der Thatendrang ins Morgenland geführt. Der tapferste von ihnen, der Prinz Karl von Schweden, wird den beiden Haupthelden gleichgestellt. Dieser war schon seit längerer Zeit aus der Heimat aufgebrochen und hatte für sich manche Thaten ausgeführt. Hierbei war er einmal von Seeräubern gefangen worden und Herkuliskus hatte ihn befreit, doch entdeckten sie damals einander noch nicht Stand und Namen. Die Flüchtigen eilen nun auf ihren Schiffen davon, indem die von Sapores nachgesendeten Verfolger zurückgeschlagen oder vernichtet werden, und erreichen glücklich die Südwestküste des Hyrkanischen Meeres. Hier verlassen wir sie eine Weile, um die Anlehnung des Romanes an die Geschichte zu betrachten.

Die Begebenheiten fallen in die Jahre 247—249 n. Chr. Von den europäischen Fürsten werden im Romane Herkules von Deutschland, Herkuladisla von Böhmen, Sigward von Schweden, Olaf von Dänemark, Hilderich von Frankenland genannt. Sie alle sind mit einander befreundet und verschwägert. Die beiden ersten stehen an der Spitze des Familien- und Staatenbundes. Ein schlimmer Nachbar ist für sie Leskus von Polen. Das römische Reich wurde damals von Philipp dem

Araber beherrscht, der gütig regierte, die Christen duldete und auch mit den Fürsten von Deutschland und Böhmen in gutem Vernehmen stand, wie ein Streit über Pannonien friedlich beigelegt wurde. Demgemäß trat man mit dem römischen Statthalter von England in freundliche Beziehungen und die jungen Fürsten, welche in der Fremde ihre Reise als römische Ritter machten, erfreuten sich im Morgenlande überall des Schutzes der römischen Statthalter und Beamten. Ueber Persien herrscht Schapur oder Sapores I., der sich manche Gewaltthaten erlaubt und sehr willkürliche Strafen verhängt, aber doch nicht im Mindesten jenen Blutmenschen gleicht, welche andere Schriftsteller aus den asiatischen Despoten zu machen pflegen. Denn er läßt sich von seinem weisen Rathgeber Tigranes oft zur Vernunft und zur Milde bewegen. Außer seiner Leidenschaft für die Tochter der Großfürstin Klara und den mannichfachen Versuchen, ihrer wieder habhaft zu werden, beschäftigen ihn seine Unternehmungen gegen die Römer. Er sucht dieselben vom schwarzen Meere her durch Einfälle der Scythen, die er für sich gewonnen, zu bedrängen und trachtet vornehmlich danach, ihnen Mesopotamien zu entreißen, was dem römischen Feldherrn Aemilianus, der Asien zu schützen hat, manche Sorgen macht.

Wie Bucholtz in jenem ersten Romane den Abenteuern dadurch einen historischen Anhalt gab, daß die beiden Haupthelden sich an einem Kriege der Römer betheiligten, so geschieht es auch hier. Herkuliskus und Herkuladisla sollen sich im Kampfe gegen die Perser hervorthun. Zu diesem Zwecke muß die Reisegesellschaft, welche schon allen Gefahren entgangen zu sein schien, in Asien nochmals aufgehalten werden. An den Quellen des Euphrat verlegen ihnen die Verfolger, welche Sapores ausgeschickt, den Weg; sie erleiden zwar eine Niederlage, aber Damaspia, die Tochter der Großfürstin Klara, wird nebst zwei Freundinnen während des Kampfes von ihrem Bruder Heinrich entführt. Der schwedische Prinz Karl, der sich um ihre Liebe bewirbt, eilt mit einigen Gefährten nach und befreit sie wieder, es ist ihm jedoch unmöglich, die Uebrigen zu erreichen, weshalb er mit der Geliebten die Flucht in einer ganz anderen Richtung, ja durch Persien selbst fortsetzen muß. Nach unzähligen Gefahren gelangt er an Susa vorbei, wo Sapores nicht ahnte, daß die Geraubte ganz in seiner Nähe war, über den persischen Meerbusen und durch Arabien nach Babylon und endlich nach Seleucia auf römisches Gebiet.

Herkuliskus führte inzwischen die übrigen Reisenden nach Trapezunt. Hier unternahmen gerade die von Sapores aufgeregten Scythen mit großer Macht einen räuberischen Einfall. Herkuliskus und seine

Helden treten aber für die Römer ein, sie siegen in einer mörderischen Schlacht und verbrennen auch die Schiffe der Feinde. Zu derselben Zeit läßt Sapores seine Feldherren ausrücken, um Mesopotamien zu erobern. Herkuliskus und Herkuladisla sammeln ein Heer und eilen dem römischen Feldherrn Aemilianus zu Hülfe, worauf man am Tigris siegreich kämpft und sogar Susa einnimmt, was Sapores zu einem Waffenstillstande nöthigt. Aemilianus bedankt sich bei den Prinzen „der geleisteten Dienste, durch welche sie des ganzen römischen Reiches Wohlstand sowohl hier als am Euxinischen Meere hätten befestigt."

Die Großfürstin ist inzwischen mit ihrem Gefolge von Trapezunt nach Tyrus aufgebrochen, welches zum Sammelplatze bestimmt war. Herkuliskus und Herkuladisla verlassen das Heer und gehen nach Seleucia. Von hier wollen sie sich nach Tyrus begeben und ebenso der schwedische Prinz mit Damaspia, den anderen beiden Jungfrauen und seinen Gefährten. Doch abermals werden sie achtzehn Meilen westlich vom Tigris von Heinrich und seiner Schaar angefallen. Es giebt einen ungewöhnlich harten Streit. Die Prinzen siegen zwar, aber die drei Fräulein gerathen in übereilter Flucht in eine Wildniß; Karl und ein anderer junger Held folgen ihnen schnell. Dieser findet die Tochter der Großfürstin und ihre treue Gefährtin, der schwedische Prinz das dritte Fräulein, jedoch nur diese allein, so daß er von Damaspien, die er am liebsten beschützt hätte, getrennt bleibt. Herkuliskus und Herkuladisla führen inzwischen den Kampf zu Ende und nehmen Heinrich gefangen. Sie lassen diesen schlechten Bruder erschrecklich prügeln. Man hatte ihm schon früher zweimal zu seiner Besserung eine solche Strafe angedeihen lassen, daß „das Blut mildiglich herabfloß;" diesmal wurde so ernstlich zugehauen, daß er sich als Krüppel von Sapores in Ruhestand versetzen ließ und fortan ein unschädliches Leben führte. Nun aber verirren auch Herkuliskus und Herkuladisla selbst sich in der Wildniß. Alle haben sich mit Räubern und wilden Thieren herumzuschlagen, müssen auf Bäumen oder im tiefen Verstecke übernachten und von Wurzeln leben.

Nach mancherlei Abenteuern erreicht der schwedische Prinz mit dem Fräulein, welches er gerettet, Palmyra, wo er von Odenat und Zenobia sehr geehrt wird, weil er sich in einem Turniere auszeichnet und seine Herkunft bekennt. Er begiebt sich alsdann mit Geleite nach Tyrus. Der andere Ritter gelangt mit Damaspien und ihrem Fräulein, einige Zeit hindurch mit einer Karavane reisend, über Jericho und Jerusalem ebenfalls nach Tyrus, wo die Großfürstin sich endlich wieder mit ihrer Tochter zusammenfindet.

Nun aber fehlen noch Herkuliskus und Herkuladisla, denen es

vorbehalten war, eine dritte Reihe von Abenteuern zu bestehen. Nach jener Wanderung durch die Wildniß erfuhren sie von Reisenden, daß sie sich auf der Grenze von Coelesyrien und dem wüsten Arabien befänden. Sie meinten, es sei Gottes Fügung, daß sie Arabien und Aegypten besuchen sollten, welche Länder nicht einmal ihre Väter gesehen, und gingen daher über Bostra und Petra nach Alexandrien, ja sogar bis Cyrene. Auch in Aegypten erwarb ihnen ihr Schwert Ehre genug, wie namentlich Herkuliskus einen großprahlerischen Mohrenfürsten im Zweikampf überwand. Sie verkehren mit den angesehensten Familien, gerathen auch manchmal in bedenkliche Händel, doch wird zuletzt stets ihre Großmuth anerkannt und es gelingt ihnen durch ihren Einfluß manche Heirath zu stiften, worauf frohe Feste folgen.

Inzwischen ist die Großfürstin mit ihrer Gesellschaft von Tyrus nach Korinth gereist und dahin werden Herkuliskus und Herkuladisla ebenfalls von dem schwedischen Prinzen Karl und anderen Freunden aus Alexandrien abgeholt, worauf die Reise nach Prag fortgesetzt wird. Hier erfreuen sich endlich alle nach der langen Trennung und nach so vielen Gefahren des Wiedersehens.

Aber auch jetzt ist noch ein Kampf zu bestehen. Miesla, der Sohn des polnischen Königes Leskus, hatte den König von Schweden und dessen Tochter in seine Gewalt bekommen. Wiederum rückte Alles zum Kriege aus. Auf der Ostsee und in Pommern wird tapfer gestritten, bis Miesla fällt und auch Leskus an seinen Wunden stirbt. Gustav, der zweite Sohn des schwedischen Königes, heirathet die junge Witwe des Leskus und wird zum Könige von Polen erwählt.

Sapores hat inzwischen noch immer nicht Damaspien vergessen können. Er fordert sie durch eine Gesandtschaft zurück und droht mit einem Einfalle der Scythen. Doch ist man wenig darum bekümmert und ernstere Sorgen erregt die Nachricht, daß der neue Kaiser Decius die Christen bedrängt, weshalb viele befreundete Familien aus Alexandrien, Italien und auch aus England nach Prag flüchten. Endlich vermählen sich Herkuliskus und Herkuladisla jeder mit der Schwester des andern. Die Großfürstin Klara heirathet den verwitweten König Olaf von Dänemark und ihre Tochter wird die Gemahlin des schwedischen Prinzen Karl, der auf der Flucht in Asien ihr treuer Begleiter gewesen war.

Das Verhältniß dieses Romanes zu dem Herkules.

Einförmige Wiederholung der Abenteuer. Weder hier noch im Herkules findet sich eine Beschreibung fremder Länder und Völker. Eine verdeckte Episode aus dem dreißigjährigen Kriege. Die einfache und trockene Schreibart.

So verwickelt diese Erzählung der Begebenheiten scheinen mag, habe ich mich doch auf eine möglichst einfache Angabe der Hauptsachen beschränkt und keine Episoden berücksichtigt. Welche unabsehbare Menge von einzelnen Abenteuern sich an diesen Stamm anschließt, kann man daraus entnehmen, daß die 6 Bücher des Romanes über 1460 enge gedruckte Quartseiten enthalten und daß ein Namenregister ungefähr 450 Personen nachweist, die in ihm auftreten. Eine besondere Charakteristik dieses Romanes wäre nicht nöthig, da wir uns ganz in demselben Kreise der Abenteuer und Interessen bewegen. Die Abweichungen gereichen wenigstens der jüngeren Dichtung nicht zum Vortheile. Sie ist in der That nur ein mattes Abbild des ersten Romanes. Man kann nicht sagen, daß die beiden jungen Helden hinter ihren Vätern zurückbleiben, aber sie beschäftigen uns nicht in demselben Grade, weil Bucholtz dort die Charaktere sich vor unseren Augen entwickeln ließ, hier aber alle Tüchtigkeit wie ein den Söhnen zugefallenes Erbe voraussetzt. Erst jetzt merkt man recht, wie viel Gehalt und lebendige Bewegung jene Dichtung der Heldenjungfrau Valiska verdankt, deren kühner und hochgestimmter Geist an allen Orten die ganze Umgebung aufregte und mit sich fortriß, während die Großfürstin und Damaspia sehr brave, aber keineswegs hervorragende Frauen sind. Das Uebelste aber ist es, daß Bucholtz sich hier selbst in den Episoden nur selten Zeit nimmt, die Erzählung durch eine spannende Verwickelung oder durch eine ins Einzelne gehende Ausführung unterhaltend zu machen, sondern ohne Aufenthalt von einem Vorfalle zum andern eilt. Der Roman zeigt uns daher wenig Neues und man begreift nicht, wie es dem Verfasser möglich war, ein so dickes Buch zu schreiben, in welchem sich beständig dieselben Abenteuer wiederholen. Bald haben die Helden mit Räubern zu kämpfen, die bei der unordentlichen Verwaltung der asiatischen Länder alle Straßen und Meere unsicher machen, bald ist unhöflichen und übermüthigen Gesellen, die ihnen eine Auskunft verweigern oder sie zum Zweikampf herausfordern, das Maul zu stopfen, bald

gewinnen sie in einem Freistechen den Preis, bald treten sie in einem gerichtlichen Zweikampfe für die Unschuld in die Schranken, bald wird eine Schaar von nachgesendeten Verfolgern niedergesäbelt und in dem wirklichen Kriege glänzt erst recht die Klugheit und Tapferkeit der Helden. Da geben sie den Ihrigen ein solches Beispiel, daß die Feinde zu Tausenden auf der grünen Heide liegen. Auch im Seekriege sind sie erfahren und verstehen es, den Schiffen mit Pechkränzen, die von Maschinen weithin geschleudert werden, den Untergang zu bereiten.

Die Frauen wieder haben häufig Ehrengefahren zu überstehen und nicht allein, wenn sie unter Räuber gerathen; denn sie werden in den verwilderten Zeiten sogar in manchem Schlosse, wo man sie als Gäste bewirthet, zur Nachtzeit angefallen. Doch immer sind entweder ihre treuen Ritter oder beherzte Diener und Dienerinnen nahe und bisweilen, wenn keine Hülfe erscheint, verstehen die Fräulein selbst von ihrem Messerlein einen geschickten Gebrauch zu machen und die Frevler mit Stechen und Schneiden auf den Tod zu verwunden. Man könnte aber an der männlichen Schönheit und den artigen Sitten unserer Helden zweifeln, wenn es nicht auch diesen begegnete, daß sie überall, wo sie hinkommen, die Herzen der Frauen entzündeten. Sie haben manchmal viele Noth, sich die rasenden Weiber und Mädchen vom Halse zu schaffen, und noch häufiger werden sie durch die zarte Liebe edler Jungfrauen in Verlegenheit gesetzt. Doch thut man diesen dann noch bei Zeiten kund, daß die fremden Herren für sie zu vornehm sind und auch schon in der Heimat ihre Bräute haben. Nicht selten übernehmen es die Prinzen selbst, eine junge Verehrerin damit zu trösten, daß sie ihr einen anderen Bewerber „angenehm machen" und namentlich gelingt es ihnen, in Aegypten viele Herzen und Hände zu vereinigen. Ueberhaupt ist Bucholtz diesmal noch weit eifriger darauf bedacht gewesen, die jungen Männer und Fräulein, die Witwer und die Witwen auf eine angemessene Art zu versorgen, weshalb nicht nur die Frauen, sondern auch die jungen Helden sich oft damit beschäftigen müssen, für ihre Günstlinge zu werben oder die Spröden zum Jawort zu bewegen, namentlich wenn dabei zugleich eine Bekehrung zum Christenthume in Aussicht steht. Es werden daher in dem Romane sehr viele Ehen geschlossen und z. B. auf der Rückfahrt in Korinth auf einmal eilf Paare getraut, die sämmtlich zur Reisegesellschaft der Großfürstin gehören, während einige Frauen, die schon in Asien vermählt wurden, eilends nach Padua weiterreisen müssen, um ein bequemes Wochenbett zu haben.

Die Religion, mit welcher der Verfasser den Amadisbüchern Trotz bieten wollte, ist auch hier nicht vernachlässigt. Es ist Männern und

Frauen eine Herzenssache, treue Freunde, die noch Heiden sind, zu bekehren, und außerdem werden Glaubensgespräche geführt und moralische Gegenstände abgehandelt. Man stellt die Bedingungen fest, unter welchen das Balgen d. h. der Zweikampf gestattet ist, man erörtert die Irrlehren des Montanus, nimmt sich des Ehestandes gegen den Cölibat an, vertheidigt die Zulässigkeit des Tanzes. Man belehrt die Heiden über Gott als den rechten Schöpfer der Welt, man disputirt mit einem griechischen Philosophen über die Dreieinigkeit, mit den Juden in Jerusalem über Christus, freilich mit keinem andern Erfolge, als daß sie noch halsstarriger werden. In Aegypten beeifert sich Herkuliskus einen persischen Atheisten von dem wirklichen Dasein des Teufels zu überzeugen, der seine Legion böser Geister unter sich habe, und beruft sich dabei auf die Bibel, auf Plutarch, Sueton und die allgemeine Erfahrung. Ihr leidenschaftliches Gespräch endigt mit einer Herausforderung. Dem Heiden wird von Herkuliskus der Bauch aufgeschlitzt; nun schweben ihm viele erschreckliche Teufel vor den Augen und er gesteht seinen Irrthum aus eigener Wahrnehmung.

Beide Romane haben durchaus keine geographische oder ethnographische Bestandtheile. Es sind nirgends Gestalt und Kleidung der Asiaten, nirgends ihre besonderen Sitten und Festgebräuche beschrieben, ebenso wenig seltene Thiere und Gewächse; ja es ist nicht einmal eine Scene in einen persischen Lustgarten verlegt und der Natursinn muß dem Verfasser völlig gemangelt haben. Dagegen hat schon Bucholtz eine Begebenheit aus der neueren Geschichte mit veränderten Namen und Umständen in den Herkuliskus aufgenommen. Doch bleibt es hier bei der einen Episode, während in Lohenstein's Arminius solche maskirte Geschichten sehr zahlreich sind und die ganze Composition durchdringen. Bei Bucholtz wird ein Fräulein Eleutheria Thalassia in ihrem Schlosse Aktinoporthmus, welches in dem Peloponnes liegt, von Feinden belagert. Der schwedische Prinz Karl gelangt dahin und übernimmt die Vertheidigung. Jetzt werden alle Angriffe des Feldmarschall Rhemina zurückgeschlagen und da die See offen ist, erhält man Lebensmittel und Verstärkung. Doch der römische Oberfeldherr, der greuliche Wütherich Irenechora, der von seinen Soldaten nicht so viele in den Schlachten verliert als er aufhängen läßt, will die Festung nehmen und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden. Er selbst kommt mit größerer Macht herbei, seine gewaltsamen Anstrengungen haben jedoch denselben schlechten Erfolg. Aktinoporthmus und Irenechora sind griechische Namen für Stralsund und Friedland, Rhemina ein Anagramm für Arnheim.

Die Schreibart ist auch in diesem Romane durchaus einfach. Der

Mangel an Poesie schützte den Verfasser vor den Verirrungen des Zeitgeschmackes und man weiß nicht, ob man diese nüchterne Farblosigkeit der Darstellung oder Ziegler's hochtrabenden Schwulst für den erträglicheren Fehler halten soll. Bei dieser Trockenheit des Tones mag es schon für eine Auszeichnung gelten, daß der Verfasser bisweilen den Versuch macht, Frauen von einem heiteren Naturell zu zeichnen, wiewohl auch in dieser Hinsicht Valiska unerreicht blieb. Die Mädchen necken bisweilen einander oder auch die Männer mit munteren Scherzen. So mußte sich ein sprödes Fräulein in bloßem Hemde von einem Ritter durch den Fluß tragen lassen und die Freundin zieht sie damit auf, daß das kluge Roß mit der schönen Last so säumig fortgegangen, weil ihr die Sporen gefehlt.

Ein Reiseabenteuer aus dem Romane.

Herkuliskus und Herkuladisla in der Wildniß.

(Herkuliskus' Wundergeschichte [1659] I, S. 841—844).

Sie verweileten eine grosse Stunde, und als sie nichts vernahmen, sagte Herkuladisla (Aurelius*), in Wahrheit wir haben mit unsern geruheten Pferden zu geschwinde geeilet, daß sie mit ihren matten und verwundeten nicht folgen können, daher sie schwerlich den Weg unter diesen Bäumen und Stauden treffen werden, den wir gangen sind. So geleite sie der allmächtige Gott, und uns auch, sagte Herkuliskus (Festus), und werden wir auf solche Weise müssen in vier Haufen reiten; Karl (der schwedische Prinz, hier Axel genannt) mit einem Fräulein (sie wusten aber nicht, welche es war;) Philip mit zwoen und wir fünfe in zween Hauffen. Es ritte sich ja noch wol, sagte Herkuladisla, wann man nur ein sicheres Nacht-Lager hette. Sie begaben sich immer weiter ins Gehölz hinein, als lange sie des Tages Schein merketen, aber da der Monde sein Liecht auswarf, stelleten sie ihren Ritt ein, und sagte Herkuliskus; wir werden dieses Orts ohn Zweifel vor den wilden Tihren wenig Sicherheit, noch weniger Ruhe haben, und wird durchaus nicht rahtsam seyn, daß wir die ganze Nacht

*) Beide machten, um den Schutz der römischen Statthalter zu genießen, ihre Reise in Asien als römische Ritter; Herkuliskus nannte sich Festus, Herkuladisla Aurelius.

über auf oder bey den Pferden bleiben; Auf der Erden haben wir eben so wenig Sicherheit, sagte Herkuladisla, darumb müssen wir einen Baum kiesen, auf welchen wir steigen, und so gut wir können, diese Nacht drauf zubringen.

Es stund in der nähe ein gewaltiger grosser Baum, der seine Aeste weit ausbreitete, und leicht zu steigen war; diesen wähleten sie ihnen zur Sicherheit, legten ihre Panzer ab, schnitten die Futter aus den Helmen loß, und setzten sie aufs Häupt; Pfeile, Bogen und Panzer hengeten sie an einen starken Zweig, und mit ihren Schwertern stiegen sie zimlich hinauf, biß an die Mittelhöhe, woselbst sie bequehme Sitze nahe bey einander funden, daß auch ohn anhalten sie sich daselbst fein behelffen kunten.

Sie hatten sich kaum fest gesezt, da höreten sie Löwen brüllen, Bähren brummen, und liessen sich die Tiger und Panther auch vernehmen, daß Herkuladisla sagete; Ich halte dieses mehr vor Gespenste, welche wir durchs Gebeht leicht abtreiben können, als vor warhafte Tiehre; denn wie wolten dieselben in so grosser Menge und unterscheid sich hieher versamlen? Es kan beydes bey einander seyn, sagte Herkuliskus, daher müssen wir zugleich das Gebeht und das Schwert gebrauchen. Aber daß es nicht alles Gespensterwerk war, erfuhren sie gar bald, massen ihre Pferde, welche eben an diesen Baum angebunden waren, von zween Löwen geschwinde zurissen wurden; und als diese Tiehre oben auf dem Baum einen Raub und angenehme Speise merketen, wolten sie in etlichen Stunden nicht weichen; welches aber ausser zweiffel den beyden gottfürchtigen Fürsten zum sonderlichen Schutze von Gott geschahe; dann weil diese Löwen sich daselbst aufhielten, durften keine andere Tiehre herzu nahen; aber als dieselben nach verlauf 6. Stunden davon gingen, ihre Köpffe schüttelnd und mit den Schwäntzen schlagend, kamen zween grimmige Bähren herzu, welche geschwinde genug waren, den Baum hinan zu klimmen, welches unsere Helden beym Mondenschein sehend, sich ermunterten, ihnen vorsichtig zu begegnen. Der kleinere kam Herkuliskus so nahe, daß er die eine Tatze an den Ast schlug, auf welchem er saß; aber er gab ihm einen starken Schnit über dieselbe, mit solchem Nachdruk, daß die Tatze, so weit sie getroffen ward, im Lauffe blieb und dieses scheußliche Tihr dadurch ganz undüchtig gemacht ward, weiter zu klimmen, hielt sich dannoch eine geraume Zeit mit der andern Tatze, dann es fürchtete den hohen Fall. Der ander kehrete sich nach Herkuladisla und zwar mit solchem Vortel, daß er so bald nicht Gelegenheit hatte, ihn mit dem Schwert zu treffen, daß es durchgehen kunte, biß das vergrellete Tihr mit dem

Kopffe so nahe kam, daß er ihm mit dem Knauffe seines Schwerts einen solchen gewaltigen Stoß auf das linke Auge gab, daß es gar herunterpurzelte, und im Falle auf den andern traf, daß sie beyde zur Erde fielen, auch der grössere auf den Kopf stürtzend, gar liegen blieb, und bald hernach den Geist aufgab. Der ander litte grossen Schmertzen an der hart verletzeten Tatze, doch machte er sich nach bestem Vermögen davon. Es lieffen noch andre wilde Tihre herzu, und frassen von den Pferden, und als der Tag begunte anzubrechen, kamen zween andre Bähren gesprungen, zwar nicht so groß und schwehr als die ersten, aber zum klimmen viel hurtiger.

Unsere beyde Helden hatten sich schon erkläret, herunter zu steigen, und ihren Weg zu Fusse vor sich zu nehmen, weil sie in einer Stunde nichts wanksames vernommen hatten, aber da sie gleich im heruntersteigen waren, wurden sie dieser freundlichen Gesellen gewahr, welche sich über das mit ihrer lieblichen Stimme bald verrieten, so daß die unsern kaum Zeit hatten hinauf zu steigen, und ihren vorigen Siz, dessen sie gewohnet waren, wieder einzunehmen. Es schwungen sich diese Tihre so leichtfertig hinauf, daß ehe mans hette mögen gedenken, sie den beyden Fürsten ganz nahe waren, die sich aber gleich so wenig seumeten, und Herkuladisla seinem Ansprenger das Schwert in den offenen Rachen stiess, daß es schier gar hinten ausging. Herkuliskus war benöhtiget, mit dem Rechten Arm sich anzuhalten, daher muste er das Schwert mit der Linken führen, deren er nicht so gar gewiß war; doch gab er dem Tihr einen solchen Schlag auf das linke Auge, daß es vom Baum hinunter stürtzete, aber es traf ihm mit der einen Tatze diesen Arm, daß es ihm denselben zimlich verwundete. Er achtete es nicht groß, ob er gleich das Blut trüpfen sahe, doch erinnerte ihn Herkuladisla, daß es nöhtig seyn würde herunter zusteigen, und den Schaden zu verbinden, weil nunmehr der helle Tag anbrach und der Allmächtige Gott sie vor weitern Anfall gnädiglich bewahren würde.

Als sie auf die Erde traten, danketen sie Gott von Herzen vor den geleisteten gnädigen Schutz, und funden, daß ihre Pferde biß aufs Gerippe verzehret waren; weil dann an Herkuliskus nichts als das Fleisch verletzet war, legte Herkuladisla von ihrer köstlichen Salbe etwas auf, und ob sie zwar des Schlafs mehr als etwas anders benöhtiget waren, so legten sie doch ihre Panzer an, und stürtzeten ihre Helme aufs Häupt, wiewol Herkuliskus den linken Ermel vom Panzer ablösen, und dahinten lassen muste, weil er denselben wegen der verwundung nicht leiden kunte.

Sie hielten ihr andächtiges Morgen-Gebeht, gaben sich auf die

Füsse, und weil wegen der dicken Wolken die Sonne nicht bald kunte gesehen werden, wusten sie die 4. Ecken, als Ost, West, Sud und Nord nicht zu unterscheiden, derwegen, als sie meyneten, wieder Nordwerz hinter sich zugehen, gingen sie Sudwest mit grosser Beschwehrlichkeit, weil sie weder zu beissen noch zu brechen hatten, daher Hunger und Durst sie zugleich anfochte, wobey sich nicht eine geringe Schlaf-Begierde befand.

Sie begunten den Wald-Wurtzeln nachzugraben, mit ihren Brodmessern und Schwertern, funden süß Holz gar stark und dicke, wie es in den Morgenländern gibt, und liessen ihnen solches sehr wol schmecken, weil es gut war, beydes den Hunger und Durst in etwas zu stillen. Aber vor den Schlaf wusten sie kein Mittel, daher sagte Herkuladisla zu Herkuliskus; Bruder lege dich hinter diese Hecke ein paar Stunden nieder, ich wil wol so lange wachen, und hernach auch ein wenig ruhen, damit wir desto besser fortkommen können. Er wolte sich zwar mit diesem etwas ümb die erste Ruhe nöhtigen; aber wie Herkuladisla darauf bestund, streckete er sich auf der Erde aus und schlief alsbald ein, nachdem er sich mit einem kurzen Gebet in Gottes Schuz befohlen hatte.

Herkuladisla befürchtete sich, da er stille würde, möchte ihn der Schlaf auch beschleichen, daher grub er des Süßholzes einen zimlichen Antheil, auch andere schmakhafte Wurzeln, aus Furcht, sie möchten an Ort und Ende kommen, da es ihnen an dieser Speise mangeln dürfte; wie ihnen auch hernach wiederfuhr.

Nun schlief Herkuliskus zwo, drey, vier Stunden hin, und erwachete nicht, daß Herkuladisla sich nicht mehr vor Müdigkeit behelffen kunte, derhalben, da er merkete, daß nichts Reges vorhanden war, legte er sich nahe bey seinen Freund, nachdem er geseufzet hatte: **HErr JEsus, dir lebe ich, dir sterbe ich, dein bin ich todt und lebendig;** und schlief damit so fest ein, daß der härteste Donner ihn nicht hette aufwecken mögen; es war aber die sechste Stunde des Tages, da er sich legte.

Herkuliskus leistete ihm noch zwo Stunden Geselschaft im schlaffen, hernach erwachete derselbe, sahe seinen Freund neben sich liegen, und gedachte, er würde mit ihm zugleich und auf einmahl eingeschlaffen seyn, daher er ihn angrief, daß er aufstehen solte, aber es war derselbe ganz unempfindlich; so sahe dieser bald darauf die vielen ausgegrabenen Wurzeln, woraus er abnahm, daß er noch nicht gar lange müste geruhet haben, sahe sich um, so weit er wegen der Bäume kunte, und als alles sicher war, nahm er ihm auch vor, etliche Wurzeln zu graben; er hörete aber nach verlauf anderthalb Stunden eine Schlange

pfeiffen, ergrif seinen Bogen, legte den Pfeil auf, und hielt sich fertig auf alle Begebenheit, wehrete auch nicht lange, da kam der abscheuliche Wurm zum Vorschein, drey Ellen lang, und so dicke, als eines starcken Mannes Bein, trug das Häupt empor, und durch geschwinde Schüsse eilete sie auf den schlaffenden Herkuladisla.

Herkuliskus drükete loß, und traf sie so glüklich, daß ihr der Pfeil gleich zum Maul hinein fuhr, welches sie schreckete, daß sie hinter sich zohfete, und sterbend sich überwarf. Es folgete aber bald eine andre hernach, die schier zur Helfte länger und dicker war, schupicht und glänzend, wie Gold und Feur durch einander, daher Herkuliskus die erste vor das Weiblein, diese aber vor das Mänlein schätzete. Er wolte diese nicht so nahe kommen lassen, wie die vorige, trat ihr entgegen, aber weil er sie auf den Leib traf, verwundete er sie nicht besonders, wodurch sie zum Grim und schleuniger Forteilung gereitzet ward; aber Herkuliskus sahe gleicher Gestalt, daß seine Wolfahrt auf der Eile bestund, wunderte sich, daß in einem Fortschusse sie über 6. gute Mannes Schritte erreichete, derwegen legete er einen schärffern auf, zielete zum fleissigsten, und durchborete ihr das eine fünkelnde Auge, daß sie wegen Schmertzen einen grossen Laut von sich gab, würde aber noch nicht abgelassen haben, ihm zuzusetzen, wann sie des Pfeils aus ihrem Auge hette können loßwerden; aber als sie sich in einem Busch zu verbergen suchte, stieß sie mit dem Pfeile an, daß sie vor grossen Schmertzen sich über und über warf, und sich so lange krümmete, biß sie endlich durch den Tod gestillet ward.

Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen.

Zu Radmeritz in der Oberlausitz 1653 geboren, erhielt er seine Ausbildung auf dem Görlitzer Gymnasium und auf der Universität zu Frankfurt an der Oder. Nach Joerdens fällt sein akademisches Studium in die Zeit von 1680 bis 84, man hat sich hier jedoch offenbar um zehn Jahre versehen. Ziegler war ein wohlhabender, unabhängiger Cavalier, der zuletzt das Städtchen Liebertwolkwitz bei Leipzig besaß, wo er 1697 starb. Bisweilen wird noch 1690 als sein Todesjahr angegeben, doch steckt hierin ein Irrthum, der bereits 1846 in den Blättern für lit. Unterhaltung Nr. 295 nachgewiesen ist.

Kein anderer Roman hat die Zeitgenossen so bezaubert, wie Ziegler's Asiatische Banise (1688). Ihr vollständiger Titel, den ich unten als Curiosum mittheile, gleicht einem marktschreierischen Komödienzettel, aber schon die eine Zeile: das blutige, doch muthige Pegu mußte mit jedem Worte das Interesse erregen. Der Verfasser führte seine Leser nach Indien, über dessen Völker die Seefahrer, die Kaufleute und Missionäre von Neuem so viel Seltsames berichteten. Die Banise allein verdiente in dieser Zeit einigermaßen den Namen eines ethnographischen Romanes. Ziegler stellte zwar seine Fürsten und Prinzessinnen ganz so dar, als ob sie an europäischen Höfen aufgewachsen wären, und ebenso sind nirgends die Länder Hinterindiens nach ihrer geographischen oder malerischen Beschaffenheit geschildert, aber man hörte doch von Revolutionen und Kriegen, die sich dort wirklich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts*) zugetragen hatten; man fand prächtige Tempel mit ihren Götzen, die Gebräuche bei Opfern, Heirathen, Begräbnissen beschrieben und der Verfasser bot dies Alles als Wahrheit dar, die er aus bestimmten Quellen geschöpft. Blutig war seine Geschichte so sehr, daß

*) Die Vorrede nennt das funfzehnte, der Titel aber spricht von dem geendigten letzteren, also dem sechzehnten Jahrhundert, was das Richtige ist.

sie auch Leser mit starken Nerven aus der Fassung bringen konnte, und wir werden in der Folge sehen, daß Ziegler sich überhaupt nur ein Genüge that, wenn er Tugenden und Laster, die Affecte und das Pathos der Sprache selbst bis zum Maßlosen steigerte. Das Blutige erhielt nun noch das Muthige zur Begleitung, welches an sich stets aufregend wirkt, und man muß einräumen, daß der Roman auch in diesem Punkte allen Erwartungen gerecht wurde. Bringen wir gar nicht die Tapferkeit in Anschlag, die auf den Schlachtfeldern und bei der Erstürmung der Städte ihren Glanz entfaltete, wie geschickt ist die letzte Situation gewählt, in der Balacin und Banise ihre Heldennatur beweisen. Die Prinzessin steht an dem Opfersteine, man läutet die Sterbeglocken und das Messer ist gezückt, das ihr Herz durchbohren soll: da läßt sie sich einen Trauergesang vorsingen, den sie selbst zu diesem Zwecke gedichtet und in Musik gesetzt, und während der Roman die Leser mit den umständlich geschilderten Vorbereitungen zu ihrer Hinrichtung erweicht, nimmt sie selbst in einer wohlgesetzten Rede mit stoischer Standhaftigkeit von dem Leben Abschied. Gleichzeitig befindet sich ihr Balacin, dem Tode trotzend, in einer Verkleidung unter den Priestern und ermordet plötzlich den Tyrannen in der Mitte seiner getreuen Bramaner. Außerdem war die verhältnißmäßige Kürze dem Romane vortheilhaft (910 Octavseiten), da sie es mit sich brachte, daß die Handlung einen lebhafteren Verlauf hatte und die affectvollen Scenen einander rascher folgten. Man ließ sich jedoch auch eine Fortsetzung gefallen, die der Schlesier Joh. Georg Hamann († 1733) hinzudichtete.

Joerdens erwähnt sechs neuere Ausgaben der Banise (1690, 1721, 1728, 1738, 1753, 1764—66), Graeße noch eine siebente (1716).*) Joachim Beccau benutzte den Roman zu einer Oper (1710), Frdr. Wilh. Grimm dichtete ihn in ein Trauerspiel um (1733). Noch bei Goethe gehört der Tyrann Chaumigrem zu den Figuren, welche Wilhelm Meister als Kind auf seiner kleinen Bühne auftreten ließ. Natürlich wurde ein so beliebtes Buch auch öfters nachgeahmt.

Ziegler's zweites Werk, Heldenliebe der Schrift Alten Testamentes, in sechzehn anmuthigen Liebesbegebenheiten (1691—1710), habe ich nicht berücksichtigt, weil diese Dichtungen mehr mit Hoffmannswaldau's Heroiden als mit dem politischen Romane in Zusammenhang stehen.

*) K. Goedeke im „Grundriß der d. Dichtung" (1862) II, 510 nennt statt dieser eine Ausgabe von 1707 und giebt 1663 als Ziegler's Geburtsjahr an.

Die Asiatische Banise oder das blutig- doch muthige Pegu, dessen hohe Reichs-Sonne bey geendigtem letztern Jahr-Hundert an dem Xemindo erbärmlichst unter- an dem Balacin aber erfreulichst wieder auffgehet. Welchem sich die merckwürdigen und erschrecklichen Veränderungen der benachbarten Reiche Ava, Aracan, Martabane, Siam und Prom, anmuthigst beygesellen. Alles in Historischer, und mit dem Mantel einer annehmlichen Helden- und Liebes-Geschichte bedeckten Wahrheit beruhende. Diesem füget sich bey eine, aus Italiänischer in Deutsch-gebundene Mund-Art, übersetzte Opera, oder Theatralische Handlung, benennet: Die listige Rache oder Der Tapffere Heraclius. Auffgesetzet von H. A. v. Z. U. K. 1689. 8.

Inhalt.

Der Asiatischen Banise Erstes Buch.

Dacosem, der König von Ava, führte einen ungerechten Krieg gegen seinen Neffen, den Kaiser von Pegu. Er hatte den Verräther Chaumigrem in seine Dienste genommen und über seine Heere gesetzt. Dieser verstand es trefflich, sich dem Könige unentbehrlich zu machen. Obgleich häßlich, von rohen Sitten und der Abscheu aller Redlichen, durfte er sich sogar um die Prinzessin Higvanama, die Tochter Dacosem's, bewerben. Sie hatte nur an ihrem Bruder Balacin einen Schutz. Als Chaumigrem ihr einst mit unehrerbietiger Zudringlichkeit einen Kuß abforderte, schlug ihn Balacin zu Boden. Chaumigrem forderte ihn dafür zum Zweikampfe heraus, entzog sich aber der Gefahr, in welche ihn diese Verwegenheit stürzte, durch eine schleunige Abreise. Sein Bruder war nämlich Statthalter über Brama gewesen, welches dem Kaiser Xemindo von Pegu gehörte, und hatte sich gegen diesen empört. Chaumigrem erhielt jetzt die Nachricht, daß derselbe in einer Schlacht gefallen sei, und eilte nach Brama, um dieses Reich, wie ein ihm zugefallenes Erbe, in Besitz zu nehmen. Dacosem legte den Verlust Chaumigrem's, der ihn durch seine Gesellschaft ganz bezaubert hatte, seinen Kindern zur Last und verbannte sogar seinen Sohn Balacin auf ein Jahr.

Von seinem muntern Diener Scandor begleitet, besuchte Balacin zunächst einen Tempel in dem Flecken Pandior an der bramanischen Grenze und erhielt hier eine glückverheißende Weissagung, der

zufolge er sich nach Pegu begab. Nahe bei dieser Stadt rettete er im Tigerholze Xemindo, dem Kaiser von Pegu, das Leben, als diesen von Chaumigrem gedungene Meuchelmörder anfielen. Balacin gab sich für den Prinzen Pantoja von Tanassery (Tenasserim) aus. Xemindo überhäufte ihn mit Geschenken und bestimmte ihm die Prinzessin von Saavady, die er mit dem Königreich Cambaija (Cambodja) ausstattete, zur Gemalin. Dies erregte jedoch nach keiner Seite hin Freude. Denn dem verbannten Prinzen von Ava hatte in jenem Tempel ein Traumbild Banise, die Tochter Xemindo's, gezeigt, deren unbeschreibliche Schönheit alle Frauen Asiens in Schatten stellte. Auch der Prinzessin von Saavady war eine Verbindung mit Balacin keineswegs erwünscht, denn sie liebte den Prinzen Zarang von Tangu, der sich am Hofe zu Pegu aufhielt. Die Verwirrung vollständig zu machen, liebte Zarang wieder Banise, während es der Prinzessin von Saavady wenig Trost gab, daß sie ihrerseits an Xemin, dem Sohn Xemindo's, einen Bewerber hatte. Balacin's Belohnung lief also darauf hinaus, daß ihm eine Braut zu Theil werden sollte, die nicht seine Erkorene war und die ihn selbst nicht mochte, und daß ihm außerdem die Eifersucht den Erbprinzen von Pegu zum Feinde machte.

Ein Zufall verschaffte ihm jedoch die Gelegenheit, sich abermals den Beherrscher von Pegu zu verpflichten. In dem kaiserlichen Lustgarten wird nämlich eine Dame von einem Panther angefallen. Balacin eilt ihr zu Hülfe und erschlägt das Thier. Er erkennt in ihr Banise, wie sie ihm der Traum gezeigt. Der Kaiser und die Prinzessin danken ihm mit den verbindlichsten Worten. Es folgen prächtige Hoffeste, namentlich eine Wasserfahrt, die ausführlich geschildert wird. Jetzt aber trifft die Unglückspost ein, daß Chaumigrem das Reich Martabane überfallen habe, dessen König ein Schwiegersohn Xemindo's war, und darin mit entsetzlicher Grausamkeit hause. Zarang redet dem Eroberer das Wort, um Xemindo einzuschüchtern und ihm dann durch das Versprechen seines Beistandes Banisen's Hand abzudringen, doch Balacin tritt ihm kräftig entgegen und Zarang verläßt den Hof unter Drohungen.

Nun wird Balacin als der Prinz von Ava erkannt, der Kaiser verlobt ihn mit Banise und ihr Bruder Xemin betrachtet ihn nicht mehr als seinen Nebenbuhler. Die Verhältnisse trüben sich jedoch sogleich wieder, da Chaumigrem dem Kaiser von Pegu selbst den Krieg ankündigt. Xemindo rüstet eifrig. Balacin reist nach Ava zurück, um seinen Vater Dacosem zum Bündnisse mit Xemindo zu bewegen. Doch der Vater läßt ihn festnehmen und er muß zwei Monate in der Haft bleiben.

Inzwischen erobert Chaumigrem ganz Pegu, wobei der Erbprinz Xemin im Kampfe fällt, der Kaiser Xemindo und Banise gefangen werden. Balacin erhielt endlich zu Ava seine Freiheit und eilte mit Scandor nach Pegu, welches jetzt von Chaumigrem beherrscht wurde. Er versteckte sich, während der Diener auf Kundschaft ausging, im Tigerholze, hatte hier aber einige Feinde zu besiegen und auch einen Kampf mit einem Tiger zu bestehen. Nach seiner episodischen Anordnung beginnt der Roman mit einer Verwünschung Chaumigrem's und mit diesen Heldenthaten. Balacin fand bei einem treuen Diener des vorigen Kaisers, bei dem Schatzmeister Talemon, den Chaumigrem begnadigt hatte, einen sichern Zufluchtsort. Er war um das Schicksal Banisens bekümmert, doch eröffnete sich ihm unerwartet einige Aussicht zu ihrer Rettung, da er die Nachricht erhielt, daß der plötzliche Tod seines Vaters Dacosem ihn in den Besitz von Ava gebracht und außerdem Reichsrath und Stände des mächtigen Reiches Aracan ihn zu ihrem Könige erwählt hätten. Zur Zeit wußte er freilich nicht einmal, ob Banise noch am Leben sei, und er blieb daher vorerst bei Talemon, wo er mit Ponnedro, dem Sohne des letzteren, und einem andern treuen Anhänger des vorigen Kaisers von Pegu bekannt wurde.

Der Asiatischen Banise Anderes Buch.

Man unterrichtete Balacin über die letzten Schicksale Pegu's und über die blutigen Thaten Chaumigrem's, der jetzt seine Herrschaft in dem neuen Reiche mehr zu befestigen strebte. Xemindo wurde von ihm grausam verhöhnt und hingerichtet, Banise aber entging dem Tode, indem Abaxar, dem ihre Hinrichtung befohlen war, den Tyrannen durch die Leiche einer Sklavin täuschte. Chaumigrem eroberte nun noch das Reich Prom und um so leichter, weil es von einer verwitweten Königin beherrscht wurde, die den rechten Erben, ihren Stiefsohn Paleckin, verdrängt hatte. Wieder verübt der Tyrann die unmenschlichsten Greuelthaten. Er besaß nunmehr vier Reiche, Brama, Martabane, Pegu und Prom.

Als ein heiteres Zwischenspiel folgt die Erzählung, wie Scandor, der Diener des Prinzen Balacin, zu einer Frau kam. Die Tochter Talemon's, bei dem sich Balacin im Verborgenen aufhielt, verfolgte diesen, in welchem sie keinen Prinzen vermuthete, mit einer rasenden Liebe. Da er von ihrer Rache eine Entdeckung befürchtete, stellte er sich nachgiebig. Die Stiefmutter, Talemon's jetzige Frau, verabredete mit dem Mädchen, daß sie sich von dem Fremden die Erlaubniß zu einem nächtlichen Besuche auswirken sollte; sie hatte den Plan, das Paar

zu überfallen und den Gast zu nöthigen, daß er sich augenblicklich mit ihrer Tochter trauen ließe. Der Anschlag gelang vollkommen, doch war der Prinz nicht in die Falle gegangen, sondern Scandor hatte es aus treuer Anhänglichkeit übernommen, ihn zu vertreten. Die Braut und die Schwiegermutter wurden durch reiche Geschenke des Prinzen versöhnt und waren endlich mit dem Tausche zufrieden.

Inzwischen hatte man dem Tyrannen Chaumigrem hinterbracht, daß Banise noch am Leben sei. Er verfällt in eine rasende Wuth und bedroht sie selbst und ihren Retter Abarar mit tausend Toden. Als aber Banise vor ihn gebracht wird, bezaubert ihn ihre Schönheit. Die Verlobte Balacin's trifft das traurigere Geschick, daß der Tyrann sie zur Frau begehrt und ihr nur einige Tage Bedenkzeit zugesteht. Sie wird Ponnedro, dem Oberhofmeister über das kaiserliche Frauenzimmer, zur Bewachung übergeben. Ponnedro ist aber, wie oben schon erwähnt wurde, der Sohn Talemon's und hat den Prinzen Balacin kennen gelernt. Durch seine Vermittelung tritt dieser mit Banisen in Verkehr. Ja ein Zaubermittel, welches der Prinz bei seiner ersten Reise nach Pegu in jenem Tempel erhalten hatte, setzt ihn in Stand, sich selbst und Scandor unkenntlich zu machen. Sie gehen als portugiesische Kaufleute in den Frauenpalast; doch muß Ponnedro den Prinzen rasch verstecken, da eben Chaumigrem selbst in Banisens Zimmer tritt. Nach der Verabredung mit Ponnedro stellt sie sich gegen den Tyrannen freundlich, um noch einen Aufschub von drei Tagen und um die Begnadigung Abarar's, der ihr einst das Leben gerettet, zu erlangen: Chaumigrem gewährt ihr Alles und ist höchst vergnügt. Balacin hatte diese Unterredung hinter einer Wand angehört und dabei alle Qualen der Eifersucht empfunden. Jetzt, als Chaumigrem weggeht, darf er selbst Banisen sprechen. Kaum hat er sie mit wehmüthiger Freude begrüßt, da kommen die Frauen mit Scandor herein. Dieser macht sich jedoch das Vergnügen, den Hofdamen seine Waaren mit satirischen Scherzen anzupreisen, wodurch sie beschäftigt werden, während Balacin und Banise sich ungestört im Cabinette besprechen und die Flucht verabreden. Banise entkommt aus dem Palaste und entflieht mit dem Prinzen bis in eine Wildniß, doch während er daselbst einen Weg sucht, wird sie von den Verfolgern entdeckt und nach Pegu zurückgebracht.

Die Prinzessin wurde von dem augenblicklichen Tode dadurch errettet, daß Chaumigrem ihr nicht zu entsagen vermochte und daß sie an dem greisen Oberpriester, in der Landessprache Rolim genannt, einen Gönner erhielt, da derselbe plötzlich von einer heftigen Leidenschaft für sie ergriffen wurde. Der Rolim gab Banisen den Rath, um 6 Monate

Frist zu bitten, damit sie in einem einsamen Tempel ihren Vater betrauern könnte, und setzte es bei Chaumigrem durch, daß ihr dies Gesuch gewährt wurde. Nachdem jene Entführung mißlungen ist und bei Banisens strenger Einschließung in dem Tempel kann Balacin nur noch auf die Gewalt der Waffen rechnen und eilt daher nach Ava zurück, wohin ihm Scandor folgt. Hier ließ er seine Schwester Higvanama bei glänzenden Festen als Königin krönen. Er selbst begab sich nach Aracan, wo ihm die Stände huldigten und das Volk ihn mit Frohlocken aufnahm. Sein erstes und hauptsächlichstes Vorhaben war der Krieg gegen Chaumigrem; man rüstete mit der größten Begeisterung.

Chaumigrem, obgleich einst nur ein „dürftiger Graf", hatte an dem Kaiserthum Pegu nicht genug, das für „den weiten Rachen seines Landhungers kaum ein Frühstück" war. Er beschloß, den König von Siam, den einzig rechtmäßigen Herrn des weißen Elephanten, mit Krieg zu überziehen. Chaumigrem gönnte ihm diesen oberherrlichen Titel nicht und rückte mit zwölf- oder funfzehnmal hunderttausend Mann in Siam ein, ehe man hier noch gerüstet hatte. Der König von Siam übertrug den Oberbefehl seinem Sohne Nherandi, der schon zu Dacosem's Zeit mit Balacin's Schwester Higvanama verlobt gewesen, aber damals vor Chaumigrem hatte weichen müssen. Der Krieg dreht sich hauptsächlich um die Eroberung der am Menam gelegenen Hauptstadt Odia, auch India oder Siam genannt, die auf das Tapferste vertheidigt wird. Chaumigrem läßt nichts unversucht; täglich schaffen zweihunderttausend Mann Sand, Steine und Holz herbei, um den Strom auf die andere Seite zu drängen und einen Damm zum Angriff herzustellen. Bei den Stürmen und Ausfällen werden unzählige Menschen hingeschlachtet. Zwei Monate währt das Blutvergießen und Chaumigrem geräth in die höchste Wuth, da ihm jetzt auch Balacin, als König von Aracan, den Krieg ankündigt.

Indessen stand es auch in der Stadt übel. Des Königs von Siam jüngste Tochter war gestorben, man argwöhnte, durch Gift und dieß veranlaßte eine grausame Verfolgung aller Verdächtigen. Ja die Prinzessin Fylane, wie der Prinz Nherandi ein Kind aus des Königs erster Ehe, wurde von der rachsüchtigen Stiefmutter genöthigt, sich der Feuerprobe zu unterziehen und mit bloßen Füßen über ein Lager von glühenden Kohlen zu gehen. Fylane sollte sogar hingerichtet werden, doch endlich regte sich in dem Könige die menschliche Natur und Abaxar, derselbe, welcher vorhin Banisen das Leben erhalten, und der als Kriegsgefangener nach Siam gebracht war, durfte für ihre Unschuld einen Zwei-

kampf bestehen. Dem Prinzen Nherandi hatte man die an seiner Schwester verübte Grausamkeit zu verbergen gewußt.

Jetzt war Chaumigrem mit seinen Vorbereitungen zu dem Hauptsturme fertig. Er griff mit solcher Gewalt an, daß es schien, als wollte „Alles in den ersten verwirrten Klumpen der Welt zerfallen und das unterste oben gekehret werden." Die Stadt geräth in Flammen und wird erobert. „Die Feder würde ermüden, den Jammer zu beschreiben." König und Königin tödten sich durch Gift, Fylane und Nherandi werden gefangen, kommen aber unter die Obhut des Abarar, der sich durch seinen Kampf für Fylane ihre Liebe erworben. — Inzwischen hatte Banise Noth, sich gegen die Zumuthungen des Nolim zu schützen; ja sogar Zarang war einmal in Frauenkleidern in den Tempel geschlichen und hatte seine Bewerbungen erneuert.

Der Asiatischen Banise Drittes Buch.

Chaumigrem mußte aus Siam eiligst in sein Hauptreich zurückkehren, denn Balacin war bereits mit der Macht der Aracaner in Pegu eingerückt, wobei Scandor an der Spitze eines Freicorps verwegene Thaten ausführte. Es kommt zu einer mörderischen Schlacht, in welcher endlich einmal dem Wütherich und zwar durch List ein Sieg abgewonnen wird. Balacin hatte nämlich da, wo die Heere sich begegnen sollten, auf einer weiten Fläche Minen graben und mit Pulver füllen lassen. Die Elephanten und die Hauptmacht Chaumigrem's werden im Laufe der Schlacht auf dies Feld gelockt und die Explosion thut eine furchtbare Wirkung. Balacin belagert nun Pegu. Unerwartet erhält er von Jemand, der mehr sein Gegner als sein Freund ist, Unterstützung. Der Prinz Zarang von Tangu kommt nämlich ebenfalls mit einem Heere herbei, um Banisen den Händen Chaumigrem's zu entreißen. Beide Nebenbuhler verabreden, daß Banise dem angehören solle, der sich das Verdienst erwirbt, sie befreit zu haben. Zarang geht sogleich mit Eifer an's Werk, Balacin ist aber so klug, sich ganz des Kampfes zu enthalten; er sieht ruhig zu, wie Zarang und Chaumigrem einander aufreiben, um im rechten Augenblicke mit seinen frischen Kräften über beide geschwächte Gegner herzufallen. Jetzt kommt auch Higvanama aus Ava mit einem Heere ihrem Bruder zu Hülfe, eine noch größere Macht führt ihm Nherandi aus Siam zu. Die Mitwirkung Zarang's ist daher ganz überflüssig und Balacin hat das Glück, diesen lästigen Bundesgenossen abziehen zu sehen. Derselbe wird nämlich von Banisen benachrichtigt, daß sie aus Pegu entfliehen und zu ihm ihre Zuflucht nehmen wolle. Bei einem nächtlichen Ausfalle gelingt es der Prinzessin,

während des Getümmels aus der Stadt zu entkommen, und sie wird in Sicherheit gebracht. Bald aber muß Zarang entdecken, daß die Gerettete nicht Banise, sondern die Prinzessin von Saavady ist, die ihn (wie im ersten Buche erzählt wurde) bei seinem frühern Aufenthalte in Pegu liebgewonnen und jetzt getäuscht hatte. Ihre leidenschaftliche Zuneigung rührt endlich sein Herz; er erwählt sie zu seiner Gemalin und entsagt Banisen, worauf er, da ihm jetzt an der Besiegung Chaumigrem's nichts gelegen ist, mit seinem Heere nach Tangu zurückgeht.

Balacin gebot nun vor Pegu über gewaltige Heere und doch war die Rettung Banisens sehr zweifelhaft. Sie verweilte noch immer in dem einsamen Tempel und war daselbst der Zudringlichkeit des greisen Rolim ausgesetzt. Einst wagte er einen wahnsinnigen Anfall und sie stach ihm das Messer ins Herz. Jetzt scheint ein martervoller Tod unabwendbar. Es wird zunächst der getödtete Rolim auf eine prachtvolle Weise bestattet, alsdann ein neuer Rolim gewählt und unter seltsamen Feierlichkeiten in sein Amt eingeweiht. Banise soll dem Kriegsgotte als Opfer dargebracht werden, doch sind noch einundzwanzig Tage zur Vorbereitung erforderlich. Auch diese Frist verlief, sie hatte nur noch drei Tage zu leben und ihre Rettung erheischte die gewagtesten Mittel. Balacin und Scandor machen sich wieder durch jenes Zaubermittel unkenntlich und lassen sich, in Portugiesische Hauptleute verwandelt, von den Peguanern gefangen nehmen. Da es das Amt des jüngsten Priesters war, die Opfer zu schlachten, erkaufte sich Balacin von dem Rolim die Priesterwürde, um Banisen in der äußersten Noth nahe zu sein. Der Tag des furchtbaren Festes war gekommen. Bei den prachtvollen Zurüstungen versammelt sich der Kaiser mit dem Hof und das Volk vor dem Tempel. Banise steht an dem Opfersteine. Da nimmt Balacin seine natürliche Gestalt an, Priester und Volk schreien Verrath. Chaumigrem stürzt auf Banisen zu, um sie selbst zu erdrosseln, wird aber sogleich von Balacin tödtlich verwundet und wälzt sich in seinem Blute. Jetzt sind auch Balacin's Freunde thätig. Abaxar, der heimlich in Pegu die Anhänger des vorigen Königes und Banisens gesammelt hatte, eilt dem Prinzen zu Hülfe und es entsteht an dem Tempel ein blutiges Gefecht. Inzwischen ist auch bereits das Heer unter Nherandi's Führung in die Stadt eingebrochen und nach kurzem Kampfe ist die Herrschaft des Tyrannen gestürzt.

Das treue Ausharren der liebenden Paare wird gekrönt. Außer Balacin, der nunmehr Kaiser von Pegu ist, und Banise vermählen sich Nherandi, der König von Siam, und Higvanama von Ava, ferner Abaxar, der sich als den verschollenen Prinzen Paleckin von Prom zu erkennen

giebt, und Fylane, die Schwester Nherandi's. Die Generale veranstalten eine Nachtmusik, die einen „anmuthigen Siegesstreit" zwischen Venus und Mars, welcher sich zuletzt für überwunden erklärt, zum Inhalte hat. Die portugiesischen Kaufleute, denen ein freier Handel durch das ganze Reich zugestanden wird, bezeigen alsdann ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ein Drama nach europäischer Art aufführen lassen; es hat den Titel: Die listige Rache oder der tapfere Heraklius. Der Gegenstand ist aus der Byzantinischen Geschichte genommen, die Behandlung jedoch ohne Werth und Ziegler hat es nur aus dem Italienischen übersetzt.

Einige Hinweisungen auf die Beschaffenheit dieses Romanes.

Die Vorliebe des Verfassers für das Grelle. Der Bösewicht Chaumigrem und Banise, das Ideal geistiger und leiblicher Vollkommenheit, als extreme Gegensätze. Die moderne Auffassung der Personen und Zustände. Prunk und Schwulst der Darstellung. Die schulmäßige Rede. Vermeidung der Sprachmengerei.

Den hauptsächlichsten Inhalt des Romanes bildet die Geschichte eines asiatischen Usurpators und Eroberers. Ihr Verlauf ist der gewöhnliche. Wir hören zuerst von einer langen Reihe siegreicher Kämpfe, die zur Unterjochung der Nachbarländer unternommen werden, und dann erfolgt sein jäher Sturz. Die Erzählung ruht auf einer historischen Grundlage und ich werde die Quelle, die der Verfasser nennt, unten anführen, doch habe ich dieselbe nicht vergleichen können. Begebenheiten, die ihren Schauplatz in Indien hatten, mochten bei dem steigenden Verkehre der Europäer mit diesem Wunderlande damals für die Leser einen besonderen Reiz haben, und so finden wir auch hier in den Heeren Portugiesen, welche bei den eingeborenen Fürsten dadurch zu Einfluß gelangen, daß sie ihnen in der Anwendung der Kanonen an die Hand gehen und durch eine Betheiligung an dem Kampfe nützlich werden. Wie es noch heute in den historischen Romanen gebräuchlich ist, hat der Verfasser in die allgemeinen Kriegs- und Staatsangelegenheiten die Schicksale liebender Paare, hauptsächlich Balacin's und Banisens, eingeflochten. Die Kriege treten jedoch mehr hervor, deren Darstellung man ein persönliches Interesse des Schriftstellers anmerkt.

Die Schlachten und Belagerungen sind mit eingehender Umständlichkeit und auf eine lebhafte Weise beschrieben. Ueberfälle, Verfolgung, listige Anschläge schmücken das allgemeine Gemälde mit einem abenteuerlichen Detail. Dabei sollen nach dem Maßstabe, den man an jene großen asiatischen Reiche zu legen gewohnt war, auch ungeheuere Zahlen ihre Wirkung thun. Die Heere bestehen gewöhnlich aus Hunderttausenden, bei ihrem Geschrei fallen die Vögel vom Himmel. Ein fürchterliches Blutbad, das die Feder nicht beschreiben kann, bildet den Gipfelpunkt der Schilderung und es folgt dann noch eine traurige Zugabe von martervollen Hinrichtungen. Vor Martabane waren so Viele gefallen, daß das Heer sich wegen der Menge der Todten in fünf Tagen nicht der Stadt nähern konnte, obgleich täglich 6000 Mann mit der Verscharrung der Leichen beschäftigt waren. Auf Leser, welche die Schrecken des dreißigjährigen Krieges in der Erinnerung hatten, konnten nur Bilder mit grellen Farben Eindruck machen und an solchen fehlt es hier nicht, wie die Schilderung der Einnahme Odia's zeigen mag: „Was die Flamme verschonte, das wurde von den unbarmhertzigen Bramanern mit Mord und Todschlag dermaßen erfüllet, daß das Blut durch die trockenen Gassen gleichsam strömte. Hier sahe man die Körper der Alten und Jungen auf entsetzliche Weise hingerichtet in ihrem Blute liegen und kunte man fast keinen Fuß fortsetzen, daß man nicht auff Leichen wandelte: ja die Gassen schienen mit abgehauenen Köpffen, Armen, Schenkeln und halb gebratenen Leibern gepflastert zu seyn. Dort klebte noch an den Mauern das verspritzte Gehirn der unschuldigen Kinder, welche die verteuffelten Ueberwinder zerschmettert hatten und die Säuglinge lagen noch den erwürgten Müttern an ihren kalten Brüsten, saugeten statt Milch das geronnene Blut in sich und lalleten, winselten und schrien so erbärmlich, daß die Steine darüber hätten springen mögen."

Das Grelle ist der hervorstechendste Zug dieses Romanes. Ziegler wollte rühren und setzte voraus, daß Herz und Sinn damals nur in dem stärksten Feuer weich wurden. Wie pathetisch er die Scene ausgemalt hat, als Banise den Tod erleiden soll, wird man weiterhin sehen. Das jammervolle Ende ihres Vaters, des Kaisers von Pegu, hat er ebenfalls mit sorgsamer Benutzung der wirksamsten Mittel geschildert. Von seinem Volke verrathen, steht der mächtige Kaiser, mit Ketten beladen, vor seinem rohen Ueberwinder. Das Herz will ihm brechen, er sinkt zu Boden und bittet zweimal um ein wenig Wasser. Um sich an dem Jammer des Vaters und der Tochter zu weiden, läßt Chaumigrem die Prinzessin herbeiholen. Sie tritt, von Henkersknechten geleitet, ein und

reicht dem Vater mit gefesselten Händen die Schale, worauf sie vor ihm niederfällt und in Thränen zerfließend sein Angesicht küßt. Chaumigrem befiehlt, sie in den Armen des Vaters niederzusäbeln. Als Xemindo zur Hinrichtung geführt wird, steckt man ihn in ein zerlumptes Bettlerkleid und verhöhnt ihn mit einer strohernen Krone. Er reitet auf einem halb verhungerten Gaul und der Scharfrichter sitzt hinter ihm. Ein Henkersknecht giebt ihm einen Backenstreich, daß das Blut hervorstürzt, der großmüthige Kaiser erträgt aber diesen Schimpf mit höchster Geduld. Auf der Richtstätte schlägt man ihm das Haupt weg und zertheilt den Körper in acht Stücke. Mit solchen Scenen mußte das blutige Pegu wohl alle Welt ergötzen.

Auch wo es sich nicht um solche Schrecken, sondern mehr um ein anziehendes Phantasiebild handelt, verstand es Ziegler, stark aufzutragen. Balacin kommt vor Pegu an, als es bereits in der Gewalt des Chaumigrem ist, und wünscht Blitz, Donner und Hagel auf die verrätherische Stadt herab. Er wird dafür von drei Bramanern angefallen, erlegt aber zwei und der dritte entweicht. Er selbst hat einen Hieb über die Achsel erhalten, daß das Blut über seinen himmelblauen Rock herabfließt. Um sich zu verbergen, kriecht er in eine Höhle, die der Strom unter den Wurzeln der Bäume ausgewaschen. Bald erscheinen oben Feinde, die ihn suchen. Sie finden nur die beiden Leichen und stürzen sie in den Fluß, doch bleiben dieselben auf dem Sande gleich vor der Höhle liegen. Am späten Abend geht der Mond mit vollem Lichte auf. Den Prinzen quält in seinem Verstecke der Hunger, die Wunde schmerzt ihn und die beiden Todten zeigen ihm ihre gräßlichen Gesichter. Man sollte meinen, diese Situation sei romanhaft genug. Nun aber entdeckt Balacin in der Höhle noch andere Leichen, die der Strom bei dem neulichen Blutbade in Pegu hierher getragen. Er sucht in der Finsterniß seinen Säbel und erfaßt bald eine eiskalte Hand, bald einen Kopf voll Haare, bald andere vermoderte Glieder. Da kommt gar noch ein heißhungriger Tiger in die Höhle, der in die todten Körper hineinfrißt. Der verwundete Prinz muß einen neuen Kampf bestehen.

Dieselbe Richtung auf das Extreme kommt auch bei den Charakteren zum Vorschein. Von Königen, die aus Schwäche grausam sind, einem verdorbenen Priester und einigen boshaften Stiefmüttern anfangend, steigt der Roman bis zu Chaumigrem auf, der ein furchtbarer Blutmensch, ein physisches und moralisches Ungeheuer ist. Ihnen gegenüber steht, mit allem Glanze menschlicher Größe geschmückt, die moralische Würdigkeit: die Tapferkeit, Rechtschaffenheit und die Liebe edeler Helden, die standhafte Treue der Frauen. Doch gleichen alle Personen

dieser Gattung einander, nur daß Einzelne nach ihren Schicksalen mehr hervortreten. Unter diesen Umständen verdient der Versuch, in Scandor eine besondere Individualität aufzustellen, Beachtung. Sein Stand erlaubt ihm, ein munteres, witziges Wesen darzulegen, während sich für die fürstlichen Personen der Humor nicht geschickt hätte. Der ideal gestimmte Herr, der überdies meistens in einer tragischen Situation ist, hat den anspruchlosen, lebenslustigen und leichtblütigen Diener neben sich, dem man, da er eine musterhafte Anhänglichkeit beweist, die für gemeiner geltenden Reden und Sitten gerne verzeiht. Es tritt hier ein solches Paar auf, mit dem Hüon und Scherasmin, Don Juan und Leporello, ja sogar Tellheim und Just einige Aehnlichkeit haben, wenn man nicht gar an Don Quixote und Sancho Pansa erinnert wird. Denn bisweilen sind Scandor's Scherzreden freilich etwas ungelenk und der Witz geht nicht über die gewöhnlichsten Späße hinaus. Als Prinz Balacin ihm zuredet eine Frau zu nehmen, meint er keine zu finden, die für ihn paßte. Die Schöne mag er nicht, weil ihn Fieber, Pocken und hundert Unfälle um den Schatz bringen könnten, der guten Freunde auch nicht zu vergessen. Die Häßliche ist ihm zu schlecht, eine Alte zu herrisch und auch sonst widerwärtig, eine Junge müßte er erst auf ungewissen Erfolg hin erziehen u. s. w. Als portugiesischer Kaufmann empfiehlt er seinen Kram den Hoffräulein auf folgende Weise: Diese Point d'Espaigne kömmt von Pariß aus Sachsen und ist dermaßen wohlgenäht, daß man Flöhe drinnen fangen könnte. Sie kostet 30 Ducaten und wird um 50 gelassen. Närrischer Mensch, redet ihn eine Dame an, man wird ja nicht mehr geben, als das Bieten fodert. Ueberkluges Fräulein, antwortete Scandor, 50 Thaler ist ja weniger als 30 Ducaten. Ja er witzelt unter dem Schwerte des Henkers. Chaumigrem fragt, auf wessen Antrieb er sich unterstanden, Banisen zu entführen. Scandor antwortet: er grübele nicht über die Befehle seines Herrn und würde, wenn der Prinz ihm geboten, die Burg zu stürmen, mit der Nase wider die Mauern gelaufen sein. Chaumigrem fragt weiter, wo jetzt der Prinz sei, und der Diener antwortet: Er ist heute auf der Post vorbeigegangen und hat mich mit dem Felleisen zurückgelassen. — In Banisen hat der Verfasser sein Ideal der Vollkommenheit aufgestellt. Ihre Tugenden, namentlich die standhafte Treue in der höchsten Noth, sollen uns die Prinzessin als ein ganz außerordentliches Wesen erscheinen lassen. Für den rechten Beweis von Geist und Bildung galt damals die Geschicklichkeit, eine wohldurchdachte, mit Antithesen, seltenen Metaphern und anderen Figuren geschmückte Rede zu halten. Durch diese Kunst suchten sich die Poeten selbst hervorzuthun

und in ihr mußten auch die dargestellten Personen Meister sein, weshalb viele Romane mit solchen prunkenden Schaustücken der Rhetorik überfüllt sind. So glänzt denn auch die Prinzessin von Pegu nicht bloß durch ihre Empfindungen, Grundsätze und Handlungen, sondern zugleich dadurch, daß dieselben Gegenstände pathetischer und bilderreicher Gefühlsschilderungen oder einer philosophischen Beredtsamkeit werden, wovon ich unten eine Probe geben will. Zu der idealen Vollkommenheit gehört noch eine überirdische leibliche Schönheit und wie der epische Styl in den Anfängen seiner Entwickelung stets zu der Beschreibung hinneigt, so wird hier das Bild von dem Wunder Asiens mit den prächtigsten Farben ausgemalt, wobei jene spielenden Vergleiche, die man aus den erotischen Gedichten der Schlesier kennt, nicht gespart sind, und doch ist es nur der schlichte Diener Scandor, den wir von Banisens Schönheit reden hören: „Die Sonnen ihrer Augen spielten mit solchen Blitzen, wodurch auch stählerne Hertzen wie Wachs zerfliessen musten. Und wenn sie die schwartzen Augen nur einmal umwendete, so musten alle Hertzen brennen und die Seelen, welche sie nur anschauten, in volle Flammen gesetzt werden. Ihre lockichten Haare, welche um ihr Haupt gleichsam mit Wellen spielten, waren etwas dunkler als weiß und dienten zu rechten Stricken, einen Prinzen in das Garn der Dienstbarkeit einzuschlingen. Ihre Lippen, welche einen etwas aufgeworfenen Mund bildeten, beschämten die schönsten Corallen und bedeckten die wohlgesetzten Reihen der Zähne, welche die Orientalischen Perlen verdunkelten: ob man sie zwar so wohl im Reden als im Lachen wenig konte zu sehen bekommen. Die Wangen stellten ein angenehmes Paradieß vor, in welchem Rosen und Lilien zierlich untereinander blüheten, ja die Liebe schiene sich selbst auf dieser weichen Rosen-Saat zu weiden. Die wohlgesetzte Nase vermehrte die Proportion des schönen und runden Angesichts um ein grosses. Der mehr lang als kurtze Halß, welchen der Adern subtiles Wesen zierlichst durchflochte, war nebst der andern Farbe ihrer Haut, so weit es die Wohlanständigkeit zu sehen erlaubte, so wunderschön, daß ich nicht glaube, daß auch der kälteste Winter ihrer Purpur-Röthe, welche sich mit der schneeweissen Farbe artlich vermischte, einigen Abbruch thun könte. Ihre wohlgebildeten Hände luden durch ihre zarten Finger und weisse Haut jedweden Mund zu einem demüthigen Hand-Küssen: und daß ich den geballten Schnee mit Stillschweigen übergehe, so darf ich an die übrigen Theile des Leibes, welche doch meinen unwürdigen Augen verborgen blieben, nicht einmal gedenken, wo ich mir nicht selbst die gröste Quaal verursachen will."

Den Dichtern dieser Zeit kam es noch gar nicht in den Sinn, daß

doch in Romanen, welche uns in andere Erdtheile und unter Naturvölker versetzen, Zustände und Sitten wenigstens annäherungsweise nach den localen Eigenthümlichkeiten aufgefaßt werden müßten. Ziegler spricht ohne Hehl und Verstellung von den großmächtigen indischen Königen, den durchlauchtigen Prinzessinnen, von Rittern und Fräulein, und wir befinden uns gänzlich in der europäischen Welt. Die indischen Helden tummeln ihre Rosse im glänzenden Harnisch und Waffenrock. In den Schlachten geben neben den Elephanten die Kanonen den Ausschlag, was sich freilich durch die Ansiedelung der Portugiesen rechtfertigt. Chaumigrem reist von Ava auf „bestellter Post" nach Birma. Die Schönen, welche nach der obigen Beschreibung der Banise allerdings weder dem Stamme der Hindu's noch dem der Mongolen entsprossen sind, singen im Lustgarten zur Laute zärtliche Arien und haben solche feine Nerven, daß sie bisweilen aus einer Ohnmacht in die andere fallen. Die indischen Prinzen huldigen ihren Erwählten mit der gefühlvollen Ergebenheit der Ritter und mit der geistreichen Galanterie der pariser Hofmänner. Man wechselt Liebesbriefe in Versen; an die Monologe schließt sich in erhöheter Stimmung eine Arie. Nur Chaumigrem drückt in einem Schreiben seine Zärtlichkeit so ungeschickt aus, wie der Cyklop des Ovid. Die Prinzessin Higvanama erhält einst eine Liebesbotschaft vom Prinzen Nherandi. Sie erbricht das Paquet mit bebender Hand und findet darin zuerst ein zierliches Anschreiben, dann eine Arie, die sie gleich absingen kann, da die Noten beiliegen, ein goldenes, mit Perlen überschneites Schmuckkästchen, worin Armbänder mit Diamanten und ein Kopfschmuck, ferner eine Kapsel mit des Prinzen Bildniß. Auf dem Deckel des Kästchens sah man eine Sonnenwende, die ihre Blume senkte, obgleich ein Stern auf sie herabschien, wozu die Ueberschrift: Ich hasse fremdes Licht. Nherandi war von der Prinzessin getrennt und entbehrte daher die Sonne und das rechte belebende Licht. Außerhalb war ein müde zu Boden sinkender Pfeil abgebildet mit der Beischrift: Weil mir das Ziel gebricht. — Die Vorstellung, daß wir uns in Asien befinden, wird eben nur durch den Schauplatz, durch die fremden Namen erweckt, ferner durch die Beschreibung mancher Feste und Feierlichkeiten, namentlich der Gebräuche bei Heirathen, Begräbnissen, Krönungen, welche Ziegler nach der Vorrede „nebst der historischen Wahrheit (der Ereignisse) mit Fleiß aus denen gelehrten Schrifften des nie genug gepriesenen Francisci, Saarens, Schultzens und Balby Reise-Beschreibungen, Rogers Heydenthum, Rossens Religionen und anderen curieusen Schriften colligiret." Wenn dem Handelsgeiste der Europäer bei dem Gedanken an Asien vor allem

die unermeßlichen Schätze desselben vorschweben, so fehlt es hier nicht an diesem Kennzeichen Indiens. Die Kleidung der Könige, der Ritter und Frauen ist mit Gold und Diamanten übersäet. Paläste und Tempel besitzen unberechenbare Reichthümer und die öffentlichen Feste geben Gelegenheit, die Kostbarkeiten der Schatzkammern zur Schau zu stellen. Dagegen ist die Schönheit und der Reichthum der Natur in jenen Ländern gar nicht berücksichtigt. Die Reisenden des 17. Jahrhunderts waren, wie A. von Humboldt bemerkt hat, nicht fähig, die fremde Natur nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten oder auch nur mit malerischem Blicke aufzufassen. Man achtete nur auf einzelne Seltsamkeiten, auf Bäume von besonderer Gestalt und Größe, auf ein monstroses Thier, eine schwere Baumfrucht u. drgl. In der Banise ist aber selbst von diesen Raritäten wenig zu finden. Im Schloßgarten zu Siam steht der aus Mexico dahin verpflanzte Stachelbaum, der an Aesten, Zweigen und Stamm mit Stacheln besetzt ist, welche bei einer Berührung wie Geschosse mit Gewalt und Krachen herausplatzen, ferner der ebenfalls aus der Fremde dahin versetzte Hörnerbaum mit Auswüchsen an Aesten und Stamm, die Ochsenhörnern gleichen. Sonst erinnern nur die Panther, Tiger, Elephanten und Krokodile an die besondere Beschaffenheit Indiens.

In Betreff des Styles zeigt dieser Roman vor anderen alle Eigenthümlichkeiten der zweiten Schlesischen Schule. Das Streben, geistreich zu schreiben, brachte jenen unnatürlichen Prunk und Schwulst hervor, der in der Banise jeden Satz geformt hat, obgleich Ziegler sich zu schwach erklärt, als daß er mit dem weltberühmten und vortrefflichen Lohenstein hätte wetteifern mögen. Er ist aber hierin in der That nicht hinter Lohenstein zurückgeblieben, sondern hat ihn noch insofern übertroffen, als derselbe sich oft auch einer ganz schlichten Redeweise bedient, welche Ziegler durchaus verschmähete. Die poetische Erfindung machte es sich hauptsächlich zur Aufgabe, die Gegenstände mit sinnreichen Umschreibungen zu bezeichnen, jeden Gedanken in Gleichnisse und Bilder zu kleiden, die wo möglich neu wären, und die Kraft des Ausdrucks durch grelle Gegensätze zu steigern. So heißt es z. B.: „Dem Bedrängten zu helffen, hat der Himmel mehr als ein Mittel. Zwar einige Gewalt durch unsere schwache Hand anietzo vorzunehmen, ist eine Arbeit der Caninichen, eine Löwen-Höhle zu stürmen: den Bluthund zu einiger Güte zu bewegen, scheinet gleichfalls Diamanten mit Fingern zu zerreiben: eine von dem Himmel gesegnete List aber hat öffters Stahl in Gold verkehret." Dabei durchkreuzen sich das Erhabene und das Niedrige in wunderlicher Mischung. Chaumigrem kann nicht von Banisen lassen und meinet:

„die Seiffe der Verachtung ist zu wenig, ihr Bildniß aus seinem Herzen zu tilgen." Ist schon die Sprache durchweg pathetisch, so wird sie zu einem prasselnden Feuerwerke, wenn die Personen im Affecte reden. Der Prinz Balacin eröffnet den Roman mit folgendem Herzenserguß über Pegu und dessen neuen Beherrscher Chaumigrem: „Blitz, Donner und Hagel als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, zerschmettern den Pracht deiner Gold-bedeckten Thürme und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des Königlichen Hauses befördert oder nicht solchen nach euserstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wolten die Götter! es könnten meine Augen zu Donner-schwangern Wolcken und diese meine Thränen zu grausamen Sünd-Fluthen werden: Ich wolte mit tausend Keilen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns, nach dem Hertzen des vermaledeyten Blut-Hundes werffen" ꝛc.

Die ganze Darstellungsweise verräth, daß der Schriftsteller als ein Mann von höherer Bildung hauptsächlich auf seine Gewandtheit in der schulmäßigen Rede stolz war, und so dient die Erzählung in dem Romane nur zur Verknüpfung der zahllosen Menge von Monologen, Briefen, Gesprächen und Reden, die nach einer bestimmten Disposition entworfen, mit Gleichnissen und Figuren geschmückt und nach den Regeln der Rhetorik ausgeführt sind. Der Verzagte beklagt sein Mißgeschick in einer wohlgesetzten Rede, die er mit pathetischen Exclamationen einleitet, und setzt nun der Reihe nach Alles auseinander, was ihn abwechselnd mit Hoffnung und Verzweiflung erfüllt. Kommen die Liebenden zusammen, so wird uns gewissenhaft ihre ganze Unterredung von Wort zu Wort mitgetheilt und wo es unterbleibt, entschuldigt sich der Verfasser bisweilen mit der Enge des Raumes. Müssen sie scheiden, so hören wir wieder ihr bewegliches und klägliches Gespräch. Der erfahrene Alte beruhigt den jungen Freund mit einer sententiösen Vorlesung. Die Räthe der Fürsten entwickeln ihre Ansichten in Staatsreden, die Feldherren ermuntern ihre Heere vor der Schlacht mit Anreden. Als Banise an dem Opfersteine steht, hält sie „mit ungemeiner Hertzhafftigkeit und unerschrockener Stimme" eine Trauer- und Abschiedsrede, auf die ich, um ein Beispiel anzuführen, ein wenig eingehen will. Schon das Exordium wird uns die Schülerin der Rhetoren zeigen: „So ja was erschreck- und entsetzliches kan oder mag genennet werden, wovor die Helden zittern, die Starcken beben und die Tyrannen erschrecken; ja wo etwas zu finden ist, welches die Gottlosen von der Sünde noch etwas zurückhalten kan, so ist es gewiß das blasse Reich des Todes und dessen Furcht-erweckende Betrachtung. Der Tod, sage ich, das

Erschrecklichste alles Schrecklichen, welcher alles zerbricht, was seinen Ursprung von der Erde nimmt und was nur die Geburt an die Sonne stellt ꝛc." Hierauf entwickelt sie ihr Thema: Der Tod ist das Schrecklichste und doch eine Glückseligkeit, nach folgenden Hauptgedanken: 1) Ihn fürchtet nur, wer das Irdische liebt und niemals die Nichtigkeit der weltlichen Ehre, des Reichthums, den Wechsel der Dinge erkannt hat. — 2) Der Tod ist dem nicht schrecklich, welcher keine Ursache hat vor dem Jenseits zu beben, und Banise sehnt sich, dahin zu kommen, wo „ein beperlter Rock der Ewigkeit" ihre Schultern bedecken wird. — 3) Ein mächtiger Trost ist das Wiedersehen der Liebsten, des Vaters, der Mutter, der Schwester in dem Lande der Verklärung. — 4) Nur der Gedanke an ihren Verlobten läßt ihr Herz Blut schwitzen; sie ruft ihm ein schmerzliches Gute Nacht zu, doch soll es ihn trösten, daß er und der Himmel sich in ihre letzten Seufzer theilen. — Schluß: Ein neuer Aufschwung über das Irdische und Empfehlung des Geistes in die geheiligte Hand der himmlischen Gottheit.

Die Ausführung dieser Sätze nimmt zehn Seiten ein. Wie pedantisch und unnatürlich es uns erscheinen mag, wenn der Verfasser ein junges Mädchen, dem der Opferpriester mit dem Messer zur Seite steht, eine solche philosophische Rede über den Tod halten läßt, so haben die damaligen Leser über diese Kundgebung der Seelengröße gewiß unzählige heiße Thränen vergossen. Man beachtete überhaupt diese rhetorischen Exercitien mit besonderer Vorliebe, weil man aus den Romanen die feineren Umgangssitten, die gesellschaftliche Redeweise und sogar den Ausdruck der Empfindungen zu entnehmen gewohnt war, bis etwas später besondere Bücher mit Vorschriften für ein artiges Benehmen nebst Mustergesprächen und Musterbriefen an ihre Stelle traten. Schon Zesen gab 1649 eine „kurze, doch gründliche Anleitung zur Höflichkeit" heraus, die 1652 und 1662 neu aufgelegt wurde.

Die Vorrede zur Banise zeigt uns recht deutlich, was mit diesen Romanen der Sprache für ein Dienst geleistet wurde. Wie es damals noch allgemein und namentlich unter den Cavalieren Sitte war, würde sich Ziegler für einen ungebildeten Mann gehalten haben, wenn er nicht im gewöhnlichen Verkehre mit Anderen sein Latein und Französisch angebracht hätte; in dem Romane aber ist ihm die Reinheit der Sprache heilig, wir stoßen hier kaum auf ein fremdes Wort. Man lese dagegen die Vorrede, in der er sich von der Verpflichtung, die er als Schriftsteller übernommen, frei fühlt und auf die ihm natürliche Weise ausdrückt. Da heißt es: „Ich kan mich zwar mit der Unwissenheit nicht entschuldigen, was vor ein gefährliches Unternehmen es sey, sich der scrupu-

leusen Welt durch Schrifften zu offenbaren, angesehen solche ohne dieß mit so vielen gelehrten Sachen in allen Wissenschaften dermassen angefüllet, ja überhäuffet ist, daß fast keine Verbesserung zu hoffen: Dennoch wird diese Indianische Princeßin verhoffentlich passiret werden, wenn sie gantz gerne bekennet, daß sie keinen locum in denen Actis Eruditorum meritire; zugleich aber beweglichst bittet, sie mit einem ungleichen Judicio Otiosorum zu verschonen" u. s. w.

Zwei Beispiele von Ziegler's Darstellungsweise.

Der Diener Scandor erzählt, unter welchen Umständen Balacin, der unter dem Namen eines Prinzen Pantoja von Tenassery am Hofe zu Pegu weilt, zum ersten Male die Prinzessin Banise sah.

(Die Asiatische Banise [1689] S. 220–225.)

Wir hatten kaum zehn Schritte fortgesetzet, so erhub sich ein hefftiges Geschrey hinter einem kleinen Rosen-Gepüsche, in kurtzem aber sahen wir zur Seiten den Käyser, und den Printz Zarang nebst unterschiedenen Frauenzimmer voller Schrecken und Angst lauffen, daß wir also nicht wenig erschracken, indem wir keine Ursache solcher ängstlichen Flucht sahen oder wusten. Wir wolten gleichfals umkehren, und den Käyser entgegen eilen, ihm auf allen Nothfall beyzustehen, siehe o wunderliches Schicksal des Himmels! so lief uns die schönste Schönheit voller Angst und Schreyen entgegen, weil sie ein grausames Panterthier, welches aus Nachlässigkeit des Thier-Gärtners durch ein Gatter gerissen, und also in den Lust-Garten gekommen war, verfolgte. Mein Printz wäre entzückt stehen geblieben, wenn ich nicht eilend erinnert hätte, die Princeßin in so augenscheinlicher Lebens-Gefahr zu retten. Worauff sich mein Printz ermunterte, und ihr mit blossem Sebel entgegen eilte. Wie er denn zu hoher Zeit ankam, indem das grimmige Thier bereits die Tatze hinten in ihren Rock eingeschlagen, und sie zur Erden zu reissen bemühet war. Der Printz wuste in der Angst nicht, ob er hauen oder stechen solte, derowegen er einen Stoß nach dem Thiere führete, welcher in ein Auge gerieth, und ihm so hefftig schmertzte, daß es die Princeßin verließ, um diesen Stoß an meinem Printzen zu rächen, und ihn so grausam anfiel, daß es ihm den Bund vom Kopfe riß. Ich lief demnach auch herbey, meinen Herrn zu retten, ehe ich aber

herzu kam, hatte er ihm bereits durch einen gewaltigen Hieb das Haupt gespalten, daß es todt zur Erden stürtzte. Indessen lag die schöne Blume, die Princeßin, sage ich, in dem Grase in einer tieffen Ohnmacht, dahero mein Printz alsobald den blutigen Sebel wegwarff, und sich neben sie auf die Knie setzte, auch durch sanfftes Schütteln sie zu ermuntern trachtete. Hier lag nun die Rose, welche alle Schönheit des Gartens übertraff, mein Printz verwendete kein Auge von ihr, und sagte heimlich: diß ist der Götter Schönheit, die sie mir zu Pandior (im Traume) gewiesen. Endlich hätte es nicht viel gemangelt, daß nicht der Printz neben sie ins grüne Graß gesuncken wäre, so sehr hatte ihn Liebe, Verwunder- und Bestürtzung eingenommen. Endlich eilte der Käyser, Zarang und das Frauen-Zimmer gantz erschrocken herbey, und vermeyneten nichts anders, weil der Schweiß des Panthers hin und wieder das Graß gefärbet, die Princeßin sey bereits erwürget, und nur ihr Tod gerochen worden: dannenhero sich ein solches Zeter-Geschrey erhub, daß es weit erschallete. Xemindo fiel neben sie nieder, Printz Zarang stund als ein Stock, Xemin und die Fr. von Saavady kamen endlich auch dazu, mein Printz saß unbeweglich, und hatte seine Augen an ihre Wangen gehefftet, ja das Frauen-Zimmer beweinte sie als todt, und ich glaube, dieses unnöthige Trauer-Geschrey hätte noch nicht seine Endschafft erreicht, wenn ich ihnen nicht den gantzen Verlauff berichtet hätte, wie die Princeßin nur vom Erschreckniß in eine Ohnmacht gerathen, und gantz unbeschädigt wäre, worauf sie sich allerseits wieder zu fassen begunten. Der Käyserliche Herr Vater hub sie mit thränenden Augen auff, und legte sie meinem Printzen in die Schoß, welcher dahero noch entzückter, und mehr einem Bilde als einem Menschen gleich wurde. Als sie nun mit köstlichem Balsam bestrichen, und durch frisches Wasser etwas erquicket war, schlug sie die holdseligen Augen auf, und wuste nicht, wo sie war. Endlich, als sie sich etwas mächtiger befand, richtete sie sich vollend auf, und setzte alle Anwesende in eine ungemeine Freude. Printz Zarang aber ließ seine Eyfersucht aus den Augen blicken, da es ihm doch eben so wohl freygestanden, sich auff dergleichen Art um die Princeßin verdient zu machen, wenn es seine furchtsame Tapfferkeit zugelassen hätte. Nachdem es sich nun völlig mit der Princeßin gebessert hatte, betrachteten sie ins gesamt den grausamen Panther, welcher auch noch im Tode entsetzlich war, weswegen sich denn der Käyser zu meinem Printzen wendete, und ihn mit der freundlichsten Umarmung also anredete: Allerwerthester Pantoja, so haben euch denn die Götter hergeschicket, mein Leben zu erhalten, und dieses mein liebstes Kind mir auffs neue wieder zu schencken? wodurch ihr mich zu freyer

leusen Welt durch Schrifften zu offenbaren, angesehen solche ohne dieß mit so vielen gelehrten Sachen in allen Wissenschaften dermassen angefüllet, ja überhäuffet ist, daß fast keine Verbesserung zu hoffen: Dennoch wird diese Indianische Princeßin verhoffentlich passiret werden, wenn sie gantz gerne bekennet, daß sie keinen locum in denen Actis Eruditorum meritire; zugleich aber beweglichst bittet, sie mit einem ungleichen Judicio Otiosorum zu verschonen" u. s. w.

Zwei Beispiele von Ziegler's Darstellungsweise.

Der Diener Scandor erzählt, unter welchen Umständen Balacin, der unter dem Namen eines Prinzen Pantoja von Tenassery am Hofe zu Pegu weilt, zum ersten Male die Prinzessin Banise sah.

(Die Asiatische Banise [1689] S. 220–225.)

Wir hatten kaum zehn Schritte fortgesetzet, so erhub sich ein hefftiges Geschrey hinter einem kleinen Rosen-Gepüsche, in kurtzem aber sahen wir zur Seiten den Käyser, und den Printz Zarang nebst unterschiedenen Frauenzimmer voller Schrecken und Angst lauffen, daß wir also nicht wenig erschracken, indem wir keine Ursache solcher ängstlichen Flucht sahen oder wusten. Wir wolten gleichfals umkehren, und dem Käyser entgegen eilen, ihm auf allen Nothfall beyzustehen, siehe o wunderliches Schicksal des Himmels! so lief uns die schönste Schönheit voller Angst und Schreyen entgegen, weil sie ein grausames Panterthier, welches aus Nachlässigkeit des Thier-Gärtners durch ein Gatter gerissen, und also in den Lust-Garten gekommen war, verfolgte. Mein Printz wäre entzückt stehen geblieben, wenn ich nicht eilend erinnert hätte, die Princeßin in so augenscheinlicher Lebens-Gefahr zu retten. Worauff sich mein Printz ermunterte, und ihr mit blossem Sebel entgegen eilte. Wie er denn zu hoher Zeit ankam, indem das grimmige Thier bereits die Tatze hinten in ihren Rock eingeschlagen, und sie zur Erden zu reissen bemühet war. Der Printz wuste in der Angst nicht, ob er hauen oder stechen solte, derowegen er einen Stoß nach dem Thiere führete, welcher in ein Auge gerieth, und ihm so hefftig schmertzte, daß es die Princeßin verließ, um diesen Stoß an meinem Printzen zu rächen, und ihn so grausam anfiel, daß es ihm den Bund vom Kopfe riß. Ich lief demnach auch herbey, meinen Herrn zu retten, ehe ich aber

herzu kam, hatte er ihm bereits durch einen gewaltigen Hieb das Haupt gespalten, daß es todt zur Erden stürtzte. Indessen lag die schöne Blume, die Princeßin, sage ich, in dem Grase in einer tieffen Ohnmacht, dahero mein Printz alsobald den blutigen Sebel wegwarff, und sich neben sie auf die Knie setzte, auch durch sanfftes Schütteln sie zu ermuntern trachtete. Hier lag nun die Rose, welche alle Schönheit des Gartens übertraff, mein Printz verwendete kein Auge von ihr, und sagte heimlich: diß ist der Götter Schönheit, die sie mir zu Pandior (im Traume) gewiesen. Endlich hätte es nicht viel gemangelt, daß nicht der Printz neben sie ins grüne Graß gesuncken wäre, so sehr hatte ihn Liebe, Verwunder- und Bestürtzung eingenommen. Endlich eilte der Käyser, Zarang und das Frauen-Zimmer gantz erschrocken herbey, und vermeyneten nichts anders, weil der Schweiß des Panthers hin und wieder das Graß gefärbet, die Princeßin sey bereits erwürget, und nur ihr Tod gerochen worden: dannenhero sich ein solches Zeter-Geschrey erhub, daß es weit erschallete. Xemindo fiel neben sie nieder, Printz Zarang stund als ein Stock, Xemin und die Fr. von Saavady kamen endlich auch dazu, mein Printz saß unbeweglich, und hatte seine Augen an ihre Wangen geheffet, ja das Frauen-Zimmer beweinte sie als todt, und ich glaube, dieses unnöthige Trauer-Geschrey hätte noch nicht seine Endschafft erreicht, wenn ich ihnen nicht den gantzen Verlauff berichtet hätte, wie die Princeßin nur vom Erschreckniß in eine Ohnmacht gerathen, und gantz unbeschädigt wäre, worauf sie sich allerseits wieder zu fassen begunten. Der Käyserliche Herr Vater hub sie mit thränenden Augen auff, und legte sie meinem Printzen in die Schoß, welcher dahero noch entzückter, und mehr einem Bilde als einem Menschen gleich wurde. Als sie nun mit köstlichem Balsam bestrichen, und durch frisches Wasser etwas erquicket war, schlug sie die holdseligen Augen auf, und wuste nicht, wo sie war. Endlich, als sie sich etwas mächtiger befand, richtete sie sich vollend auf, und setzte alle Anwesende in eine ungemeine Freude. Printz Zarang aber ließ seine Eyfersucht aus den Augen blicken, da es ihm doch eben so wohl freygestanden, sich auff dergleichen Art um die Princeßin verdient zu machen, wenn es seine furchtsame Tapfferkeit zugelassen hätte. Nachdem es sich nun völlig mit der Princeßin gebessert hatte, betrachteten sie ins gesamt den grausamen Panther, welcher auch noch im Tode entsetzlich war, weswegen sich denn der Käyser zu meinem Printzen wendete, und ihn mit der freundlichsten Umarmung also anredete: Allerwerthester Pantoja, so haben euch denn die Götter hergeschicket, mein Leben zu erhalten, und dieses mein liebstes Kind mir auffs neue wieder zu schencken? wodurch ihr mich zu freyer

gotts, da denn der Rolim mit einem göldnen, die andern aber mit silbernen Rauchfässern dergestalt dem Abgott zu Ehren zu räuchern begunten, daß der gantze Tempel mit wohlriechendem Dampff erfüllet wurde.

Währenden Räucherns fieng eine sanffte und durchdringende Music von fernen an zu spielen, in welche nachfolgende Arie, auf der Princeßin Begehren, welche sie selbst gesetzet hatte, mit traurig-beweglichsten Stimmen abgesungen wurde:

Sollen nun die grünen Jahre,
Und der Unschuld Perlen-Kleid,
Auf die schwartze Todten-Bahre,
In die dunckle Ewigkeit?
Soll mein Blut die Erde färben?
Soll Banise nicht mehr sein
Und so jämmerlich verderben?
Himmel! das ist Seelen-Pein! u. s. w.

Diesem allen hörte die großmüthige Princeßin gantz behertzt, un[illegible] mit einem solchen Angesichte zu, in welchem man statt der Furcht ein[illegible] ernsthaffte Freundligkeit und solche Anmuth erblickte, welche selbst di[illegible] Steine zu durchdringen schien. Der sonst unbewegliche Printz kont[illegible] sich der Thränen nicht enthalten, indem er kein Auge von der Princeßi[illegible] wendete, und sich über ihre Standhafftigkeit höchlich verwunderte. J[illegible] er wünschte, daß nur bald die Zeit verflossen, und die Stunde d[illegible] Opffer-Wechsels vorhanden wäre. Nach geendigtem Singen wurde[illegible] die Ketten von dem schönen Opffer-Lämmgen abgenommen und unt[illegible] stetem Räuchern des Rolims vor den Abgott geführet, von welchem sie ihr Englisches Angesichte ab- und dem Chaumigrem, nebst allen Anwesenden zuwendete, da sie zugleich mit ungemeiner Hertzhafftigkeit und unerschrockener Stimme folgende Rede vom Tode hielt. (Der Inhalt ist bereits oben angegeben.)

Nach welchen Worten sie sich mit etwas verblasseten Wangen und wanckendem Fusse, dem traurigen Opffer-Steine näherte, und allda des mörderischen Strickes mit bereits geschlossenen Augen erwartete. Balacin aber stund unbeweglich vor ihr, und schiene, als ob er vor Zorn, Wehmuth und Liebe gantz versteinert wäre. Ob ihn nun zwar der Rolim zu unterschiedenen malen seines Amtes erinnerte, so verzog er doch dermassen, daß ihm endlich Chaumigrem selbst zuruffte: Es ist dein unzeitiges Erbarmen vergebens! Verrichte dein Amt, und vermeide deine Straffe. Du wirst des Mordens besser gewohnt sein,

antwortete der ergrimmte Printz, grausamer Bluthund! Derowegen so komme nur selbst her, und verrichte dieses Henckermäßige Opffer. Worauf er alsobald in möglichster Eil mit denen bey sich habenden Blättern sich erkäntlich machte, welches aber weder die halb-todte Princeßin, noch der vor Zorn rasende Chaumigrem bemerckete. Die Pfaffen aber, welche diese Veränderung sahen, schlugen alle die Hände über den Köpffen zusammen und schrien mit gräßlicher Stimme: Verrätherey! Verrätherey! Verrätherey! Welches Geschrey den Käyser dermassen verwirret machte, daß er dessen Bedeutung nicht merckete, sondern im Grimm vom Throne auffsprang, nach dem Printzen lieff, und ihm den Strick aus der Hand reissen wolte, in willens, die Princeßin mit eigner Hand zu erwürgen. Balacin aber kam ihm hurtig zuvor, und warff ihm selbst den Strick um den Halß, risse ihn zu Boden, und versetzte ihm mit dem scharffen Opffer-Steine und diesen Worten einen tödtlichen Stoß in die lincke Brust: Siehe, du Bluthund! so muß man den Teuffeln, und nicht den Göttern opffern! Chaumigrem aber kunte vor Schrecken nichts, als das wieder-schallende Wort, Verrätherey!, vorbringen.

Wie nun solches die anwesenden Bramaner ersahen, stürmeten sie einmüthig mit blossen Sebeln auff den Printzen: Abaxar aber, welcher so wohl die Trabanten, als auch die um den Tempel gestellten Völcker, zu seinem Winck bereit wuste, thäte den rachgierigen Bramanern einen blutigen Einhalt, und entstund ein so hartes Gefechte in dem Tempel, daß das Blut auff dem glatten Jaspis-Boden Strom-weise dahin flosse: Ja die Göttliche Rache schickte es dermassen, daß der tödtlich-verwundete Chaumigrem, welcher sich so offte mit unschuldigem Blute besudelt, sich in dem häuffigen Blute brüllende herum weltzen, und mit Ach und Weh seinen schwartzen Geist der flammenden Hölle zuschicken muste. Der Printz ergriff indessen die gantz erstarrete Princeßin, und setzte sie auf den erhöheten Altar des Abgottes, damit ihr der allenthalben wütende Sebel nicht einiges Leid zufügen möchte. Hierauff drungen die äussersten Völcker mit grossem Geschrey: Es lebe Princeßin Banise! in den Tempel, und hieben im Grimm alles nieder, was nur eine Bramanische Ader regte: wodurch der Tempel-Streit seine Endschafft erreichte.

Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel.

Er wurde 1633 in dem lüneburgischen Städtchen Hitzacker geboren und durfte seine Jugend gänzlich den Wissenschaften und der Dichtkunst widmen. Zu seinen Lehrern gehörte Justus Georg Schottel und eine Zeitlang auch Siegmund von Birken. Reisen in Deutschland, Holland, Frankreich und Italien vervollständigten seine Bildung. Sein Bruder Rudolf August, seit 1666 Herzog, hatte keine männliche Erben, weshalb er demselben 1704 in der Regierung folgte, nachdem er seit 1685 sein Mitregent gewesen. Im Jahre 1710 trat er zum Theil aus politischen Ursachen zur katholischen Kirche über, was er, wie Graeße angiebt, vor seinem Tode (1714) bitter bereuete. Ob ihm sein Genosse in der Romandichtung, der Braunschweigische Superintendent Bucholtz, näher gestanden habe, erfahren wir nicht; ich möchte beinahe auf ein persönliches Mißverhältniß schließen. Man erzählt, daß der Herzog schon vor seinem Religionswechsel im Geheimen dem Katholicismus zugethan gewesen sei, und vielleicht ist hiermit eine Schrift von Bucholtz in Beziehung zu bringen, welche den Titel führt: Grund- und Hauptursach, warum ein verständiger evangelischer Christ nicht römisch-katholisch werden, sondern evangelisch-katholisch seyn und bleiben will und muß (1671). Der Herzog studirte in seiner Jugend mit Hingebung Theologie, seine Romane enthalten viele religiöse Momente, er verfaßte außerdem 61 geistliche Lieder, weshalb die Vermuthung nahe liegt, daß einen Mann, dem der Glaube eine so ernste Angelegenheit war, noch ganz andere Dinge als politische Rücksichten zu jenem Schritte bewogen haben müssen.

Sein erster Roman, Die durchleuchtige Syrerin Aramena (1669 bis 73), sollte vielleicht eine biblische Dichtung werden und der Herzog mag seine Entwürfe ursprünglich an die Heirath Jacob's angeknüpft

antwortete der ergrimmte Printz, grausamer Bluthund! Derowegen so komme nur selbst her, und verrichte dieses Henckermäßige Opffer. Worauf er alsobald in möglichster Eil mit denen bey sich habenden Blättern sich erkäntlich machte, welches aber weder die halb-todte Princeßin, noch der vor Zorn rasende Chaumigrem bemerckete. Die Pfaffen aber, welche diese Veränderung sahen, schlugen alle die Hände über den Köpffen zusammen und schrien mit gräßlicher Stimme: Verrätherey! Verrätherey! Verrätherey! Welches Geschrey den Käyser dermassen verwirret machte, daß er dessen Bedeutung nicht merckete, sondern im Grimm vom Throne auffsprang, nach dem Printzen lieff, und ihm den Strick aus der Hand reissen wolte, in willens, die Princeßin mit eigner Hand zu erwürgen. Balacin aber kam ihm hurtig zuvor, und warff ihm selbst den Strick um den Halß, risse ihn zu Boden, und versetzte ihm mit dem scharffen Opffer-Steine und diesen Worten einen tödtlichen Stoß in die lincke Brust: Siehe, du Bluthund! so muß man den Teuffeln, und nicht den Göttern opffern! Chaumigrem aber kunte vor Schrecken nichts, als das wieder-schallende Wort, Verrätherey!, vorbringen.

Wie nun solches die anwesenden Bramaner ersahen, stürmeten sie einmüthig mit blossen Sebeln auff den Printzen: Abaxar aber, welcher so wohl die Trabanten, als auch die um den Tempel gestellten Völcker, zu seinem Winck bereit wuste, thäte den rachgierigen Bramanern einen blutigen Einhalt, und entstund ein so hartes Gefechte in dem Tempel, daß das Blut auff dem glatten Jaspis-Boden Strom-weise dahin flosse: Ja die Göttliche Rache schickte es dermassen, daß der tödtlich-verwundete Chaumigrem, welcher sich so offte mit unschuldigem Blute besudelt, sich in dem häuffigen Blute brüllende herum weltzen, und mit Ach und Weh seinen schwartzen Geist der flammenden Hölle zuschicken muste. Der Printz ergriff indessen die gantz erstarrete Princeßin, und setzte sie auf den erhöheten Altar des Abgottes, damit ihr der allenthalben wütende Sebel nicht einiges Leid zufügen möchte. Hierauff drungen die äussersten Völcker mit grossem Geschrey: Es lebe Princeßin Banise! in den Tempel, und hieben im Grimm alles nieder, was nur eine Bramanische Ader regte: wodurch der Tempel-Streit seine Endschafft erreichte.

Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel.

Er wurde 1633 in dem lüneburgischen Städtchen Hitzacker geboren und durfte seine Jugend gänzlich den Wissenschaften und der Dichtkunst widmen. Zu seinen Lehrern gehörte Justus Georg Schottel und eine Zeitlang auch Siegmund von Birken. Reisen in Deutschland, Holland, Frankreich und Italien vervollständigten seine Bildung. Sein Bruder Rudolf August, seit 1666 Herzog, hatte keine männliche Erben, weshalb er demselben 1704 in der Regierung folgte, nachdem er seit 1685 sein Mitregent gewesen. Im Jahre 1710 trat er zum Theil aus politischen Ursachen zur katholischen Kirche über, was er, wie Graeße angiebt, vor seinem Tode (1714) bitter bereuete. Ob ihm sein Genosse in der Romandichtung, der Braunschweigische Superintendent Bucholtz, näher gestanden habe, erfahren wir nicht; ich möchte beinahe auf ein persönliches Mißverhältniß schließen. Man erzählt, daß der Herzog schon vor seinem Religionswechsel im Geheimen dem Katholicismus zugethan gewesen sei, und vielleicht ist hiermit eine Schrift von Bucholtz in Beziehung zu bringen, welche den Titel führt: Grund- und Hauptursach, warum ein verständiger evangelischer Christ nicht römisch-katholisch werden, sondern evangelisch-katholisch seyn und bleiben will und muß (1671). Der Herzog studirte in seiner Jugend mit Hingebung Theologie, seine Romane enthalten viele religiöse Momente, er verfaßte außerdem 61 geistliche Lieder, weshalb die Vermuthung nahe liegt, daß einen Mann, dem der Glaube eine so ernste Angelegenheit war, noch ganz andere Dinge als politische Rücksichten zu jenem Schritte bewogen haben müssen.

Sein erster Roman, Die durchleuchtige Syrerin Aramena (1669 bis 73), sollte vielleicht eine biblische Dichtung werden und der Herzog mag seine Entwürfe ursprünglich an die Heirath Jacob's angeknüpft

haben. Bei der Ausführung trat jedoch das Patriarchenthum gänzlich zurück und man sollte nicht mehr wiederholen, daß dasselbe dem Romane zum Grunde liegt, da es kaum eine Episode in ihm bildet, der hauptsächliche Inhalt aber und der ganze Geist der Dichtung nichts mit der Geschichte der Erzväter zu thun hat. Zu der römischen Octavia (1685 bis 1707) sind die Grundzüge aus Tacitus genommen. Ohne von einander zu wissen, wählten der Herzog und Lohenstein zu derselben Zeit einen verwandten Gegenstand. Dieser ging nur um ein Menschenalter zurück, da er an Augustus und Tiberius anknüpfte, während jener das Gewühl der Parteien und den unruhigen Weltzustand unter Nero und seinen nächsten Nachfolgern schilderte. Manche Personen, wie z. B. Thumelicus, Arminius' Sohn, treten in beiden Romanen auf und erleben jedesmal eine andere Geschichte. Nicht minder als Lohenstein suchte der Herzog in seinen beiden Romanen der deutschen Vorzeit ein Denkmal des Ruhmes zu stiften.

Er blieb auch als Regent ein Freund der Wissenschaften, wie er die von seinem Vater gegründete Bibliothek zu Wolfenbüttel ansehnlich vermehrte, und galt für einen gelehrten Mann. Hieraus darf man jedoch nicht folgern, daß seine Romane so viel philologisches Beiwerk wie die von Zesen und Lohenstein enthalten. Sie zeugen nur von der echten Frucht der Gelehrsamkeit, von einem wahrhaft gebildeten Geiste, der sich sowohl in seinen sittlichen Anschauungen und ernsten Interessen, als in der maßvollen und gewandten Behandlung der Form ausspricht. Die fünf Bände der Aramena wurden den Lesern nicht auf einmal dargeboten, doch erschien von 1669—1673 wenigstens in jedem Jahre ein Band derselben. Der Anfang der Octavia wurde bereits 1685 herausgegeben, der Beschluß, Band 4—6, folgte erst 1703—7, zwanzig Jahre später.*) Neu aufgelegt sind beide Romane nur noch einmal, die Aramena 1678 und die Octavia 1712. An dieser fand noch der junge Goethe viel Interesse und die Aramena wurde von Sophie Albrecht „für unsere Zeiten" bearbeitet (3 Theile, 1782—86).

*) Nach K. Goedecke a. a. O. II, 506 wäre dieses freilich schon die zweite Ausgabe, doch ist mir von einer ersten, die er in das Jahr 1677 setzt, nichts bekannt.

eigener Vater Beri die Verfolgung am eifrigsten. Durch den anhaltenden Widerstand gereizt, ging der König Beor so weit, daß er seinem Nebenbuhler Elieser ein Gift beibringen ließ, worauf dieser in ein unheilbares Siechthum verfiel. Der Glaube an den wahren Gott verlieh ihm einen sanften Tod und Ahalibama mußte ihm noch geloben, ebenfalls dem Götzenthume zu entsagen.

Da Beor im eigenen Lande einen Aufstand wegen seiner verstoßenen Gemalin befürchtete, wurden Ahalibama und Aramena nach Salem an den Hof des Königs Melchisedech gebracht und hier sollte die Doppelhochzeit gefeiert werden. Der fromme König von Salem war von Beor abhängig und hatte für die unglücklichen Bräute nur Mitleiden, keine Hülfe. Es war jedoch der Oberpriesterin der Diana zu Ninive nicht entfallen, daß Aramena bereits ihrem Tempel angehörte. Im rechten Augenblicke erschienen zu Salem zwei muthige Schwestern, welche Aramena und auch Ahalibama mittels Strickleitern zur Flucht verhalfen, so daß Beor und Hemor in den Kammern der Bräute nicht diese selbst, sondern nur ihre Abschiedsbriefe fanden. Die junge Königin Delbois von Ninive, die sich damals zu Damascus aufhielt, hatte eben Melchisedech um das von Abraham verfaßte Buch Jezirah bitten lassen und im Gefolge ihres Abgesandten reisten die Flüchtlinge unerkannt nach Syrien, wo sie von Delbois freundlich empfangen wurden.

Die jüngere Aramena verweilt als Ritter Dison und Dison von Seir als Prinzessin Aramena am Hofe der Königin Delbois zu Damascus. Ein Chaldäer prophezeit ihnen, daß sie einander heirathen werden. Die Geschichte des Isispriesters Dison.

Da Aramena den Prinzen Hemor gegen den Willen ihrer Eltern verlassen hatte, mußte sie auch in Syrien Verfolgungen besorgen. Sie hatte daher männliche Kleidung angelegt und lebte an dem Hofe ihrer Beschützerin, diese selbst täuschend, als Ritter Dison, indem sie sich den Namen des Bruders ihrer Freundin Ahalibama gab. Sie fand aber in der Umgebung der Königin eine schöne Dame, die Aramena hieß. Diese ist der verkleidete Isispriester Dison und der Roman macht uns jetzt mit den bisherigen Erlebnissen desselben bekannt.

Sein Vater war ein Fürst im Gebirge Seir. Einst gerieth er unter arabische Räuber. Er fand jedoch an dem Prinzen Mardocentes einen Befreier und focht in dem Heere desselben für die Königin Petasiride von Saba, gegen die sich etliche Unterthanen empört hatten.

und Aramena wurde hier mit der verständigen Lea und der schönen Rahel bekannt. Laban's jüngster Sohn Bethuel bemühte sich um ihre Gunst, doch wußte sie seine Wünsche zu beschwichtigen. Bei einem Besuche der Fürsten von Seir verabredete man, sie mit Dison, der sich wegen sonderbarer Umstände dem Isisdienste gewidmet, zu verheirathen. Wie sie selbst der Diana, so blieb dieser jedoch der Isis getreu. Sie verständigten sich hierüber bei einem augenblicklichen Begegnen, wobei sie sich kaum ansahen. Dison entfloh. Nun wurde Aramena noch von anderen Bewerbern beunruhigt. Da ihren vermeintlichen Eltern besonders die Verbindung mit Hemor von Canaan erwünscht war, mußte sie sich in den Willen derselben fügen und diesen Prinzen in seine Heimat begleiten, wo das Hochzeitsfest stattfinden sollte. Hier wurde sie mit einer andern unglücklichen Braut bekannt.

Beri, ein canaanitischer Fürst ohne Land, hatte zwei Söhne, Elieser und Ephron. Jener war mit Ahalibama, der Schwester des Isispriesters Dison, verlobt. Ihre Verwandten, die Fürsten von Seir, wollten sie jedoch nicht einem Prinzen, der kein Erbe zu erwarten hatte, zur Frau geben. Elieser nahm seine Zuflucht zu seinem Oheim Beor, einem mächtigen Könige in Canaan, und bat ihn um eine Herrschaft. Beor erfüllte seine Bitte. Als er aber Ahalibama sah, verliebte er sich selbst in dieselbe und trug kein Bedenken, seine Gemalin zu verstoßen, um jene heirathen zu können.

Beor und Hemor, Vater und Sohn, kamen dadurch in eine gleiche Lage. Ahalibama mochte, weil sie Elieser liebte, nichts von dem Könige wissen und Aramena verschmähete wegen ihres der Diana gethanen Gelübdes die Liebe des Prinzen. Der alte Thebah, jener Anhänger des syrischen Hauses und Beschützer der kleinen Aramena, wollte jedoch seiner Prinzessin wieder zu dem Reiche ihrer Väter verhelfen. Er entdeckte heimlich dem Könige Beor und dem Prinzen Hemor, daß Aramena nicht des Statthalters Mamellus, sondern des vormaligen syrischen Königes Aramenes Tochter sei, daß also Hemor, wenn er sie heirathete, Ansprüche auf Syrien erhielte. Beor versprach seinem Sohne die Eroberung des Landes, namentlich da dieser sich dadurch gewinnen ließ, die Partei seiner verstoßenen Mutter zu verlassen und in des Königs Verbindung mit Ahalibama zu willigen. Beide strebten nun um so mehr, sich ihrer Beute zu versichern und es kam zu den heftigsten Auftritten. Ahalibama verwundete sogar einmal den König Beor mit ihrem Dolche und wollte sich dann selbst erstechen, was jedoch gehindert wurde. Mehrmals suchten Aramena und Ahalibama zu entfliehen, aber jedesmal brachte man sie zurück und seltsam genug betrieb Elieser's

eigener Vater Beri die Verfolgung am eifrigsten. Durch den anhaltenden Widerstand gereizt, ging der König Beor so weit, daß er seinem Nebenbuhler Elieser ein Gift beibringen ließ, worauf dieser in ein unheilbares Siechthum verfiel. Der Glaube an den wahren Gott verlieh ihm einen sanften Tod und Ahalibama mußte ihm noch geloben, ebenfalls dem Götzenthume zu entsagen.

Da Beor im eigenen Lande einen Aufstand wegen seiner verstoßenen Gemalin befürchtete, wurden Ahalibama und Aramena nach Salem an den Hof des Königs Melchisedech gebracht und hier sollte die Doppelhochzeit gefeiert werden. Der fromme König von Salem war von Beor abhängig und hatte für die unglücklichen Bräute nur Mitleiden, keine Hülfe. Es war jedoch der Oberpriesterin der Diana zu Ninive nicht entfallen, daß Aramena bereits ihrem Tempel angehörte. Im rechten Augenblicke erschienen zu Salem zwei muthige Schwestern, welche Aramena und auch Ahalibama mittels Strickleitern zur Flucht verhalfen, so daß Beor und Hemor in den Kammern der Bräute nicht diese selbst, sondern nur ihre Abschiedsbriefe fanden. Die junge Königin Delbois von Ninive, die sich damals zu Damascus aufhielt, hatte eben Melchisedech um das von Abraham verfaßte Buch Jezirah bitten lassen und im Gefolge ihres Abgesandten reisten die Flüchtlinge unerkannt nach Syrien, wo sie von Delbois freundlich empfangen wurden.

Die jüngere Aramena verweilt als Ritter Dison und Dison von Seir als Prinzessin Aramena am Hofe der Königin Delbois zu Damascus. Ein Chaldäer prophezeit ihnen, daß sie einander heirathen werden. Die Geschichte des Isispriesters Dison.

Da Aramena den Prinzen Hemor gegen den Willen ihrer Eltern verlassen hatte, mußte sie auch in Syrien Verfolgungen besorgen. Sie hatte daher männliche Kleidung angelegt und lebte an dem Hofe ihrer Beschützerin, diese selbst täuschend, als Ritter Dison, indem sie sich den Namen des Bruders ihrer Freundin Ahalibama gab. Sie fand aber in der Umgebung der Königin eine schöne Dame, die Aramena hieß. Diese ist der verkleidete Isispriester Dison und der Roman macht uns jetzt mit den bisherigen Erlebnissen desselben bekannt.

Sein Vater war ein Fürst im Gebirge Seir. Einst gerieth er unter arabische Räuber. Er fand jedoch an dem Prinzen Mardocentes einen Befreier und focht in dem Heere desselben für die Königin Petasiride von Saba, gegen die sich etliche Unterthanen empört hatten.

Leider verliebte sich die Königin in ihn. Sie setzte deshalb Mardocentes zurück und machte Dison zu ihrem Kriegsobersten, ja sie bot ihm zuletzt ihre Hand an. Dison war in großer Verlegenheit; er wollte weder gegen die Königin noch gegen den Prinzen undankbar sein. Einst forderte ihn ein Unbekannter zum Zweikampfe heraus und wollte ihn an einem bestimmten Orte vor dem Thore erwarten. Die Stadt war damals von Nabonnadus, einem verschmäheten Liebhaber der Petasiride, belagert und wurde hart bedrängt. Dison glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, daß er hierauf keine Rücksicht nahm, und begab sich hinaus. Der Zweikampf lief für den Fremden unglücklich ab. Dison erschrak, als er in ihm jetzt seinen Wohlthäter, den Prinzen Mardocentes, erkannte, aber er erhielt sogleich noch mehr Ursache zur Reue, denn Saba wurde inzwischen eingenommen und Nabonnadus zwang die Königin, ihn zu heirathen. Sehr betrübt und von Allen verlassen, irrte Dison jetzt in dem steinichten Arabien umher. In einer Höhle traf er einst einen Jüngling, welcher eine marmorne Statue der Diana verehrte, die das Ebenbild einer Priesterin aus Ninive sein sollte. Diese herrliche Gestalt machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Ein Isispriester, der hinzukam, beredete beide Jünglinge, nach Aegypten zu gehen und in seinen Orden einzutreten. Bald wurde jedoch Dison aus diesem Asyle wieder vertrieben. Seine Gutmüthigkeit bewog ihn, der ägyptischen Prinzessin Amesses und ihrem Geliebten Armizar, der in dem Tempel auf den Tod gefangen saß, zur Flucht behülflich zu sein. Er wurde verbannt und ging nach seiner Heimat zurück. Hier wollten ihn, wie man sich erinnern wird, die Fürsten von Seir zu der Heirath mit Aramena nöthigen. Er entfloh abermals und zwar in Frauenkleidern. So kam er endlich an den Hof der Delbois, wo er sich den in Syrien gebräuchlichen Namen Aramena beilegte. Die Königin ahnte nicht, daß er ein Mann sei, und machte ihn wegen seines angenehmen Wesens zu ihrer Herzensfreundin, was ihm sehr wohl that, da er sich in sie verliebte. Nur seine Schwester Ahalibama, der er sich zu erkennen gab, wußte, wer er war. Der falsche Dison und die falsche Aramena faßten einander, da Jedes den Namen des Andern trug, mit Nachdenken ins Auge. Ja ein Chaldäer, der einmal den Hof mit seinen Prophezeiungen unterhielt, sagte ihnen beiden, daß sie längst einander versprochen gewesen und sich auch heirathen würden, wiewohl noch manches Hinderniß dazwischenläge, was denn dies seltsame Paar zugleich belustigte und beunruhigte. Aramena mußte glauben, daß der chaldäische Wahrsager zwei Mädchen, und Dison, daß er zwei Jünglinge für einander bestimme. Der Mann hatte sie jedoch erkannt und wir erwähnten schon

oben, daß ihre Vermählung einmal von ihren beiderseitigen Eltern bereits verabredet war.

Die bisherigen Schicksale der Königin Delbois von Ninive. Ihre Liebe zu Abimelech, dem Prinzen von Gerar.

In der Königin Delbois wird der Leser die eigentliche Heldin der Dichtung kennen lernen. Wir haben jetzt ihre früheren Erlebnisse nachzuholen. Sie und ihr Bruder Baleus waren Zwillinge und sollten einst nach dem Wunsche ihrer Eltern einander heirathen, was die assyrischen Gebräuche gestatteten. Ihr Vater Belochus beherrschte Assyrien, dessen Hauptstadt Babel war, und hatte, wie zu Anfange erzählt wurde, noch Syrien erobert. Außerdem besaß er Ninive (hier ein besonderer Staat) als das Erbe seiner Gemalin, welches einst auf ihre Tochter Delbois übergehen sollte. Wenn diese ihren Bruder Baleus heirathete, blieb Ninive dem Hauptreiche erhalten und deshalb lag den Eltern die Vermählung der Geschwister am Herzen. Da kam Abimelech, der Prinz von Gerar, als Geißel an den Hof zu Babel. Seine ritterlichen Tugenden und der heldenmüthige Sinn, von dem er auf den Kriegszügen des Belochus viele Proben gab, erwarben ihm die Gunst des Königes, der Frauen und vor Allem der Prinzessin Delbois selbst. Er schadete sich jedoch durch eine Unbedachtsamkeit. Der König veranstaltete seiner Geliebten Delamire zu Ehren ein Ritterspiel. Abimelech gewann den Preis, der in einer äußerst kostbaren Perle bestand, machte aber dieselbe nicht, wie Alles erwartete, der Delamire zum Geschenke, sondern überreichte sie der Prinzessin Delbois. Seitdem verleumdete ihn Delamire bei dem Könige; namentlich sollte es seine Schuld sein, daß der Prinz Baleus gegen die Götter des Landes gleichgültig wurde. Der König hatte an Abimelech's Liebe zu der Delbois ein großes Mißfallen. Er konnte jedoch diesen tapfern Prinzen nicht entbehren und begnügte sich daher, ihn in der Ferne zu beschäftigen und so von Delbois zu trennen.

Baleus fiel wirklich von den Götzen ab. Dies war aber das Werk der Delbois, die sich zu dem monotheistischen Glauben der Ebräer bekannte und auch ihren Bruder zur Annahme desselben zu bewegen bemüht war. Dann überraschte sie ihn freilich mit der unerwarteten Erklärung, daß Geschwisterehen unter Rechtgläubigen für sündlich gehalten würden. Da sie Abimelech liebte, war es ihr selbst natürlich angenehm, daß sich ihre Verlobung mit Baleus auflöste. Dieser fand sich nicht sogleich darein und reiste nach Salem, um hier die Priester über die Sache zu befragen. Besondere Umstände führten ihn nach

Tyrus und weiter, so daß wir ihn für einige Zeit aus den Augen verlieren.

Nun starb die Mutter der Prinzessin Delbois und diese wurde Königin von Ninive. Ihr Vater Belochus regierte zu Babel. Dieser berief sie zu einer Zusammenkunft nach Damascus, wie man glaubte, um ihre Verheirathung mit Baleus zu betreiben. Sie mußte mit ihrem Gefolge in der Nähe der Stadt auf einem Landsitze verweilen, bis die prächtigen Anstalten zu ihrem Empfange fertig waren. Damals flüchteten Aramena und Ahalibama zu ihr, um gegen Beor von Canaan Schutz zu suchen. Endlich hielt sie einen festlichen Einzug. Doch brachen plötzlich drei Löwen aus ihren Käfigen. Es entstand ein entsetzliches Getümmel, viele Menschen erstickten und mehre wurden von den wüthenden Thieren zerrissen. Delbois selbst gerieth in die höchste Gefahr, doch wurde sie von Abimelech, Aramena, deren Heldenmuth uns erklärlich ist, da sie der verkleidete Dison war, und von einem Unbekannten gerettet. Der Letztere ist Abimelech's Freund, der celtische Fürst Cimber. Abimelech war gegen Belochus' Befehl hergekommen und mußte Damascus schleunigst wieder verlassen. Delbois bewilligte ihm noch eine geheime Unterredung im Schloßgarten. Sie gab ihm die Versicherung, daß sie seine Liebe mit treuer Gegengunst erkenne und keinen Andern heirathen werde. Es beruhigte ihn beim Abschiede, daß er ihr seinen Freund Cimber zum Schutze zurücklassen konnte.

Abimelech hatte inzwischen zu Salem die Prinzessin Coelidiane kennen gelernt und erwiederte die Liebe derselben mit einer für den Verlobten der Königin Delbois zu zärtlichen Freundschaft.

Beor von Canaan war damals durch die Flucht der Aramena und Ahalibama aus Salem schwer beleidigt worden. Zunächst rächte er sich an Melchisedech, den er in Verdacht hatte, jene Entweichung begünstigt zu haben, und legte ihn sogar in Bande. Damit verloren drei junge Damen, deren Geschichte wir später noch berühren wollen, ihren Schutz zu Salem und entflohen ebenfalls zur Königin Delbois nach Damascus. Es waren Coelidiane, eine Prinzessin von Caphtor, die ägyptische Prinzessin Amesses und Indaride von Ophir. Die Königin von Ninive empfing sie alle mit der ihr eigenen Herzensgüte, entdeckte aber bald, daß sie in Coelidianen eine Nebenbuhlerin aufgenommen, die an Schönheit, Geist und Gemüth nichts Gleiches hatte und der sie selbst, trotz ihrer Eifersucht, nicht eine schwesterliche Liebe versagen konnte.

Coelidiane war mit Abimelech zu Salem bekannt geworden. Melchisedech's Weisheit und Frömmigkeit hatten einen weiten Ruf. Verwandte und fremde Fürsten sandten ihre Kinder nach Salem und baten ihn, dieselben zu erziehen. So war einst nebst anderen Prinzen und Prinzessinnen auch Coelidiane von Caphtor, die Schwestertochter des Königs, nach Salem gekommen. Nachdem Abimelech, der Prinz der Philister, schon so lange als Geißel in Babel gewesen, mußte er auf Befehl seines Vaters ebenfalls für einige Zeit seinen Aufenthalt in Salem nehmen, um sich wieder an den rechten Gottesdienst zu gewöhnen, dessen ihn die dortigen Gebräuche etwas vergessen gemacht. Coelidiane hatte an dem wackern Vetter ihre Freude und sie schlossen eine desto innigere Freundschaft, da der neidische Prinz Bileam ihre vertraulichen Gespräche und unschuldigen Freuden zu stören suchte. Oft wechselten sie einige Reime mit Andeutungen ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit oder vergnügten sich im Garten an dem Gesange der Nachtigall. Einst wurde ein fremder Fürst bei Salem von Räubern angefallen. Abimelech hatte Gelegenheit, ihm beizuspringen. Es war der celtische Fürst Cimber. Sie wurden seitdem Herzensfreunde, so daß sie fast nie von einander sein konnten. Der ganze Hof wurde durch diese hübschen Jünglinge „erfröhlicht", indem sie fast täglich etwas Neues anstellten, dem Könige Melchisedech die Zeit zu vertreiben und sich dem Frauenzimmer gefällig zu machen. Die Falschheit jenes Bileam führte jedoch sogar bis zum Blutvergießen. Endlich forderte der König der Philister den Prinzen Abimelech wieder nach Hause und Cimber nahm auch nicht lange nachher Abschied, worüber der ganze Hof trauerte. Abimelech ging dann wieder in den Krieg und Coelidiane freute sich, so oft sie von seinen tapfern Thaten hörte. Er sah sie auch wieder, doch einige Verse, die mit den Worten schlossen:

Mein Herz ist hin: drum hab' ich nichtes mehr,
Als daß die Lieb' mit Freundschaft ich verehr',

kamen ihr fremde vor, da sie nicht wußte, ob er ihr oder einer andern Dame nur die Freundschaft statt der Liebe widmen wollte. Später wurde sie von Bileam entführt, Abimelech hatte das Glück sie zu befreien, und sie würde diesen Dienst von keinem Andern lieber empfangen haben. Ihm war Coelidiane theuer, doch suchte sich die ältere Liebe zur Königin Delbois in seinem Herzen zu behaupten, weshalb er selbst zurückhaltend war. Coelidiane aber hing an ihm mit unverholener Zärtlichkeit, denn sie wußte nichts von seinem Verhältnisse zur Königin Delbois und glaubte seiner Liebe und Treue völlig versichert zu sein.

Delbois von Ninive erfährt, daß sie die syrische Erbprinzessin Aramena, die Schwester der jüngeren Aramena und nicht die Tochter des Belochus ist. Dieser wirbt nun selbst um ihre Hand. Eine dritte Aramena wird die Gemalin des Prinzen Hemor von Canaan.

Die Königin von Ninive hatte zwar die Ueberzeugung, daß Coelidiane sich in ihrer Liebe einer eitelen Hoffnung hingebe, und empfand deswegen Mitleid mit dieser schönen und edeln Prinzessin. Das Geheimniß ihres Abimelech bewirkte aber doch, daß sie eine Weile schwermüthigen Gedanken nachhing, und sie suchte sich ihr Herz durch die Abfassung eines Trauergedichtes zu erleichtern. Wollte sie jedoch aufrichtig sein, so mußte sie sich bekennen, daß auch ihre Treue gegen Abimelech zu schwanken begann. Denn der Umgang mit dem celtischen Fürsten Cimber wurde ihr von Tag zu Tag unentbehrlicher. Außerdem fühlte sie sich auf eine seltsame Weise zu ihrer Freundin Aramena hingezogen, in der sie noch immer nicht den verkleideten Dison ahnte. Cimber war mit der lautersten Rechtschaffenheit dessen eingedenk, daß ihm Abimelech so ganz ohne Sorge sein Liebstes anvertraut hatte. Er begegnete daher der Königin stets mit der ehrerbietigsten Bescheidenheit und dies hatte die Folge, daß sie selbst in ihm nur den Freund ihres Verlobten zu lieben glaubte.

Andere Umstände mehrten die Verwickelung. Ihr Bruder Baleus hatte ihr entsagt, nun aber trat gar ihr Vater Belochus an seine Stelle. Das Erschrecken über diese Entdeckung verminderte sich keineswegs, als man ihr mittheilte, daß sie von ganz anderen Eltern abstamme, denn sie sah voraus, daß Belochus nur um so hartnäckiger sein werde.

Delbois war die älteste Tochter des letzten syrischen Königes Aramenes; nicht ihre jüngere Schwester, die uns bereits bekannte Aramena, sondern sie selbst ist die durchleuchtige Syrerin, von der der Roman den Namen hat. In jenem Kriege, der dem syrischen Könige das Reich und das Leben kostete, hatte nämlich seine Gemalin Philominde kein Bedenken getragen, nach Babel zu ihrer Schwester zu flüchten, obgleich diese die Gemalin des Belochus war, der eben ihrem eigenen Manne im Felde gegenüberstand. Beide Schwestern liebten einander sehr zärtlich. Um dieselbe Zeit gebar nun die Königin von Assyrien den Prinzen Baleus, die Königin von Syrien aber die ältere Aramena, der sie aus Vorsicht einstweilen den Namen Delbois gab. Da Philominde den Verlust Syriens voraussah und das Schicksal ihrer Tochter

beklagte, entschloß sich die Gemalin des Belochus, die ein sehr liebreiches Herz hatte, ihren Mann zu betrügen und gab vor, daß sie Zwillinge geboren, damit die Tochter ihrer Schwester einmal wenigstens Ninive erbte. Als das Toben des Krieges ein wenig nachließ, begab sich Philominde wieder zu dem Könige Aramenes. Sie gebar nachmals noch eine Tochter, die sie ebenfalls Aramena nannte, weil sie glaubte, daß Delbois, da sich Belochus Syriens bereits bemächtigt hatte, wohl niemals ihren eigentlichen Namen führen würde. Unsere Erzählung beginnt damit, daß Philominde bei der Geburt der jüngeren Aramena starb.

Jetzt, nach so vielen Jahren, wurde Belochus damit bekannt, daß Delbois nicht seine Tochter war. Da dieselbe aber bereits über Ninive herrschte, wo das Volk sie sehr lieb hatte, und da sie ferner als die rechtmäßige Erbin Syriens leicht einen Aufruhr veranlassen konnte, war er in Gefahr, diese Nebenländer zu verlieren, und suchte namentlich dem Abfalle Syriens durch eine schleunige Vermählung mit Delbois vorzubeugen. Diese konnte nicht daran zweifeln, daß sie die Tochter des unglücklichen Königes Aramenes war; denn ein Kästchen, das ihre verstorbene Mutter Philominde im Schatze zu Ninive niedergelegt, enthielt alle Urkunden über ihre Herkunft. Der Roman hat nunmehr vier Aramenen aufgestellt: nämlich Delbois, die von jetzt ab auch die syrische Königin genannt wird, und die jüngere Aramena, die der Statthalter Mamellus als seine Tochter erzogen. Außerdem legt Dison von Seir, der sich als eine Aramena am Hofe der Delbois eingeführt, noch immer nicht seine Maske ab. Endlich glaubt auch Milcaride, die rechte Tochter des Mamellus, welche Thebah in den Dianentempel zu Ninive gebracht, die syrische Prinzessin Aramena zu sein. In denselben Irrthum verfiel der Prinz Hemor von Canaan, der sich durch die Vermählung mit der syrischen Prinzessin Ansprüche auf ihr Erbe erwerben wollte und ermittelt zu haben meinte, daß die rechte Aramena in dem Dianentempel zu Ninive sei. Milcaride war sehr bereit, um des schönen Prinzen willen dem Klosterleben zu entsagen, und ohne Aufschub wurde ihre Vermählung gefeiert. Bald stellte es sich heraus, daß diese Aramena keineswegs die Erbin Syriens sei. Hemor ergrimmte über die Täuschung, ließ sich aber versöhnen, da Milcaride selbst ihn unwissend betrogen und eine herzliche Liebe zu ihm kund gab. Beide wurden ein glückliches Paar.

Dison von Seir bereut es, daß er in der Frauentracht die edele Königin Delbois täuscht, und um vom Hofe wegzukommen, schließt er als Aramena mit der jüngeren Aramena, die noch immer den Ritter Dison vorstellt, eine Scheinehe.

Inzwischen befand sich Dison von Seir in einer sorgenvollen Unruhe. Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er der unschuldigen Delbois für ihre schwesterliche Vertraulichkeit mit einem so argen Betruge lohnte. Nun erhielt er gar noch an dem zurückgekehrten Prinzen Baleus einen leidenschaftlichen Liebhaber, den er nicht abweisen konnte, ohne sich zu verrathen. Das beste Mittel, den ungestümen Bewerbungen desselben zu entgehen, schien ihm endlich, daß er vorgab, bereits die Braut eines Andern zu sein. Er gedachte nun wirklich, den ersten Betrug durch einen zweiten gut zu machen und rechnete auf den Beistand des freundlichen Ritter Dison, in dem er am wenigsten die syrische Prinzessin Aramena vermuthete. Er ließ denselben durch seine Schwester Ahalibama und durch seine Base Timna (die Schwiegertochter Esau's) ersuchen, ihn zum Scheine zu heirathen und ihm auf diese Weise vom Hofe fortzuhelfen, denn er trage Verlangen, in den Dianentempel zu Ninive einzutreten, wozu ihn ein altes Gelübde verpflichte. Aramena war wunderlich dabei zu Muthe, daß sie als eine Jungfrau sich mit einer andern Jungfrau sollte trauen lassen. Sie ging aber dennoch bereitwillig auf den Antrag ein; denn sie selbst sehnte sich nach dem ihr von Kindheit an so angenehmen Asyl zu Ninive und sollte nun den Priesterinnen noch eine Schwester zuführen, worin sie einen besonderen Wink der großen Diana erkannte. Auch sparte Ahalibama nicht die Künste der Ueberredung. Sie entdeckte weder ihrem Bruder Dison noch ihrer Freundin Aramena, daß sie einander in der Verkleidung verkannten; sie betrieb ihre Verbindung, als wenn es sich um eine scheinbare Ehe handelte, hoffte aber daß dieselbe, wenn das hübsche Paar sich nach der Trauung besser kennen lernte, zu einer wirklichen Vermählung führen werde. Jedes mußte dem andern zu liebenswürdig erscheinen, als daß sie über das ihnen aufgedrungene Schicksal hätten böse sein sollen, und überdies gebot ihnen schon der Vortheil aus dem Scherze Ernst zu machen; denn Dison gelangte in den Besitz der Erbansprüche Aramenens und Aramena erhielt einen tapfern Gemal, der wohl im Stande war, diese Ansprüche zur Geltung zu bringen, besonders da er auf die Unterstützung der Fürsten vom Gebirge Seir, seiner Verwandten, rechnen konnte.

So traten Beide am Hofe als ein verlobtes Paar auf. Dison schaffte sich damit den Prinzen Baleus vom Halse und begann nun auch, als ob er ganz seinem Bräutigam angehörte, sich von der Königin Delbois zurückzuziehen. Als er derselben anzeigte, daß er den Ritter Dison heirathen und den Hof verlassen wollte, wurde ihnen beiden das Herz sehr schwer. Delbois hatte so lange Zeit an der vermeintlichen Aramena eine vertraute Freundin gehabt, die ihr mit tröstlicher Theilnahme ihre Sorgen tragen geholfen. Sie umarmte Dison, der darüber schier vergessen hätte, wen er vorstellte. Die Vermählung des seltsamen Paares wurde mit viel Geräusch, Pracht und Fröhlichkeit gefeiert. Während man bei der Trauung im Junotempel die Opfer verrichtete, wollte die schüchterne Aramena sich das Herz erleichtern und flüsterte ihrer Braut zu, daß sie ebenfalls eine Jungfrau sei und nach dem Dianentempel in Ninive zu entweichen beabsichtige, weshalb sie in dies frevelhafte Unternehmen gewilligt. Dison war über diese Mittheilung nicht wenig erschrocken, doch mußte die Sache durchgeführt werden. Am Abende nahm er noch einmal von der Königin Delbois Abschied, um ihr im Stillen für immer zu entsagen. Ihre Freundschaftsbezeigung war ihm ein rechter Herzensstoß. Nun fehlte noch, daß Aramena über sein Geschlecht enttäuscht wurde. Es geschah in der Brautkammer. Sie lief davon und erhub einen Jammer, daß Ahalibama und Timna, welche aus gerechter Besorgniß in der Nähe geblieben waren, sie gar nicht trösten konnten.

Die Syrier halten die jüngere Aramena, welche sie nur in ritterlicher Kleidung gesehen, für den verschollenen Sohn ihres letzten Königs Aramenes und empören sich gegen die Assyrier.

Dies war jedoch nur die Einleitung zu einer weit größeren Verwirrung, denn Burg und Stadt erschollen plötzlich von Kriegsgeschrei und Waffenlärm. Es hatte sich nämlich unter den syrischen Fürsten das Gerücht verbreitet, daß noch ein Sohn ihres Königes Aramenes, also ein Bruder der beiden Aramenen, am Leben sei. Eifrige Freunde des Vaterlandes bezeichneten die jüngere Aramena, die unter dem Namen des Ritters Dison am Hofe der Delbois aufgetreten, als diesen verschollenen Prinzen Aramenes und beriefen sich dabei auf besondere Umstände. So war, als die Königin Delbois damals ihren Einzug in Damascus hielt, die syrische Krone von einer Ehrenpforte herab und diesem Ritter Dison in die Arme gefallen. Ferner hatte Jemand entdeckt, daß derselbe eine goldene Armspange besaß, welche in einer Kapsel

die Worte enthielt: „Trage dieses Band zu deines Vaters Aramenes Gedächtniß, bis dir der Himmel dermaleins gönnet, dessen Reich einzunehmen.“ Man glaubte demnach fest, daß der Ritter Dison, in den sich die jüngere Aramena verkleidet, der verschollene Prinz Aramenes sei. Es war in der Stille Alles vorbereitet, Syrien wieder von dem assyrischen Joche zu befreien. Am Tage der Vermählung brach der Aufstand aus. Die syrischen Fürsten bemächtigten sich der Burg, doch der Statthalter Mamellus und namentlich Cimber, der Beschützer der Königin Delbois, griffen dieselbe mit Löwenmuth an. Um die Syrier anzufeuern, mußte sich der rechte Dison entschließen, als die Gemalin und Bevollmächtigte des Prinzen Aramenes vor dem Volke zu erscheinen, ja die bis in den Tod betrübte Aramena selbst ließ sich, da sonst Alles verloren war, zu der Fortsetzung der Täuschung bewegen und zeigte sich dem Volke als der Ritter Dison, oder wie man wollte, als der Prinz Aramenes, worauf die Syrier mit unwiderstehlicher Begeisterung den Sieg erstritten.

Der assyrische Statthalter Mamellus verfolgt Dison und Cimber als die von der Delbois begünstigten Nebenbuhler seines Königs Belochus; ebenso die jüngere Aramena, weil er sie für den Prinzen Aramenes ansieht.

Es tritt eine Waffenruhe ein und während derselben verändert sich gänzlich der Zustand der Dinge, indem die Hauptpersonen ihren Anhängern verschwinden und noch dazu bekannt wird, daß kein Prinz Aramenes wieder erschienen, daß Dison und Aramena, wenn auch ohne übele Absicht und zum Theil von Anderen verleitet, sich selbst und ihre Freunde getäuscht. Die Königin Delbois zog sich in den Isistempel zurück. Sie war höchst beleidigt und entrüstet, daß diejenigen, welche sie so herzlich geliebt, ihr einen solchen Betrug hatten spielen können, daß namentlich Dison die Verkleidung benutzt, um mit ihr selbst und ihren Frauen einen so vertraulichen Umgang anzuknüpfen. Sie wurde bald gerächt. Dison selbst theilte dem Cimber mit, daß er Aramena geheirathet habe. Cimber glaubte, er rede von der Königin Delbois, die er als Aramena kannte, und gerieth gleich in einen flammenden Eifer. Er selbst liebte Delbois mit einer Leidenschaft, die um so heftiger war, weil er sie vor Jedermann verbarg, er bekämpfte gleichwohl diese Liebe aus Freundschaft zu Abimelech, dem Verlobten der Königin, und nun sollte Delbois dennoch einem Dritten gehören? Der Schmerz hierüber erstickte seine Worte, er zog das Schwert. Als man hier den Zweikampf hinderte, wollten sie sich des andern Tages an dem Isistempel

treffen. Der falsche Statthalter Mamellus trachtete Beide, die der Königin Delbois so nahe standen, als Nebenbuhler seines Königs Belochus aus dem Wege zu räumen. Er erschien mit Bewaffneten auf dem verabredeten Platze, ließ Cimber niederhauen und in den Pharphar werfen, den Dison aber, als ob er der Mörder desselben gewesen, festnehmen und in den Isistempel bringen, wo er als ein entlaufener Isispriester bestraft und ewig verborgen gehalten werden sollte. Beide galten für todt und ihre Anhänger brachen in laute Klagen aus. Delbois vergoß um Cimber, ihren und ihres Abimelech Freund viele Thränen, ja so sehr Dison sie gekränkt, empfand sie auch seinen Tod mit schmerzlichem Bedauern.

Mamellus hatte sich noch ein drittes Opfer ersehen. Es war ihm gelungen die jüngere Aramena, die zuletzt ihren Bruder Aramenes vorgestellt und die er selbst für diesen Prinzen hielt, in seine Gewalt zu bekommen, und da Belochus von einem solchen Erben Syriens das Meiste zu befürchten hatte, brachte Mamellus seinen Gefangenen zu den Isispriestern mit dem Befehle, ihn heimlich der Göttin zu opfern. Aramena wußte, daß Delbois in dem Tempel war, und sehnte sich, ihre Schwester zu sprechen. Ein mitleidiger Priester, der außerdem von Geburt ein Syrier war, gestattete ihr einen Spaziergang in den Garten. Hier begegnete sie der Königin Delbois. Diese hörte erst jetzt, daß der Ritter Dison, der so lange an ihrem Hofe gelebt, die jüngere Aramena sei, und beide Schwestern umfingen sich mit herzlicher Freude. Aramena ging darauf wieder in ihr Gemach. Jetzt aber erfuhr sie des Mamellus mörderisches Vorhaben, doch sollte sie gerettet werden. In einer sorgenvollen Nacht hörte sie unter ihrer Zelle zwei andere Gefangene reden, deren Stimmen sie erkannte. Es waren Dison und Bethuel. Diese erbrachen den Fußboden und machten sie frei. Sie lehnte es ab, Dison zu begleiten, zu welchem Gemale sie auf eine so unordentliche Weise gekommen war, und ließ sich zur Königin Delbois führen. Sie zog bald nachher mit derselben auf die Kemuelsburg, wo sie in Sicherheit lebte, zumal da sie nicht weiter die gefährliche Rolle des Prinzen Aramenes spielen mochte.

Belochus und Beor rücken in Damascus ein. Marsius von Basan sendet der Königin Delbois Hülfe. Sie verläßt die Stadt und geht mit ihrem Gefolge in das Kriegslager bei Aroer.

Damascus wurde jetzt der Schauplatz großer Unruhen. Es standen sich fünf Parteien mit ihren Kriegern gegenüber. So waren die Assyrier

unter Belochus, der sich der Königin Delbois zu bemächtigen trachtete, eingerückt und hatten den Schloßplatz besetzt. Ferner war Beor mit den Canaaniten erschienen, um seine alten Ansprüche auf Ahalibama, die ihm von Delbois vorenthalten worden, zu erneuern. Da die Syrier ihn als einen Feind des Belochus kannten, hatten sie zugelassen, daß er die Kemuelsburg in Besitz nahm. Die Syrier selbst konnten sich über ihren Befreiungsplan nicht vereinigen und zerfielen in zwei Parteien. Außerdem waren noch Niniviten herbeigeeilt, um für ihre Königin Delbois zu fechten. Obgleich Beor einstweilen von den Syriern im Zaume gehalten wurde, glaubten Delbois und Ahalibama auf der Kemuelsburg nicht länger bleiben zu dürfen. Denn Beor hatte hier zu viel Gelegenheit, die Letztere in seine Gewalt zu bringen, und es war ihm auch zuzutrauen, daß er es nicht verschmähen würde, sich durch die Auslieferung der Delbois mit Belochus auszusöhnen. Nun traf es sich, daß der König Marsius von Basan der Delbois ein bedeutendes Heer zur Hülfe sandte. Dasselbe lagerte bei Aroer und erwartete daselbst ihre Befehle. Sie verabredete daher mit ihren Getreuen den Plan zur Flucht und als man auf der Kemuelsburg ein frohes Gelage hielt, machten sie sich plötzlich davon. Die Königin schlug ihr Hoflager zu Aroer auf, wo sich allmählich alle treuen Anhänger mit ihrem Kriegsvolke versammelten, während Belochus, Beor und andere Gegner Damascus besetzt hielten.

Geschichte des deutschen Königes Marsius zu Basan und des Tuscus Sicanus (Elieser), Königs der Aborigener. Ihr Zwist und ihre Versöhnung. Beide reisen unter dem Namen Cimber nach Damascus; jener um Delbois, dieser um Ahalibama wiederzusehen.

Wir haben nunmehr die Geschichte eines celtischen oder deutschen Fürstenhauses nachzuholen, das durch seine nähere Verbindung mit den Syriern an der Verherrlichung derselben Theil hat. — Vor langer Zeit war der assyrische Prinz Trebeta, von seinem Bruder Ninias verjagt, nach Celten geflohen und hatte die Stadt Trier gegründet. Von ihm stammte die Prinzessin Ariovinda ab, die Marsius, der König der Celten und Deutschen, heirathete. Sein Bruder Bojus war damit sehr unzufrieden und sie geriethen in einen Krieg, der für Marsius einen bösen Ausgang hatte. Seine Hoffnungen waren hier ganz dahin; er verließ deshalb mit seinen Anhängern Europa und beschloß, Assyrien, das Stammreich seiner Gemalin Ariovinda, wiederzuerobern. Zunächst

gelang es ihm, Basan, Moab und andere Gebiete zu besetzen. Dann griff er Assyrien an und so sehen wir ihn gegenwärtig im Kriege mit Belochus. Er hatte außer zwei Töchtern, Hercinde und Mirina, einen Sohn, den jüngeren Marsius. Dieser sah einst das Bild der assyrischen Prinzessin Delbois, der Tochter des Belochus, und fühlte sein Herz von der schönen Feindin überwunden. In der Hoffnung, daß er irgend wie Gelegenheit erhalten würde sich ihr zu nähern, zog er mit in den Krieg wider Belochus. Er hatte wirklich das Glück, ihr wichtige Dienste zu leisten. Einmal führte er sie, als sie während einer Schlacht gefangen wurde, zu den Ihrigen zurück und später errettete er sie aus den Wellen, als ihr Schiff auf dem Phrat scheiterte. Der Prinzessin entfiel ein Kleinod mit dem Bilde des Prinzen Abimelech. Die Entdeckung dieses Nebenbuhlers vermochte nur Marsius' Ruhe, nicht seine Liebe aufzuheben. Er folgte Delbois heimlich nach Babel und es war ihm täglich die höchste Erquickung, wenn er sie sehen konnte. Jetzt starb sein Vater. In Basan brachen Unruhen aus und er mußte nach Hause eilen, doch erhielt er von einem Vertrauten häufig Nachrichten über die Prinzessin.

Noch seltsamer ist die Geschichte des Tuscus Sicanus, in dem wir eine uns bereits bekannte Person wiederfinden. Sein Vater Lucus stammte von den Riesen ab, die vormals über Basan herrschten. Von seinem Bruder vertrieben, ging er über das Meer und kam nach Tuscien, wo er das Land der Aborigener eroberte und Valentia heirathete. Doch Italus, der Bruder der Letzteren, verjagte ihn wieder und befahl sogar einigen Knechten, das Söhnlein seiner Schwester, welches zurückgeblieben, in die Tiber zu werfen. Ein Arzt aus Canaan kaufte jedoch den Leuten das Kind ab und nahm es nach Asien mit. Hier überließ er es dem Könige Beri, der es für seinen eigenen Sohn ausgab, um gewisse Erbansprüche aufrecht zu erhalten. Seine Gemalin gebar nachher noch selbst einen Sohn und so lernten wir gleich anfangs Elieser, wie der Findling hieß, und Ephron als Brüder, den Ersteren auch als den Verlobten der Ahalibama von Seir kennen. Es wurde dort erzählt, wie Elieser, von seinem vermeintlichen Vater Beri verfolgt, nebst Ahalibama dem Könige Beor von Canaan in die Hände gerieth und wie dieser ihn zu vergiften befahl. Derselbe Arzt, der Elieser schon einmal das Leben erhalten hatte, rettete ihn durch Gegenmittel und verschaffte ihm eine sichere Zufluchtsstätte. — Mittlerweile hatte Valentia, die Königin der Aborigener, sich mit einem Heere in dem Riphatischen Gebirge festgesetzt, um von hier aus Basan, das Erbreich ihres verstorbenen Gemales, zu gewinnen. Unvermuthet erhielt sie ihren so viele

Jahre als todt beweinten Sohn zurück; denn Elieser, den ihr jener menschenfreundliche Arzt zuführte, war ihr Tuscus Sicanus. Der König Marsius rückte mit seinen Völkern aus, um Basan gegen die Aborigener zu behaupten. Tuscus Sicanus wünschte die Angelegenheit friedlich zu ordnen und da Marsius ein billig denkender Fürst war, beendigten sie den Streit durch einen Erbvertrag. Marsius hatte die bestimmte Aussicht, nach dem Tode seines Oheims Bojus das große Reich der Celten und Deutschen zu erben; er wollte alsdann nach Europa gehen und Basan an Tuscus Sicanus abtreten. Beide junge Könige fanden an einander Gefallen und wurden Herzensfreunde.

Um diese Zeit sollte die Königin Delbois, die ihr Vater Belochus zu einer Zusammenkunft eingeladen, ihren Einzug in Damascus halten. Die Festlichkeiten lockten viele Fremde dahin. Auch Marsius und Tuscus Sicanus machten sich schleunigst auf den Weg, weil jeder dort sein Liebstes wußte. Leider verfielen Beide darauf, sich den unter den Celten gewöhnlichen Namen Cimber beizulegen. Dies veranlaßte später die Verwechselung ihrer Personen, welche die schmerzlichsten Folgen hatte. Marsius wollte die Königin Delbois wiedersehen, Tuscus Sicanus die Prinzessin Ahalibama, der er einst als Elieser so theuer gewesen.

Tuscus Sicanus muß annehmen, daß ihn Ahalibama vergessen habe. Marsius erfreut sich anfangs der Gunst der Königin Delbois, bringt jedoch seine Liebe der Freundschaft für Abimelech zum Opfer. Zuletzt scheint ihn Delbois mit einem unerklärlichen Hasse zu verfolgen. Dennoch ruft er seine Völker zu ihrem Schutze herbei.

Als Tuscus Sicanus nach Damascus kam, stand ihm eine traurige Enttäuschung bevor. Ahalibama sah nicht nur weit schöner aus, als es nach seiner Meinung die Trauer um den todten Elieser hätte zulassen sollen, sondern sie schien auch Esau, den Fürsten von Edom, sehr wohl leiden zu können. Er zog es daher vor, für sie der längst Verstorbene zu bleiben, und verließ Damascus. Der Gram zehrte an seiner Lebenskraft. Auf ämsiges Zureden seines treuen Arztes ließ er indessen zu, daß man ihn in die warmen Bäder bei Aroer führte.

Marsius kam in die nächste Umgebung der Königin Delbois, mußte aber dieses Glück mit den schmerzlichsten Leiden bezahlen. Er war der Cimber, welcher nebst Abimelech und dem verkleideten Dison die Königin bei dem Einzuge in Damascus gegen die Löwen beschützte

Seine Freundschaft für Abimelech legte ihm den Zwang auf, daß er seine heiße Liebe zur Delbois durch keine Miene verrathen durfte. Nie gab es einen bescheideneren Liebhaber, obgleich die Königin dem edlen und stattlichen Freunde ihres Abimelech mit rückhaltloser Güte begegnete, ja ohne daß sie es merkte, ihm holder wurde, als es die Treue gegen ihren Bräutigam dulden wollte.

Seine Standhaftigkeit wurde aber auf noch schwerere Proben gestellt. Oben hörten wir, daß der tückische Statthalter Mamellus ihn bei dem Zweikampfe niederhauen und in den Pharphar werfen ließ. Eine mitleidige Frau vermuthete noch Leben in der Leiche und ihr Bruder, jener gutherzige Isispriester, welcher sich auch der jüngeren Aramena annahm, heilte den Prinzen und verbarg ihn im Tempel. Damals gelang es Dison und Bethuel, die im Tempel gefangen saßen, zu entkommen und auch die jüngere Aramena zu befreien. Die Letztere suchte bei ihrer Schwester Delbois Schutz, Jene entwichen. Auf ihrer Flucht hatten sie Gelegenheit, der Königin Delbois einen Dienst zu erweisen. Sie trafen Ninias, der verrätherisch damit umging, ihr Ninive zu entreißen. Dison hieb ihn im Zweikampfe nieder und warf ihn ebenfalls in den Pharphar. Ninias kam aber mit dem Leben davon und wurde, ganz wie es mit Marsius geschehen, in den Isistempel geschafft. Die Königin hörte nur von der Rettung des Ninias und machte dem Priester Vorwürfe darüber, daß er ihren ärgsten Feind in Pflege genommen. Der Priester meinte, sie rede von Cimber und dieser mußte sein Asyl verlassen, wobei er über eine solche niedrige Undankbarkeit ganz erstarrte. Er ging in die Bäder bei Aroer. Der seltsame Haß der Königin kam ihm nicht aus den Gedanken und so lag er voll Schwermuth in einem einsamen Hause auf dem Krankenbette. Bei einem heftigen Platzregen flüchtete Delbois hieher. Sie glaubt wieder, daß er Ninias sei, entweicht unter zornigen Reden und drohet gar, ihn festnehmen zu lassen, weshalb er sich in eine verborgene Höhle zurückzog. Gleichwohl ließ er seinem Kriegsobersten Suevus, der die Celten herbeigeführt, befehlen, daß er das Heer der Königin Delbois gänzlich zur Verfügung stellen solle. Ein Vertrauter überbrachte ihm einen Brief der letzteren an Suevus, worin sie den Tod des edlen Cimber beklagte. Cimber lebte aber noch und sie schien ihm nur nicht einen ruhigen Platz zum Sterben zu gönnen. Wie sollte er sich diese gleißnerische Falschheit erklären?

Coelidianens neues Anrecht auf Abimelech's Liebe. Er ist gegen sie und Delbois undankbar. Delbois besucht den kranken Cimber. Dieser söhnt sie mit Abimelech aus. Die Störung des Hochzeitsfestes. Delbois, Ahalibama, die jüngere Aramena sind wieder in der Gewalt ihrer Feinde.

Abimelech und Coelidiane, von denen wir lange nichts gehört, hatten in Arabien gefahrvolle Abenteuer erlebt. Abimelech sollte wegen Verletzung eines Heiligthums hingerichtet werden. Coelidiane drängte sich bei dem Blutfeste durch das Volk zu den Priestern hindurch, um sich für ihn zum Opfer anzubieten. Da ergriff er das Opferbeil und Beide waren gerettet. — Coelidiane ist nun wieder bei der Königin Delbois zu Aroer. Die Letztere vernahm jenes Begegniß nicht ohne Eifersucht, bald aber erhielten Beide Ursache zur Trauer, da von Abimelech gesagt wurde, daß er sich um eine andere Prinzessin bewerbe. Coelidianen vergingen bei dieser Nachricht die Sinne und auch der Delbois, als sie sich der vorigen Zeit erinnerte, drangen die Zähren so häufig aus ihren schönen Augen, daß ihre Klage darüber verstummte.

Jetzt klärte sich ein schmerzliches Mißverständniß auf. Bei einem Gespräche mit dem Isispriester, welcher Cimber und auch Ninias gepflegt, entdeckte sie, daß ihr Cimber alle die bösen Worte hatte hinnehmen müssen, die sie Ninias zu sagen vermeint. Die Nachricht von seinem Leben und seiner Anwesenheit zu Aroer erfüllte sie mit einem freudigen Entsetzen. Sogleich entschloß sie sich, den schwer gekränkten Freund durch einen Besuch zu entschädigen. Dem jungen Fürsten war, als ob er aus einem bösen Traume erwachte; ihm hätte auf Erden nichts Lieberes geschehen können. Man hat aus Schiller's Braut von Messina die scherzhafte und doch so gewichtige Moral gezogen, daß der Uebel größtes das Schweigen sei. So erwuchs auch hier viel Unheil daraus, daß Cimber der Königin Delbois noch immer verschwieg, wer er eigentlich war. Wie sehr hätte es ihre Freude erhöht, wenn es ihr bekannt geworden wäre, daß ihr Cimber der edelmüthige und freundliche König Marsius von Basan sei, der ihr mit einer befremdenden Güte sein Kriegsvolk hergesendet. Nach gewissen Anzeichen mußte sie ihn aber für Tuscus Sicanus, den König der Aborigener halten und dieser unglückselige Irrthum sollte ihr selbst und Cimber noch viel Herzenspein verursachen. Cimber war jetzt halb genesen und empfand vielleicht eine geheime Freude darüber, daß das Herz und die Hand seiner Delbois durch Abimelech's Untreue frei geworden. Jetzt kam Abimelech in dem

Kriegslager an. Coelidiane wich ihm aus und Delbois wies seinen Gruß zurück. Das Gerücht von seiner Verheirathung mit einer anderen Prinzessin beruhete aber auf einer Verwechselung seiner Person mit einem zweiten Abimelech. So war es mit Cimber's entkeimender Hoffnung schnell vorbei. „Sein edeler und unüberwindlicher Geist verharrete jedoch bei dem Schluß, seiner Königin und seines Freundes Ruhe mit Hintansetzung der seinigen und seines Lebens zu fördern." Er selbst vermittelte die Aussöhnung und das viel geprüfte Paar setzte jetzt seinen Hochzeitstag fest. Cimber kommt in der Nacht an das Bett seines Freundes, nimmt von ihm Abschied und reitet davon. Ebenso entfernt sich Coelidiane, indem sie Briefe mit ihren letzten Grüßen zurückläßt.

Als nun aber die Vermählungsfeier stattfinden sollte, wollten die Opferfeuer nicht brennen, ein Sturmwind warf die Schaugerüste sammt dem errichteten Throne um, worüber sich die Menschen manche Gedanken machten. Plötzlich brachen auf einmal aus den neun Thoren von Damascus die Feinde hervor. Abimelech muß ins Gefecht und während er an seinem Orte tapfer streitet, werden Delbois, Ahalibama, Aramena nebst Anderen von Verräthern überfallen und nach Damascus entführt. Wie mit einem Zauberschlage hat sich die Lage der Dinge völlig verändert.

Damascus wird von drei Königen gegen Abimelech vertheidigt. Dison bemächtigt sich der Burg. Ein unterirdischer Gang führt von derselben bis vor die Mauern der Stadt. Abimelech's rechter Name wird entdeckt und dies ändert sein Verhältniß zu Delbois und Coelidiane.

In Damascus war inzwischen auch Pharao eingerückt, der seine Tochter Amesses zwingen wollte, ihn zu heirathen, und ihr bis hieher gefolgt war. Er verband sich mit Beor von Canaan und Belochus von Assyrien. Die drei Könige waren Meister der Stadt und beschlossen, sich ihren Raub nicht mehr entgehen zu lassen. Als Baleus und der ägyptische Prinz Hiarbas ankamen, um wo möglich zwischen den Parteien Frieden zu stiften, wurden auch diese aus Fürsorge festgenommen. Darüber erregten jedoch die Assyrier selbst, welche ihren Prinzen Baleus mehr als Belochus liebten, einen Aufstand. Der kühne Dison, der schon früher als Kriegsgefangener nach Damascus gekommen war, benutzte die Verwirrung. Er bemächtigte sich mit Hülfe der Syrier der Kemuelsburg und brachte Delbois nebst der Ahalibama und Amesses an diesen sichern Zufluchtsort. Durch einen Vertrauten setzte er sich mi

Abimelech in Verbindung und dieser gedachte, im Kriegsrathe einen allgemeinen Sturm zu beantragen.

Inzwischen hat man das Glück, einen unterirdischen Gang nach der Burg aufzufinden. Derselbe ist freilich beinahe verschüttet, doch tausend Mann müssen mit allem Fleiß aufräumen und von der Kemuelsburg her graben Andere ihnen ebenso eifrig entgegen, bis sie endlich zusammenstoßen. Abimelech sendete dem Dison, der mit ausgesteckten Fackeln andeutete, daß er hart bedrängt werde, durch den geheimen Gang eine Verstärkung auf die Burg. Auch Coelidiane begab sich dahin, welche wegen eines wichtigen Geheimnisses in das Kriegslager zurückgekehrt war. Abimelech ließ in der Nacht an vier Orten zugleich die Stadt angreifen. Da erschien ein assyrischer Gesandter aus der Stadt, um zu unterhandeln, und so wurde der Sturm abgeblasen. Abimelech benutzte die Waffenruhe, um durch den Gang in die Burg zu eilen. Er traf in einem Gewölbe seine Königin nebst Amesses, Ahalibama, Coelidiane und Dison. Wie bestürzt war er, als ihn Delbois hier zu der Coelidiane führte und sie bat, diesen Prinzen, den sie Keiner auf der Welt lieber gönnte, von ihrer Hand anzunehmen. Abimelech's Staunen mehrte sich, als er erfuhr, daß Delbois seine Schwester und daß er der verschollene syrische Prinz Aramenes sei.

Dieselbe Höhle, in der ihm dies Geheimniß bekannt wurde, gab von seiner Abstammung Zeugniß. Sein Vater Aramenes und dessen erste Gemalin Philistina lebten in einer kinderlosen Ehe, bis sie sich bereden ließen, dem Götzen Dagon zu opfern. Sie richteten demselben hier unter der Erde einen Tempel ein und ließen den Gang für ihre auswärtigen Vertrauten graben, die an dem geheimen Götzendienste theilnahmen. Hierauf wurde Aramenes geboren. Die Mutter bereuete jedoch den Abfall von dem wahren Gotte und schickte den Knaben zu gläubigen Verwandten, die ihn erzogen. Man gab ihm den Namen Abimelech und entdeckte ihm nie seine Abkunft, theils aus Furcht vor Belochus, theils weil der König von Gerar ihn zum Erben seines eigenen Reiches ersah.

So war nun jedes Hinderniß weggeräumt, welches Coelidianen den ihr so theueren Prinzen zu lieben verbot, und die Freude redete aus ihren schönen Augen. Delbois und Abimelech waren ebenfalls von der Qual befreit, einander mit getheilten Herzen zu lieben, und der erste Befehl des neuen syrischen Königes war, daß Delbois keinen Andern als ihren Cimber heirathen sollte.

Delbois, Ahalibama und Amesses sind abermals in den Händen der Könige; sie erwählen den Tod auf dem Scheiterhaufen. Ihre Errettung durch den treuen Cimber.

Doch ein neues Unglück machte aller Freude ein Ende. Als sie nach der Burg gehen wollten, stürzte ein Theil des Ganges ein. Abimelech oder Aramenes, Dison, Coelidiane nebst einer Freundin waren verschüttet. Gleichzeitig wurde die Burg erstürmt. Delbois war wieder des Belochus, Ahalibama des Beor, Amesses des Pharao Gefangene. Die verliebten Könige nehmen auf den grenzenlosen Schmerz der Frauen keine Rücksicht und nach wenigen Tagen soll in dem neu geweihten Isistempel die Vermählung stattfinden. Da stürzen sie das Isisbild von seiner Säule herab, um für diesen Frevel den Tod zu erleiden. Die Könige wollen ihnen bei den Priestern Verzeihung auswirken, wenn sie sich in ihre Wünsche fügen. Da sie standhaft bei ihrer Weigerung beharren, müssen sie den Scheiterhaufen besteigen. Doch plötzlich ist der treue Cimber mit seinen Celten zugegen. Sie haben die Stadt erobert und dringen in den Tempel. Aller Widerstand ist vergebens: die drei Könige liegen in ihrem Blute und das Götzenhaus steht in Flammen. Die Retter und die Befreiten ziehen auf die Kemuelsburg. Hier herrscht nun große Freude. Noch viele fürstliche Personen außer denen, welche uns näher stehen, waren durch ihre Angelegenheiten oder durch besondere Schicksale nach Damascus geführt. Manche hatten einander längst todt geglaubt, andere waren durch die Ungunst der Umstände getrennt worden: sie alle begrüßten sich herzlich und freuten sich ihrer Vereinigung. Denn damit das Glück vollkommen würde, fand man auch die verschütteten Freunde Abimelech, Dison, Coelidiane nebst einer Verwandtin, deren Leichname ausgegraben werden sollten, lebend und wohlbehalten in einem Gewölbe. Delbois lief ihrem Bruder Aramenes, die jüngere Aramena ihrem Dison in die Arme. Dieses letztere Paar, welches sich einst so leichtsinnig hatte trauen lassen, lebte seit einiger Zeit in einem glücklichen Brautstande. Aramena, wiewohl in der Liebe unerfahren, da sie sich von Kindheit an als Dianenpriesterin betrachtet, und noch immer beschämt und etwas böse, wenn sie an jenes Hochzeitsfest dachte, hatte allmählich doch gelernt, wenn Dison in die Ferne zog, milde Zähren zu vergießen und herzlich vergnügt zu sein, wenn er wiederkam.

Nur Marsius von Basan und Delbois trauern. So innig sie einander angehören, bleiben sie doch getrennt, weil Delbois ihren Cimber für Tuscus Sicanus hält.

Während eine so große Schaar fröhlicher Menschen auf der Kemuelsburg beisammen war, wollte doch zwei Personen vor Kummer das Herz brechen. Die Syrier verdankten ihre Erlösung von dem assyrischen Joche hauptsächlich der raschen Hülfe des tapfern Marsius von Basan. Die Fürsten wußten, daß er die Königin Delbois liebte, und drangen in diese, ihm ihre Hand zu geben. Wie freudig hätte sie darin eingewilligt, wäre ihr bekannt gewesen, daß Marsius kein Anderer als ihr Cimber war. Je mehr sie Cimber liebte, von dem sie, durch gewisse Umstände verleitet, annehmen mußte, daß er Tuscus Sicanus sei, desto entschiedener lehnte sie die Bewerbung desselben Cimber ab, wenn er ihr mit seinem rechten Namen Marsius genannt wurde. Bei ihrer Großmuth konnte sie nicht undankbar sein. Sie besuchte Marsius, der an den Wunden, die er für sie bei der Erstürmung der Stadt und des Tempels empfangen, daniederlag, und brachte ihm die syrische Krone, bat ihn aber zugleich, nach seinem edlen Sinne ihr Herz dem Tuscus Sicanus zu lassen. Man hatte ihm das verwundete Haupt mit Tüchern umwickelt und da er nur mit abgebrochenen, dumpfen Worten ihre Ansprache erwiederte, erkannte sie in ihm nicht den Cimber, der sie eben auf seinen Armen von dem lodernden Scheiterhaufen fortgetragen. Marsius hatte nun deutlich vernommen, daß das Herz seiner Königin dem Tuscus Sicanus gehörte. So krank er war, ließ er sich in einer Sänfte wegbringen und wünschte den Tod. Doch stieß er auch Drohungen gegen Tuscus Sicanus aus, der wegen seiner Unbeständigkeit einen solchen Schatz zu gewinnen unwürdig war, denn er wußte von dessen früherer Liebe zu Ahalibama.

Da Marsius das syrische Reich nicht angenommen, übergab Delbois dasselbe ihrem Bruder Aramenes, der ihr jedoch zuredete, wenigstens Mesopotamien zu behalten. In Damascus war nun Alles voll Freude. Aramenes und Coelidiane, Dison und die jüngere Aramena, jetzt die Königin von Ninive, und viele andere Paare feierten ihre Vermählung. Delbois allein, die neue Königin von Mesopotamien, blieb ohne Lebensgefährten, weshalb man Aramenes bat, eine Gesandtschaft an Tuscus Sicanus, den König der Aborigener, abzuordnen und ihm sein Glück anzudeuten. Die fremden Fürsten reisten nun in ihre Länder, ließen jedoch, da es Winter war, ihre liebsten Königinnen und Prinzessinnen

zurück. Im künftigen Frühlinge wollten sich alle wieder einfinden und Delbois nach Mesopotamien begleiten.

Es ist nunmehr die Haupthandlung bis zum fünften Bande des Werkes erzählt. Dieser hat den besondern Titel:

Mesopotamische Schäferei.

Wenn sich aber deshalb vor unserer Phantasie in weitem Umkreise liebliche Auen ausbreiten, auf denen biblische oder wenigstens arkadische Hirten in Unschuld und Frieden ihre Heerden weiden, so finden wir uns getäuscht. Dieser Theil der Dichtung enthält allerdings einige ländliche Schilderungen und da, wo Laban und Jacob, Lea und Rahel erscheinen, die freilich an den Hauptbegebenheiten nicht weiter betheiligt sind, vernimmt man auch wohl einen Anklang an die patriarchalische Einfachheit des alten Testamentes. Im Ganzen ist jedoch diese Schäferei nur ein Maskenfest, welches die vornehme Welt zu ihrem Vergnügen veranstaltet. Man zeigt sich einmal in der kleidsamen Hirtentracht und läßt sich herab, an den einfachen Spielen der Landleute Vergnügen zu finden. Mit welchem Glanze treten diese Hirtinnen auf, trotz dem daß sie der Zeit der Patriarchen angehören. „Wir schaueten dieses Wunderbild sonder Bewegung an, die das Haupt auf ihren linken Arm über des Brunnens Lehne gestützt hatte und in der rechten Hand einen Schäferstab hielt, welcher aber einen geringen Stand nicht andeuten konnte, weil sowohl ihr Hauptschmuck als die ganze Kleidung von den köstlichsten Edelgesteinen glimmerte. Ihr Haar hing ihr in zierlichen Locken bis auf die Schultern und indem es glänzend schwarz war, gleich ihren angenehmsten Augen, gab eine Perlenschnur, die allenthalben durch ihre Locken geflochten war, demselben keine geringe Zierde. Ein kleiner Strohhut, der aber überall mit Diamanten beworfen war, bedeckte oben ihr Haupt, ließ aber doch ihre Stirn ganz offenbar sehen, welche gleich den andern Stücken ihres Angesichts neben ihrer herfürblühenden Jugend auf das Herrlichste daher glänzte (V, 266).“ Ihre beiden Schwestern sind ebenso schön und ebenso prächtig geschmückt. Diese Damen sind die Töchter des frommen Hiob! Jacob und einige Andere, die in selbsterwählter Armuth leben, werden in dem Romane als Sonderlinge betrachtet, und als die vornehmen Gäste zu ihrem Vergnügen einige Schäferdramen aufführen, murren die wirklichen Hirten darüber, daß man sich über sie lustig macht. Ferner enthält diese mesopotamische Schäferei keineswegs nur Schilderungen des wirklichen oder nachgeahmten Hirtenlebens; denn davon abgesehen, daß die zahlreichen Episoden

meistens einen ganz andern Inhalt haben, spinnt sich die Haupthandlung sogleich wieder an tragischen Umständen fort.

Die Königin Delbois zieht mit ihrem Gefolge in Mesopotamien ein. Ländliche Feste. Die Wallfahrt zum Teraphim. Delbois errettet Cimber und überläßt ihn doch seinem Elende.

Delbois kam, von dem ganzen Schwarm ihrer fürstlichen Gäste begleitet, nach Mesopotamien, um die Regierung in ihrem Schlosse zu Samosata anzutreten. In dem angenehmen Thale an dem fruchtbaren Berge Masius wurde sie von den Hirten und Schäferinnen des Landes mit Ehrenpforten und Gewinden von Laub und Blumen empfangen und mit den bekränzten Erstlingen der Heerden beschenkt. Sie erfreuten sich an den Spielen und Tänzen der Landleute und ließen sich von dieser Fröhlichkeit anstecken, indem sie selbst Hirtenkleider anlegten und sich bisweilen die halbe Nacht im Grünen mit Tanzen und allerhand Spielen vergnügten. Sie führten auch kleine Dramen auf, z. B. den Streit der Großmuth und der Liebe, eine Verblümelung des letzten medischen Krieges, ferner der Tugend und Laster Lohn, ebenfalls eine Scene aus den eigenen letzten Erlebnissen, und das Schäferspiel von Jacob, Lea und Rahel.

Inzwischen zog der verschmähete Cimber, nämlich Marsius von Basan, gegen seinen glücklichen, doch wie er meinte, unwürdigen Nebenbuhler Tuscus Sicanus zu Felde. Sie verständigten sich jedoch auch diesmal. Tuscus Sicanus hatte die ihm von Aramenes angetragene Hand der Delbois höflichst ausgeschlagen. Sein Sinn war auf Ahalibama von Seir gerichtet, die freilich ihren Elieser vergessen zu haben schien und wirklich Esau, den Fürsten von Edom, geheirathet hatte. Marsius mußte sich davon überzeugen lassen, daß Tuscus Sicanus als redlicher Freund gehandelt und wenn Delbois ihm wirklich den Vorzug gab, daran unschuldig war.

Um dem heidnischen Aberglauben des Volkes nachzugeben, entschloß sich die Königin, an einer Wallfahrt nach dem Tempel des Teraphim theilzunehmen, wo die Hirten und Hirtinnen ein großes Jahresfest zu feiern vorhatten. Da kein Fremder den Opfern beiwohnen durfte, machte sie die Reise ohne Gefolge und Wache. Nur einige Befreundete begleiten sie: so die schöne Rahel, welche zu Jacob's Betrübniß den Götzen anhing, und ihre Basen, die Töchter des Hiob. Sie erfuhr erst unterwegs, als es zur Umkehr zu spät war, daß man ihr eine Falle zu legen gedachte. Ein Theil der Riesen und die Deutschen

in Basan schmiedeten den Anschlag, sie dem Marsius in die Hände zu spielen, andere Riesen und die Aborigener wollten hingegen ihre Vermählung mit Tuscus Sicanus durchsetzen. Delbois mochte weder den König von Basan, noch jetzt auch den Letzteren, obgleich er nach ihrer Meinung der Cimber war, da er sie vor aller Welt ausgeschlagen.

Mit dem Teraphim hatte es folgende Bewandtniß. Ein Erstgeborener, der sich freiwillig dazu erbot, wurde geschlachtet. Man balsamirte sein Haupt, schmückte es mit Edelsteinen und stellte es in dem Tempel auf, nachdem ihm die Priester noch einen Zettel mit einer heiligen Schrift in den Mund gelegt. Dieser Kopf hatte die Gabe der Weissagung, so lange die Schrift erhalten blieb, was wenigstens zehn Jahre dauerte. Dann konnte ein anderer Erstgeborener seinen Kopf zum Teraphim hergeben, was ihm selbst und allen Verwandten große Ehre erwarb.

Delbois langte mit der Schaar der Pilger im Tempel an. Das Volk murrte darüber, daß sie nicht alle Gebräuche mitmachte. Noch mehr wuchs die Unruhe, als der heilige Todtenkopf, nachdem er etliche Male das Gebiß gerühret, sein Mißfallen darüber äußerte, daß ein Fremder, der ihm Entehrung drohe, und Hirtinnen aus Fürstenblut, deren schönste ihn wegnehmen wolle, zugegen seien. Der Fremde war bald aufgefunden, sie schleppten ihn vor den Thron der Königin und diese sah mit tödtlichem Entsetzen, daß es Cimber war. Die Priester ließen sich den Frevler nicht entwinden, begnadigten ihn jedoch zu der Ehre, sich zum Teraphim schlachten zu lassen. Marsius hatte wenig dagegen, besonders da ihm sein Argwohn eingab, daß sein Tod eine Veranstaltung der Delbois sei, und wünschte nur, sein Stand und Name möchten unbekannt bleiben, damit nicht seine Leute den Tempel und ganz Mesopotamien umkehrten. Delbois sandte Boten aus und forderte schleunige Hülfe. Man kam noch leichter zum Ziele. Sie hatte einen Diener, der des Oberpriesters Sohn war, und dieser öffnete Marsius' Gefängniß. Bei einer Unterredung mit der Königin hatte Marsius wieder das Unglück, daß sie ihn als Tuscus Sicanus ihrer Gunst versicherte, weshalb er ihre Zärtlichkeit nicht verstand und ohnmächtig niedersank. Der Pöbel erregte einen Lärm, sie eilte aus Besorgniß einen Augenblick hinaus und als sie wiederkam, war Cimber aus ihr unbegreiflichen Gründen entschwunden.

Die wüthenden Priester forderten, da Marsius entflohen war, daß man die Hirtinnen aus fürstlichem Blute opfern solle, die den Teraphim nach seiner Weissagung zu entwenden beabsichtigten, und so geriethen die drei schönen Töchter des Hiob, die mit der Königin hieher=

gekommen, in die höchste Gefahr. Da erscheint im rechten Augenblicke Aramenes mit den Syriern. Der Tempel wird erstürmt und geht in Flammen auf. Die Töchter Hiob's sind gerettet. Es nahm aber die schöne Rahel heimlich das Haupt des Teraphim an sich und ihr Vater Laban richtete nachmals dem alten Götzen der Mesopotamier in Haran einen Tempel auf. So ging jenes Wort des Teraphim, daß ihn eine Hirtin aus Fürstenblute rauben werde, wirklich in Erfüllung.

Delbois kommt in die Nothwendigkeit, sich für Marsius zu erklären, wenn sie nicht ihres Bruders Aramenes Tod verschulden will. Sie bringt das schwere Opfer, erkennt aber endlich in Marsius ihren Cimber.

Sesai, der treueste Diener des Marsius, beschloß, seinen König, den der Gram über den vermeinten Haß der Delbois zu tödten drohte, auch wider seinen Willen glücklich zu machen. Er bekam den syrischen König Aramenes in seine Gewalt und brachte ihn in das unüberwindliche Bergschloß, in welchem auch Marsius krank daniederlag. Sesai forderte jetzt die Delbois auf, sich in vier Tagen zu der Heirath mit Marsius zu bequemen, oder er werde ihr ihres Bruders Haupt herabsenden. Ihre Helden suchen vergebens die Veste zu erstürmen. Dison allein gelingt es, den Fels zu erklettern, doch wird er gleich gefangen. Man behandelt ihn indessen mit aller Höflichkeit. Der kranke Marsius hörte erst jetzt, was in dem Schlosse vorging. Er befahl sogleich, Aramenes, der in Ketten lag, zu entlassen. Sesai aber erklärte mit aller Bescheidenheit seinen festen Entschluß, nicht zu gehorchen und die Sache nach seinem Sinne an ein Ende zu bringen; später sei er gerne bereit, dafür mit seinem Kopfe zu büßen.

Jetzt flehet Coelidiane und der ganze Hof die Königin um Aramenes' Leben an. Ihr eigenes schwesterliches Herz mahnt sie, ihre Hoffnung, ihre Treue hinzugeben. Dennoch schwankte sie, bis Ahalibama ihr im Vertrauen einen besondern Trost zuflüsterte. Sie selbst hatte, weil es die Angelegenheiten der Fürsten von Seir so verlangten, eine Heirath mit Esau schließen müssen. Dieser hochherzige Fürst lebte aber mit ihr in einer Scheinehe, weil sie ihn gebeten, noch ferner ihrem geliebten Elieser, wiewohl er lange todt war, angehören zu dürfen. Marsius werde nicht minder edelmüthig sein. Er werde es verschmähen, von der Gewaltthat des Sesai Nutzen zu ziehen, und ihr trotz der Vermählung, die einmal zu ihres Bruders Rettung nothwendig sei, ihre Freiheit lassen. Delbois war in einem Gefechte an der Hand verwundet worden. Sie bittet Ahalibama an Tuscus Sicanus zu schreiben und ihn zu ver-

sichern, daß sie sich, obgleich ihres Bruders Leben auf dem Spiele stehe, zu der Heirath mit Marsius nur in der festen Zuversicht entschließe, daß derselbe sie ihrem Cimber lassen und sich nach dem edlen Beispiele Esau's mit dem bloßen Namen eines Gatten begnügen werde.

Tuscus Sicanus gerieth über diesen Brief in eine unbeschreibliche Freude. Ahalibama, deren Untreue er so bitter beklagt hatte, bewahrte in ihrem treuen Herzen noch immer Elieser's Andenken und war ihm unverloren. Außerdem entwickelte sich ihm plötzlich das andere verhängnißvolle Räthsel. Derjenige Cimber, dem Delbois hier nochmals Treue bis in den Tod gelobte, konnte nicht er selbst, nicht Tuscus Sicanus, sondern nur Marsius sein, welcher so lange unter Cimber's Namen an ihrem Hofe gelebt. Er eilt auf das Bergschloß zu seinem Freunde Marsius und dieser läßt sich endlich bereden, an seine Glückseligkeit zu glauben.

Delbois wurde, als sie sich dem Marsius überlieferte, zu ihrer freudigsten Ueberraschung aus dem schweren Traume erweckt; ihr Cimber lag ihr zu Füßen und alles Leid hatte ein Ende. Elieser trat vor Ahalibama, in deren Herzen er viel zu tief abgebildet war, als daß sie ihn nicht sogleich hätte erkennen sollen. Sie verlor die Besinnung, um in den Armen des schmerzlich beweinten, nun wieder erwachten Todten selbst zu einem neuen Leben zu erwachen. Die beiden Aramenen umarmten ihren erlösten Bruder und ließen der Coelidiane kaum so viel Raum, ihren theuern Aramenes zu empfangen. „Nichts Vergnüglicheres konnte anzusehen oder anzuhören sein, als was Marsius, Aramenes, Tuscus Sicanus und ihre Königinnen zusammen redeten, da sie in die Wette eines über des Andern Glückseligkeit sich erfreuten und dafür den Himmel priesen." Der würdige König Melchisedech von Salem traute Marsius und Delbois; Tuscus Sicanus und Ahalibama feierten am folgenden Tage ihre Vermählung und so wurden noch fünfzehn Paare zusammengegeben, die jetzt für alles erlebte Ungemach eine reiche Entschädigung erlangten. Den ganzen Sommer blieben sie in Mesopotamien bei einander, worauf sie in ihre Reiche zogen. Die durchleuchtige Syrerin Aramena ward eine deutsche Königin; denn Marsius ging mit ihr nach Trier, wo sein Oheim Bojus gestorben war, und nahm daselbst sein celtisches und deutsches Erbland in Besitz. Tuscus Sicanus folgte ihm in Basan.

Bardo, ein gelehrter Celte, trug alle diese Wunderbegebnisse in ein Buch auf bleiernen Tafeln zusammen. Unlängst wurde es in Niedersachsen unfern Asseburg, in einem alten Gemäuer gefunden und unbekümmert darum, daß Mancher vielleicht an der Einmischung der

biblischen Geschichten ein Aergerniß nehmen könnte, fünf fürnehmen befreundeten Damen zu Liebe in unsere hochteutsche Sprache übersetzt.

Die Episoden von Hercinde und Mirina, des Marsius Schwestern, und von Esau, dem Fürsten von Edom.

Der Roman enthält außerdem, wenn man die beiden versifizirten Schäferspiele mitrechnet, 38 Episoden. Ein Theil derselben gehört indessen zur eigentlichen Handlung, da in ihnen nur die früheren Erlebnisse der Hauptpersonen oder Abenteuer derselben, die nicht gleich erzählt werden konnten, unter besonderen Aufschriften nachgeholt sind. Andere sind wirkliche Episoden, denn sie betreffen nur Nebenpersonen, wiewohl auch diese meistens als Verwandte, Freunde oder sonst irgendwie mit den eigentlichen Helden des Romanes in Verbindung gebracht sind. Man vermuthet, daß manchen dieser Episoden, wie denen der Octavia, Hofgeschichten aus der Zeit des Verfassers zum Grunde liegen, doch läßt sich hierüber nichts Genaueres ermitteln. Als Bestandtheile einer Dichtung müssen sie hauptsächlich nach ihrem dichterischen Werthe geschätzt werden und dieser ist nicht gering. Einige Beispiele mögen zeigen, welche anziehende Charaktere in diesen Einlagen aufgestellt sind. So hat der jüngere Marsius von Basan zwei Schwestern, welche an die nordischen Kampfjungfrauen erinnern. Beide sind wilde Schönen; man sieht sie meistens in der Kleidung der Krieger und mit dem Schwerte in der Hand.

Hercindens an den Waffenklang gewöhntes Ohr haßt die sanfte Sprache der Liebe und als sie sich dennoch in die Ordnung der Natur fügen muß, mischt sich selbst in ihre Zärtlichkeit ein leidenschaftliches Ungestüm. Sie wird bei ihrer Schönheit oft von Anbetern verfolgt. Ein treuer Liebhaber rettet sie mehrmals und sie lohnt es ihm stets mit heftigerem Widerwillen, weil sie an dem Manne, welchen sie hochschätzt, das Laster der Liebe am wenigsten finden möchte. Einst wurde sie von dem assyrischen Prinzen Baleus gefangen und fühlte sich plötzlich untüchtig, ihn zu hassen, was ihr viel Qual bereitete. Er sollte ihr nun ganz angehören. Als sie vernahm, daß ihm eine Aramena nicht gleichgültig war, stieg ihr das Feuer zum Erschrecken ins Gesicht und die vermeintliche Nebenbuhlerin (es war der Ritter Dison) erlag beinahe ihrem wüthenden Angriffe. Sie eilte unter Drohungen nach Basan und verbot Baleus, sich jemals auf ihre Hand Rechnung zu machen, wenn er ihr nicht die unverbrüchlichste Beständigkeit gelobte. Er erhielt endlich Gnade und sie wurden ein Paar (III, 220—309).

Mirina liebte ihren Vetter Ingerman, einen Sohn des Bojus

von Trier. Als ihr Vater starb und auch ihr Bruder, der jüngere Marsius, todt gesagt wurde, suchte sie sich die Herrschaft über Basan zu erkämpfen, um Ingerman auf den Thron zu erheben. Dieser mußte daher aus dem Celtenlande nach Asien kommen. Mirina war schon als Königin in Basan eingezogen. Da kehrte plötzlich ihr Bruder Marsius zurück. Sie gab nicht gleich ihren Raub aus den Händen, wurde aber mehr und mehr bedrängt, so daß sie mit Ingerman nach Trier fliehen mußte. Sie heiratheten einander und Bojus ließ es geschehen, daß sie an seinen Hof kamen, da er an dem tapfern Wesen seiner Schwiegertochter Gefallen fand. Mirina nahm hier ganz die wilde celtische Lebensart an. Sie war häufig auf Kriegszügen und es sammelte sich um sie sogar ein Heer von Weibern. Als sie sich einst mit Ingerman in den Wäldern an der Jagd vergnügt hatte und mit ihm Arm in Arm unter einem schattigen Baume eingeschlafen war, tödtete ihr der Prinz Sineab von Elassar, ein verschmäheter Liebhaber, der ihr mit Rachegedanken aus Asien bis hieher gefolgt war, den geliebten Mann. Bojus war nun darüber neidisch, daß die Tochter seines ihm verhaßten Bruders seinen eigenen Sohn überlebte, und gab das Gesetz, daß die Ehefrauen sich mit ihren verstorbenen Männern verbrennen lassen sollten. Mirina sah dem Tode unerschrocken entgegen. Ihre treuen Weiber entrissen sie jedoch den Druiden und nun wurde ein Rachezug nach Elassar beschlossen. Sineab konnte sein Reich nicht schützen. Mirina verheerte Alles mit Mord und Brand. Einst fiel sie jedoch durch Verrath in seine Hände. Er schleppte sie in eine Höhle und wollte sie binden lassen. Der Prinz Baleus kam dazu und sah mit Erstaunen, wie sie sich gegen eine ganze Schaar von Männern wehrte, die Sineab vergebens anfeuerte, das wilde Weib zu bändigen. Baleus sprang ihr bei; sie ergriff Sineab und stieß ihm, ihren liebsten Ingerman rächend, den Dolch in den Leib. Später heirathete sie den ägyptischen Prinzen Hiarbas, der sie schon lange geliebt hatte und nicht von ihr lassen wollte, obgleich die Annehmlichkeit und Herzensgüte, die sie sonst trotz ihres kriegerischen Sinnes gezeigt, seit der Ermordung Ingerman's einer finstern Strenge gewichen waren (III, 46—149).

Mit vielem Behagen hat der Verfasser die Geschichte Esau's entworfen. Den Erzvater Jacob mochte er nicht gewaltsam aus dem Hirtenstande herausnehmen, aber der weltlich gesinnte Bruder desselben war eine bildsame Figur und er verwandelte ihn in einen ritterlichen Prinzen, der dem Kriegesgotte und der Schönheit mit gleicher Hingebung huldigt, ein stattlicher Held und ein galanter Hofmann, dabei hochherzig, redlich und gutmüthig ist. Seine Freunde haben ihn gerne,

nicht minder die Frauen und er ist sehr geneigt, zärtliche Verhältnisse anzuknüpfen. Er bereuet bisweilen seinen abenteuerlichen Wandel, ohne ihn gerade verbessern zu wollen, und ergiebt sich gelassen in die Folgen. Er sah sich plötzlich im Besitze von drei Gemalinnen, indem er immer zu eilfertig eine andere heirathete, ehe er sich von der vorigen recht geschieden. Die eine zog sammt ihren Verwandten, die andere mit ihrem Söhnchen zu seinem Vater Isaac, dem als einem armen Manne diese Vergrößerung des Hausstandes nicht erwünscht war. Dazu kam, daß Esau zu seines Vaters Verdruß gerade die Töchter von Götzendienern besonders liebenswürdig zu finden schien. Esau sah wohl ein, daß er unter diesen Umständen auf Isaac's Segen, an den sich die Herrschaft über Canaan knüpfte, gänzlich verzichten müsse. Er zog daher in den Krieg und kam mit reicher Beute heim, worauf er das Reich Edom erwarb und erweiterte. In seinem Schlosse ließ er eine Reihe von Gemälden aufhängen, die seine Gattinnen und auch andere Frauen, welche einmal sein Herz bewegt, vorstellten. Es waren bis jetzt im Ganzen zehn. Jedes Bild versah er mit einem Denkverse, der seine „verliebten Gedanken" ausdrückte. Die Liebe machte ihn bald verwegen, so daß er sich wohl in ein Bad schlich, um eine schöne Frau zu belauschen, bald ganz sittsam und milde, als ihm eine fromme Prinzessin gewogen war. Er dachte über seinen Lebenslauf nach und bereuete es, daß er einst so lüderlich seine Erstgeburt verkauft, womit die Unordnung ihren Anfang genommen. Einmal erschienen in seiner Abwesenheit Gäste auf dem Schlosse. Sie kamen auch in den Bildersaal und da sie Ursache hatten, sich an diesem Album zu ärgern, verdarben sie ihm seine Verse und nahmen ein Bild ganz fort. Dies führte zu Händeln und endlich zu einem Kriege. Die Fürsten von Seir zwangen Esau, aus Edom zu weichen und übten eine sehr grausame Rache, indem sie seine drei Frauen dem Moloch verbrannten. „Nichts machte ihnen den Abschied von der Welt so schwer als das Andenken an Esau." Er selbst warf sich bei der Schreckensnachricht jammernd über sein Bett. Endlich versöhnte er sich mit den Fürsten von Seir und die Vermählung mit Ahalibama, einer Prinzessin dieses Stammes, sollte den Frieden befestigen. Wir vernahmen oben, wie er so höflich war, sich mit einer scheinbaren Ehe zu begnügen, da Ahalibama ihrem Elieser bis über das Grab hinaus die Treue zu bewahren wünschte. Esau hatte inzwischen auch schon eine andere Ahalibama kennen gelernt und heirathete sie, als jene ihren Elieser wiederfand (I, 545—655).

Man wird aus diesen Beispielen die Ueberzeugung gewinnen, daß die Episoden gewiß kein unwesentlicher Bestandtheil unserer Romane

sind und vielleicht noch mehr Erfindung bekunden als die Haupthandlung selbst, doch erfordert es die Sache, daß wir unsere Aufmerksamkeit vornehmlich der letzteren zuwenden.

Beleuchtung des Romanes nach Tendenz, Stoff und Styl.

Die fingirte historische Grundlage. Die moderne Gestalt der Helden und Frauen, da sich in der Dichtung das neuere Hofleben abspiegeln sollte. Die Verklärung des moralischen Ideales durch die Siege der Pflicht über die Leidenschaft (Marsius, Delbois und Abimelech) und die Darlegung einer gerechten Weltordnung. Die Liebe als Mittelpunkt aller Begebenheiten. Besondere Eigenthümlichkeiten der Darstellung. Ihre idyllische Seite und worin sich sonst das deutsche Gemüth des Herzogs kundgiebt. Einige besondere Mängel der Behandlung.

Kein anderer dieser historischen Romane hat so wenige geschichtliche Bestandtheile als die Aramena, da hier die Hauptereignisse nebst den eigentlichen Helden der Dichtung gänzlich erfunden sind. Ursprünglich hat der Herzog vielleicht im Sinne gehabt, das alttestamentliche Patriarchenthum darzustellen, doch beherrschte ihn das Hofleben der neueren Zeit zu sehr, als daß er sich in jenes idyllische Alterthum hätte versetzen mögen, weshalb Jacob mit seinen Frauen ganz im Hintergrunde bleibt und die übrigen kleinen Könige in Canaan, im Philisterlande und sonst ihm alle unter der Hand zu Majestäten werden. Der Geschichte ist nichts weiter entlehnt als die Oertlichkeit und der allgemeine Weltzustand, der jedoch auch wieder keineswegs mit historischer Treue aufgefaßt ist. Die ganze Handlung bewegt sich um folgendes Ereigniß, welches hier den Schein einer geschichtlichen Thatsache annimmt: Die Syrier werfen das Joch der assyrischen Herrschaft ab, als sich ein verschollener Abkömmling ihres alten Königshauses wiederfindet und an ihre Spitze tritt. Den assyrischen Usurpator unterstützen die Könige von Canaan und von Aegypten, indem besondere und zwar sämmtlich unrechtmäßige Heirathspläne ihren Bund stiften. Die Syrier haben jedoch ebenfalls ihre Freunde und vorzüglich wirksam ist die Hülfe, welche ihnen der tapfere König von Basan gewährt. Um zugleich seinem

patriotischen Gefühle ein Genüge zu thun, machte der Herzog den Letzteren zu einem Könige der Celten und Deutschen. Die Verwickelung schließt dann mit einer Heirath des deutschen Fürsten und einer syrischen Prinzessin, damit jede der beiden Nationen, die in dem Romane am meisten gefeiert werden, an der Ehre der anderen Theil hat.

Dies sind Begebenheiten, von denen zwar die Geschichte nichts weiß, doch soll es uns nach einer dem Romane beigefügten „Vor-Ansprache zum Edlen Leser" genügen, daß sie sich ereignet haben könnten, und so beschränkt sich auch in Betreff der übrigen Ereignisse die historische Grundlage auf eine sehr allgemeine Analogie, indem die Erdichtung damit gerechtfertigt wird, daß „in allen und insonderheit bei Jacob's, seiner Eltern und Kinder Lebzeiten viel dergleichen fürgegangen. Man kriegte, man liebte, man tyrannisirte, man machte Freundschaft, man hassete, betroge und unterdruckte einander."

Es wäre überflüssig, noch im Besonderen darauf hinzuweisen, daß die hier geschilderten Fürsten und Fürstinnen nach ihren Sitten, nach ihrer äußern Erscheinung, nach Denkweise und Bildung der neueren Welt angehören. Selbst auf das Ritterthum geht der Verfasser nur ausnahmsweise zurück, indem er bisweilen bei den höfischen Festlichkeiten auch Turniere stattfinden läßt. Sonst ist an diesen Herren und Damen nichts Alterthümliches wahrzunehmen und sie hätten, wie sie sind, ohne aufzufallen in einer neueren deutschen Residenz oder am Hofe des großen Ludwig erscheinen können. Demgemäß sind sie auch auf den Bildern des Romanes in die Tracht des 17. Jahrhunderts gekleidet, höchstens daß sie zur Bezeichnung ihrer morgenländischen Heimat Turbane tragen. Die damaligen Leser nahmen hieran keinen Anstoß und die Romandichter vertauschten absichtlich die Zeitalter. Ihre Werke sollten ja eine Adelsschule sein, vornehmlich diese fürstliche Aramena, die (nach dem Vorworte) gleich der Minerva ein Jovis Hirn zum Mutterleibe gehabt hat. „Sie ist nicht im Schulstaub, sondern zu Hof erwachsen. Sie ist auch nicht mit Gesellschaft des Pöbels bestäubet, sondern redet höchst höflich und recht fürstlich von fürstlichen Geschichten." Ein Esau, dessen Arme nach der alten Erzählung so behaart waren wie ein Lämmerfell, konnte in diese feinen Hofkreise nicht eintreten; die Dichtung stellt ihn daher auf gleiche Stufe mit einem tapfern und galanten deutschen oder französischen Grafen. Diese Romane heißen „rechte Hof- und Adelsschulen, die das Gemüthe, den Verstand und die Sitten recht adelich ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen." So ist denn auch die Aramena, wie sich das für den Stand ihres Verfassers schickt, überaus reich an Gesprächen und Briefen, in

denen die Personen einander mit höflichen und feinen Wendungen überbieten, namentlich wenn es sich um unangenehme Dinge handelt. Dagegen fehlt die schulmäßige Rede, durch welche Bucholtz, Ziegler und Lohenstein Bewunderung erregen wollten. Man betrachte sich, um ein Beispiel zu haben, noch einmal den Esau dieser Dichtung. „Er war so majestätisch von Person als heroisch vom Gesichte. Sein Haupt bedeckte ein köstlicher, mit Edelsteinen besetzter Bund, unter welchem sein lichtbraunes Haar, welches in der Sonne einen röthlichen Schein hatte, gar dick und kraus herfürhinge. Seine feurige blaue Augen gaben seinen hohen Geist genug zu erkennen. Seine Bekleidung zeigte zwar einen Kriegsmann, dennoch war sie so sauber und schön daneben, daß er dem Frauenzimmer nicht mißfallen konnte." Sein Sohn Eliphas ist so unartig gewesen, ihm die freundliche Timna, die er selbst gern geheirathet hätte, wegzunehmen. Die Königin Delbois will ihn mit seinen Kindern aussöhnen. Wie bescheiden und schmeichelhaft klingt ihre Vermahnung und wie höflich weiß Esau seinen Aerger zu verbergen. „Er schlug die Augen nieder und sagte: Die beiden verdienten nicht, daß eine so große Königin ihrer gedächte. Sie wären die Ursache alles seines Ungemachs, das er zwar so weit vergessen könnte, was die Timna beträfe, weil die so glücklich wäre, in der Königin Gnade zu leben. Was aber den Eliphas anlangete, müßte er bekennen, daß dessen Verbrechen so groß sei, daß er ihm schwerlich von Herzen verzeihen könnte. Ich will dieses nicht sagen (antwortete die Königin), daß der Eliphas nicht strafwürdig sei, weil er die Ungnade eines so vernünftigen Vaters auf sich geladen. Wann aber der Fürst von Edom (Esau) ein wenig wollte betrachten, daß des Eliphas größtes Verbrechen die Liebe ist, die ihn selber so manichmal übermeistert hat: so sollte ich fast meinen, daß die Uebeldeutung sich in etwas verlieren würde. Seine Wahl an der Fürstin Timna, welche wahrlich edel und tugendhaft von Gemüthe, ist nicht zu tadeln. Und sein Heldenmuth, den er seither im Ophirischen Kriege bewiesen, hat ihm die allgemeine Liebe des assyrischen Hofes zu Wege gebracht: also daß ich fast sagen darf, der Fürst von Edom würde ihm selber schaden, wenn er nicht an besagtem Hof den tapfern Eliphas zum Freunde hätte. E. Maj. sind des Eliphas so kräftige Fürsprecherin (gabe Esau zur Antwort), daß ich mich nicht entbrechen kann, dero zu gehorsamsten gefallen, alles zu vergessen, was er und die Timna mir zuwidergethan haben. Diese Erklärung machte der Königin eine herzliche Freude, die ihm versicherte, daß hinfüro Eliphas und Timna sich gegen ihme als gehorsame Kinder erzeigen sollten (IV, 307—9)."

So viel nun auch in dem Romane von Kriegen und politischen

Verhandlungen die Rede ist, kann man doch nicht sagen, daß der Herzog einen Feldherrn oder einen Staatsmann aufgestellt hätte; ihm schwebte nur ein moralisches Ideal vor. Wie das in solchen Fällen gewöhnlich ist, zeigt er uns Pflicht und Leidenschaft in einem heftigen Widerstreite und läßt die Hochherzigkeit oder, wie man damals sagte, die Großmuth, trotzdem daß sie auf schwere Proben gestellt wird, den Sieg gewinnen. Betrachten wir in dieser Beziehung das vornehmste Heldenpaar. Marsius oder Cimber hat der Königin Delbois sein ganzes Herz geweiht. Doch sie ist die Braut seines Freundes Abimelech, dieser selbst empfiehlt sie seinem Schutze und so legt er seiner Liebe ein ernstes Schweigen auf, wiewohl ihm die Königin selbst, als dem Freunde ihres Verlobten, mit sichtbarer Huld entgegenkommt. Indem er in ihrer Nähe weilt, stellt er sich täglich der Versuchung bloß. Es ist ganz richtig gedacht, daß er Dison mit eifersüchtiger Wuth zu vernichten trachtet, als derselbe, der jedoch die jüngere Aramena meinte, leichthin erwähnt, die Königin habe in seinen Armen geruht. Wie sollte er den Gedanken ertragen, daß die Heißgeliebte, der er nur um des Freundes willen mit schwerem Herzen entsagte, einem Dritten als leichte Beute zu Theil wurde! — Endlich stellt sich heraus, daß Abimelech der Bruder der Delbois ist. Jetzt darf seine lange, vielgeprüfte Liebe sich der Hoffnung hingeben. Da tritt die unglückliche Verwechselung der beiden Cimber dazwischen. Delbois scheint den Tuscus Sicanus zu lieben, dem sie gleichgültig ist, und Marsius, der rechte Cimber, muß sich als den Gegenstand ihres ihm unbegreiflichen Hasses betrachten, vor welcher Unbill ihn schon die gewöhnlichste Dankbarkeit hätte schützen sollen. Er sieht sich jetzt nicht nur jeder frohen Aussicht beraubt, sondern geräth sogar über die Würdigkeit der Geliebten in die schmerzlichsten Zweifel. Dennoch befiehlt er nach wie vor, daß sich seine Völker zu ihrem Dienste bereit halten, und als sie von aller Welt verlassen auf dem Holzstoße den Tod erwartet, ist er plötzlich da und trägt sie aus den Flammen. Und welchen Lohn erhält er für die Wunden, die er bei ihrer Errettung empfangen? Wieder muß er aus ihrem eigenen Munde hören, daß ihr Herz dem Tuscus Sicanus gehört. Durch diese Kraft einer edelmüthigen Selbstverleugnung verherrlicht der Roman den vaterländischen Fürsten, wie er überhaupt mehrmals den Deutschen und Celten nachrühmt, daß nur sie der rechten Liebe fähig seien.

Die Königin Delbois soll ebenfalls ihre Liebe und alle Lebensfreude der Pflicht zum Opfer bringen, doch wird ihr diese Aufgabe erst gegen das Ende des Romanes gestellt. Bis dahin fesselt sie unsere

Aufmerksamkeit mehr durch das seltsame Spiel, welches, ihr unbewußt, die Natur mit ihrem Herzen treibt. Sie lebt eine lange Zeit hindurch mit Abimelech im traulichsten Verkehre. Beide haben keine Ahnung davon, daß sie Geschwister sind und daß es nur die Kraft des gemeinsamen Blutes ist, die ihre Seelen verbindet. Delbois fühlt sich daher unwillkürlich zugleich zu Cimber hingezogen, ja dieser wird ihr theuerer, als sie meint. Der Roman hat jedoch dies Schwanken der Neigung nicht benutzt, um ihr Herz in einen sittlichen Kampf mit der neuen Liebe zu verstricken, denn ihr selbst bleibt ihr Abfall von Abimelech verborgen. Ihr Bruder kommt über denselben Zwiespalt nicht so leicht hinweg. Er weiß, daß seine Freude an Coelidianens zärtlicher Zuneigung eine Untreue gegen Delbois ist, und sucht sich deshalb einzureden, daß er für jene nur Freundschaft empfinde. Doch wie konnte er sich entschließen, dieser liebreichen Prinzessin, die sich sogar bereit zeigte, ihr Leben für ihn hinzugeben, mit einer deutlichen Abweisung wehe zu thun? Als Bruder und Schwester vor dem Traualtare stehen, hindert der Himmel selbst durch drohende Zeichen ihre Vereinigung. Sie erfahren, daß sie Geschwister sind. Abimelech darf jetzt Coelidianen angehören und Delbois erkennt, welche Liebe es ist, die sie für Cimber empfindet. Nun aber erregt das scheinbar zweideutige Benehmen des Letzteren in ihrem Innern eine schmerzliche Befremdung. Derselbe Cimber, welcher ihr so oft eine aufopfernde Hingebung bewiesen, entweicht in das ferne Gebirge, als sie ihn für seine edelmüthige Zurückhaltung mit einem durch die Trennung von Abimelech verarmten, liebebedürftigen und desto wärmeren Herzen entschädigen will; sie läßt es zu, daß man ihm ihre Hand anbietet, und muß die Demüthigung erleiden, daß er sie vor aller Welt ausschlägt. Nun wird Aramenes gefangen. Ein Mann von eiserner Festigkeit droht, ihr des Bruders Haupt hinabzusenden, wenn sie sich länger weigere, den König Marsius zu heirathen. Zwar schien Cimber für sie verloren, doch die treue Liebe, die sie selbst zu ihm trug, war das einzige, unschätzbare Gut, das ihr aus besseren Zeiten übriggeblieben. Sollte sie selbst ihm die Treue brechen, sollte ihr Herz von sich selber abfallen und den Trost verlieren, daß es eines andern Loses würdig war? Als Dison ihr die Hand reichte, weil es Zeit sei, zu Marsius zu gehen, war es ihr, als würde ihr der Tod angesagt. Doch sie mag Coelidianen's Thränen, der stummen Bitte des Volkes und der Fürsten um das Leben ihres Königs, sie mag der eigenen Schwesterliebe nicht widerstreben. Dison und Ahalibama führen das hochzeitlich geschmückte Opfer in Marsius' Zelt.

Die Vorrede rühmt von der Aramena: „Sie öffnet eine Geduld-

schule mit Erzählung ihrer Verfolgungen und Unglücksfälle. Sie weiset einen Schauplatz der Tugend und Laster und darauf ergangener göttlicher Belohn- und Abstrafungen." Gervinus nimmt hievon Anlaß, die moralische Tendenz des Romanes zu tadeln. Dieser Name ist schon an sich unpassend, weil er den Begriff der Absichtlichkeit einschließt, während doch in der Aramena und ebenso in der Octavia an keiner Stelle eine zudringliche Belehrung des Lesers hervortritt. Außerdem können sittliche und religiöse Anschauungen, um welche sich die Abenteuer bewegen oder, wenn man will, eine moralische Tendenz, die den Verfasser bei seinen Erfindungen leitet, nicht schon an sich den Werth einer Dichtung verringern. Es wird immer darauf ankommen, wie tief diese Moral gefaßt und wie viel Poesie dem Lebensbilde selbst eigen ist, in welchem sie sich abspiegelt. Man wird sich aber davon überzeugt haben, daß der Roman sowohl in der Darstellung der Hauptpersonen als in den Episoden weit mehr leistet, als jene verbrauchte Phrase des Vorwortes zu versprechen scheint. Der Sieg der Pflicht über die eigensüchtigen Wünsche der Leidenschaft, eine hochherzige Selbstverleugnung, dieses Tugendideal nebst der festen Ueberzeugung, daß eine höhere Macht mit Gerechtigkeit über den Menschen waltet und, wie lange der Dulder mit unverschuldeten Leiden zu ringen hat, doch endlich Alles herrlich hinausführt, wird uns auch in der Octavia als der Kern der Dichtung erscheinen, dem sich das historische, das heroische und jedes andere Interesse unterordnen. Wir dürfen uns jedoch auch nicht verbergen, daß der Herzog hiebei mit einiger Einseitigkeit zu Werke gegangen ist. Erstens zeigt sich, jener sittlichen Idealanschauung gemäß, die Charaktergröße weit seltener in der frischen und freudigen Kraft des Schaffens, als in der stillen Kraft der Resignation. Es wird nur ein leidendes Heldenthum gefeiert. In diesem sind die Frauen das stärkere Geschlecht, weshalb auch beide Romane von Heldinnen den Namen führen, wie denn, wenn Cimber der Aramena gleich stehen sollte, die Kaiserin Octavia ihrem Tyridates wirklich an Seelengröße überlegen ist. Ferner hat es wenigstens in der Aramena dem Herzoge genügt, daß die Personen, die er auszeichnen wollte, sich von dem Götzenthume abwenden und zu der wahren Religion bekehren, während nun nicht weiter sichtbar wird, wie dies die Folge hat, daß das reinere Gottesbewußtsein auch ihr Wesen, ihre Gedanken und Handlungen durchdringt und wie sich aus dem Bekenntnisse ein frommes Glaubensleben von höherer Weihe entwickelt. Die Octavia schildert wirklich nicht nur den Sieg des Christenthums über das Heidenthum, sondern auch christlichen Sinn und Wandel. In der Aramena handelt es sich, da sie dem

schlichten Hirtenleben der frommen Erzväter bis auf Weniges auswich, um die bloße Anerkennung der wahren Religion und so erhält der Monotheismus die Genugthuung, daß die drei mächtigen Götzenhäuser, der Tempel der Diana zu Ninive, der Isistempel zu Damascus und der Tempel des mesopotamischen Abgottes Teraphim in Asche gelegt werden.

Wenden wir uns nun von dem leitenden Gedanken, der die Gattung des Romanes bestimmt, zu den Begebenheiten selbst. Ihren Mittelpunkt bilden natürlich Herzensangelegenheiten. Meistens treten eigensinnige und grausame Väter, die sogar nicht Bedenken tragen, den Ungehorsam mit dem Tode zu bestrafen, sei es nun aus politischen oder aus anderen Rücksichten, den Wünschen eines Sohnes oder einer Tochter entgegen, die dann ihrerseits den Erwählten in aller Treue anhangen und lieber sterben als von ihnen lassen wollen. Manche Paare werden durch die Eifersucht für längere oder kürzere Zeit getrennt und Mißverständnisse konnten schon deshalb leicht vorkommen, weil oft mehre Personen denselben Namen führten oder dieselbe Person mit dem Namen wechselte oder auch, wie es die Umstände forderten, mit der Kleidung, so daß bisweilen eine Frau mit einem Manne, der doch auch nur eine verkleidete Frau war, in einer unschicklichen Vertraulichkeit zu leben schien. Entführungen durch Räuber und Schiffbrüche, welche namentlich die Scudéry und Bucholtz, nach dem Beispiele des griechischen Romanes, noch so häufig anwenden, um die Liebespaare zu trennen, dadurch neue Verwickelungen einzuleiten und die Helden eine abenteuerliche Irrfahrt durch die halbe Welt unternehmen zu lassen, gehören in der Aramena gar nicht mehr zu den üblichen Motiven. Dagegen konnte die Dichtung auch jetzt noch nicht der verschollenen Prinzen und Prinzessinnen entbehren. Sie werden als Kinder heimlich vom Tode errettet oder mit anderen vertauscht und wachsen dann unter mancherlei Gefahren und sich selber unbekannt heran, um dann zur rechten Zeit mit dem Gewichte ihres wahren Namens in die Handlung einzugreifen. Andere sind in späteren Jahren, wie man glaubt, durch Eisen oder Gift weggeräumt und kommen, nachdem um sie viele Thränen geflossen, plötzlich lebend zum Vorschein. In der Aramena ist dies Motiv noch mit Maß gebraucht, in der Octavia wird jedoch mit demselben ein wahrer Unfug getrieben. Diese Ueberraschungen gehörten vor Allem zu den Wunderbegebnissen, auf deren Darstellung der neuere Roman ausging, um einen Ersatz für die Zaubergeschichten der Amadisbücher zu gewinnen. Auch solche Verkleidungen, wenn z. B. die jüngere Aramena den Ritter Dison und dieser die Aramena spielt, erinnern

an Aehnliches in dem griechischen Romane, doch sind solche Dinge schon der älteren Ritterdichtung nicht fremd und man müßte eine Entlehnung bis auf Achilleus' Aufenthalt am Hofe des Lykomedes von Skyros zurückführen.

Was sonst über die Darstellungsweise in der Aramena zu sagen wäre, findet man in den Bemerkungen über die Octavia, die ja in demselben Style verfaßt ist. Nur einige besondere Eigenthümlichkeiten will ich hier noch hervorheben. Die Aramena hat, obgleich sie kein Hirtenroman ist, auch ihre idyllische Seite. Während die Hauptmasse der Erzählungen aus Liebesgeschichten besteht, die leider oft mit blutigen Scenen enden und in Kriege auslaufen, füllt der Roman die Pausen zwischen diesen tragischen Ereignissen mit fröhlichen Unterhaltungen und mancherlei Festspielen aus. Ein Spazierritt der Herren und Damen wird dann ebenso angelegentlich wie dort eine Schlacht geschildert. Diese idyllischen Einlagen sind für den Leser eine angenehme Erquickung, zumal da der Verfasser seine deutsche Natur darin zu erkennen giebt, daß die Personen, die er auch meistens als Verwandte und Freunde einführt, einander mit wahrer Herzlichkeit begegnen. Es wechseln daher in harmloser Eintracht Hinrichtungen mit Pfänderspielen, das Blutvergießen auf dem Schlachtfelde mit einer fröhlichen Hochzeit oder dem süßen Schlendrian in den warmen Bädern, und so machen die mesopotamischen Hirtenspiele die Einleitung zu der letzten Herzensangst der Heldin. Das deutsche Gemüth des Herzogs giebt sich auch in der Freude an der Natur auf eine angenehme Weise kund. Es sind mitunter schon größere Landschaftsbilder entworfen, wovon man ein Beispiel unter den zur unverkürzten Mittheilung ausgewählten Abschnitten findet. Der Herzog erbaute sich das Lustschloß Salzdahlum. Möglicher Weise hatte der Park desselben mit den Gartenanlagen in diesen Romanen einen gleichen Grundriß. Die Erzählung führt uns öfters in Wälder und Auen. Schon wandelt der, welchem ein trauriges Erlebniß das Herz beschwert, mit seinen Sorgen und Klagen zu dem einsam rinnenden Bache und zu den bemosten Steinen hinaus. Glückliche Liebende lauschen dem süßen Liede der Nachtigall. So tritt in dieser sonst so spröden Zeit bei den Reden und Handlungen der Personen im Allgemeinen bereits eine stärkere Mitbetheiligung des Gefühls hervor, weshalb der Roman ungewöhnlich viele lyrische Einlagen enthält. Wird der Gemüthszustand Jemandes ausgemalt, so schließt die Schilderung öfters damit ab, daß er selbst seine Empfindungen noch in einem Gedichte ausspricht, ja man entdeckt wohl unter seinen Sachen ein ganzes Lädlein mit verliebten Gedanken, die er bei dem stillen Verkehre mit

seinem Herzen in Reime gebracht. Leider ist die Sprache in diesen Gedichten oft bis zur Unverständlichkeit unbeholfen.

Außerdem sind noch einige sehr lästige Eigenthümlichkeiten der Darstellung anzuführen, welche zwar dem ganzen Style der damaligen Prosadichtung gemäß waren, aber auch zu den erheblichsten Fehlern derselben gehören, weil sie es dem Leser absichtlich erschweren, dem Gange der Begebenheiten zu folgen. So sah man in der episodischen Anordnung eine vorzügliche Schönheit der Darstellung. Wie schwer ist es aber zu einer bestimmten Auffassung der Dinge zu gelangen, wenn sich nun in den ersten Bänden so viele Anfänge von Erzählungen durchkreuzen und wenn immer neue Personen auftreten, die man sich noch dazu als Vettern und Basen, als Angehörige verbundener oder feindlicher Reiche zu merken hat, weil sehr häufig Verwandtschaft oder Politik auf die Entwickelung der Ereignisse Einfluß haben. Ferner wird das Verständniß ungemein durch jene auf dem Geheimniß beruhenden Wunderbegebnisse erschwert. Der Leser sollte auf diese Weise durch Vorfälle, die ihm ganz unerklärlich waren, in Spannung versetzt und endlich durch eine ungeahnte Auflösung des Räthsels überrascht werden. Dazu gehört denn namentlich, daß er verleitet wird, die Personen zu verwechseln. In der Octavia sind Nero, Claudia und viele Andere doppelt und mehrfach vorhanden. So giebt es auch hier zwei Ahalibamen, drei Cimber und vier Aramenen, wie andererseits derselbe Mann wiederum Cimber, Elieser und Tuscus Sicanus heißt. Ich habe den Lesern meines Auszugs immer bei Zeiten das Geheimniß verrathen, um ihnen den Hergang der Ereignisse deutlich zu machen, in dem Romane selbst erfolgt die Enthüllung meistens sehr spät und auch dann bleibt die Sache, welche alle Welt weiß, noch manchen Personen unbekannt. Auch hierauf hat man zu achten, wenn man nicht auf Widersprüche stoßen will. Es muß den Leser daher nicht befremden, wenn z. B. gegen das Ende des Romanes ganz Damascus zu wissen scheint, wer die jüngere Aramena ist, der Statthalter Mamellus sie aber dennoch für den syrischen Erbprinzen hält und deshalb aus dem Wege schaffen will. Diese verworrenen Dinge zu überblicken, genügt nicht ein einmaliges Lesen und man hat nach der Ueberwindung der fünf starken Bände noch fleißig nachzuschlagen, um den Zusammenhang der Ereignisse zu verstehen. Schon J. J. Bodmer in den „kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter" (1741) 548—570 setzte auseinander, daß die lange Unbekanntschaft der Delbois mit Cimber's rechtem Namen nicht wahrscheinlich ist. Wie viele poetische Erfindungen halten aber eine solche Prüfung aus, bei der man jeden Nebenumstand auf die Goldwage

legt? Hat nicht selbst Schiller die künstlichste Motivirung anwenden müssen, um in der Braut von Messina das Geheimniß, daß beide Fürsten dasselbe Mädchen lieben und daß diese ihre Schwester ist, vor einer zu frühen Entdeckung zu schützen? Sonst rühmt Bodmer an der Aramena „die reine und gleiche Schreibart, die durch den Gebrauch der Machtwörter und eigensten Redensarten angenehm, lebhaft und nachdrücklich wird; das angenehm-lebhafte Licht, in welchem die Affecte manchmal hervorbrechen; den Reichthum und die Seltsamkeit der Begegnisse, die wunderbare und doch unbeschwerliche Verwickelung derselben" und die Kunst, mit welcher der Knoten am Ende aufgelöst worden.

Erzählungen und Beschreibungen aus der Aramena.

Bei der Hochzeit des Fürsten Dison und der jüngeren Aramena unterhalten sich einige Gäste mit einem Gesellschaftsspiele.

(III, 337—344.)

Die ganze malzeit hindurch trieben sie ihre gespräche und kurzweil mit diesen warsagerinnen, und kamen tausenderlei lustige fragen und beantwortungen auf die bahn, die ihnen, etliche stunden bei der tafel zu verharren, anlaß gaben.

Wie nun endlich die malzeit aufgehoben war, fiengen sie an zu danzen. Aber die Prinzessinnen stelleten diese ergetzung bald wieder ein, solche den andern, die in grosser mänge sich daselbsthin versamlet hatten, überlassend. Um aber aus dem grossen getöse zu entkommen, begaben sie sich in ein nebenzimmer, da sie ein besonderes spiel anfiengen, welches sie nanten

Der Gedichte-zuwurf.

Es befande sich aber hierbei, die Prinzessin von Ophir, die von Ammon, die von Salem, die drei Fürstinnen von Seir, die Fürstinnen Zelinde und Dersine, und die Siringe. Die mannspersonen waren, der Prinz Cimber, der Elihu, Nahor, Elhanan, Barzes, Ardeus, Altadas, Arteman, und Opharteus. Diese sezten sich in einen kreis, und fienge die schöne Indaride das spiel an, welches in diesen regeln bestunde, daß diejenige person, deren man in der gesellschaft ein zeichen (worzu sie dißmal einen granatapfel wehlte,) zuwerfen, und zugleich

zwei reimworte benennen würde, alsofort sonder bedacht hiervon ein schickliches par verse zu machen, und solche zu erklären, widrigen falls eine straffe zu erlegen, gehalten seyn solte.*)

— — —

Der Siringe kame hiernächst das zeichen zu und gabe ihr zugleich Elihu diese wort, vermeinen, scheinen, zu bekleiden; die dan folgendermassen dem spiel sein genügen thäte:

So glücklich sind wir nie, als wir es wol vermeinen:
auch wird uns gegenteils, das unglück, größer scheinen.

Wir sind in glücklichen tagen übermütig, (sezte sie hinzu) und in bösen tagen verzagt: darum können wir, gutes und böses, niemals nach seiner eigentlichen größe erkennen. Hiemit, als sie warname, daß der Altadas eingeschlummert, wurfe sie ihm den granatapfel zu, mit den worten, schrecken, wecken. Altadas, so sich sobald nicht erholen konte, wurde eines pfandes verlustig: das er der Siringe zustellen, und, nach endigung des spiels, durch leistung dessen, was sie ihm auferlegen würde, solches auszulösen versprechen muste.

Er wurfe aber das zeichen der Dersine zu, welcher er diese beide worte aufgabe, betriegen, lügen. Diese Fürstin, reimete hieraus folgendes.

So schwer es ist, die leute zu betriegen:
so leicht ist auch, ihm selber fürzulügen.

Wir beschmeicheln uns selbst so gern in unserem thun, (sagte sie,) daß wir daher niemals unsere mängel und gebrechen recht sehen können: daher wir uns öfters betriegen, indem wir andere zu betriegen vermeinen.

— — —

Hierauf warfe sie den granatapfel dem Opharteus zu, mit den worten, leute, bereite; der dieselben also zusammenbande:

Man lobt sich selbst, wan man lobt andre leute:
daß dan ihr lob uns wieder lob bereite.

Eine höflichkeit reitzet die andere, (sezte er hinzu) und bringet mancher das auf sich selber, was er einem andern rümliches beimesset.

— — —

Hierauf stellete er der Timna, mit dem zeichen, zwei (seiner meinung nach) schwere worte zu, in hofnung, sie ein pfand verlieren zu

*) Die Beschreibung des Spiels nimmt sieben Seiten ein, weshalb ich nur einige Reime auswähle.

machen. Sie aber fande sich bald darein, und ließe, von den worten, Schalk, Kalk; diese verse hören:

Was schön von ausen scheint, birgt öfters doch den schalk:
gleich einem todten-grab, das übertüncht mit kalk.

Wann jedem (sezte sie hinzu) seine gedanken für die stirn geschrieben stünden, man würde nicht ein so gutes urteil von ihm fällen, als zum öftern aus unwissenheit geschihet.

Hiemit wurfe sie das zeichen dem Arteman zu, der, weil er eben seitwärts sahe, ihr anlas gabe, folgende worte, Arteman, nehmt an! zu benennen. Weil er nun darauf so bald nichtes zu erfinden wuste, als gabe er der Timna ein pfand. — —

Schließet, genießet! rieffe sie hierauf der Zelinde zu, die, mit entfang des zeichens, sich also vernehmen ließe:

Gieng es nach meinem wunsch, so wollt' ich bitten: schließet,
reimt morgen mehr, und heut der ruh und nacht genießet!

Wann ich dieses erklären solte, (thäte sie hinzu) so müste ich sagen: ich bin müde, und spüre, daß die ganze gesellschaft mit mir hierin einig ist. Es war niemand, dem nicht dieser schluß der angenemen Zelinde wol gefallen hätte: daher sie gleich, wegen späte der nachtzeit das spiel aufhuben, zuvor aber, ehe sie von einander gingen, wegen der eingenommenen pfande, die straffen austeilen wolten.

Demnach wurde, dem Altadas, von der Siringe auferleget, auszusprechen, welches die grösten laster an einer Dame wären? Diese sind es, (gabe er zur antwort,) wann sie nicht so barmherzig als schön, und hergegen nicht so schön als mitleidig ist. Hiemit bekame er sein pfand wieder —.

Die Königsaue und die Grotte in den Bädern bei Aroer.

(IV, 221—226.)

Wie sie*) nun ihre schwester, die junge Königin von Ninive, wie auch die Königin von Salem und die andern Prinzessinnen, ersuchen lassen, ihr gesellschaft zu leisten, und dieselben sich bei ihr eingefunden hatten: begaben sie sich sämtlich, neben einer starken wacht, (die sie nimmer verließe, und von dem Fürsten Thare geküret wurde,) nach der grossen wiesen, welche die Königs-aue genannt wurde, die auch allen brunn-gästen pflegte zu ihrer ergetzung zu dienen. Es begriffe dieser

*) Die ältere Aramena.

platz einen überaus großen, weiten und dabei ebenen raum, und ware mitten durchflossen von einem sehr kalten krystallinen bächlein, dessen sanfter lauf, über den steinigten boden, ein angenemes geräusche verursachte. Gleichwie nun hierdurch das gehör vergnüget wurde, also fiele auch von allen seiten in das gesichte, eine überaus angeneme entfernte landschaft: massen wol keine lustigere gegend, die also alles beisammen besessen, hätte können gefunden werden.

An einer seite, und zwar gegen morgen, waren hohe klippen und felsen, die an teils orten durchbrochen, eine tieffe entfernung vorstellten, und weil vor dem mittag die sonne nicht über diese berge herfür kommen konte, für eine schirmhütte dienten. Es machten auch vielfältige wasserfälle, so von diesen höhen herab schossen, ein starkes oder gelindes getöne, nachdem man nahe oder fern dabei wolte spaziren gehen. Gegen über, als abend-wärts, flosse der schiffreiche Pharphar, dessen schlangenweis-fließender strom stäts mit schiffen von Biblis erfüllet war: welche, um diese zeit des jahrs, allerhand notturft den brunn-gästen zu kauf brachten, auch hinwieder das Brunn-wasser häufig abholten, und nach Biblis überfüreten. Wegen des kriegs waren sie zwar vor dißmal nicht in solcher mänge, als sonst, daselbst versamlet: doch kamen ihrer nicht wenig, und gingen ihre waaren unter die kriegsleute wol ab, das dann die kleine zahl der brunn-gäste reichlich ersezte. Gegen mittag, lage Aroer, in einer weit-gebreiteten großen ebene, und gaben, die viele bunte gezelte und fahnen des heerlagers umher, dieser gegend keine geringe annemlichkeit. Gegen über mitternachtwärts, zeigte sich ein dickes gehölze, von allerhand schattichten bäumen: dahin man dan sich verfügen konte, wan die mittagssonne diese aue zu bescheinen anfinge. Hinter dem wald, nach dem gebirge zu, waren nicht allein die gesund-brunnen, sondern auch die warme quellen: welche, durch rören nach den wonungen, und in die dazu bereitete badstuben, geleitet wurden.

Viel tausend mans- und weibs-personen befanden sich auf selbiger wiesen, als diese schönen ankamen: die dan mit allerhand spielen und bewegungen die zeit hinbrachten, aber, in ersehung dieser allerschönsten gesellschaft, alles fahren ließen, und herzu liefen, dieselben zu betrachten. Man spüret hier noch nicht, (sagte die Königin von Salem) daß uns der krieg so nahe ist: massen hie alles in freude und ergetzlichkeit zugehet. — — —

Selbige*) kame nun zu der grotte, welche ihr Casbiane so gerühmet,

*) Die ältere Aramena.

und befande, daß sie wahr geredet; massen die natur diesen ort so künstlich bereitet hatte: daß nichtes annehmlichers konte gesehen werden. Ein hoch erhabenes felsichtes thor zeigte sich zuerst, worauf ferner, im hinein gehen, eine weite höle sich öfnete, die, wegen der vielen lufflöcher, weder finster noch dämpfig war. Die wände schienen allenthalben einem weissen marmor gleich, und waren vier unterschiedliche wasserfälle darinn, da das wasser von oben herab einen geraden fall hernieder thäte, auch durch die luft und sonnestrahlen gefärbet, wie lauter regenbögen aussahe, und dabei ein sehr angenehmes gesäusel machte. Durch die viele lufflöcher sahe man in ein tieffes thal hinab, daß sich schier das gesicht verlore. Selbiges war mit eitel bergen umgeben, auf welchen die schäfer ihrer herden hüteten: und hörte man den schall von den hirten-flöten, durch den wiederhall, sich so oft verdopplend, daß es nicht anmutiger seyn konte. Ihr habet recht, Casbiane! (sagte die Königin) daß ihr mich hieher gefüret. Ich wüste nicht, wie für mein jetziges gemüt ein bässerer ort hätte mögen ausgesonnen werden. Hiermit setzte sie sich, auf einen mit moß bewachsenen ort, und hiesse alle ihre leute ein wenig sich entfernen, um sie in ihrer einsamkeit, die sie verlangte, nicht zu verstören.

Wie nun solches geschehen, gabe sie ihren gedanken völlig gehör, und überdachte bey sich, ihren ganzen lebenslauf, was ihr darinn begegnet: Da ihr dann alles widerlich vorkame, ausser die unschuldige stunden, die sie mit dem Prinzen Abimelech und dem Cimber zubringen können. Ach! (sagte sie bey ihr selbst) diese sind nun auch vorbey, und hat die unbeständigkeit des einen, und der tod des andern, die nichtigkeit aller weltlichen dinge sich mir auch hierinn gezeiget. Diese betrachtung der welt-nichtigkeit, machte ihr ferner einen eckel und verdruß, um was irdisches ferner bemühet zu seyn. Was hilft es mich, (fuhre sie in ihren gedanken fort,) daß ich mir, um die erlangung des Syrischen reichs, so viel mühe und sorgen mache? wird es nicht auch wie ein traum seyn, wan ich es erlanget. Und für wen wird diese meine mühe angewendet? wem sol ich die kron von Syrien erwerben? keinem! keinem! weil ich lebe: und darum wird mein leben vielen eine last, gleichwie mir selber, dünken. Ach! dörfte ich meinen tod wünschen (sagte sie kurz hierauf) und also der bösen welt entfliehen! Aber nein! mein leiden komt von Gott, der es mit mir gut meinet: dem will ich nicht in seine schickung fallen, sondern die zeit ausharren, die er mir, diese eitelkeit zu bauen, bestimmet hat.

Das Isisfest zu Damascus.*)

(IV, 768—774.)

Diesen folgte der Belochus, in seinem Königlichen schmuck auf einem wagen sitzend: der, wegen der vergnügung seines gemütes, alle seine sonst erweisende strengheit abgeleget, also daß man sein angesicht sonder furcht betrachten kunte. Der wagen war mit sechzig Knaben umgeben, welche alle in gold gekleidet gingen. Nach ihm fuhre der König von Egypten, gleichfalls in seinem Königlichen schmuck, aber, bei aller dieser seiner vergnügung die augen niemals aufschlagend: weil er sich selbst vor der that schämte, die er jetzt beginge. Seinen, wie auch des verliebten Beors wagen, der zunächst folgte, umgabe eine gleiche anzahl knaben, wie bei des Belochus seinem sich sehen lassen.

Alles volk warfe nun begierig seine augen auf das, so hernach folgte. Dieses war der aufzug der drei Königlichen bräute, die beisammen auf einem erhobenen wagen saßen. Vierhundert knaben mit körben voll früchte, wie auch fackeln und allerhand rauchwerk, gingen vorher; und an beiden seiten begleiteten sie alle jungfrauen aus Damasco, die mit instrumenten und gesänge sich auf das lieblichste hören ließen; jedannoch der zuschauenden ohren nicht also einnamen, wie deren augen, durch den wunderglanz der schönen Königin von Syrien und ihrer beiden beisitzerinnen, bezaubert wurden. Diese Königin saße in der mitten, eben also gekleidet, wie sie in Damasco am tag ihrer mit dem Abimelech angestellten trauung, gefangen angelanget war. Und ob man ihr wol ansahe, daß sie betrübt war, so leuchtete doch ein solcher glanz von ihr, daß ein großes wundergeschrei allenthalben erscholle, wie sie daher gefahren kame. Ihre schönste augen, die stäts nach dem himmel gerichtet stunden, bezeugten das sehnen ihres herzens, und zoge der alle ihre gedanken so gar an sich, daß sie fast aus sich selbst entzückt war, und nicht beachtete, was mit ihr sich begabe.

Die beängstigte Prinzessin Amesses, so ihr zur rechten saße, fande so wenig ursach, ihre tränen zu bergen, daß sie solche ungescheut über

---

*) Aramena sollte bei der Einweihung des Isistempels mit dem assyrischen Könige Belochus, Ahalibama von Seir mit Beor, König in Canaan, und die ägyptische Prinzessin Amesses mit ihrem Vater Pharao getraut werden. Sie wußten keinen andern Rath, sich davor zu schützen, als daß sie sich durch einen Frevel an dem Isisbilde, welches sie, als rechtgläubige Monotheisten, ohnehin verachteten, des Todes schuldig machten.

ihre schöne wangen herab laufen ließe: und seufzete sie vergeblich nach ihrem Armizar, daß der kommen und sie erlösen solte. Ahalibama auf der andern seite, lehnte sich an der Königin linken arm und stellte ihr alle ihre wunderbegebnisse für, da es ihr ehmals schon so nahe wie nun gewesen, und sie dannoch davon gekommen wäre, womit sie sich in etwas tröstete: wiewol, das verlangen nach ihrem Elieser, solchen zeitlichen befreiung-wunsch ihr sofort wieder bename und gedachte sie deshalben mehr, sich zum tod zu fördern, als von dem Beor erlöset zu werden.*) Eine starke wacht von zweitausend Assyriern, die der Laristenes fürete, folgete diesem wagen, um alle feindliche Anschläge abzuwenden. Hiernächst kamen die Königinnen von Saba, Tyro, Elam und Ninive, wie auch die Prinzessinnen Tharasile, Milcaride, Indaride und Orosmada, neben allen Syrischen Fürstinnen, und dem sämtlichen frauenzimmer aller dieser Königinnen, auf wägen hernach gefahren: und wurde endlich dieser prächtige einzug mit einer ansehnlichen reuterei von vielen tausenden beschlossen.

Sie zogen in solcher schönen ordnung, durch die stadt, bis sie den tempel der Isis erreichten: da der Mephres, in seinem priesterlichen zierat, an der äuseren pforte die ankommende entfienge, insonderheit aber, mit seinen Priestern von allen sieben orden, den Prinzen Mamellus aufname, und ihn in den hohenpriester-tempel begleitete. Es waren alda, für alle Königliche personen, herrliche trone aufgerichtet, um von dar zuzusehen, was bei einfürung des hohenpriesters vorgehen würde. Sobald dieselben von den Königen, Königinnen und Prinzessinen bekleidet worden, fürete man den Prinzen Mamellus für einen altar, da er das erste opfer anzünden, nachgehends den gewönlichen eid ablegen, und ferner den purpur umhängen muste, der ihme, als einem hohenpriester, zu tragen gebürete. Hierauf salbten sie ihn mit dem heiligen öle, welches bis dahin der König von Egypten in verwarung gehabt, und durch den Epha den priestern überantworten ließe. Auf dieses, brachten sie ihm die hohepriesterliche krone, und sobald er dieselbe aufgesetzet, huben sie ihn empor, und trugen ihn auf einen tron, der für ihn zubereitet stunde: da sie alle vor ihm niederfielen, und den eid des gehorsams ablegten. Nach diesem traten die anwesende Syrische fürsten, auch alle ratsherren und alle fürnemste aus Damasco hinzu, und beglückwünschten den neuen hohen priester: inzwischen die saitenspiele laut ertöneten.

---

*) Elieser schien todt, daher wünschte sie nicht gerettet zu werden, sondern zu sterben.

Man fürete hierauf den neuen hohenpriester in die capelle, woselbst die bilder des Osiris und der Isis, seit daß sie aus Egypten hergewandert, und mitlerweile man am tempel gebauet, aufbewaret gestanden. Diese wurden, mit großer verehrung, von ihm geküsset, und folgends, auf sein geheis, von acht fürnemsten unter den priestern aufgehoben und unter einem köstlichen himmel fortgetragen: da er mit einem rauchfaß voran und nach dem innern tempel ginge, alwo ihnen eine stelle verordnet war, da sie künftig solten stehen bleiben. Im fürübertragen fielen die Könige, wie auch alle anwesende, auf ihr angesicht zur erden, und verehrten also diese neue götter: denen aber die Königin von Syrien und die andere zwei bräute nicht die geringste ehrerbietung erwiesen, welches zwar von ihrer wenigen gesehen, und folgbar weder beachtet noch geantet worden. Es folgten aber die Könige und jederman diesen bildern nach, in den heiligsten tempel: da erstlich, durch die hierzu verordnete priester, viel opfer geschlachtet wurden, die alle der hohepriester auf dem großen altar anzündete. Wie diß geschehen, trate der weiße Mephres auf, und hielte eine herrliche rede zum volk, von dem lobe dieser beiden Egyptischen götter, und von den fürnemsten geheimnissen ihres gottesdienstes. Der beschluß seiner rede war eine vermanung an seine zuhörer, die ihme mit heller stimme nachruffen musten: wie daß Osiris und Isis die heiligste und gröste götter der welt wären!

Wie nun alle anwesende, auser den dreien schönen bräuten, solches mit großem getöne verrichtet, rieffen etliche königliche herolde, in- und auser dem tempel, mit heller stimme dieses gebot aus, daß jederman in Damasco, wan sie würden trommeten hören, bei lebensstraffe, auf sein angesicht niederfallen solte: weil alsdan, wie sie fäst glaubten, die beide götter hernieder kommen und diese ihre bildnise beziehen würden. Jederman richtete sich nach diesem gebot, und wie die junge priester von der heiligsten ordnung in die trommeten stießen, fiele alles, so wol in- als auser dem tempel, wie auch auf allen gassen, nieder, und hießen also die Isis und den Osiris willkommen. Weil nun hierbei die Königin von Syrien, wie auch die Prinzessin Amesses und Ahalibama, auf ihren tronen sitzen blieben, entstunde darüber ein großes entsetzen im tempel, und ginge der hohepriester, auf anregen der andern priestere, zu diesen dreien bräuten, sie ihrer gebür zu erinnern: da dan die drei bestürzte Könige nicht wusten, was sie hiervon gedenken solten. Wie sie nun also mit unverwandten augen auf sie schaueten, wurden sie gewar, daß sie alle dreie dem altar zu-eilten, das darauf befindliche rauchopfer, so für das allerheiligste gehalten wurde, und erst angezündet war, herunter rissen,

und mit den bränden des heiligen holzes auf die Isis zu warfen, endlich sie gar von ihrer seule herab stiessen, daß sie auf den boden fallend, in stücken zerbrache.

Diese unvermutete that, sezte alles anwesende volk in solchen schrecken, daß ein allgemeines geheule und zettergeschrei entstunde, sonderlich unter den priestern die ihre kleider zurissen, ihre haare ausrauften, sich an die erde wurfen und so übel gehuben, daß nichts erbärmlichers konte gesehen werden. Der hohepriester, so im herzen sich ja so sehr hierüber freute*), als er äuserlich sich betrübt anstellte, befahle seinen priestern, sich dieser unsinnigen zu bemächtigen, ehe sie sich noch weiter auch an des Osiris bilde vergriffen. Wie nun also diese drei schönheiten von den Isispriestern, wiewol mit aller ehrerbietung, gehalten wurden, drunge die junge Königin von Ninive, und die Prinzessin Indaride von Ophir, durch das volk, und rieffen überlaut: wiedaß sie auch den Gott der Königin von Syrien bekenten, und deme zu ehren, die Isis und den Osiris, als abgötter, verfluchten. Hiermit ergriffen sie der Isis abgefallenes haubt, und warfen dasselbe, mit aller stärke, mitten unter das volk. Diese verdoppelten den ersten schrecken, und fehlte es wenig, daß nicht der ergrimte pövel, sonderlich die vergiftete Egypter, hinzu gedrungen, und selbst hand an diese schöne zerstörerinnen ihres neuen götzendienstes geleget. Mamellus und Mephres, samt den obersten unter den priestern, eine größere entheiligung dieses ihres heiligsten ortes zu verhüten, ließen, die beide Königinnen, neben den dreien Prinzessinnen, in ein gewölbe bringen, in welches man gleich neben dem altar kommen kunte: und weil selbiger ort mit eisernen flügeln wol verwahret war, als wurden die gleich fürgeschlossen, und damit der pövel zurücke gehalten.

Die verliebte Könige wusten hierbei nicht, wie ihnen geschahe und waren eben also aller sinne, gleichwie ihre götter ihrer ehren beraubet: weil sie, da sie in dem augenblicke die allerglückseligsten in ihrer liebe zu werden gehoffet, durch ein so unerhörtes grausames mittel sich aller hoffnung entsezt sahen, worüber sie schier hätten verzweiflen mögen.

---

*) Aramenens Tod wäre seinen ehrgeizigen Absichten sehr förderlich gewesen.

Die erste Scene aus dem „Schäferspiel von Jacob, Lea und Rahel."

(V, 462—463.)

Jacob. Rahel.

Jac. Ihr seit es ja, ihr schöne Harans-heiden!
wo ich zuerst sah meine Schöne weiden.
Rah. Du, Chaboras! du bist der liebe fluß,
wo Jacobs mund mir gab den ersten Kuß.
Jac. Ich fande sie, mein Lamm, hier bei den heerden:
da ich mir selbst must ersten blicks entwerden.
Rah. Ihn ich entfieng hier bei dem schafe-born:
da meine seel in seine sich verlorn.
Jac. Du, Masius, mit deinem hohen rücken,
mich sahest oft die zarte hände drücken.
Rah. Du, klarer Bach, trugst oft mit dir davon
manch heißes wort von meinem Isaacs-sohn.
Jac. Ach ja! was oft der wald mir nachgesprochen,
von meiner lieb, das bleibe unverbrochen:
Mein andre seel! o Rahel! dein allein,
dein treuer hirt soll Jacob ewig seyn.
Rah. Auf manchem blat verwundter bäume-rinden,
wird man die schrift von meinen wunden finden,
diß treue wort von meiner süßen pein:
Dein, Jacob, sol die Rahel ewig seyn.
Jac. Wan komt die zeit, die uns mit freuden paare?
Rah. Es sind vorbei die Sieben Dienstes-Jahre.
Jac. Die ich, aus lieb, für tage nur geacht.
Rah. Deß werde stäts auf erd mit ruhm gedacht!
Jac. Höre, was du oft gehöret,
Himmel, unsren liebes-bund,
und was Jacobs treuer mund
nun so lang von dir begehret:
Mit der Rahel, deinem kind,
durch das ehband ihn verbind.
Rah. Höchster, o du Gott der Götter,
den mein Jacob preist und ehrt!
hör, was er und ich begehrt:
Menschen-vatter! diesen vetter,
der mich liebet, den ich lieb,
seiner Rahel eigen gib.

(Abgang.)

Aramena willigt in ihre Vermählung mit dem Könige von Basan.*)

(V, 857—862.)

In vielen tagen, war die sonne, nicht so hell und schön aufgegangen, als wie dieses mal: und da vorhin die trübe wolken die hohe gipfel des Taurischen gebirges umzogen hatten, schienen diese nun in der heitern lufft ganz herrlich herfür; gleich als wan sie mit ansehen wolte, was sich in ihren tälern verwundersames zutragen würde. Die trübselige Aramena deutete es aber viel anders aus, und vermeinte, weil ihr himmel und erde zuwider schiene, es erzeigten beide sich darum so munter, um ihr unglück mit anzuschauen. Sie wolte sich mit ihrem alltäglichen schäferrocke bekleiden: aber die Königinnen, so zu ihr kamen, redten ihr dagegen ein, mit fürwenden, daß, wan Sesai sie nicht als eine braut würde geschmückt sehen, er leicht an der beständigkeit ihrer entschliessung zweiflen, und zu fernerer grausamkeit könte bewogen werden. Diesem nach ließe sie mit sich machen, wie sie es begehrten, und wurde also auf das herrlichste geschmücket: da aber, unter aller solchen pracht und zierat, ihre tiefste traurigkeit dermaßen herfürleuchtete, daß die fast so mächtig ware, fast über ihre unvergleichliche schönheit zu siegen, und deren wunderschein in etwas zu verdunklen. Ihre sonst feurende augen, schienen als gebrochen, und waren stäts mit einer wolke von tränen bedecket. Ihre wangen waren, gleich dem munde, an stat der rosen, mit blassen lilien überzogen. Weil ihr auch die angst ein stetes herzklopfen verursachte, als holete sie ohn unterlaß odem, und wurde immer onmächtiger, je näher die zeit herankame, daß sie nach dem bestimten platz gehen solte. Coelidiane und Jemima**), die das gröste anteil hierbei hatten, schaueten diesen zustand der Aramena mit tödlicher furcht an, und höreten nicht auf, ihr einen muht einzusprechen:

*) Aramena liebte einen Helden, der unter dem Namen Cimber an ihren Hof gekommen und den sie für den König der Aborigener Tuscus Sicanus hielt. Es war aber Marsius, ein celtischer König, gegenwärtig Beherrscher von Basan. Sie weigerte sich standhaft, diesen zu heirathen, als er abwesend um sie warb und ahnete nicht, daß sie damit ihren eigenen Wünschen widerstrebte. Endlich nahm der Riese Sesai ihren Bruder Aramenes und einen andern befreundeten Fürsten gefangen und drohte ernstlich, beide zu tödten, wenn sie nicht seinem Könige, den die hoffnungslose Liebe zu ihr krank gemacht, ihre Hand gäbe. Aramena entschließt sich, wiewohl mit schwerem Herzen, zu dem Opfer und entdeckt endlich zu ihrem höchsten Entzücken, daß Marsius und nicht Tuscus Sicanus der Cimber ist, den sie seit langer Zeit geliebt.

**) Weil ihnen die Rettung der gefangenen Fürsten am Herzen liegt.

das aber bei ihr nicht so viel verfinge, als der Ahalibama heimliches fürsagen, die ihr ohn unterlaß zuschwure, wie sie von der weltbekanten grosmut des Königs von Basan das erhalten würde, was sie ihm anzusinnen gedachte. *)

Wie nun endlich die bestimte stunde angekommen, auch alle Könige und Fürsten in der Königin von Mesopotamien gezelt sich eingefunden hatten, kündigte ihr Dison an, wie es nun zeit wäre, dahin zu gehen. Wann er ihr ihren tod hätte angesaget, würde sie nicht also erschrocken seyn, wie sie thäte. Doch übermannte sie sich und bote dem König von Ninive die hand, der sie aus dem gezelt fürete: und stüzete sie sich mit dem rechten arm auf die Ahalibama, die ihr solcher gestalt muste gehen helfen. Alle königliche personen folgten ihr in ordentlicher reihe nach, und war das ganze heer der Syrer, Niniviten und Chaldeer, in eine schlacht-ordnung gestellet: zwischen denen sie hingingen, bis an den ort, unten am felsen, da die gezelte aufgeschlagen stunden, und man den altar aufgerichtet hatte, vor welchem die Königliche trauung durch den Telecles geschehen solte. Weil Aramena mit dem Marsius ganz allein zu reden begehrt hatte, als blieben die andere zurücke, und übergaben sie den beiden riesen Rekem und Hur: die sie entfingen und vollends in das gezelt hinein füreten, alda sie sagten, daß sich der König von Basan befände. Sie fassete all ihre sinne und kräfte zusammen, indem sie hinein trate. Ein ansehnlicher ritter entfinge sie daselbst, den sie, ihn für den König von Basan haltend**), also anredete.

Großer König! wan ich nicht wüste, daß E. Maj. edelmütigkeit und tugend ja so vollkommen, als ihre liebe, die sie zu mir gefasset, ihr gemüt beherrschten, so wolte ich mir keine hoffnung machen, dasjenige zu erlangen, worum ich jetzt diese geheime unterredung gesuchet. Es ist unnötig, E. Maj. meine zu dem König der Aborigener tragende liebe nochmals anzukünden, da ihr ja, als aller welt bekant ist, wie dieser König, unter des Cimbers Namen, mich geliebet, und meine gegenliebe erlanget hat. Nichtes, als des Sesai grausamkeit, ist fähig gewesen, meine beständigkeit zu fällen, und mich zu zwingen, um des Königs von Syrien leben zu retten, E. Maj. für meinen gemal zu erkiesen. Ach ja! ich bin des großen Marsius verlobte, und muß den Tuscus Sicanus verlassen, wann E. Maj. darauf beharren, eine unbeständige, eine ungetreue zu lieben, die wegen dessen, das sie aus zwang

*) Nämlich daß er sich mit einer Scheinehe begnügte.
**) Es war Tuscus Sicanus, der König der Aborigener.

begangen, mit stäts würigem gram ihr leben abquälen, und E. Maj. keine andere ergetzlichkeit, als mit unaufhörlichem ächzen sie zu beunruhigen, verursachen wird. Wollen nun E. Maj. zu des Cimbers tod, zu der Aramenen verderben, und zu ihrer selbst eignen unruhe keine ursach geben, so überlegen sie diese umstände wol, und entschließen sich, da Sesai uns beiderseits zu der ehelichen trauung zwinget, mich allein zum schein zu ehlichen, und solches nur so lang für der welt auszugeben, bis wir den Aramenes aus des grausamen Sesai händen errettet sehen. Dieses wird des großen Marsius namen unsterblich machen, und werde ich dafür, da ich den König von Basan nicht lieben kan, dannoch dessen ergebenste und verpflichtetste freundin lebenszeit verbleiben.

Kaum hatte sie dieses ausgeredet, da öffnete sich eine tapezerei, aus welcher der Cimber*) herfür sprange, und sich jählings zu seiner Königin füßen nieder werfend, zu ihr sagte: So ferne es wahr ist, schönste Aramena, daß man den König von Basan nicht zu lieben vermöge, so ist Cimber des todes, weil an dieses Königs glücke sein leben hanget. Aramena wurde so entstellt, ihren Cimber an diesem orte zu sehen, daß sie nicht wuste, wie ihr geschahe. Wie sie ihn aber nun also reden hörte, erinnerte sie sich sobald der großen freundschafft dieser beiden Könige, und vermeinte, des Cimbers ausenbleiben hätte daher gerüret, daß er heimlich auf dem bergschloße bei dem Marsius gewesen und dasjenige, wessen sich der Sesai unternommen, mit beliebet hätte. Demnach geriete sie von neuem in eine große verbitterung gegen ihme, daß er sie also, wiewol er ihrer beständigen liebe versichert war, zum andern mal einem andern überlassen können. Um des willen, ihn keiner antwort würdigend, entschloße sie sich plötzlich, den König von Basan zu ehelichen, und nahete sich deshalben zu dem vermeinten Marsius, so der warhafte Tuscus Sicanus ware, zu ihm sagend: Wolan, großer König! weil Cimber nicht leben kan, ich vergnüge dan den Marsius, so erkläre ich mich hiemit diese stunde E. Maj. die eheliche hand, nicht zum scheine, sondern in der that, zu geben. Ich muß, schönste Königin! (antwortete ihr Tuscus Sicanus) wie ich bereits auf dem Riphatischen gebirge gethan, dieses angetragene große glück ausschlagen, und hat der himmel nicht mich, sondern diesen König, dazu ausersehen, der unvergleichlichen Aramena schönheit anzubeten und zu besitzen.

Indem die Königin von Mesopotamien diesen zweiten abschlag mehr bewunderte, als sich darüber betrübte, und ganz bestürzet stehen bliebe, traten die beiden schwestern des Marsius, die schöne Hercinde

*) Nämlich Marsius, sie glaubt jedoch, er sei Tuscus Sicanus.

und dapfere Mirina herfür, welche die verwirrung dieser verliebten nicht länger dulten könnend, dazu kamen, um von allen diesen dingen der schönen Aramena wahren bericht zu geben. Wie sie demnach diese Königin umarmet, fürete Hercinde ihren bruder zu ihr, und sagte: dieser ist der warhafte Marsius, deme unter des Cimbers namen die schöne Aramena bisher ihre huld gegönnet: und weil man den König der Aborigener für diesen glücklichen Cimber gehalten, als sind alle diese irrungen daraus entstanden, die bisher sich zugetragen. Marsius ließe hierauf seiner Königin nicht zeit, dieses zu beantworten, sondern ihr ferner zu fuß fallend, sagte er, mit höchster freud-entzückung: Ist es wol müglich, daß man den unwürdigen Cimber also lieben könne, wie man mich dessen überreden will? und soll ich die versicherungen, die dem Tuscus Sicanus geschehen, auf mich deuten dörfen? Redet, schönste Aramena! und lasset mich selber, aus eurem holdseligen munde, meine glückseligkeit vernemen. Mitlerweile er dieses sagte, hielte er ihre kniehe fäst umschlossen, und geriete die schöne Königin aus einer bestürzung in die andere. Doch war ihr dieses lezte entsetzen so angenem, und für ihre liebe so vorteilig, daß die ihre zerstreute sinne wieder zusammen bringen halfe. Also erwachte sie, wie aus einem traume, da sie dieses verwirrte rätsel aufgewicklet sahe, das sie bisher betrogen hatte.

Demnach ihren Cimber nicht mehr mit erzürnten augen ansehend, hube sie ihn ganz freundlich von der erden auf, und gabe ihm, wiewol mit wenig worten, die versicherung, daß sie ihn, nach der kentnis des Abimelech, einig und allein geliebet, und ihre liebe ihm auch bis in ihr grab, er möchte nun Tuscus Sicanus oder Marsius seyn, beständig lassen wolte. Eine schamröte umzoge ihre wangen, als sie ihrem Cimber so öffentlich diese erklärung thäte: und stellte sich indem ihre vollkommene wunder-schöne auf einmal wieder bei ihr ein: worüber der nun völlig-glückselige Marsius schier für freuden vergangen wäre.

Octavia, Römische Geschichte: der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet. Sechs Bände. Nuernberg. 1685—1707. 8. (Anonym.)

Einleitung zur Inhaltsangabe.

Der eigentliche Gegenstand der Dichtung. Ihre anderweitigen politischen, erotischen und religiösen Bestandtheile. Die Menge der Personen und der Begebenheiten.

Ehe wir dem Romane in seine Einzelnheiten folgen, soll uns die Darlegung der Grundzüge des Planes einen Ueberblick über das Ganze gewähren. Den Mittelpunkt bildet die Liebe des armenischen Königes Tyridates und der Kaiserin Octavia, der Tochter des Claudius, der früheren Gemalin Nero's. Sie werden nach der Beseitigung unzähliger Hindernisse, die theils aus äußeren Umständen, theils aus sittlichen Bedenken entspringen, endlich vereinigt. Die Geschichte dieses Paares wird nun von einem ganzen Meere von Begebenheiten umfluthet. Wir unterscheiden in der Masse einen politischen, einen erotischen und einen religiösen Bestandtheil.

In Betreff des ersten kennt man die alte Bemerkung, daß der Roman die Geschichte der römischen Kaiser von Claudius bis Vespasian enthalte. Man muß jedoch nicht glauben, dieselbe sei hier als eine für sich bestehende und jener Hauptbegebenheit fremde Einlage hinzugenommen. Es wird ein Zusammenhang mit derselben dadurch hergestellt, daß Tyridates selbst eine Zeitlang von einer mächtigen Partei auf den Kaiserthron erhoben werden soll und daß er das Haupt der orientalischen Fürsten ist, die bei dem raschen und gewaltsamen Wechsel der römischen Kaiser fortwährend in die politischen Bewegungen hineingezogen werden, was wiederum auf das persönliche Schicksal der Einzelnen und so auch auf die Geschichte des Tyridates und der Octavia einen bedeutenden Einfluß hat. Ja es sind diese historischen Ereignisse in einen noch engeren Umkreis gebracht. Nach dem Tode des Kaisers Nero erscheinen nämlich noch zwei Neronen, die theils, auf die Anhänger des claudischen Hauses gestützt, nach dem Throne streben, wobei Viele der Meinung sind, daß der Kaiser selbst noch lebe, theils aber auch in das Geschick des Tyridates und der Octavia eingreifen. Es wird daher, obgleich der Roman die kurze Herrschaft des Galba, des Otho (hier stets Otto genannt) und die Erhebung des Vespasian hinzunimmt, eigentlich nur die

Geschichte eines einzigen Kaisers erzählt. Denn erst unter Vespasian sterben die Doppelgänger Nero's und beruhigt sich die claudische Partei, erst dann haben die Widerwärtigkeiten, in welche Tyridates und Octavia durch die drei Neronen verwickelt wurden, ein Ende. Auf diese Weise sucht die Dichtung ihrem Plane Einheit zu geben und sich abzurunden.

Die Ausführung verwandelt aber diesen Plan allerdings in eine Geschichte der damaligen Welt. Die römischen Thronstreitigkeiten und die Kämpfe der in Parthien, Medien und Armenien herrschenden Arsaciden erhalten eine eingängliche, mit romanhaften Erfindungen erweiterte Darstellung, was durch Tyridates' näheren Antheil an diesen Angelegenheiten motivirt ist. Nach und nach kommen jedoch die meisten Völker der damals bekannten Welt ins Spiel, da sich bei den fortwährenden Verschwörungen und Kriegen die römischen Parteien um den Beistand der in alle Provinzen zerstreuten Legaten und Legionen, sowie der mit Rom befreundeten Könige bewerben. So sehen wir denn Britannien durch Cataractus, die Boadicea und Galgacus, Deutschland durch Thumelicus und durch Italus, den Sohn und den Neffen des Arminius, durch Claudius Civilis und die Velleda, sogar Aethiopien durch einen König Beor und Indien durch einen Prinzen Phraortes vertreten.

Ein zweiter Bestandtheil des Romans ist erotischen Inhaltes. Sehr viele Personen werden nicht nur nach ihrem Verhältniß zu den politischen Interessen, sondern nach ihren sonstigen Erlebnissen geschildert und meistens zu Helden einer besonderen Liebesgeschichte gemacht, die dann allerdings in die Politik hineinspielt. Die Geschichte jener Kaiser selbst ist zum großen Theile eine Liebes- und Heirathsgeschichte, wie denn auch der Roman mit einem Wortspiele angiebt, daß Roma damals von Amor regiert wurde. Ferner mußten die barbarischen Völker durch merkwürdige Lebensgeschichten ihrer Fürsten verherrlicht werden. Ihre Prinzen und Prinzessinnen leben in Rom als Geißel und werden in den Häusern vornehmer Römer erzogen. Oft sind sie noch Kinder, da werden sie schon von ihren Eltern oder den römischen Machthabern verlobt. Wie sich dann die politischen Verhältnisse ändern, werden ältere Verbindungen der Art aufgelöst, man nöthigt sie, neue einzugehen, während sie selbst inzwischen, ihrem Herzen folgend, meistens ganz anders gewählt haben und verschmähete Liebhaber in den unruhigen Zeiten nicht selten zu einer gewaltsamen Entführung schreiten. Hieraus entwickelt sich eine solche Menge von Abenteuern, daß man fast berechtigt ist, den ganzen Roman eine erotische Dichtung zu nennen.

Neben der Politik und der Liebe gehört die Religion, wenigstens das Schicksal der damaligen christlichen Gemeinden, zu den Gegen-

ständen der Darstellung. Das Christenthum breitet sich allmählich über die ganze Welt aus und hat in Rom, in Massilien und am Borysthenes besondere Pflanzstätten. Oft verbindet der neue Glaube die, welche sich feind waren, und scheidet die, welche sich lange geliebt hatten. Die Christen werden von den Herrschern verfolgt und schließen sich wieder auch selbst zu einer politischen Partei zusammen, die auf die Staatsangelegenheiten Einfluß zu gewinnen weiß. Wir hören von dem Tode der Apostel Paulus und Petrus, die Nero in Rom hinrichten ließ, weil sie es durch ihre Gebete verschuldet haben sollten, daß sein Günstling, der Zauberer Simon, als er sich von der Zinne eines Palastes in die Lüfte erheben wollte, den Hals brach. Auch Matthäus tritt auf, der einem afrikanischen Fürsten in begeisterter Rede seine Gottlosigkeit vorhält und dafür niedergehauen wird. In den Gemeinden predigen Bischöfe mit berühmten Namen. Maria Magdalena wohnt in den Steinklüften Massiliens und verbringt ihr Leben in steter Reue und Buße. Der den Christen zur Last gelegte Brand Roms, jene grausame Verfolgung, als man die in Thierfelle genähten Bekenner den Bestien preisgab, während andere, die man in Brennstoffe gesteckt, zu dem grausigen Schauspiele als Fackeln leuchteten, sind in frischer Erinnerung. Die Christen haben sich daher ein unterirdisches Rom gegründet. In den Felsengewölben unter der Erde liegen ihre Wohnungen, ihre Tempel und Begräbnisse. So entfernt auch die Krypten von einander sind, da viele vor den Thoren erbaut werden müssen, hat man sie doch alle durch unterirdische Wege verbunden. Hier genießen sie, obgleich viele Tausende um das Geheimniß wissen, einige Sicherheit. Hier steigen die Neubekehrten in die Taufwasser hinab, hier wird das Liebesmahl gefeiert, hier erschallen an den Festtagen die Lobgesänge. Mancher, der durch diese weiten, stillen Räume wandelt, glaubt an einem Grabe oder Brunnen plötzlich in einer bekannten lieben Gestalt den Geist eines Abgeschiedenen zu sehen, doch in diesem Asyle ist der Todte erstanden; man hat ihn gerettet und er lebt hier, von der Welt vergessen, in seligem Frieden unter gleichgesinnten Freunden. Aehnliche Krypten befinden sich hauptsächlich bei Massilien und am Borysthenes, die wir später genauer kennen lernen. Für diese christlichen Gemeinden haben die Kaiserwahlen eine große Bedeutung, da von ihnen Verfolgung oder Duldung abhängt, weshalb sie mit den politischen Parteien in stetem Verkehre stehen. Um auch in den Provinzen und fernen Ländern den Sieg des Christenthums vorzubereiten, ist es ihnen eine wichtige Angelegenheit, die fremden Fürsten und Prinzessinnen, welche nach Rom kommen, für die Taufe zu gewinnen.

Bei dieser ins Weite gehenden Ausführung des Planes wächst in dem Romane die Zahl der Personen und Begebenheiten zu einer unglaublichen Menge an, wobei der Verfasser sich gerne an geschichtliche Ueberlieferungen anschließt. Ein Ereigniß, welches die alten Historiker flüchtig erwähnen, wird hier die Grundlage zu einer umfassenden Erzählung, Personen, von denen sie wenig mehr als den Namen angeben, verwandeln sich hier in ausgeprägte Gestalten. Ja, was das Seltsamste ist, sogar Hauptpersonen, die nach der Geschichte schon längst von der Schaubühne abgetreten sind, leben in dem Romane noch fort, um eine glänzende Rolle zu spielen; Octavia selbst gehört zu diesen von dem Tode Auferstandenen, denn als sie endlich mit Tyridates den armenischen Thron bestieg, um dann noch bis ins vierte Glied glückliche Nachkommen um sich zu sehen, mußte sie nach unserm sonstigen Wissen wenigstens schon vor zehn Jahren hingerichtet sein. Germanicus, der Bruder des Claudius, hatte sechs Kinder, Claudius war viermal, Nero fünfmal vermählt; das claudische Haus steht daher mit vielen vornehmen Geschlechtern in Verbindung, die alle ihre Freunde und ihre Feinde haben, und so liefert Rom allein dem Romane Hunderte von Personen, deren jede für sich beachtet sein will, und an viele Namen knüpft sich eine besondere Geschichte. Nun treten noch die barbarischen Fürstenhäuser mit ihren Mitgliedern und einem Gefolge von Freunden und Feinden hinzu. Natürlich haben diese vielen Personen und Begebenheiten nicht alle ein gleich nahes Verhältniß zur Haupthandlung. Joerdens entnahm einer Mittheilung in dem Leipziger Allgemeinen literarischen Anzeiger, auf die wir unten noch zurückkommen, die Notiz, daß die Octavia in der älteren Ausgabe 34 und in der zweiten 48 ganz von einander verschiedene und gar nicht zusammenhängende Episoden enthalte. Dies hat zu Mißverständnissen verleitet. Die meisten Episoden gehören insofern zur Haupthandlung, als die Personen, welche in ihnen auftreten, mit den eigentlichen Helden des Romanes in näherer Beziehung stehen, wie auch ihre Schicksale und Interessen sich oft durchkreuzen, ja es sind die ersten Erlebnisse vieler Hauptpersonen, selbst des Tyridates und der Octavia, in solchen Episoden erzählt, die also gewiß zur Haupthandlung gehören, wenngleich sie eine besondere Ueberschrift haben. Nach der Mehrzahl sind die Episoden also nicht Einlagen mit einem ganz fremden Inhalte, sondern es wird in ihnen nur nach der allgemein üblichen episodischen Anordnung die frühere Geschichte der auftretenden Personen nachgeholt. Daß dabei alle vormaligen Erlebnisse derselben in die Haupthandlung eingreifen sollen, wäre eine Forderung, mit der man noch heute nicht die Dichter einschränkt. Ein

näheres Verhältniß der meisten Episoden zu der Haupthandlung ergiebt sich schon aus ihrer Vertheilung in dem Romane. Es finden sich übrigens bereits in der ersten Ausgabe desselben nicht 34, sondern 42 Geschichten unter besonderen Titeln. Von diesen enthält der erste Band 9, der zweite 13, der dritte wieder 9 und der vierte 8. Jetzt sind wir mit allen Personen, die unser Interesse erwecken sollen, bekannt geworden und daher hat der fünfte Band nur noch 2 Episoden und der letzte nur eine.

Ich werde nunmehr in einer möglichst einfachen Skizze den Gang der Haupthandlung angeben, die nothwendigen Ergänzungen aus den Episoden hinzunehmen und dann aus der Zahl der letzteren die anziehendsten noch besonders hervorheben. Dabei muß ich freilich sehr Vieles unberührt lassen; die Menge der Helden und der Begebenheiten bürdet uns eine sehr drückende Last auf, die mitzutragen ich wenigstens den Lesern meines Auszuges durch eine starke Abkürzung ersparen will.

Die Haupthandlung in den ersten beiden Theilen (Band I—IV).

In den vier ersten Bänden des Romanes ereignen sich die Hauptbegebenheiten meistens in Rom, auf den herumliegenden Villen und in den Krypten. Die Erzählung erhöht auf eine recht wirksame Weise die Anschaulichkeit dieses Schauplatzes durch die Anknüpfung an bekannte Oertlichkeiten, an religiöse Feste, herkömmliche Lustbarkeiten des Volkes u. dergl. Rom bleibt der Mittelpunkt, zu dem wir immer zurückkehren, wenn uns eine Episode in die weite Welt geführt hatte. Die beiden letzten Bände versetzen uns nach Dacien.

Tyridates' Krieg mit den Römern. Die Kaiserin Octavia, ihm nur als Flora bekannt, weicht seiner Bewerbung aus. Ihn liebt Claudia. Sie gedenkt ihm die römische Krone zuzuwenden. Die früheren Schicksale der Prinzessin, namentlich ihr Verhältniß zu Thumelicus.

Der armenische König Tyridates zeichnete sich schon in den ersten Jugendjahren durch seine Tapferkeit und eine seltene Großmuth aus. Er entsagte zu Gunsten seiner Halbbrüder Vologeses und Pacorus dem parthischen und dem medischen Reiche. Armenien, ebenfalls ein altes Erbe der Arsaciden, wurde damals von den Römern als ein herrenloses Land besetzt. Tyridates beschloß, sie aus demselben zu vertreiben,

und der Krieg wurde lange mit wechselndem Glücke geführt. Einst kam er gerade dazu, als seine Soldaten fremde Kaufleute plündern wollten. In dem Gepäcke derselben befanden sich 40 Gemälde, die zum Theil römische Frauen aus der kaiserlichen Familie, zum Theil Göttinnen vorstellten. Das eine dieser Bilder war von wunderbarer Schönheit. Tyridates konnte nicht erfahren, ob diese herrliche Gestalt eine lebende Römerin oder vielleicht die Göttin Flora war, gerieth aber bei dem Anblicke derselben in ein tiefes Nachsinnen. Er kaufte die Gemälde und ließ sie zu Artaxata in einem Saale aufstellen. Später, bei der Eroberung der Stadt durch die Römer, verbrannten sie alle; nur das Bild der Flora blieb erhalten. Es gerieth aber in andere Hände und wir finden es nachher in einem Tempel göttlich verehrt.

Tyridates' Mutter Sulpitia, aus einem vornehmen römischen Geschlechte, wünschte, um mancherlei Widerwärtigkeiten zu entgehen, ihren Aufenthalt bei den Christen in Aethiopien zu nehmen, und er begleitete sie auf ihrer Reise. Ein Sturm verschlug ihr Schiff auf dem tyrrhenischen Meere an eine Insel. Als sie gelandet, bot sich Tyridates ein Schauspiel dar, welches ihn mit Entsetzen erfüllte. Er fand hier seine Flora, jedoch als eine Sterbende, denn mehre Soldaten hatten sie an einen Baum gebunden und ihr die Adern an den Armen geöffnet. Tyridates zog sogleich sein Schwert und entriß sie dem Tode. Sie erholte sich bald unter der Pflege der Sulpitia, an der sie seitdem wie an einer Mutter hing, zumal da sich beide Frauen zum christlichen Glauben bekannten. Die Reise nach Aethiopien mußte, weil hier ein Krieg alles in Unruhe versetzte, aufgegeben werden und Flora ließ sich bewegen, nach Asien mitzugehen. Tyridates konnte seine Liebe zu ihr nicht verhehlen, sie lehnte jedoch bei aller ihrer Güte und Dankbarkeit seine Bewerbung ab. Sie entdeckte sich der Sulpitia und diese suchte ihrem Sohne sein leidenschaftliches Verlangen auszureden, da einmal die Verhältnisse seine Verbindung mit Flora zu einer Unmöglichkeit machten. Er erhielt dabei keine weitere Auskunft, als daß dieselbe weder Jungfrau noch Frau noch Witwe sei. Bald mußte er sogar ihre Gegenwart entbehren; sie nahm von ihm und Sulpitia einen freundlichen Abschied und reiste nach Rom, wo sie ihr Leben in der größten Verborgenheit zubringen wollte.

Nach einiger Zeit beendigte ein Vertrag den Krieg mit den Römern. Tyridates sollte im Besitze Armeniens bleiben, jedoch wie ein Lehnsträger die Krone in Rom aus den Händen des Kaisers empfangen. Er ging nun mit einem großen Gefolge nach der Hauptstadt der Welt, die

men zu lernen er sich schon lange gesehnt, und seine Mutter begleie ihn. Ihre Bekanntschaft mit den Christen verschaffte ihm das Glück, ne Flora in dem einsamen Hause der Pomponia Graecina, einer rnehmen Römerin, zu sprechen. In seiner Bewerbung machte er ilich keine Fortschritte, vielmehr erfuhr er, daß Flora, die einmal heirathet gewesen, keine zweite Ehe eingehen werde, da ihr Mann h lebe und nach der christlichen Religion, zu der sie sich bekenne, nur Tod die Gatten scheide.

Nach einiger Zeit wurde Tyridates abermals nach Rom berufen d Nero überraschte ihn bei einer geheimen Zusammenkunft mit der klärung, daß er ihn zu seinem Nachfolger ernennen, und was ridates weniger angenehm war, daß er ihm eine Gemalin geben rde.

Der Deutlichkeit wegen bin ich genöthigt, dem Romane vorgreid, bereits hier das Geheimniß zu verrathen, daß diese Flora die iserin Octavia ist, die, wie Jedermann glaubte, auf Nero's Befehl ı Tod erlitten hatte, aber von Tyridates gerettet war und jetzt in den borgenen Wohnungen der Christen lebte. Ferner müssen wir hier wenig auf die unter den Episoden befindliche Geschichte der Prinsin Claudia eingehen. Sie war die Tochter des Claudius und der iserin Plautia. Vor vielen Jahren lernte sie auf einer Reise den eruskerfürsten Thumelicus kennen, der in Ravenna eine sorgfältige ziehung genoß. Sie schlossen einen innigen Herzensbund. Da kam Prinzessin das Gerücht zu Ohren, daß nicht Claudius, sondern der eigelassene Boter ihr Vater sei. Sie bewog Thumelicus, ihre Mutter ch die Ermordung Boter's vor einer weiteren Fortsetzung dieses impflichen Umganges zu bewahren, sprach dann aber auch mit aller stimmtheit ihre Trennung von dem geliebten Fürsten aus, weil sie ner nicht mehr würdig sei. Später hörte sie, Thumelicus habe mit ı Cheruskern einen glücklichen Krieg gegen die Chatten geführt, sei er diesen durch Verrath in die Hände gefallen und von ihnen getödtet rden. Bei einem Aufenthalte in Britannien ließ sie sich zur Verung mit einem dortigen Fürsten bewegen; die Sache endigte jedoch t ihrer bitteren Kränkung, da wieder jenes Gerücht von Boter wischenkam. Ihre Mutter wurde endlich durch die Entdeckung rechtfertigt, daß der Freigelassene, mit dem sie so vertraulich gelebt, e unglückliche Freundin gewesen. Claudia betrauerte es tief, daß sie ist ihren Thumelicus eines Mißverständnisses wegen verloren hatte, hte jedoch den Schmerz um ihn durch ein bewegtes Leben zu über-

winden. Sie besaß einen kühnen Muth und begab sich in männlicher Kleidung unter die römischen Krieger. Zunächst schloß sie sich an ein gegen die Chatten ausrückendes Heer, um an ihnen die Ermordung ihres Thumelicus zu rächen. Dann machte sie den Feldzug in Armenien wider Tyridates mit. Einst sah sie diesen stattlichen jungen König in der Nähe und faßte zu demselben die heftigste Zuneigung, weshalb sie nicht Anstand nahm, ihn bei einer großen Gefahr durch heimliche Warnungen zu schützen. Da gerieth sie selbst in die Gefangenschaft. Sie blieb ihm jedoch unbekannt und er ließ sie nebst den anderen Gefangenen zu seinem Bruder, dem parthischen Könige Vologeses bringen. Um sich eine schickliche Behandlung zu sichern, vertraute sie dem Letzteren, daß sie die Tochter des Kaisers Claudius sei. Vologeses bot ihr seine Hand und die parthische Krone an. Die Prinzessin machte sich jedoch auf Tyridates Hoffnung und kehrte beim Friedensschlusse nach Rom zurück. Hier herrschte damals unter Nero die traurigste Verwirrung. Er hatte seine Gemalin Octavia und ihren Bruder Britannicus, die Kinder der Messalina, hinrichten lassen. Die Verschwörung des Piso wurde zwar verrathen, ließ aber ahnen, daß der Thron dennoch sehr bald erledigt sein könnte. Daher beschloß Claudia, selbst den Römern einen Kaiser zu geben und zwar in der Person ihres geliebten Tyridates.

Der Roman steigert sehr oft die Verwickelungen dadurch, daß gewisse Umstände sowohl den betheiligten Personen selbst als auch den Lesern lange verborgen bleiben; unser Auszug kann ihm, ohne sehr weitläufig zu werden, hierin nicht folgen, daher will ich, auf Ueberraschungen verzichtend, immer gleich die Geheimnisse enthüllen. Wir nehmen nun die Erzählung der Haupthandlung wieder auf.

Tyridates erhielt mehrmals Anlaß, sich über das ungleiche Benehmen Nero's zu verwundern, der ihm heute die Thronfolge anbot und morgen sein Leben bedrohte. Dieser Widerspruch erklärt sich uns jedoch daraus, daß jener gütige Nero Niemand anders als die Prinzessin Claudia war, die bisweilen ihre wunderbare Aehnlichkeit mit dem Kaiser benutzte, um in seiner Person aufzutreten. Der verkleidete Nero umschwebte den armenischen König wie ein Schutzgeist und suchte ihm ehrgeizige Pläne einzuflößen, der wahre Nero hätte ihn gerne beseitigt.

Verschwörung gegen Nero. Verschiedene Parteien, die für Tyridates, Italus und Drusus thätig sind. Die beiden Letzteren verschwinden. Man vereinigt sich über die Erhebung des Tyridates, der Antonie heirathen soll. Diese Prinzessin liebt Italus. Sie weigert sich, Nero's Gemalin zu werden, und wird vergiftet.

Männer und Frauen aus den edelsten Geschlechtern Roms verbanden sich jetzt abermals zum Sturze Nero's. Die Verschworenen waren nur darüber nicht einig, wen sie als seinen Nachfolger aufstellen sollten. Die Anhänger der Claudia entschieden sich für Tyridates. Andere, welche auf die Erhebung der deutschen Völker rechneten, brachten den Cheruskerfürsten Italus in Vorschlag, der sich dann mit Antonie, einer dritten Tochter des Claudius (ihre Mutter war Aelia Petina), vermählen sollte. Plötzlich erfuhr man, daß Drusus, der Bruder der Claudia, von dem es hieß, daß er als Kind an einem Apfel erstickt sei, keineswegs umgekommen war, und auch um diesen bildet sich sogleich eine Partei, deren Oberhaupt seine Mutter, die Kaiserin Plautia ist.

Tyridates, Italus und Drusus sind seit langer Zeit mit einander befreundet, der Streit der Verschworenen über die Wahl des neuen Kaisers bringt in ihr Verhältniß nicht den geringsten Mißton, da Jeder von ihnen bereit ist, dem Andern den Vorrang zu lassen. Ein trauriges Ereigniß bewirkt, daß die Verschworenen sich einigen. Drusus ist in der Tiber ertrunken und Italus plötzlich verschwunden.*) Jetzt fallen alle Stimmen Tyridates zu; doch beschließt man, damit dem Hause des „heiligen Claudius" sein Antheil an dem Throne bleibe, ihn zu der Vermählung mit der Prinzessin Antonie zu verpflichten.

Da es die Ehre der Arsaciden zu fordern schien, ließ sich Tyridates bereden, auf diesen Plan einzugehen und er opferte der Politik seine doch nur hoffnungslose Liebe zu Flora oder Octavia. Es war ihm schon eine große Freude, die Kaiserin bisweilen zu sehen. So ließ er sich einst in die Krypten der Christen führen, als die Gemeinde in dem unterirdischen Tempel ihr Osterfest beging. Die feierlichen Gesänge,

*) Italus und Drusus waren als Kinder ausgetauscht worden; zur Zeit wissen weder sie selbst noch Andere außer der Kaiserin Plautia darum und der Roman erzählt daher, weil jeder der beiden Prinzen für den andern gelten soll, daß Italus ertrunken und Drusus verschwunden sei. Ich gebe jedoch hier und sonst den Personen gleich ihre richtigen Namen.

die Predigt und das Abendmahl machten auf ihn einen ergreifenden Eindruck. Die Geliebte seines Herzens war hier in ihrer stillen Trauer eine so herrliche Erscheinung und dennoch sollte er ihr jetzt bestimmt entsagen. Freilich wurde ihm der Schmerz hierüber durch einen besonderen Umstand erleichtert. Er glaubte nämlich nach gewissen Nachrichten annehmen zu müssen, daß Flora seine verschollene Schwester Parthenia sei. Dies erklärte ihm ihr aus Freundlichkeit und Zurückhaltung gemischtes Benehmen, doch blieb es ihm ein Räthsel, warum sie ihm, vermuthlich in Uebereinstimmung mit Sulpitia, dieses Geheimniß verbarg und ebenso, warum sie gelegentlich Nero gegen die Verschworenen in Schutz nahm. Die Kaiserin that es, weil sie selbst gegen einen Gatten, der ihre Hinrichtung befohlen und ihre Ehre mit der schmählichsten Verleumdung befleckt, Verpflichtungen zu haben glaubte. Sie wagte es daher einige Male, trotz der Gefahr, erkannt zu werden, Nero zu warnen und sein Gewissen zu erwecken.

Die Prinzessin Antonie lebte zu Rom in gänzlicher Zurückgezogenheit. Sie besaß große Reichthümer und das Volk erwies ihr die ehrerbietigste Anhänglichkeit. Gegenwärtig war sie über den Tod des Drusus tief betrübt. Auch sie wußte noch nicht, daß Drusus nicht ihr Bruder, sondern Italus war. Ihre Mutter Aelia Petina hatte diesen vermeinten Drusus mit ihr zusammen erzogen und beide hatten schon in ihrer Kindheit einander so lieb gewonnen, daß sie oft den Wunsch äußerten, keine Geschwister zu sein. Durch mannichfache Schicksale eine Zeit lang getrennt, hatten sie einander in Rom wiedergefunden und bis jetzt die zärtlichste Freundschaft unterhalten. Da Antonie ihren Italus, wie ich ihn nun wieder nennen will, doch nur als Schwester lieben konnte und da ihn jetzt sogar die Tiber verschlungen, gab sie den Vorstellungen ihrer Freunde, die ihr die Wohlfahrt Roms ans Herz legten, Gehör und ließ sich zu einer Verbindung mit Tyridates bewegen. Plötzlich aber erhielt sie an dem verabscheuten Nero selbst einen sehr ungestümen Bewerber. Er gestattete ihr nur eine sehr kurze Bedenkzeit, dann sollte sie sich fügen oder sterben. Nero veranstaltet ein prächtiges Gastmal, bei dem er Antoniens Erklärung vernehmen will. Sie rückt ihm nur seine blutigen Unthaten vor. Die Verschworenen glaubten, den schlimmen Folgen dieser Kühnheit vorgebeugt zu haben. Die Giftmischerin Locusta war von ihnen bewogen, in des Kaisers Tischbecher Gift zu thun, und man erwartete in diesem Augenblicke seinen Tod. Aber die Vorsehung beschützte diesen Bösewicht ganz sichtbar, worüber sich die Christen oft wunderten. Gerade als er den verhängnißvollen Trank einschlürfen wollte, erhielt er eine schlimme Zeitung und zerbrach

im Grimme das Gefäß. Seine Meerkatze naschte von dem vergossenen Weine und sogleich wurde der Verrath offenbar. Nun ließ er Antonie selbst vergiften. Nach einigen Tagen hatte er seine Liebe und den Mord vergessen. Das Murren des Volkes und beißende Pasquille beunruhigten ihn zwar, doch hinderte das ihn nicht, für seine Meerkatze eine prächtige Bestattung anzuordnen. Der Senat mußte sich zum Trauergefolge einfinden und die Asche wurde in dem kaiserlichen Begräbnisse beigesetzt.

Nero heirathet die Statilia Messalina. Seine Gewissensangst und sein Tod. Rückblick auf seine Ehe mit Octavia. — Tyridates soll jetzt Claudia heirathen. Er lehnt ihre Hand und den Thron ab, da Italus und Antonie noch am Leben sind und die Legionen Galba zum Kaiser ausrufen.

Nero heirathete nachher die Statilia Messalina. Trotz des bösen Anzeichens, daß die Hochzeitsfackeln verloschen, dauerten die Festlichkeiten einen ganzen Monat, wobei er selbst als mimischer Künstler zu glänzen suchte. So wurde in einem Maskenspiele Aeneas' Ankunft in Latium und später des Sophokles Oedipus Coloneus aufgeführt. Nero spielte beide Male die Titelrolle. Als Oedipus blieb er bei einem Verse, der für ihn eine böse Vorbedeutung enthielt, stecken und wurde vom Volke ausgelacht, wofür er sich durch die Auflage einer neuen Steuer rächte. Er hatte bisher jeder tollen Laune nachgegeben, weil ihm eine delphische Prophezeiung ein langes Leben zugesichert zu haben schien, da sie ihn nur vor dem Jahre dreiundsiebenzig warnte. Jetzt hinterbrachte man ihm, daß der dreiundsiebenzig Jahre alte Galba nach der Krone trachte, und er verlor gänzlich den Muth. Seine Angst und Unruhe sind vortrefflich gemalt. Er durchwacht die Nächte, auf Rache und auf Rettung sinnend. Er giebt Befehl, die Stadt anzustecken und die wilden Thiere unter das Volk zu lassen, um in der Verwirrung sicher nach Afrika zu entkommen. Er sucht nachts die Locusta auf und sie muß ihm ein Gift zubereiten. Nun nöthigt er sie, zuerst selbst die Hälfte zu trinken. Dann setzt auch er die Schale an den Mund, da er sich aber zufällig im Spiegel erblickt, thut es ihm doch leid, einen so schönen Menschen zu verderben. Seine Schätze, seine herrlichen Lustgärten betrachtet er mit der Wehmuth eines sterbenden Geizhalses. Vor jedem Boten hat er Furcht. Als er wieder nachts an dem Hause der Locusta vorbeigeht, muß er doch darüber lachen, daß er seine alte Freundin so angeführt. Später zeigt sich freilich, daß sie nicht so ein-

fältig gewesen, sich zu tödten. Er fleht den Rath und die Diener um Rettung an. Er will in Trauerkleidern zum Volke sprechen, von dessen Gnade nur die Statthalterschaft in Aegypten erbitten. Doch sein Maß ist voll. Barfuß und im Nachtrock entflieht er auf einem Bauerngaul aus Rom. Unterwegs hört er, wie man Galba rühmt und ihn selbst als einen Lotterbuben verwünscht. Er erreicht das Landhaus seines Freigelassenen Phaon und flüchtet in den Keller. Ihn umgeben die Gespenster derer, die er ermordet hat, und dazu toben Ungewitter und Erdbeben. Endlich setzt er sich den Dolch an die Kehle, es muß aber noch ein treuer Diener nachhelfen. Der Bestattung sah von ferne eine Frau zu, die wenigstens das Verderben seiner Seele mit treuem Herzen beklagte, — es war Octavia.

Die Auffassung dieser Kaiserin ist wohl die Krone des Werkes. Nie mag sich eine Frau, die in einer solchen Ehe lebte, mit so viel Verständigkeit, Würde und edelmüthiger Selbstverleugnung benommen haben. Andererseits ist hier auch Nero mit psychologischer Feinheit gezeichnet und ich setze daher Einiges aus den Episoden hieher, welche die merkwürdige Ehegeschichte dieses Paares schildern. Agrippina wünschte Nero, ihrem Sohne aus erster Ehe, durch die Verbindung mit der Tochter des Claudius den Thron zu sichern und Octavia gehorchte dem Willen ihres Vaters, der diese Heirath billigte. Nero wußte, daß Octavia bei ihrem strengen Pflichtgefühl ihm gänzlich angehörte; dies bewog ihn aber nicht etwa zur Dankbarkeit, sondern er trug nur, weil er vor ihrer Rache völlig sicher war, desto weniger Scheu, sie zu beleidigen. Obgleich Octavia gänzlich von Nero vernachlässigt wurde, der ihr stets fremd blieb und sie nie berührte, bewies sie gegen ihn einen Tag wie den andern dieselbe zuvorkommende Güte, namentlich seitdem sie sich heimlich hatte taufen lassen und mit den erhabenen Musterbildern christlicher Dulder bekannt geworden war. Nero konnte sie nicht leiden und hatte doch zu keinem Menschen ein größeres Vertrauen, so daß er ihr gerade am wenigsten seine Schwächen verbarg. Er nahm zur Nachtzeit in ihrem Zimmer Musikstunden, weil ihn Andere ausgelacht hätten, und da er es gerne sah, ließ sie sich selbst in der Musik unterrichten. Sie pflegte ihn, wenn er mit trunkenen Gesellen herumgeschwärmt hatte und nach einem nächtlichen Abenteuer mit Wunden und Beulen nach Hause kam. Sein Spießgeselle, der nachmalige Kaiser Otto, beleidigte Octavia mit zudringlichen Liebesbezeigungen, sie suchte bei Nero selbst Schutz, doch dieser lachte über ihre Klagen, was Otto zu neuen Freveln ermunterte. Dennoch forderte er, um keinen Nebenbuhler fürchten zu dürfen, ihr den Schwur ab, so lange er lebte, keinen

zweiten Mann und überhaupt keinen Kaiser zu heirathen. Ihr Schicksal nahm eine sehr ernste Wendung, als Otto's Frau, die listige Sabina Poppaea, nicht mehr zufrieden war, des Kaisers Buhlerin zu sein, sondern, um ihn zu heirathen, nach Octavia's Beseitigung trachtete. Octavia war jetzt überzeugt, daß ihr Ende nahe sei, und vertheilte ihre Schätze unter die Armen. Hatte doch der Wütherich schon ihren geliebten Bruder Britannicus ermorden lassen. Dennoch war es der Sabina Poppaea schwer, dies Ebenbild der Unschuld, an dem keine Verleumdung haften wollte, aus dem Wege zu räumen. Gedachte man, die so beliebte Kaiserin dadurch hülflos zu machen, daß man ihre Anhänger ermordete, so hieß das, ganz Rom ausrotten. Eine Scheidung durfte ebenfalls nicht gewagt werden, weil man Octavia dann ihren Brautschatz zurückgeben mußte, und dieser war das römische Reich. Es blieb nichts übrig, als durch nichtswürdige Anklagen ihre Verurtheilung herbeizuführen. Octavia vertheidigte sich in ihrer Unschuld stets mit ruhiger Sicherheit, während ihre Widersacher gleich durch ihr schlechtes Gewissen aus der Fassung kamen. Sabina Poppaea wurde über diesen Widerstand ganz wüthend, doch verwies ihr Octavia ihre Frechheit mit kaiserlicher Würde. Nero selbst mußte Hand anlegen. Er trat wider Octavia vor dem Senate in eigener Person als Ankläger und als Zeuge auf; welche schamlose und unglaubliche Lügen er auch vorbrachte, sein Wort bezweifelte Niemand und er verbannte sie nach der Insel Pandataria, um sie heimlich ermorden zu lassen.

Dies erzählt eine Episode des zweiten Bandes, wir fügen gleich die Ergänzung aus einer Episode des folgenden Bandes hinzu.

Nach ihrer Rettung durch Tyridates und der Rückkehr aus Asien wohnte Octavia bei ihrer Freundin Pomponia Graecina. Sie fand hier in den Krypten noch manche Leidensgefährtin, die aus der Welt in die Einsamkeit geflohen war und an dem schönen Gottesdienste der Christen ihr Herz erquickte. Jahre lang war es Octavia's Zeitvertreib, Nero's böse Thaten zu beweinen und Gott anzuflehen, daß er ihm ein besseres Herz gäbe. Wie schmerzte es sie, als er bei dem Brande Rom's zur Cither spielte und wie das Feuer im Erlöschen war, mit bösen Buben wieder andere Häuser ansteckte. „So beweinte sie unter dem Frohlocken aller Anderen des Nero Tod und zwar im höchsten Ernste, weil es gar zu jammerhaft war, diesen Armseligen ewig verloren zu wissen."

Nach dem Tode der Prinzessin Antonie war von den Verschworenen eine Vermählung des Tyridates mit Claudia in Vorschlag gebracht worden. Je näher diese damit der Erfüllung ihres sehnlichen

Wunsches zu kommen schien, desto ungehaltener war sie über den Kaltsinn des armenischen Königs. Tyridates hatte aber außer seiner unaustilgbaren Liebe zu der Flora noch besondere Gründe, sich weder um Claudia's Hand, noch auch um den Thron zu bemühen. Er entdeckte nämlich, daß der ertrunkene Italus und die vergiftete Antonie keineswegs gestorben waren, sondern nebst so vielen anderen Geretteten unter den Christen in den Krypten lebten. Locusta hatte mehre Mordthaten Nero's dadurch gehindert, daß sie denen, welche er vergiftet haben wollte, nur einen Schlaftrunk gab, worauf die Scheintodten von ihren Freunden in einen Versteck gebracht wurden. Um Antoniens Errettung wußten nur sehr wenige und sie hatten alle Ursache, das Geheimniß zu bewahren, da sich überall das Gerücht verbreitete, daß auch Nero noch am Leben sei. Zuverlässige Zeugen behaupteten, ihn gesehen zu haben, ja es wurden in den Straßen Zettel von seiner Hand gefunden, in denen er, freilich seltsam genug, dem Volke Tyridates als Kaiser empfahl und für sich nur ein Asyl in Aegypten erbat. Meine Leser werden gleich das Richtige vermuthen, daß die Prinzessin Claudia, welche nicht aufhörte, für Tyridates' Erhebung thätig zu sein, diesen Irrthum verursachte; es gab aber zuletzt Niemand, der es nicht wenigstens für eine Möglichkeit hielt, daß Nero es mit seinem Selbstmorde nicht ernstlich gemeint und im rechten Augenblicke plötzlich wieder in seinem Palast erscheinen könnte. Tyridates war daher vorsichtig. Nun traten sogar noch zwei neue Bewerber um den Thron auf: nämlich Galba, den die Legionen in Gallien und Spanien zum Kaiser ausriefen, und Nymphidius Sabinus, angeblich ein Sohn des Caligula. Der Letztere hatte vor Galba den Vortheil voraus, daß er in Rom selbst sich einen Anhang verschaffen konnte, während Jener noch sehr lange auswärts blieb. Nymphidius suchte das Volk und die Vornehmen durch eine sinnlose Verschwendung zu gewinnen. Er verschenkte bei seinen Gastmählern mehre Millionen Goldes. Außerdem sollte ihn eine Vermählung mit der Prinzessin Claudia fördern. Diese aber hatte ihren Tyridates viel zu lieb, um ihn gegen einen Abenteurer von zweifelhafter Abkunft zu vertauschen. Als Nymphidius sich diesen Nebenbuhler vom Halse schaffen wollte, trat sie wieder in Nero's Gestalt und Kleidung dazwischen, wobei sie selbst in die höchste Gefahr gerieth. Nymphidius' Rolle war bald ausgespielt. Da sein Anschlag auf die Freigebigkeit einer sehr reichen Dame mißglückte, so daß die Soldaten nicht die ihnen versprochenen Summen erhielten, wurde er getödtet.

Italus und Antonie halten einander für Geschwister, Tyridates glaubt, der Bruder der Octavia zu sein. Um ihre Herzen von dem Kampfe mit einer frevelhaften Liebe zu befreien, soll Tyridates sich mit Antonie, Italus mit Octavia vermählen. Rückkehr des verschollenen Drusus.

Italus und Tyridates entschlugen sich bei diesen Wirren aller ehrgeizigen Absichten und hatten auch genug mit ihren Herzensangelegenheiten zu thun. Um die Spannung zu steigern, läßt der Roman mehre Personen noch immer nicht mit ihrer Abkunft und ihren wahren Namen bekannt werden. Ebenso werden auch die Leser noch nicht enttäuscht. Italus selbst glaubte, wie oben erwähnt wurde, Drusus, der Bruder der Prinzessin Antonie zu sein. Beide liebten sich mit einer mehr als geschwisterlichen Zärtlichkeit und es wurde ihnen sehr schwer, solche Empfindungen, welche die nicht fehlgehende Natur trotz des bösen Anscheins in ihre Herzen legte, zu bemeistern. Aehnlich verhielt es sich mit Tyridates und Flora oder Octavia. Jener zweifelte nicht länger, daß sie seine Schwester Parthenia sei. Octavia wußte es besser, ließ ihn jedoch, obgleich sie ihn so herzlich liebte, in dem Irrthum; denn sie konnte, da Nero noch leben sollte, nicht die Seinige werden und hoffte, Tyridates würde sich leichter in sein Schicksal finden, wenn er die Blutsverwandtschaft für das Hinderniß ihrer Vereinigung ansähe. Um diese schweren Seelenkämpfe gewaltsam zu beendigen und der Tugend zum Siege über die Leidenschaft zu verhelfen, führt Italus in den Krypten seinen Freund Tyridates zu Antonie und legt ihre Hände in einander. Tyridates soll sich von Octavia lossagen, um dieselbe nur als Schwester zu betrachten, Italus und Antonie wollen sich von jetzt ab nur als Geschwister lieben. So schwer das Opfer war, welches diese drei der Tugend brachten, litt Octavia doch am meisten. Wie sehr unterschied sich der armenische König von dem Wütherich Nero. „Man erkannte an ihm so viel Annehmlichkeit und Majestät als besondere Herzensgüte und aus seinem Wesen leuchtete ein hoher Verstand hervor.“ Für die Leiden, die sie in der Ehe mit Nero erduldet, bot ihr die Verbindung mit diesem edelen Manne die reichste Entschädigung dar. Ueberdies war er ihrer Mahnung gefolgt und zeigte sich bereit, die Taufe zu empfangen. War einmal seine Ehe mit Antonie geschlossen, so blieb er ihr verloren, selbst wenn das Gerücht von Nero's Leben sich als falsch erwies. Dennoch trat sie ihn jetzt ihrer Schwester ab, damit er wenigstens selbst zum Frieden kommen und von seiner hoffnungslosen

Liebe zu ihr genesen möchte. Es lag nun noch in dem Plane der Anderen, daß Octavia dem edelen Italus ihre Hand geben sollte. Die Kaiserin mußte natürlich, wie es ihr das Gesetz und ihr eigenes Herz vorschrieb, mit der Einwilligung zurückhalten.

Nachdem sie sich getrennt, hören Italus und Octavia bei dem unruhigen Zustande der Dinge in Rom eine Zeitlang nichts von dem anderen Paare. Inzwischen wurde Octavia mit dem bedeutungsvollen Geheimnisse bekannt, daß Italus und Drusus einmal als Kinder vertauscht worden, daß also Antonie nicht die Schwester des Italus sei. Diese Nachricht hätte Italus in die höchste Freude versetzen sollen, da ihn jetzt keine Bande des Blutes mehr hinderten, die geliebte Antonie zu besitzen. Es traf aber noch eine Zeitung ein, die alle Hoffnung vernichtete; denn Tyridates, welchen der Zustand Armeniens nach der Heimat abforderte, hatte, wie erzählt wurde, seine Vermählung mit Antonie beschleunigen müssen und bereits vollzogen. Durch diese übereilte Heirath sah sich Italus um den Lohn einer vieljährigen Treue und Entsagung gebracht. Auch Octavia empfand aufs Neue den Verlust ihres Tyridates, der ihr erst jetzt als Antoniens Gatte völlig entrissen war. Sie beschloß nach Massilien zu reisen, um unter den dortigen Christen ihr Herz immer mehr der Welt zu entwöhnen. Italus ging nach Rom. Unvermuthet hatte er einen Freund getroffen, für welchen sein Beistand in Anspruch genommen wurde, was ihm eine willkommene Zerstreuung darbot. Es hatte nämlich Drusus, der aus Furcht vor Nachstellungen Italien verlassen, sich wieder eingefunden. Seine Mutter Plautia und ihr Anhang waren sogleich wieder thätig, ihm das Reich zuzuwenden, und so mußten Drusus und Italus im Gefolge des Statthalters Aulus Vitellius nach Cöln aufbrechen, um in Niederdeutschland eine Erhebung für den Enkel des dort noch nicht vergessenen älteren Drusus zu bewirken.

Galba in Rom. Otto erhebt sich gegen ihn. Jener wird enthauptet, doch stellt das Heer in Cöln Vitellius als Kaiser auf. Otto dringt in Octavia, seine Gemalin zu werden, um sich durch ihren Anhang zu verstärken. E[illegible] wird von Vitellius bei Bebriacum besiegt und tödte[illegible] sich selbst.

Inzwischen war endlich auch Galba in Rom eingezogen. Ba[illegible] zeigte er sich noch grausamer als Nero. Da das Heer eine Bitte m[illegible] einigem Ungestüm vorbrachte, wurden 7000 Soldaten hingericht[illegible]

Alle Parteien regten sich wieder. Er warf einen besonderen Argwohn auf die Christen und ließ ihre Krypten durchsuchen, was die Versprengung der Gemeinde zur Folge hatte. Außerdem fehlte es ihm an Geld, wiewohl er den Komödianten, Gauklern und Musikern die Schätze abnehmen ließ, mit denen sie einst von Nero beschenkt waren. Die Beraubung der Tempel gewährte keine ausreichenden Mittel, das schreiende Kriegsheer zu befriedigen, und er beschloß, den Günstlingen Nero's ihre Güter, deren Werth sich auf fünfzig Millionen Goldes erstreckte, bis auf ein Zehntel wegzunehmen. In seiner Verlegenheit wollte er sich gar durch eine Heirath helfen, wobei ihm weniger sein Greisenalter im Wege stand, als die Cabalen der mächtigen und reichen Damen, die einander wenn nicht den Bräutigam, so doch den Thron beneideten. Die Claudia wies ihn freilich kurz ab.

Unter diesen Umständen durfte Salvius Otto die Hoffnung fassen, Galba zu verdrängen. Er hatte bald eine Partei gewonnen und versprach sich von einem glücklichen Zufall einen bedeutenden Erfolg. Es war nämlich Octavia, die auf ihrer Reise nach Massilien von mancherlei Widerwärtigkeiten betroffen war, in seine Gewalt gerathen. Er hatte, wie oben erzählt ist, schon damals, als sie noch die Gattin Nero's war, nach ihrem Besitze gestrebt, und ihr großes Ansehen bei dem Volke sollte jetzt sein ehrgeiziges Vorhaben fördern. Indessen war Galba's Unschlüssigkeit sein bester Beistand. Otto bewog die Prätorianer zum Abfall und Galba wurde enthauptet. Der neue Kaiser konnte jedoch seiner Erhebung nicht froh werden. Wenn er nachts ohne Schlaf auf seinem Bette lag, starrten ihm von allen Seiten Köpfe des Galba entgegen und die Opfer verkündeten Unheil. Auch seine Bewerbung um Octavia hatte keinen Erfolg. Er brachte die Kaiserin in den Palast, wo sie einst so unglücklich gewesen, doch schien ihr Nero's Grausamkeit erträglicher als Otto's Liebe. Sie sagte ihm nur, daß sie ihn bis in den Tod hasse. Sonst forderten es die Verhältnisse, daß er noch anderen Frauen wegen ihres Einflusses Liebe heucheln mußte, und um keine Partei zu erzürnen, verbarg er Octavia's Anwesenheit. Sein Mißbehagen erreichte den Gipfel, als man ihm gar noch meldete, daß die Legionen in Cöln Vitellius zum Kaiser ausgerufen hätten.

Die Vermählung des Tyridates mit der Prinzessin Antonie hatte ebenso wenig stattgefunden, wie die des Italus mit der Octavia; Niemand von ihnen konnte in seinem Herzen die alte Liebe austilgen, denn die Natur selbst machte es ihnen zur Unmöglichkeit, der eingebildeten

Pflicht zu gehorchen. Tyridates suchte jetzt den Aufenthalt seiner Octavia zu ermitteln. Es gelang ihm durch die Gunst der Crispina, einer sehr einflußreichen römischen Dame, auf deren Freundschaft selbst Otto ein großes Gewicht legte, weshalb sie mit dem Geheimnisse, daß Octavia als Gefangene in seinem Palast wohnte, bekannt war. Crispina empfand seit langer Zeit eine leidenschaftliche Zuneigung für den medischen Prinzen Artabanus, einen Neffen des Tyridates, der damals mit einer großen Gesandtschaft der arsacidischen Fürsten nach Rom gekommen war. Wie allen Parthern und Medern, so suchte sie auch Tyridates gefällig zu sein und bei einem Maskenfeste, das Otto in seinem Palaste veranstaltete, führte sie Tyridates in der Octavia abgelegene Gemächer. Beide Liebende begrüßten sich mit zärtlicher Traurigkeit, da Jedes von dem Andern glaubte, daß sie sich in jene verabredete Vermählung gefügt. Als sich der Irrthum aufklärte, empfanden sie eine unbeschreibliche Freude. „In solcher Entzückung hatten sie die süßesten Gedanken von der Welt, ob sie gleich kein Wort sprachen und nur einander ansahen." Durch dieses Wiedersehen gestärkt, trotzte Octavia den Drohungen Otto's. Als er sie vor den Altar schleppte, wies sie den Oberpriester, der die Ehe einsegnen sollte, mit der Erklärung zurück, daß sie eine Christin sei und seine Götter verfluche. Bei dieser leidenschaftlichen Scene waren die Mutter und die Schwester des Kaisers zugegen; sie flehteten ihn fußfällig an, von der Gewaltthat abzustehen. Wirksamer war ein plötzlicher Aufruhr vor dem Palaste. Soldaten und Bürger forderten Hülfe, denn die Tiber überfluthete Rom und versetzte die Stadt in einen Zustand, der erbärmlicher war, als zur Zeit des großen Brandes. Otto mußte gleich ein Pferd besteigen und an die Unglücksstätten eilen, um das Volk zu beruhigen. Bald nöthigte ihn auch die Annäherung des Vitellius, ins Feld zu rücken. In seiner Muthlosigkeit verließ er das Heer, als es bei Bebriacum zum Kampfe kam. Vitellius siegte und Otto gab allen weiteren Widerstand auf, obgleich seine Soldaten ihn beschworen, ihrer Treue und Tapferkeit zu vertrauen. Er wollte lieber das Blut der Bürger schonen. Sein Unglück machte ihn sehr weich. Nachdem er mit reumüthigen Gedanken einige Abschiedsbriefe verfaßt, durchbohrte er sich selbst. Seine Mutter und Schwester räumten den kaiserlichen Palast; auch Octavia erhielt dadurch ihre Freiheit, um sogleich wieder in eine andere Bedrängniß zu gerathen.

Claudia, der pontische Nero und der Kaiser Nero sind sämmtlich Kinder eines älteren Nero und einander zum Verwechseln ähnlich. Claudia spielt in Armenien, um Tyridates' Erhebung vorzubereiten, den Kaiser Nero, den man lebend glaubt. Sie wird auf Cythnos gefangen. — Der pontische Nero. Seine früheren Schicksale in Deutschland. Er tritt in Rom als Claudia auf. Seine Liebe zu Parthenia.

Hier müssen wir eine Pause machen, um die Geschichte der beiden falschen Neronen nachzuholen, in welcher der Verfasser die kurzen Nachrichten des Tacitus über den pontischen Nero (Hist. II, 8—9.) zu einem eigenen Romane ausgesponnen hat. Wir kehren damit bis zu den Zeiten des Kaisers Claudius zurück. Nero und Agrippina, die ungerathenen Kinder des edlen Germanicus und der älteren Agrippina, pflegten eine unreine Liebe zu einander. Als die jüngere Agrippina mit Domitius Aenobarbus das Hochzeitsfest feierte, berauschten sie den jungen Ehemann und der älteste Sohn aus dieser Ehe, der nachmalige Kaiser Nero, war von den beiden Geschwistern erzeugt. Jener erste Nero, der Sohn des Germanicus, betrog aber auch Plautia, die Gemalin des Claudius. Sie verbarg ihn aus Wohlwollen vor den Nachstellungen des Tiberius in ihrem Hause. Dafür schlich er nachts in ihr Schlafgemach. Sie hielt ihn für Claudius und die Prinzessin Claudia, welche sie darauf gebar, war nicht ihres Mannes, sondern des Nero Tochter. Mit dem Tode bedroht, mußte Nero nach Pontus flüchten. Hieher kam auch seine Schwester Agrippina. Der König Polemon wollte sie heirathen, doch wurde ihm der Verkehr der Geschwister noch zur Zeit verdächtig. Agrippina gebar wieder einen Sohn, welcher der pontische Nero ist. Der Kaiser Nero, die Prinzessin Claudia und der pontische Nero waren also sämmtlich Kinder jenes älteren Nero. Sie hatten eine solche Aehnlichkeit, daß ihre nächsten Freunde sie mit einander verwechselten. Claudia theilte mit ihren Brüdern nur die Verwegenheit, ihre List war niemals tückisch und sie hatte ein edeles Herz; der pontische Nero war noch ehrgeiziger, dabei höchst muthig und verschlagen, aber auch gewissenlos und wie in der Gestalt so dem Geiste nach das vollkommene Ebenbild seines älteren Bruders, des Kaisers. Man kann sich kaum vorstellen, welche Verwirrung sie anrichteten, da Beide auf ihre Aehnlichkeit mit dem wahren Nero bauend, deren Ursache übrigens Claudia nicht wußte, sowohl vor als nach dem Tode desselben, manchmal zugleich an verschiedenen Orten, die Rolle des Kaisers spielten und

außerdem der pontische Nero nach Umständen auch noch als Prinzessin Claudia auftrat. Wie der damaligen Welt deshalb viele Ereignisse unerklärlich waren, so verschweigt der Roman auch seinen Lesern sehr lange, daß die Thaten und Abenteuer des Nero sich auf drei und die der Prinzessin Claudia auf zwei Personen vertheilen. Claudia's Aehnlichkeit mit dem Kaiser Nero war so groß, daß dieser selbst getäuscht wurde und als sie ihm einmal nachts in einem nachgeahmten Anzuge zu Gesicht kam, sein Gespenst zu erblicken glaubte. Sie schützte oft Tyridates, ohne daß er es wußte, in ihrer Maske. So befahl der Kaiser einmal in Griechenland, Tyridates festzunehmen; dann erschien er wieder und gebot, ihn zu entlassen; als man gehorcht hatte, war er über die Entweichung des Königs so ergrimmt, daß er die ganze Wache niederhauen ließ. Man entsetzte sich über diese tyrannischen Launen; es war aber Claudia gewesen, welche den ersten Befehl des Kaisers widerrufen hatte.

Um ihre ehrgeizigen Pläne durchzuführen, trat Claudia in Asien als der Kaiser Nero auf. Es wurde oben erzählt, daß Claudia einmal in den armenischen Krieg zog, daß sie sich dem parthischen Könige Vologeses entdecken mußte und von ihm mit einem Heirathsantrage überrascht wurde. Sie ging darauf nach Rom zurück, Vologeses aber konnte sie nicht vergessen. Seine Gesandten in Rom mußten die politischen Verhältnisse benutzen, um ihm ihre Hand auszuwirken. Claudia sträubte sich vergebens. Sie bemächtigten sich ihrer und sendeten sie nach Asien. Ein Schiffbruch gab ihr jedoch die Freiheit. Um nicht entdeckt zu werden, legte sie männliche Kleidung an und obgleich sie wirklich an Vologeses' Hof kam, wurde sie nicht erkannt und der König selbst hielt sie für den erstandenen Kaiser Nero. Claudia spielte aber auch ihre Rolle mit großer Gewandtheit. Sie zechte mit den Männern, tändelte mit den Damen, musicirte fleißig wie der wahre Nero und ließ sich sogar beim Rasiren antreffen. Zum Ueberfluß kam noch von den Gesandten in Rom die Nachricht an, daß sie der verlorenen Claudia wieder habhaft geworden, und so konnte es Vologeses nicht einfallen, daß die rechte Claudia ihm so nahe war und ihn nur täuschte. Claudia beging aber eine Unvorsichtigkeit. Sie entdeckte sich Roxolane, der Prinzessin der Roxolaner, und knüpfte mit ihr eine innige Freundschaft an. Weil man Claudia für Nero hielt, erregte die unschickliche Vertraulichkeit der Prinzessin mit dem Kaiser viel Aergerniß. Einige Fürsten waren bereit gewesen, zu Gunsten des Tyridates in Parthien und Dacien einen Aufstand wider die Römer zu erregen. Als man aber einmal die Prinzessin Roxolane mit dem vermeinten Nero sogar im Bette beisammen traf, betrachteten sie dies als eine ihnen allen

zugefügte Beschimpfung und wollten mit einem so frechen Manne nichts mehr zu thun haben. Claudia entfloh nach Samos und von da nach Cythnos. Roxolane aber verrieth die Freundin nicht, obgleich sie ihre Treue mit dem Verluste des geliebten Prinzen Euphranon und mit hartem Gefängniß bezahlen mußte. Claudia konnte nicht rasten und bewerkstelligte jetzt auf Cythnos eine Erhebung wider den Kaiser Otto. Sie wurde jedoch gefangen und nach Rom gesendet, wo man sich freute, den Kaiser, der die Welt um seinen Tod betrogen und noch so viele Unruhe erregt hatte, endlich für immer sterben lassen zu können.

Ehe wir die Geschichte der Claudia fortsetzen, müssen wir uns mit den Episoden bekannt machen, welche die Abenteuer des pontischen Nero erzählen, der während der Zeit, als die rechte Claudia in Asien war, zu Rom ihre Stelle vertrat. Als ein Sohn der beiden berüchtigten Geschwister hatte er keine rühmliche Abkunft, doch hinterließ ihm sein Vater eine Bescheinigung darüber, daß er wirklich der Enkel des großen Germanicus sei, und dies fachte den Ehrgeiz des Jünglings außerordentlich an. Seine bedeutenden Anlagen wurden in Griechenland glücklich ausgebildet. Seine Thätigkeit, seine Geistesgegenwart, sein Scharfsinn, der ihm in jeder Gefahr Hülfsmittel an die Hand giebt, erregen ein gerechtes Erstaunen. Freilich entwickelten sich in gleichem Grade auch seine Fehler. Niemals, sagt der Roman, hat unter der Sonnen eine verliebtere Natur gelebt, als die des pontischen Nero gewesen. Er glaubte an keine Götter und hatte kein Gewissen, weshalb ihm Betrug und Mord niemals bedenkliche Dinge schienen. Da seine Verwegenheit bis zur Leichtfertigkeit steigt, indem er, während seine Freunde in der Gefahr zittern, nicht nur getrost bleibt, sondern oft eine Ausflucht ersinnt, die ihn zugleich belustigt, möchte man ihn zu den Leuten zählen, welche so frisch sind, weil sie ihre Sache auf nichts gestellet haben, aber der Ehrgeiz und noch mehr die Liebe offenbaren sich in seinem Wesen mitunter als ernste Leidenschaften. In früheren Jahren trieb ihn der Gedanke an seinen Großvater Germanicus nach Deutschland. Er wurde jedoch gefangen und zum Sklaven der Hertha gemacht. Man führte einst die Göttin auf einem mit zwei Kühen bespannten Wagen durch das Land. Die Priester veranstalteten dies bisweilen, um Frieden zu stiften, denn wo sie vorbeikam, mußte Alles die Waffen niederlegen. Die Göttin fühlte aber manchmal das Gelüsten, sich mit dem Wagen in einen See zu stürzen. Ihre Sklaven mußten ihr folgen, den Wagen abbaden und wieder auf das Land bringen, wurden aber alsdann getödtet. Dies Schicksal sollte auch Nero erleiden. Er war jedoch so vorwitzig gewesen, unter die Decke zu gucken, welche die Göttin verbarg, und hatte da statt

ihrer einen alten Druiden erblickt. Um so weniger säumte er, davon zu laufen. Er kam glücklich wieder nach Pontus. Nun berief ihn seine Mutter Agrippina, die ihres ältesten Sohnes, des Kaisers Nero müde war, nach Rom, um ihm das Reich zu verschaffen. Er mußte jedoch weibliche Kleidung anlegen, worauf man ihn, selbst wenn er es nicht gewollt hätte, für die Prinzessin Claudia ansah. Während er seinem älteren Bruder nachstellte, verfolgte er in Rom noch einen anderen Zweck. Er hatte sich in Parthenia, die Schwester des Tyridates verliebt, die mit ihrem Manne, dem äthiopischen Könige Beor in Rom war. Das Verlangen, sie zu besitzen, beschäftigte ihn, wie wir sehen werden, sein ganzes Leben hindurch. Vorläufig mußte es ihm genügen, daß er als Prinzessin Claudia ihre Freundschaft gewann.

Thumelicus ist noch am Leben. Er sieht die geliebte Claudia wieder, wird jedoch an ihr irre, da ihn der pontische Nero in der Gestalt derselben betrügt. Claudia beabsichtigt in Palästina als Kaiser Nero aufzutreten. Der pontische Nero reist als Claudia und als Braut des parthischen Königs Vologeses nach Asien, um sich nicht von Parthenia zu trennen. Die rechte und auch die falsche Claudia leiden Schiffbruch.

Nunmehr waren zwei Claudien in der Welt. Hiedurch gerieth zunächst Thumelicus in solche ärgerliche und schmerzliche Irrthümer, daß wir wünschen müssen, der Verfasser hätte dem Sohne des großen Arminius diese Begegnisse erspart. Wir hörten oben, daß Claudia einmal gegen die Chatten auszog, um sie für die Ermordung des Thumelicus zu bestrafen. Da in diesem Romane Niemand so leicht zum ersten oder zweiten Male wirklich stirbt, so war auch der junge Cheruskerfürst befreit worden, ja er sah seine geliebte Prinzessin einen Augenblick im Chattenlande und hörte, wie sie ihm Sühne gelobte; leider ließ ihm der Drang der Umstände keine Zeit, sich ihr zu erkennen zu geben. Nach einigen Tagen traf er sie wieder, er begrüßte sie aufs Herzlichste, wurde aber von ihr als ein Wahnsinniger ausgelacht. Mit dieser frischen Herzenswunde abenteuerte Thumelicus lange Zeit in der Welt umher. Er kam nach Rom und sein Glück oder Unglück wollte, daß er abermals der Claudia begegnete. Jetzt erwies sie sich gegen ihn sehr freundlich, trug ihm aber plötzlich zu seinem Erstaunen die greulichsten Mordthaten auf. Er ging mit Vespasian nach Griechenland. Bei Delphi hatte er den schmerzlichen Genuß, die Claudia im Flusse baden zu sehen. Ihre Schönheit entzückte ihn, aber er schauderte, da in dieser Brust jetzt das Herz einer

Tigerin zu schlagen schien. Zugleich hörte er, wie sie im Gespräche mit ihrer Gefährtin sehr zärtlich von Tyridates redete. Einem solchen Nebenbuhler wollte er ihren Besitz nicht streitig machen und so begleitete er Vespasian nach Palästina. Als er dann nach Rom zurückkehrte, kam er wieder mit Claudia zusammen. Sie empfing ihn mit der vormaligen Zuneigung, bat ihn dann aber, den äthiopischen Fürsten Beor zu ermorden, mit dem ihre Freundin Parthenia unglücklich verheirathet sei. Thumelicus nahm es sich heraus, durch eine List hinter ihre sonderbaren Pläne kommen zu wollen. Er täuschte sie mit der Nachricht, daß er ihre Bitte erfüllt habe, und belauschte dann ihre Unterredung mit Galba, dem es Claudia sehr nahe legte, sie zu heirathen. Als der Kaiser weggegangen war, sprang Nerulinus, ein lüderlicher Mensch, ins Zimmer. Sie machten sich über Galba und über Thumelicus lustig und blieben die Nacht über beisammen.

Dem guten Thumelicus wurde über allen diesen Widersprüchen der Kopf ganz wirre; er wußte nicht, was die Leser wohl gemerkt haben, daß er nur zweimal (bei der ersten Begegnung in Chattenlande und dann an dem Flusse bei Delphi) die rechte Claudia gesehen, sonst aber es mit dem pontischen Nero zu thun gehabt, der ihn anfangs im Chattenlande für närrisch ansah, dann aber seine Liebe zu der Prinzessin Claudia entdeckend, sich selbst in ihn verliebt stellte, um sich durch seine Hand den Kaiser Nero, den Gemal der Parthenia und Andere aus dem Wege zu schaffen.

Jetzt werfen wir wieder einen Blick auf die Geschichte der rechten Claudia. Nach dem Mißlingen des Aufstandes zu Cythnos kam sie als Otto's Gefangene nach Rom. In der Verwirrung, welche des Vitellius Ankunft in Oberitalien und die Schlacht bei Bebriacum erregte, wurde es ihr leicht, zu ihren Freunden in den Krypten der Christen zu kommen. Sie erfuhr erst jetzt, daß Thumelicus lebe. Ihre erste Liebe erwachte in aller Stärke, zumal da Tyridates bei Bebriacum gefallen sein sollte. Wie war sie erstaunt und entrüstet, als Thumelicus, den sie als einen vom Tode Erstandenen mit den zärtlichsten Gefühlen empfing, ihr ein zuchtloses Leben vorhielt. Sie verschmähete jede Vertheidigung und Thumelicus erfuhr zu spät, wie unrecht er daran gethan, sie so bitter zu kränken. Noch war ihre Kraft nicht gebrochen. Ihr hoher Geist trieb sie an, eine Bewegung in Palästina zu veranlassen und zwar wiederum in der Gestalt des Nero, da man dort einen Kaiser, der die Römer hassen mußte und sich als Christenfeind bewährt hatte, zum Herrscher wünschte. Sie reiste nach dem Morgenlande ab.

Ihr Doppelgänger, der pontische Nero, folgte ihr bald auf dem-

selben Wege nach Asien. Sehen wir zunächst, was diesem bis dahin in Rom begegnete.

Einen ebenso argen Betrug wie dem Thumelicus, spielte der pontische Nero der Königin Parthenia. Er schlich sich als Claudia in ihre Freundschaft und sie ließ sich von ihm alle schwesterlichen Liebkosungen gefallen. Der parthische Gesandte Norondabates sah in Nero wirklich die Braut seines Königes Vologeses und drang in ihn, nicht weiter in Rom auf das Anrecht der Claudier an den Thron Pläne zu bauen, sondern sich mit der parthischen Krone zu begnügen. Nero sehnte sich nicht nach der Abreise und wollte wenigstens nicht ohne die Parthenia fortgehen, auf deren Besitz er sich gewisse Rechnung machte, da sich der König Beor wegen eines sonderbaren Zufalls von ihr getrennt hatte. Ein nicht für ihn bereiteter Zaubertrank hatte nämlich Beor in die Kaiserin Octavia heftig verliebt gemacht und eine qualvolle Unruhe trieb ihn in der Welt umher, denn er konnte auch seine theure Parthenia nicht vergessen. Der Zwiespalt einer getheilten Liebe und das dunkele Bewußtsein, daß in seinem Innern eine dämonische Kraft sein besseres Wollen zu überwältigen strebe, machten ihn ganz elend. Endlich berief ihn seine Mutter, die aus Aethiopien vor einem Usurpator geflohen war, nach Dacien, weil sie ihn noch einmal vor ihrem Ende zu sprechen wünschte. Er eilte dahin und fand einen Arzt, welcher ihn durch ein Gegengift von seiner Krankheit zu heilen verhieß, doch sei dazu die Anwesenheit seiner Gattin nöthig. Parthenia erhielt daher in Rom die Aufforderung, nach Dacien zu kommen. Nero sah sich hierdurch in seinen liebsten Wünschen bedroht, doch versprach er sich auch etwas von einer gemeinschaftlichen Reise und daher erfreute er den parthischen Gesandten mit der Erklärung, daß er jetzt bereit sei, sich nach Asien einzuschiffen. Vorher beging er noch die Frechheit, sich einem Stellvertreter seines Bräutigams, des Königes Vologeses, feierlich antrauen zu lassen. Der parthische Gesandte Norondabates war sehr froh, daß die Sache so weit gediehen war, da ihm diese wetterwendische und eigensinnige Prinzessin genug zu schaffen gemacht, und so veranstaltete er, daß die vermeinte Claudia mit der Königin Parthenia nach Dacien abreiste. Das Schiff hatte bis Cythnos eine glückliche Fahrt, da wurde es von einem heftigen Sturme überfallen und scheiterte. Nero rettete die Parthenia auf einem Brette. Zufällig kam auch Crispina hier an, von deren Leidenschaft für den parthischen Prinzen Artabanus oben die Rede war. Sie folgte ihrem undankbaren Liebhaber nach Asien. Parthenia empfand ein sehnliches Verlangen nach Beor und suchte ihre Freundin Claudia zu einer schnellen Fortsetzung der Reise zu bewegen. Da Nero stets Ausflüchte vorbrachte,

entfernte sie sich heimlich auf dem Schiffe der Crispina. Nero wollte hierüber von Sinnen kommen und tobte wie ein Rasender. Seine parthischen Begleiter hatten eine solche Frau noch nicht gesehen. Da sie seinen Befehlen, die dem eigentlichen Zweck der Reise nicht recht entsprachen, zu gehorchen zögerten, trat die Claudia ihnen plötzlich als der Kaiser Nero entgegen. Man erstarrte bei der Entdeckung, daß man sich so lange in seiner Person getäuscht, und erhielt auch gleich einen traurigen Beweis, daß das Schiff dem Könige Vologeses keine Prinzessin zu überbringen gehabt, denn eine von den Frauen, welche es sehr bereitwillig übernommen hatte, bei der Prinzessin, der man noch immer eine Flucht zutraute, in den Nächten Wache zu halten, stürzte sich, als sie mit Nero's Geheimniß ihre Schande offenbart sah, in das Meer. Niemand wagte jetzt, dem Kaiser entgegen zu sein. Er verließ das parthische Schiff und suchte die Parthenia auf. An den Diomedischen Inseln litt er zum zweiten Male Schiffbruch.*)

Der pontische Nero giebt sich auf den Diomedischen Inseln für den Kaiser Nero aus. Er beruft Octavia dahin. Ihr Pflichtgefühl läßt sie nicht ungehorsam sein. Der verlassene Tyridates folgt ihr. Nero selbst legt jetzt ihre Hände in einander. Es ist Claudia. Ihr Tod. — Vespasian erhält das Uebergewicht über Vitellius.

Bald erscholl in Rom überall die Nachricht, daß Nero lebe. Derselbe knüpfte auch gleich mit dem Senate Verhandlungen an und dieser erklärte sich bereit, ihn wieder als Kaiser anzuerkennen, wenn sich die edele Octavia dazu verstände, mit ihm den Thron zu theilen. Es währte nicht lange, so ließ Nero seine Gemalin auffordern, sich bei ihm auf den Diomedischen Inseln einzufinden. Diese Dulderin, die kaum von Otto's Verfolgungen erlöst war, befiel darüber ein heftiges Grausen und Entsetzen. Sie selbst und der trostlose Tyridates nahmen ihre Zuflucht zu den Christen. Man besprach sich darüber, ob Octavia verbunden sei, sich dem Bösewicht auszuliefern, doch ihr Gewissen erwählte, wie immer, das Rechte: sie begab sich nach einem sehr schmerzlichen Lebewohl zu Nero.

Rom hatte jetzt für Tyridates nichts mehr, was ihn fesselte, und er reiste nach Dacien ab. Unterwegs landete er auf einer der Diomedischen Inseln. Man erzählte ihm, daß Octavia von dem Kaiser mit

*) Sie liegen bei Apulien; Nero war also von seinem Wege weit abgekommen.

Liebkosungen und Versprechungen empfangen worden, daß sie aber bleich wie ein Marmorbild gewesen. Gram und Sehnsucht warfen ihn auf das Krankenbett. Plötzlich zeigte sich eine Aussicht zur Rettung. Der britannische Prinz Galgacus war einst von Nero tödtlich gekränkt worden, da derselbe ihm seine heiß geliebte Rubria geschändet. Er hatte dem Kaiser Vergeltung geschworen. Bei der Nachricht, daß der Frevler noch lebe und in Asien sei, eilte er dahin und kam, seinen Spuren wie ein Rachegeist folgend, auch auf die Diomedischen Inseln. Tyridates lehnte alle Theilnahme an der Ermordung des Kaisers ab, weil er wußte, daß Octavia ihm eine solche eigennützige Handlung nie vergeben würde, doch war es ihm, als einem noch jungen Christen, nicht zu verdenken, daß er Galgacus bei seinem Vorhaben das beste Glück wünschte.

Er blickte in seinem einsamen Gemache mit unruhiger Spannung nach der Thüre, weil er bei jedem Geräusche die Nachricht von der Ermordung Nero's erwartete. Da trat — dieser selbst mit Octavia ein und sprach: Nehmt von der unglückseligen Claudia Hand eure geliebteste Octavia und gönnet mir den Namen eurer Schwester. Octavia, wie freudig sie überrascht war, trat dennoch zurück, da Nero gewiß irgendwo lebe, Claudia aber verbürgte sich, ihr die sichersten Beweise zu liefern, daß der Kaiser Nero, welcher sich einst auf Phaon's Meierhof getödtet, niemals wieder zum Vorschein gekommen sei.

Diese wunderbaren Ereignisse hingen nun so zusammen. Auf jener Reise nach Palästina strandete Claudia's Schiff bei den Diomedischen Inseln. Bald darauf litt hier auch der pontische Nero Schiffbruch und verschwand wenigstens, wenn er auch nicht, wie Claudia glaubte, umgekommen war. Es wurde unter den Schiffstrümmern eine Kiste mit seinen Briefschaften ans Land gespült. Claudia erhielt durch dieselben sowohl von seiner Person, als auch von seinen Plänen und Verbindungen Kenntniß. Sie nahm sogleich selbst seine Entwürfe auf und berief, wie man in Rom mit dem pontischen Nero verabredet hatte, Octavia hierher. Nun aber traf Tyridates ein, den seine Leiden krank gemacht. Da faßte sie den großmüthigen Entschluß, seinem Glücke ihre Liebe zu opfern, und führte selbst ihre beneidenswerthe Nebenbuhlerin zu ihm. Mit diesem Beweise des Edelmuthes sollte Claudia's Leben endigen; denn plötzlich ist Galgacus da und sticht in blinder Wuth den vermeinten Nero nieder. Dieser Prinz war zum Verderben der Claudier geboren, denn bei Bebriacum hatte er auch Drusus getödtet, den er mit einem andern Verfolger der Rubria verwechselte. Als er seinen Irrthum wahrnimmt, theilt er das Entsetzen der Uebrigen und entfernt sich wie ein Brudermörder.

Tyridates und Octavia waren jetzt ein seliges Paar. Die Briefe erwiesen unzweifelhaft, daß ein falscher Nero die Welt geäfft. Octavia war wirklich Witwe, die strenge Vorschrift des Christenthums hinderte sie nicht mehr, Tyridates mit gleicher Hingebung zu lieben, und weil sie nie mehr nach Rom zurückkehren wollten, hofften sie in Zukunft vor jeder Gewaltthat sicher zu sein, besonders da sich der Stern des Vitellius, des Fressers und Säufers, bereits zum Untergange neigte. Sogar die britannische Königin Cartismanda, die, um ihn zu fesseln, auf seine Gewohnheiten einging und mit ihm fleißig Tabak rauchte*), fand seine Rohheit unerträglich und verließ ihn. Bei seiner Blutgier war ihm der Geruch eines todten Feindes immer süß, ganz vornehmlich aber, wenn dieser Feind ein römischer Bürger war. Von Vespasian, dessen Anhang täglich zu größerer Macht erstarkte, versprachen sie sich alles Gute. Der edelen Claudia konnten sie leider ihre Dankbarkeit jetzt nur durch ein Grabmal bezeigen.

Beschluß der Haupthandlung. (Band V. und VI.)

Der Schauplatz wird nach Dacien verlegt, wo einige asiatische Könige zusammenkommen, um sich über die Beendigung ihres Krieges und den Anschluß an Vespasian oder Vitellius zu vereinigen. Charakter des alten Gerstiblindus, der Ephigenie zur Gemalin erwählt hat, und des Vologeses, den der pontische Nero täuscht.

Der fünfte und sechste Band erscheinen uns fast als ein neues Werk, da plötzlich ein so frischer Geist in die Darstellung kommt. Der Schauplatz der Begebenheiten ändert sich, ist jedoch nicht minder anziehend. Wir haben die römischen Paläste, Villen und Krypten verlassen und befinden uns auf den Inseln an den Mündungen der Donau. Vermuthlich wollte der Verfasser die asiatischen Könige, deren Zwiste er jetzt schildert, auf einem Punkte beisammen haben, so daß sie mit mehr Schnelligkeit und Entschiedenheit gegen einander auftreten konnten. Pacorus von Medien hatte dem parthischen Könige Vologeses das für Tyridates bestimmte Armenien entreißen wollen. Andere betheiligten

*) Der Roman macht sonst nicht solche auffallende Verstöße gegen die Sitten der Zeit und der Verfasser hat hier ohne Zweifel mit Absicht geirrt. Noch an einer anderen Stelle (IV, 436) schmauchen einige Herren, während man ihnen die Lebensgeschichte des pontischen Nero erzählt, einige Pfeifen Tabak aus.

sich an dem Kriege. Endlich beschloß man eine Zusammenkunft in Dacien, um diesen Wirren ein Ende zu machen. Während der Verhandlungen wohnten sieben Könige als Gäste bei dem dacischen Könige. Dieser wies Jedem eine besondere Donauinsel an, wo er sich mit seinen Hofbedienten und seinem kriegerischen Gefolge niederließ und mit voller Souveränität gebot. Der dacische König Gerstiblindus residirte selbst auf der Insel Stenostomum, der medische König Pacorus erhielt Boreostomum, der Parther Vologeses Naracostomum, Pharasmanes von Iberien Peucostomum ꝛc.*)

Die Aussöhnung war nicht ehrlich gemeint und gleich sehen wir wieder den Streit ausbrechen, doch haben die Ereignisse einen einfacheren Gang. Die Erzählung wird daher übersichtlicher und ist nicht mehr durch so viele Episoden zerstückelt. Wir sind dem Gewühle der römischen Parteien entnommen und werden nicht mehr durch die Menge der handelnden Personen verwirrt, von welcher Plage mein Auszug, da er sich auf die Hauptbegebenheiten eingeschränkt, nur eine schwache Vorstellung giebt. Wir dürfen erwarten, daß die Verwickelungen endlich eine Auflösung erhalten, daß die Personen, welche sterben, auch wirklich todt sind, und die Aussicht auf einen nahen Abschluß steigert die Spannung. Unter den neu hinzutretenden, wiewohl schon häufig genannten Personen haben auch mehre einen sehr ausgeprägten und anziehenden Charakter, während diejenigen, mit welchen wir schon bekannt sind, sich in ihrer jetzigen Isolirung ebenfalls mit mehr Bestimmtheit darstellen.

Der dacische König Gerstiblindus ist bereits ein sehr alter Herr, hat jedoch das Glück, eine junge und schöne Braut zu besitzen, da Ephigenie, die Schwester des äthiopischen Königes Beor, von ihrer Mutter beredet wird, sich nicht gegen diese unnatürliche Ehe zu sträuben, denn man bedürfe der Hülfe Daciens zur Wiedererlangung Aethiopiens und zum Schutze der Christen. Ein Fluchtversuch war fruchtlos gewesen und Ephigenie läßt sich jetzt geduldig wie ein Lamm zur Schlachtbank führen. Gerstiblindus hört schwer, seine Augen sind schon dunkel, ihn plagt der Stickhusten. Als Ephigenie ins Land kam, holte er sie mit jugendlicher Munterkeit zu Pferde ein, hatte aber von der Anstrengung beinahe den Tod. Zu seiner körperlichen Gebrechlichkeit kommt ein mürrisches, argwöhnisches Wesen. Obgleich ihn jede Aufregung für einige Tage krank macht, läßt er sich bei seinem Eigensinn oft vom Zorn übereilen. Ephigenie erfüllt gegen ihn alle Pflichten der Zärtlichkeit,

*) Ueber diese Inseln und ihre Namen s. F. A. Ukert „Geographie der Griechen und Römer" (1843) III. 1. Abth. S. 160.

indem ihre kluge Mutter sie dabei mit ihren Belehrungen und Vermahnungen unterstützt. Sie ist stets auf seine Wünsche aufmerksam, erbietet sich gern zu seiner Pflege, meidet ängstlich, was ihm mißfallen könnte. Es ist aber sehr schwer, den mürrischen Greis zufrieden zu stellen, und selbst in die zärtlichen Worte, die er als Bräutigam spricht, mischen sich immer gelinde Verweise.

Vologeses von Parthien, der Halbbruder des Tyridates, war einmal ein verständiger, tapferer Fürst gewesen; jetzt befanden sich seine Geisteskräfte in sichtbarem Verfalle. Die Ehre der Arsaciden scheint ihm über jeden Angriff erhaben und aus diesem Grunde schließt er den schimpflichsten Frieden. Er kann nicht mehr treue Freunde von bestochenen Verräthern unterscheiden. Er stimmt aus Gutherzigkeit Jedem bei, der ihn überzeugen will. Heute folgt er ganz seinem Bruder Tyridates, der stets sein Stolz und seine Freude gewesen; morgen betrachtet er ihn, wie es die Ohrenbläser wünschen, als seinen schlimmsten Feind. Gegen den Betrug hatte er bei seiner Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit keine Waffen und daher wurde mit ihm ein arges Spiel getrieben. Von dem pontischen Nero hörten wir zuletzt, daß er bei den Diomedischen Inseln Schiffbruch gelitten. Wir finden ihn hier bei Vologeses wieder und zwar — als die Prinzessin Claudia und als des Königs angebetete Braut.

Charakter des Pacorus von Medien und des Phraortes von Colchis, die beide die Kaiserin Octavia lieben. Auch Velleda und deutsche Fürsten sind in Dacien anwesend. Jene entscheidet sich für Vitellius. Die Christen am Borysthenes. Die asiatischen Könige bedrohen die Krypten derselben.

Pacorus von Medien war ein Halbbruder des Vologeses und des Tyridates; sie stammten alle drei von verschiedenen Müttern, jedoch von demselben Vater ab. So sehr sich Pacorus vor Vologeses durch ein kräftiges, strebsames Wesen auszeichnete, so weit stand er ihm an rechtlichem Sinne nach und seine Klugheit bekundete sich nur darin, daß er zu passender Zeit Verträge zu schließen und zu brechen wußte. Darin aber glich er Vologeses, daß er sich durch eine unverständige Leidenschaft in eine übele Lage brachte. Man erinnert sich, daß einst das Bild der schönen Göttin Flora auf Tyridates einen unauslöschlichen Eindruck machte. Später kam Pacorus in den Besitz dieses Bildes. Er stellte es in einem Tempel auf und erwies ihm göttliche Verehrung. Der König ging alle Tage mit seinem Gefolge in den Tempel, der Altar wurde mit

Blumen geschmückt und köstliches Räucherwerk angezündet. Mit diesen Huldigungen fuhr Pacorus fort, auch als ihm bekannt wurde, daß Flora eine römische Dame sei. Die medischen Gesandten in Rom hatten Auftrag, diese Dame zu ermitteln und sie mit Güte oder Gewalt in seinen Besitz zu bringen. Dies veranlaßte mehre Entführungen, wobei sie sich immer in der Person irrten. Daß Pacorus in der Flora zuletzt die Kaiserin Octavia und die verlobte Braut seines Bruders erkannte, brachte keine Aenderung in die Sache, wie er ja Tyridates auch Armeniens berauben wollte, und seine Bemühungen um Octavia sind in diesen beiden letzten Theilen des Romanes der eigentliche Gegenstand der Erzählung.

Octavia erhielt in Asien noch einen Verehrer, den indischen Prinzen Phraortes, dessen Schicksale so anziehend sind, wie sein Charakter, weshalb wir hier etwas weiter ausholen wollen. Der Prinz wurde in Indien von einem Gymnosophisten erzogen und verliebte sich in dessen schöne Tochter Cleophis. Diese jagte am liebsten auf wilden Pferden durch die Wälder, Phraortes theilte ihr Vergnügen, bis sie stürzte und den Hals brach. Ihr Vater glaubte an die Seelenwanderung und sprach die Vermuthung aus, daß die Seele der Cleophis in ein Pferd übergegangen sei. Es war gerade in der Stunde, als Cleophis starb, in Phraortes' Ställen ein sehr schönes Füllen geboren worden. An diesem hing nun sein ganzes Herz, so daß Alles daran ein Aergerniß nahm. Später kündigte ihm Hercules in einem Traume an, daß er jagen wolle. Wie es Gebrauch war, rüstete man dem Gotte zur Auswahl eine Menge schöner Pferde mit Jagdgeräth aus. Sie liefen in den Wald und alle kamen heim, nur nicht Phraortes' Liebling. Hercules erschien ihm wieder im Traume und sagte ihm, das Cleophis' Seele jetzt unter den Sternen sei. Phraortes studirte nun eifrig Astronomie und hiedurch wurde sein innerer Sinn so erregt, daß er zukünftige Dinge voraussah. In Medien erblickte er einst das Bild der Flora, ihre Schönheit drang ihm wie süßes Gift in das Herz. Sein Vater suchte vergebens, ihn zu einer Heirath zu bewegen und wurde darüber so ungehalten, daß er ihn in die Provinz Colchis verbannte. Hier herrschte Phraortes jetzt als König der Sedocheser. Bisweilen sah er in Medien das Bild der Flora und widmete ihr, während Pacorus seinen Weihrauch verbrannte, die innigste Verehrung. Er wußte, daß er Flora zu ihrem Glücke und zu seinem Unglücke liebte, da er bei ihrer Rettung sein Leben verlieren würde. Er fügte sich mit aller Bereitwilligkeit in diese seine Bestimmung, verschmähete es jedoch auch nicht, von einem Ausweg, den ihm das Schicksal zeigte, Gebrauch zu machen. Man legte ihm nämlich mehrmals eine Heirath mit Daria, der Tochter des Pacorus, nahe; der innere

Sinn sagte ihm, daß sowohl er selbst wie Daria durch diese Verbindung einem bösen Verhängnisse entfliehen könnten, und so war er bereit, ihr seine Hand zu reichen. Diese junge Dame, welche mit ihren Liebhabern zu wechseln gewohnt war, kündigte ihm jedoch jedesmal das geschlossene Bündniß auf und er betrachtete sich dann wieder ganz gelassen als das für Octavia's Wohlfahrt ersehene Opfer, denn zu leben war ihm nicht süßer, als für die Kaiserin zu sterben. So finden wir ihn auf den Donauinseln. Er überragt die Könige alle an Würde. Nie betheiligt er sich an ihren Ränken und Händeln. Er ist höflich, doch zurückhaltend, in seiner einsamen Hoheit stets mit tiefen Gedanken beschäftigt.

Velleda hatte mit Italus und anderen deutschen Fürsten in Marboduum eine Berathung gehabt. Sie war für Flora gehalten und nebst den Anderen nach Dacien entführt worden, wo man sich wegen der Gewaltthat entschuldigte, aber ihre weitere Anwesenheit wünschte, um sich gemeinsam für Vitellius oder für Vespasian zu entscheiden. Diese deutsche Prophetin suchte Phraortes auf und zwar in der merklichen Absicht, durch seine Sehergabe ihre Kenntniß der Zukunft zu vervollständigen. Phraortes läßt sich jedoch weder durch sie noch durch Andere zu Offenbarungen bewegen. Sein Wissen ist ihm eine Qual und wie gerne verscheuchte er die Bilder der Zukunft, die vor seinem innern Auge schweben. Bisweilen entschlüpfen ihm einige prophetische Worte, er verweigert jedoch jede nähere Erklärung und verwundert sich nur, wenn man zweifelt, ob sie eintreffen werden.

Wie schon in Rom die Christen in die politischen Interessen hineingezogen wurden, so stehen auch hier ihre Angelegenheiten mit der Haupthandlung in Zusammenhang, weshalb wir noch einen Blick auf ihre Verhältnisse werfen. Die asiatischen Könige waren der neuen Secte gram, doch gewährten die Krypten am Borysthenes der zahlreichen Gemeinde eine große Sicherheit. „Ihr Wohnort begriff im Umkreise fünf Meilen und erstreckte sich längs dem Borysthenes her. Er war mit Höhlen, Wiesen, Teichen, Thälern, Klippen, Felsen, Wäldern und Springbrunnen so überflüssig versehen, daß man sich nichts Angenehmeres noch Vollkommeneres fürbilden konnte. Um und um umgaben diesen Platz hohe Felsen gleich einer Ringmauer, so daß man von der auswendigen Seite, vom Felde her nicht einmal verspüren konnte, daß dieser Ort inwendig dergestalt beschaffen." Hier lebten etliche tausend Christen in einer absonderlichen Welt. Ihre Gemächer sind theils unter der Erde, theils in Felsen ausgehauen, theils in Gewölben, die von oben Licht erhalten. Auch gebrach es ebenso wenig an lustigen Gärten

als an Auen und Wäldern, wo zahmes Vieh und Wild weidete. Einige Arme vom Borysthenes, die hindurchzogen, lieferten Fische. Es fehlte weder an Kornbau, noch an Weinwachs. Christliche Kaufleute versorgten die Bewohner mit dem übrigen Bedarf. Hier leitete der fromme Bischof Andronicus den feierlichen Gottesdienst der Gemeinde und einige heilige Frauen stifteten sogar einen geistlichen Schwesterorden.

Tyridates langt nebst Octavia bei Vologeses an. Er vereinigt sich mit Artabanus und Norondabates, Vologeses für Vespasian zu gewinnen. Pacorus und der pontische Nero streben nach dem Besitze der Octavia und der Parthenia. Tyridates wird bei Vologeses verleumdet. Als er nebst Octavia zu den Christen am Borysthenes reist, schließt Vologeses mit Pacorus einen schimpflichen Vertrag.

Nunmehr nehmen wir wieder die Erzählung auf. Tyridates langte mit Octavia in Dacien bei seiner Mutter an und alle drei freuten sich mit Entzücken und Thränen ihres Wiedersehens. Octavien wurde bei diesem Glücke ganz bange, da sie ihr Herz zeitlebens mehr auf trübe als auf frohe Tage vorbereitet hatte.

Tyridates und Octavia besuchen nun Vologeses auf seiner Insel, der sie mit der herzlichsten Freude empfängt und ihnen kostbare Kleinode schenkt. Tyridates übernimmt sogleich die Leitung der Angelegenheiten, was sein schwacher Bruder gerne geschehen läßt. Er bestimmt ihn, sich für Vespasian zu erklären, und da man hier gar nicht an eine Befestigung gedacht, während die Insel ihres feindlich gesinnten Halbbruders Pacorus ein ganz kriegerisches Ansehen hat, trifft er sogleich die nöthigen Anstalten. Wir sehen ihn hier einmal mit vieler Einsicht und Frische handeln, während er in Rom dazu wenig Gelegenheit hatte. Die Ankunft der Prinzen von Comagene mit einer Flotte verspricht einen sehr wirksamen Beistand. Tyridates fand an Artabanus, dem ältesten Sohne des Königes Vologeses, einen trefflichen Gehülfen, ebenso an Norondabates, dem alten Rathgeber desselben, der mit dem größten Herzeleid seines Herrn zunehmende Stumpfheit ansah. Jetzt schreiten sie zu einem Unternehmen, das nicht nur mißlingt, sondern auch andere Hoffnungen gefährdet. Sie entdecken nämlich Vologeses, daß die rechte Claudia nicht mehr lebe und daß seine Braut, die sich angeblich wegen Unpäßlichkeit gar nicht sehen ließ, der pontische Nero sei. Der König verliert hierüber ganz den Kopf. Er besucht seine Claudia. Nero ist aber zu verschmitzt, als daß er sich so leicht gefangen gäbe. Er klagt

sich unter vielen Thränen als Betrügerin an. Er sei allerdings nicht Claudia, wohl aber die Enkelin des Germanicus, die Vologeses selbst in der Meinung, sie sei ein Knabe, als Nero erzogen habe. Sie mischt in ihre Reue die zärtlichsten Liebkosungen und ist dabei so schön, daß Vologeses ganz mit dem Tausche zufrieden ist. Tyridates kann nichts mehr ausrichten, zumal da Vologeses auf Nero's Rath ihm im Vertrauen mittheilt, daß er mit dieser Claudia schon im Geheimen die Ehe vollzogen habe. Tyridates war hierüber ganz erstarrt; er wußte, daß die Claudia ein Mann sei, und konnte doch an der Wahrhaftigkeit seines ehrlichen Bruders nicht zweifeln. Um nicht Vologeses' Gunst zu verlieren, mußte er nebst Octavia dieser falschen Claudia sogar einen Besuch machen, wobei Nero sich meisterhaft verstellte. Sehr übel erging es wieder der guten Königin Parthenia, die in ihrer Unbekanntschaft mit den näheren Umständen abermals den Nero für die rechte Claudia ansah, sich ihrer Rettung freute und alle schwesterlichen Liebkosungen erwiederte.

Nun aber regte sich auch Pacorus. Er trat mit Nero in Verbindung und erkaufte einige Diener des Königs, welche den Verrath unterstützten. Man baute ganz richtig darauf, daß Vologeses, um seine Claudia zu behalten, zuletzt den Tyridates, Octavia, Armenien und Alles aufopfern werde. Man benutzte es, daß Tyridates doch keinen rechten Glauben an die neue Claudia hatte, man führte ihm den Eifer desselben für die verhaßten Christen zu Gemüthe und so ward Vologeses wirklich gegen seinen Bruder mißtrauisch. Dieser entwarf mit den Fürsten, die auf der parthischen Seite standen, einen Kriegsplan, der zu einem ehrenvollen Frieden führen mußte. Vologeses aber und der alte Gerstiblindus sehnen sich nach dem gemeinschaftlichen Hochzeitsfeste; sie wollen Ruhe um jeden Preis und machen in der Stille Alles rückgängig. Auch Velleda ist auf Pacorus' Seite; sie wünschte, daß Vitellius die Oberhand erhielte, da Deutschland sich unter der Herrschaft dieses Dummkopfes besser befinden würde als unter dem strengen Regimente des Vespasian, für den hier Tyridates thätig war. Sie suchte daher Vologeses und Gerstiblindus für sich und Pacorus zu gewinnen und machte sich diesen beiden Fürsten auch dadurch angenehm, daß sie ihnen durch ihre Heilmittel immer rasch auf die Beine half, wenn ihnen, was so oft vorkam, der Aerger in die Glieder geschlagen. Pacorus versprach dem Nero in einem geheimen Vertrage die Herrschaft über Hyrcanien und die Parthenia zur Gemalin, wofür Nero es übernahm, den Vologeses zur Abtretung Armeniens und zur Auslieferung der Octavia zu bereden. Der letzte Punkt wollte dem gutherzigen Vologeses

gar nicht gefallen, da er aus eigener Erfahrung wußte, wie schrecklich es für ein Liebespaar sei, getrennt zu werden.

Octavia trug nebst anderen Frauen Verlangen, die Christen am Borysthenes zu besuchen und mit ihnen das Christfest zu feiern. Tyridates begleitete sie dahin, nachdem sein Neffe, der Prinz Artabanus, die Vertheidigung der Insel übernommen. Inzwischen waren auch Nero's und Pacorus' Pläne zur Reife gediehen. Kaum waren Tyridates und Octavia am Borysthenes angekommen, so wurden die Krypten von den medischen und roxolanischen Völkern zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Der dacische König machte gleichzeitig einen Angriff auf die Insel des Vologeses, um die comagenische Besatzung aufzuheben. Vologeses gerieth über diese Falschheit in Zorn, gleich aber waren Nero und die von Pacorus bezahlten Creaturen bei der Hand und wußten ihn davon zu überzeugen, daß Alles nur zu seiner Sicherheit geschehe, da Tyridates und Artabanus ihn zu verdrängen strebten. Vologeses verbot daher dem Artabanus und Norondabates, die Insel zu vertheidigen. Sie waren über die Beschimpfung der arsacischen Ehre ganz trostlos, mußten jedoch dem Befehle gehorchen. Nun verabredeten medische Gesandte mit Vologeses einen Frieden, der die schmachvollsten Bedingungen enthielt. Vologeses mußte sich für Vitellius erklären, Hyrcanien, wo sich Nero an der Seite der Parthenia glückliche Tage versprach, an Medien abtreten, seinem ungerathenen Sohne Vardanes, der Daria, die Tochter des Pacorus, heirathen sollte, die Nachfolge in Parthien zusichern und seinen älteren Sohn Artabanus mit Armenien abfinden. Nicht genug, daß Tyridates auf diese Weise durch einen Federstrich sein Land verlor, sondern Pacorus verlangte auch noch die Octavia. Man hatte jedoch die Großmuth, an seine Entschädigung zu denken; die Comagener sollten die Zeche bezahlen. Sie waren Vologeses zu Hülfe gekommen und hörten zu ihrem Erstaunen, daß derselbe in ihre Beraubung willigte, weil sie sich in diese Händel gemischt hätten. Man beschloß ihnen mit gesammter Macht das Land fortzunehmen und es Tyridates zu geben, der dann, damit Alles in Ordnung wäre, statt der Octavia die Prinzessin Antonie heirathen sollte. Man gewann einige Heuchelchristen am Borysthenes, welche in der Gemeinde erklären mußten, daß Tyridates' ehemalige Verlobung mit Antonie von den Bischöfen nur ungern aufgehoben war, daß nur der Tod dieses Paar scheiden könne, weshalb er auf eine Verbindung mit Octavia verzichten müsse. Die Gemeinde ging wirklich hierauf ein; sie beschloß, die Sach dem Bischof von Ephesus vorzulegen und bis dessen Entscheidun erfolgte, Octavia zurückzubehalten.

Vologeses empfand bald die Folgen seiner Thorheit. Pacorus lud ihn zur Feier der Saturnalien auf seine Insel und hielt ihn hier mit scheinbaren Ehrenbezeigungen fest, während er die parthische Insel mit Medern und Dacern besetzen ließ. Tyridates eilte bei der Nachricht von dem schlimmen Zustande der hiesigen Angelegenheiten herbei und es gelang treuen Freunden, auch Octavia durch die medische Flotte am Borysthenes hindurchzubringen, worauf sie Vologeses' Insel im Sturm zurückeroberten.

Octavia wird durch die Bedrängung der Christen genöthigt, sich für dieselben aufzuopfern, da Pacorus ihnen Schutz verspricht, wenn sie seine Gemalin werde. Tyridates geräth in seine Gewalt. — Dagegen schlagen Nero's Absichten auf Parthenia fehl. Thumelicus' Enttäuschung über die falsche Claudia und sein Tod. Italus und Antonie werden getraut.

Nero verfolgte gleichwohl seine Pläne mit aller Entschiedenheit. Er ließ durch Verräther die Kornhäuser der Christen anstecken und die Krypten enger einschließen, so daß die Gemeinde bald von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht wurde. Nun sollte für Octavia ihre eigene Großmuth eine Schlinge werden. Pacorus erbot sich, die Christen zu verschonen, wenn sie ihn heirathete. Jetzt mußte offenbar werden, ob Nero, der den tückischen Plan entworfen, sich verrechnet hatte. Octavia bestand einen schweren Kampf, als aber Andronicus selbst ankam, das dortige Elend schilderte und ihr vorhielt, daß es in ihre Hand gegeben sei, die Tausende von einem jammervollen Tode zu erretten, da verzichtete sie auf die Hoffnung, in ihrem leidenvollen Leben jemals glücklich zu werden, da mußte sie Tyridates seinem Kummer überlassen und gab den medischen Abgesandten, welche sogleich niederfielen und ihrer Königin huldigten, die gewünschte Erklärung. Was half es ihr jetzt, daß von dem Bischof von Ephesus ein günstiger Bescheid eintraf. Die Christen feierten ihren Edelmuth, indem sie David's Psalmen von der babylonischen Gefangenschaft absangen. Daß die Erlösten so voll Dank und Freude waren, mochte Octavien einigen Trost gewähren. Wie wäre ihr aber zu Muthe gewesen, hätte sie gewußt, daß Pacorus, um die medischen Weisen zufriedenzustellen, sich eben auch verbindlich machte, an seinem Hochzeitstage den Befehl zur gänzlichen Ausrottung der Christen zu erlassen.

Tyridates und seine Freunde hatten inzwischen vergebliche Anstrengungen gemacht, durch neue Angriffe auf die medische Flotte,

wobei noch Beor gefangen wurde, Octavien das Opfer zu ersparen. Ebenso mißglückte Tyridates' Vorhaben, mit Artabanus und Norondabates die medische Insel zu erstürmen. Endlich wurde Tyridates sogar von Verräthern dem Pacorus ausgeliefert.

Jetzt kam Nero durch einen besonderen Glücksfall in Verlegenheit. Als Vitellius seine unhaltbare Stellung erkannte, suchte er die zahlreichen Anhänger des claudischen Hauses dadurch zu gewinnen, daß er dem pontischen Nero, welchen noch immer Viele für den ehemaligen Kaiser hielten, seine Tochter und das Reich anbot. Vitellius wurde ermordet, aber die claudische Partei blieb bei dem Plane; sie forderte den vermeinten Kaiser auf, nach Rom zurückzukehren und versprach ihm, wenn er sich durch die vorgeschlagene Heirath den Beistand der Vitellianer verschaffte, die Wiedererlangung des Thrones. Nero mochte sich jedoch nicht von der Parthenia trennen und zog es vor, Hyrcanien zu erwerben. Der gute Thumelicus war wieder in seine Netze gerathen und er benutzte ihn zu Botschaften an die römische Flotte, deren er sich zur Entführung der Parthenia und zur Besetzung Hyrcaniens bedienen wollte. Die Römer aber überlisteten diesmal den Listigen. Nero kam mit Parthenia, die ihn noch immer nicht erkannte, an die Küste. Man veranstaltete es, daß er und Thumelicus zuerst an Bord gingen und plötzlich segelte das Schiff ab, während Parthenia zurückblieb. Seine treuesten Anhänger nahmen es Nero übel, daß er um dieser unzeitigen Liebe willen seinen Aussichten auf Rom entsagte und die Anstrengungen der claudischen Partei vereitelte. Nero tobte über den Betrug so ungebärdig, daß Thumelicus in ein großes Erstaunen gerieth, denn er hätte sich eine so heiße Freundschaft zweier Damen gar nicht als möglich vorgestellt. Plötzlich wurden sie von einem medischen Schiffe angehalten und Nero mußte zu Pacorus zurück. Thumelicus war schwer verwundet und man setzte ihn auf einer kleinen Fischerinsel aus. Hier fand ihn Italus. Erst jetzt erfuhr Thumelicus, von welchem Betrüger er so unglaublich getäuscht worden war. Der Aerger und der Gram über den Tod der wahren Claudia, die er einst so ungerecht geschmähet hatte, verschlimmerten seine Wunden. Er starb bald darauf und wurde neben seiner Claudia begraben.

Vitellius' Tod brachte auch die deutschen Fürsten in Bewegung. Sie hatten schon vor längerer Zeit ihre Kriegsvölker herbeigerufen und dieselben waren im Anzuge. Da aber Dacien für ihre Unternehmungen keinen rechten Haltpunkt darbot, beschlossen sie, eilig nach Deutschland zurückzukehren. Octavia wollte wenigstens ihre Lieben glücklich sehen

und auf ihren Wunsch ließ sich Italus mit Antonie in ihrem Zimmer trauen.

Auf der medischen Insel war nun Alles zu einem prächtigen Empfange der neuen Königin vorbereitet. Tyridates sah aus seiner Zelle die Geliebte an der Seite des Pacorus ihren Einzug halten. Octavia blickte zu seinem Fenster auf. Schmerzlicheres war Beiden noch nicht begegnet.

Octavia will den Christen ihr Wort halten und weigert sich, mit Tyridates zu entfliehen. Dieser eilt an den Borysthenes, um ihr durch die Errettung der Christen das Opfer zu ersparen. — Nero stirbt als Claudia in Vologeses' Armen. Gerstiblindus reist mit Ephigenia, Pacorus mit Octavia nach Dinogetia, um daselbst das Hochzeitsfest zu feiern. Ein Aufruhr hindert ihr Vorhaben.

Indessen hatte die Vorsehung sie nicht ganz verlassen. Während Alles an den Festlichkeiten betheiligt war, kamen Artabanus und Norondabates auf die Insel und befreiten Tyridates. Sie drangen sogar zusammen in Octavia's Gemächer. Da aber weigerte sich diese, hauptsächlich weil sie an die Noth der Christen dachte, ihnen zu folgen, ja als Artabanus sie mit Gewalt fortführte, rief sie Tyridates' Beistand an. Dieser brachte sie in ihr Zimmer zurück und fiel ohnmächtig nieder. Die beiden treuen Freunde eilten mit ihm davon und entführten noch den König Vologeses. Doch es sollte einmal nichts gelingen. Ihr Schiff wurde beim Auslaufen von einem andern Fahrzeuge in den Grund gesegelt. Artabanus und Vologeses zog man halbtodt aus dem Wasser, Tyridates schien ertrunken zu sein. Er rettete sich jedoch zu dem Könige Phraortes auf die colchische Flotte, wo er sich verbarg. Phraortes behandelte diesen Nebenbuhler mit aller Freundschaft. Als er erfuhr, daß Pacorus unter den Colchiern einen Verräther suchte, warnte er Tyridates und dieser eilte wieder nach dem Borysthenes, um wo möglich auch jetzt noch Octavia durch die Befreiung der Christen ihrer Verpflichtung gegen Pacorus zu entledigen.

Nero wollte durchaus nach Hyrcanien. Vologeses sollte also seine Claudia verlieren. Damit er aber keinen Betrug merkte und deshalb etwa die medische Partei verließe, mußte eine neue Täuschung ersonnen werden. Nero beschloß — zu sterben. Er fühlt sich unwohl, seine Krankheit nimmt täglich zu, worüber sich Vologeses selbst zu einem Schattenbilde abhärmt, und endlich giebt die geliebte Claudia in seinen

Armen ihren Geist auf. Bis dahin war Alles gelungen. Nero hatte jedoch einen unangenehmen Zwischenfall aus der Rechnung gelassen. Der höchst betrübte König will das Herz seiner Claudia haben und kommt heimlich mit einem Arzte zu der Leiche. Dieser zieht sein Messer und schlägt die Tücher zurück. Die Claudia ist aber nicht nur ein Mann, sondern sie springt auf und zur Thüre hinaus, so daß der König und der Arzt vor Schrecken um ihre Sinne kommen. Vologeses' Verstand hat bereits so gelitten, daß er sich einbilden läßt, der Arzt habe ihm einen Zauber vorgemacht; Claudia sei wirklich gestorben und man habe sie begraben. Er mißt ihren Tod dem Prinzen Artabanus bei und will ihn hinrichten lassen.

Pacorus reiste nun mit Octavia nach Dacien zu seinem Freunde Gerstiblindus. Nach einer früheren Verabredung wollten Beide in der Hauptstadt Dinogetia ihr Hochzeitsfest halten. Unterwegs wurde an einem dacischen Heiligthume gerastet. Gerstiblindus hatte ein Menschenopfer gelobt. Ein ihm verdächtig gewordener dacischer Fürst sollte bei dieser Gelegenheit beseitigt werden. Dieser Mann war aber im Lande äußerst beliebt. Es entstand ein Aufruhr, worüber Gerstiblindus der Schlag rührte, so daß die Prinzessin Ephigenie um ihren Bräutigam kam. Der Tumult vergrößerte sich, auch die Meder griffen zu den Waffen, da sie mit der Heirath ihres Herrn sehr unzufrieden waren und keine christliche Königin mochten. Pacorus floh im Schreck bis auf seine Flotte am Borysthenes und ließ Octavia zurück, die jedoch eine Entweichung verschmähete und wieder auf die medische Insel ging.

Vologeses hatte mit seiner Claudia bei jenem Hochzeitsfeste das dritte Paar sein sollen. Der Gram droht ihn aufzureiben, was seinen falschen Rathgebern zu zeitig käme. Einer von ihnen hat unter des Königs Kebsweibern eine Schwester. Diese muß sich bemühen, Vologeses' Herz zu gewinnen; er ist auch bald getröstet, besonders da sie den Namen Claudia annimmt. Plötzlich aber ist Nero wieder als Claudia zugegen, denn Pacorus hatte ihn abgesendet, ihm die Octavia zu verschaffen. Vologeses ist durch die erste beste Lüge getäuscht. Nun aber hätte jener treue Bruder gerne seine Schwester zur Königin gemacht. Er sucht daher seinen bisherigen Freund Nero zu stürzen und redet deshalb Vologeses zu, die Hochzeit mit dieser Claudia durchaus nicht zu verschieben. Nero, nie um ein Hülfsmittel verlegen, zeigt sich hierüber ganz vergnügt, bringt dem Könige jedoch eine Medicin bei, die ihn für einige Zeit alle Hochzeitsgedanken vergessen macht.

Tyridates besiegt die medische Flotte und erobert die medische Insel. Beistand des Phraortes und des Italus. Pacorus und Nero wollen Octavia und Parthenia entführen. Tyridates und Phraortes befreien sie, wobei der Letztere ertrinkt. Tyridates und Octavia sind vereinigt. Italus geht mit Antonie nach Indien.

Das Nymphenthal.

Nun erfolgt endlich eine entschiedene Wendung zum Bessern. Der parthische Feldherr Vasaces hatte die Feinde aus Armenien vertrieben und kam dem Tyridates am Borysthenes mit einer mächtigen Flotte zu Hülfe. Die Meder wurden völlig geschlagen und die Befreier erschienen plötzlich auch auf der medischen Insel. Pacorus und Nero gaben aber noch nicht ihre Absichten auf. Jener fand sich mit scheinbarer Unterwürfigkeit als Gast auf der medischen Insel ein. Er verabredete mit Nero, sowohl Tyridates und Beor, als Vologeses und Artabanus zu vergiften, worauf sie sich der Octavia und der Parthenia bemächtigen wollten. Die Parther werden noch mehr vom Glücke begünstigt, denn der treue Italus hat seine Freunde doch nicht im Stiche lassen können. Während die anderen deutschen Könige weiter nach der Heimat zogen, kam er mit seinen Cheruskern herbei. Velleda, die mit Pacorus gegen Vespasian zu wirken gehofft, hatte bis dahin den Gang der Dinge beobachten wollen. Jetzt rüstet sie sich ebenfalls zur Abreise. Die Könige und die fürstlichen Freundinnen finden sich bei ihr zum Abschiede ein. Man sieht unter ihrem Gepäck eine Anzahl Flaschen mit der Aufschrift Lebenswasser und trinkt sie im Scherze aus. Der Prophet Phraortes fühlte sich gedrungen, Tyridates aufzusuchen; er theilte ihm mit, daß die römische Flotte in der Nähe sei und nichts Gutes beabsichtige und gab ihm außerdem den Rath, sich vor den Elementen zu hüten. Tyridates wußte aus dieser Warnung nichts zu machen, bald sollte er ihren Sinn erfahren. Vologeses veranstaltete ein frohes Gastmahl, wobei Nero's Gift in die richtigen Becher kam. Pacorus und Nero bemächtigen sich unvermuthet der Octavia und der Parthenia. Die römische Flotte war bereit, sie aufzunehmen, doch ein Wirbelwind trieb ihr Schiff zu den Colchiern hin. Tyridates und Phraortes eilten zur Hülfe herbei. Ein Sturm warf sie zurück; gleichwohl erkannte Pacorus die Unmöglichkeit des Entkommens. Er zündete sein Schiff an, so daß die hellen Flammen aufloderten. In seiner Angst um Octavia sprang Tyridates ins Meer; Phraortes rief seinen Leuten zu, daß sein Ende da sei, und stürzte ihm nach. Plötzlich rauschten Regengüsse aus den

Wolken. Tyridates hatte das Schiff erreicht. Er hielt Octavia umfaßt, Gluth und Dampf machten beide, wie auch die Parthenia ohnmächtig, doch nahte bereits Italus mit Norondabates, um sie aufzunehmen. Pacorus war von einem stürzenden Maste erschlagen, Nero schwer verwundet. Man nahm ihn nach der Insel mit. Vologeses war todtkrank. Sein nichtswürdiger Sohn Vardanes wußte, daß er bald sterben würde, drang aber gleichwohl mit Mordgedanken in die Kammer, doch wurde er von Artabanus und Norondabates entwaffnet. Nero wurde vor Vologeses gebracht und gestand den ganzen Betrug. Ehe er verschied, entdeckte er noch die Vergiftung; die Anderen seien ebenso wie Vologeses dem Tode verfallen, obgleich sie sich noch ganz wohl befänden, denn das Gift werde nach einigen Stunden seine Wirkung thun. Ein neuer Schreck erschüttert sie alle, doch nur einen Augenblick, denn Velleda giebt ihnen die Versicherung, daß Niemand sterben werde, der von ihrem Lebenswasser getrunken, und so war Vologeses, der damals nicht in ihrem Hause gewesen, das einzige Opfer. Man bestattete den unglücklichen Arsaciden mit anständiger Trauer. Nero's Leiche nahmen die Römer mit. Ein Kammerdiener des Phraortes brachte Tyridates und Octavia noch einen Abschiedsgruß seines Königs. Octavia möchte ihm ein Räumlein in ihren Gedanken lassen und sich zu Zeiten erinnern, daß sie an ihm einen so heftigen wie bescheidenen Liebhaber gehabt, der ihr selbst nie ein Ungemach bereitet und dem würdigen Tyridates nie sein Glück mißgönnet.

Nun waren alle Verhältnisse schnell und glücklich geordnet. Artabanus vermählte sich mit der iberischen Prinzessin Zenobia, die ihm ihr Reich als Mitgabe zubrachte. Ihre Liebe war durch die seltsamsten Schicksale, die wir nur nicht haben erzählen können*), viele Jahre hindurch geprüft worden. Der nichtswürdige Vardanes heirathete Pacorus' Tochter Daria und wurde nach dem fernen Scythien verwiesen. Parthenia, die über ihre Vertraulichkeit mit der falschen Claudia in Thränen zerfloß, so daß Beor sie gar nicht beruhigen konnte, reiste mit ihrem geliebten Manne nach Aethiopien. Das Wunderbarste begegnete wohl dem Cheruskerfürsten Italus. Es trafen indische Gesandte ein, die ihn, als sie ihren Prinzen Phraortes, den letzten seines Stammes, nicht mehr am Leben fanden, zum Könige erwählten, und so zog er mit Antonie an den Ganges. Ephigenie, die verwitwete Braut des alten Gerstiblindus, begab sich mit mehren Freundinnen, meistens britannischen Prinzessinnen, die alle sehr tragische Liebesgeschichten erlebt

*) Einiges folgt unten in dem Berichte über die Episoden.

hatten, auf eine Insel bei Massilien, wo sie schon früher ihr Nymphenthal, ein äußerst anmuthiges Asyl für wunde Mädchenherzen, gegründet hatte. Tyridates und Octavia brachten die Reiche der Arsaciden in einen blühenden Wohlstand und sahen sich bis ins vierte Glied beerbt.

Inhalt einiger Episoden.

Die Episoden sind ein sehr wichtiger Bestandtheil dieser Romane und da ich die in die Aramena eingeschalteten Erzählungen fast gänzlich habe übergehen müssen, will ich wenigstens aus der Octavia Einiges der Art mittheilen. Bekanntlich ist man der Ansicht, daß den Episoden wirkliche Begebenheiten aus der neueren Zeit zum Grunde liegen. Wir werden später hierauf zurückkommen und ich will meine Leser hier nur auf den Widerspruch vorbereiten, daß sie in den phantastischen Abenteuern der Episoden Wahrheit suchen sollen, während sie doch eben gesehen, wie die Dichter sonst förmlich darauf ausgehen, allbekannte historische Thatsachen zu entstellen und uns glauben zu machen, daß sich die Dinge ganz anders zugetragen, als die Geschichte berichtet. Die Romane wollten Wunderbegebnisse darstellen. Wie sie so viele Todte aufleben ließen, veränderten sie auch Charaktere und Motive, so daß die Ereignisse alsdann in einem ganz andern Lichte erschienen. Eben dies galt für die rechte Probe der Kunst. So heißt es im Anhange zum Arminius (II, S. 6): „Man hat daher niemals genug sich wundern können über den unvergleichlichen Verstand des durchlauchtigsten Verfassers der Römischen Octavia, indem er aus der ehrlosen Messalina die keuscheste Dame, aus der Zauberin und Giftmischerin Locusta die unschuldigste Person, aus der lüderlichen Acte eine gottesfürchtige Christin mit überaus großer Wahrscheinlichkeit gemacht.“ Diese Veränderung der Charaktere zeugt nicht sowohl von dem unvergleichlichen Verstande des Dichters, als von der seltsamen Naivetät der damaligen Leser, welche es gerne hatten, wenn man sie durch die auffallendste Umkehr der Wahrheit überraschte. Die Messalina des Romanes ist allerdings eine edele und liebenswürdige Frau, die nur einem schändlichen Betruge zum Opfer fiel. Sie hatte eine grenzenlos verliebte Hofdame, welche die Buhler im Namen der Kaiserin anlockte und dieselben auch bei den nächtlichen Zusammenkünften glauben ließ, daß sie die Kaiserin sei. Die berüchtigte Locusta hatte als Tochter und als Gattin von Giftmischern gefährliche Künste kennen gelernt. Nero und Agrippina nahmen sie in ihre Dienste. Sie durfte jedoch behaupten, Niemand getödtet zu haben. Meistens half sie sich damit, daß sie den

ihr bezeichneten Opfern statt des Giftes nur einen Schlaftrunk gab und nachher die Scheintodten rettete. Man traute ihr stets mehr zu als sie verstand und schrieb manchen Todesfall, der ihren Gönnern ganz erwünscht kam, ihrem Verdienste zu, obgleich sie schuldlos war. Bisweilen scheute sie sich allerdings nicht, den bösen Schein zu ihrem Vortheile zu benutzen. Sie beichtete zuletzt vor den Christen, die ihr die Taufe zugestanden, wurde aber unter Galba hingerichtet. Acte verlebte eine sehr abenteuerliche Jugend. Sie kam mehrmals an Nero's Hof, weil man den Kaiser, da er sie liebte, durch ihre Nähe von schlimmeren Dingen, wie von der Leidenschaft für seine Mutter, abzubringen suchte. Sie verstand es, ihm auszuweichen und der Dichter nimmt sie unter die ersten Frauen seines Romanes auf, denn Acte ist die äthiopische Königin Parthenia, die Schwester des Tyridates. Sollte in den Episoden, welche neuere Begebenheiten enthalten, die Geschichte nicht ebenso willkürlich behandelt sein? Die folgenden Skizzen bieten dem Leser ein hinreichendes Material, sich hierüber selbst ein Urtheil zu bilden.

Die Geschichte des Prinzen Drusus*) und der Prinzessin Cynobelline.

(I, 698—775.)

Die icenische Königin Boadicea in Britannien machte einen kühnen Versuch, die Römer von der Insel zu vertreiben. Sie brachte ein gewaltiges Heer zusammen und führte es selbst auf ihrem Kriegswagen an. Ihre beiden Töchter saßen ihr zu Füßen und zwar (wie auch Tacitus erzählt) mit verhülltem Haupte. Denn um den Muth des Volkes noch mehr zu entflammen, bestätigte Boadicea selbst die Meinung, daß dieselben von übermüthigen Römern entehrt seien. Cynobelline war mit Drusus verlobt, welcher an dem vermeinten Schänder seiner Braut Rache zu nehmen trachtete. Dieser floh nach Gallien. Drusus suchte ihn aber auch hier allenthalben auf und traf ihn einst an einem Orte, wo er ihm nicht mehr entkommen konnte und sich deshalb von einem Felsen herabstürzte. Drusus erntete für diesen Eifer wenig Dank ein; denn Cynobelline war zu stolz, sich dadurch zu rechtfertigen, daß sie ihm die List ihrer Mutter entdeckte, und zürnte ihm, weil er vorausgesetzt, eine britannische Prinzessin hätte ihre Entehrung überleben mögen. Das Heer der Boadicea wurde geschlagen.

*) Der Roman nennt hier gemäß der mehrmals erwähnten Vertauschung dieser Personen den König Italus.

Die Königin nahm Gift und Cynobelline wurde als Gefangene nach Italien geführt. Drusus folgte ihr dahin und ermittelte, daß sie sich in Pompeji aufhielt. Als er daselbst anlangte, war diese Stadt eben durch das Erdbeben vernichtet. Bei einer Durchsuchung der Ruinen kam er in das Gemach, wo Cynobelline gewohnt, fand aber nur eins ihrer Gewänder. Lange hielt er sie für todt. Endlich traf er sie unvermuthet an einem Brunnen in den unterirdischen Krypten zu Rom. Das Schicksal Beider war auch weiterhin eine Kette von Gefahren und Leiden, bis Drusus in der Schlacht bei Bebriacum getödtet wurde. Cynobelline schied aus der Welt und folgte Ephigenien in das Asyl auf der Insel Nymphenthal.

Die Geschichte der Prinzessin Ephigenia.

(I, 930—975.)

Matthäus erweckte in Aethiopien den Sohn des Königs Eglippus vom Tode, worauf Viele die Taufe nahmen, nur nicht der Prinz Hirtacus, eine Neffe des Königes, und auch die Gemalin des Letzteren blieb heimlich dem Heidenthum zugethan. Sie sandte ihre Tochter Ephigenia nach Meroe und hoffte, daß die dortigen Gymnosophisten dieselbe wieder vom Christenglauben abbringen würden. Die Gymnosophisten waren sehr kenntnißreiche Naturforscher, weshalb viele Vornehme in den afrikanischen Reichen ihnen ihre Kinder zur Unterweisung übergaben. Ephigenia sah in Meroe einst einen schönen, nur mit einem Schurze von Straußfedern bekleideten Jüngling, der auf einem Fuße stand und fortwährend in die Sonne blickte. Dies gehörte zu den Uebungen der Schüler. Es war Sulpitius Pythicus, der nebst seinem Bruder Sulpitius Camerinus von dem römischen Statthalter in Mauritanien zur Ausbildung hergesendet war. Beide Jünglinge hatten beinahe ausstudirt und standen als muntere und beredte Gesellschafter allgemein in Gunst. Pythicus verliebte sich in die Prinzessin, wagte es aber nicht, sich ihr zu entdecken, weshalb die Brüder eine List verabredeten. Sie reisten nach Mauritanien. Camerinus kehrte dann ohne den Bruder zurück, brachte aber seine Schwester Pythica mit und diese wurde von Ephigenia mit den freundlichsten Liebkosungen aufgenommen. Nun kam auch Ephigeniens Bruder, der Prinz Euphranon, nach Meroe, um den Unterricht der Weisen zu genießen. Er verliebte sich in die schöne Pythica und seine Schwester unterstützte ihn bei der Freundin. Diese war aber der verkleidete Pythicus,

welcher, um sich nicht zu verrathen, Euphranon's Zärtlichkeit erwiedern mußte. Der Prinz wurde jedoch von seinen Eltern, welche eine solche Verbindung mißbilligten, zurückgerufen und sie veranlaßten auch die Entfernung der verführerischen Römerin.

Pythicus ging nach dem Memnonium. Es wurde daselbst nach einiger Zeit die Zimmeternte — „man mähet hier den Zimmt, der allda wie anderswo das Korn wächst" — und das Sonnenfest gefeiert. Das Volk schmauste an den Sonnentischen, für welche die Erde in der Nacht die Speisen hervorbringt. Hier stand auch das Bild Memnon's, welches bei Aufgang der Sonne redet. Ephigenia fand sich ebenfalls zu dem Feste ein. Pythicus, noch immer in weiblicher Kleidung, und Camerinus nahmen ihr Vorhaben wieder auf. Man erzählte der Prinzessin, daß es im heiligen Walde redende Bäume gebe. Sie ließ sich hinführen und da Pythicus in einem hohlen Stamme steckte, wurden ihre Fragen über Memnon's Schicksale und die Trauer seiner Mutter richtig beantwortet. Außerdem erhielt sie die sonderbare Offenbarung, daß sie erlesen sei, dem äthiopischen Reiche von dem großen Memnon einen Sohn zu geben. Pythicus stieg auch in die Memnonssäule und Ephigenia hörte diese ihre Bestimmung scheinbar von dem Gotte selbst wiederholen. Die keusche Prinzessin wurde über die Zumuthung, die man ihr machte, krank und auch Pythicus ging der arge Betrug zu Herzen. Camerinus redete ihm jedoch zu, die Sache durchzuführen. Beide umstrickten die Prinzessin immer enger. Sie stellten ihr die vielen Vermählungen der Götter und Menschen aus der griechischen Fabel vor Augen; sie veranstalteten es, daß eines Tages die Sonnentische ohne Speisen blieben und gaben ihr zu bedenken, daß sie es vermöge, den Zorn der Götter zu versöhnen. Ephigenia widerstand nicht länger, wurde aber durch einen seltsamen Zwischenfall gerettet, denn Abgesandte von den Priestern des Jupiter Ammon holten plötzlich die schöne Römerin ab. Es war hier Gebrauch, jährlich durch das Loos eine Jungfrau für den Tempel zu erwählen. Sie mußte ein Jahr lang daselbst leben und wurde alsdann mit einer reichen Aussteuer entlassen. Diesmal hatte sich Jupiter selbst über das Geschlecht der Erwählten geirrt, das Loos traf Pythicus und die Priester, die es ihm meldeten, nöthigten ihn, sofort abzureisen. Ephigenia freute sich über das Glück ihrer vermeinten Freundin und wußte nicht, warum dieselbe mit solchem Herzeleid von ihr Abschied nahm. Sie ging darauf, wiewohl mit Angst und Zittern, wirklich in den heiligen Wald und blieb daselbst die ganze Nacht, aber kein Memnon erschien, was ihr denn auch ganz recht war. Camerinus ließ sie jedoch nicht aus dem

Garne und redete ihr ein, daß Memnon sie in dem Tempel des Jupiter Ammon erwarte.

Euphranon hatte inzwischen von seinen Eltern die Genehmigung zu seiner Heirath mit der Pythica erhalten und eilte nach dem Ammonium, um ihr diese frohe Nachricht zu bringen. Gleichzeitig traf auch seine Schwester Ephigenia hier ein. Nun kam es zu einer seltsamen Scene. Camerinus brachte nachts die Prinzessin in eine dunkele Kapelle. Pythicus nahm denselben Weg. Ihm aber schlich der Oberpriester nach, der sich in ihn, als in die neu erwählte Jungfrau, verliebt hatte. Seine Blendlaterne erleuchtete die Kapelle. Er fiel die Pythica mit zudringlichen Liebkosungen an und diese erstach ihn mit seinem eigenen Opfermesser. Der Lärm rief auch den Prinzen Euphranon herbei und die Ueberraschung war ebenso groß wie schmerzlich. Ephigenia sah, daß ihre Freundin, Euphranon, daß seine Verlobte ein Mann und ein Betrüger war. Jetzt aber ermannte sich Pythicus. Er beklagte die elende Rolle, die er gespielt, und stieß sich das Messer in die Brust. Die Prinzessin erkannte die Greuel des Götzendienstes und wurde eine fromme Christin. Bald mußte sie vor den Gewaltthaten ihres Vetters Hirtacus aus Aethiopien fliehen. Sie ging nach Europa und richtete sich das Nymphenthal bei Massilien zu ihrem Wohnorte ein. Ihre Brüder Beor und Euphranon fanden wir ebenfalls in Europa. Jener, der Gemal der Parthenia, spielte bei den Wirren in Deutschland, Rom und Dacien keine unbedeutende Rolle. Euphranon war mit der Prinzessin Roxolane verlobt, die der Claudia zu Liebe sich in ein übeles Gerede mit Nero brachte. Später veranlaßten es die Händel in Dacien, daß Roxolane noch einmal den Schein der Untreue annehmen mußte. Euphranon verschwand. Als der Friede geschlossen und ihr nichts mehr hinderlich war, ihren Geliebten mit der Entdeckung der Wahrheit zu versöhnen, erfuhr sie zu ihrer großen Bestürzung, daß Euphranon in den Wildnissen des Haemus als Einsiedler lebe; man überbrachte ihr sogar ein Gedicht, in welchem er mit liebevoller Trauer ihre Untreue beklagte. Roxolane trug Verlangen, das Unrecht, welches sie ihm, wiewohl ohne ihre Schuld zugefügt, zu vergüten. Ihre christlichen Freunde meinten jedoch, man solle den Prinzen in seiner frommen Abgeschiedenheit lassen und nicht wieder in die Welt zurückführen. Roxolane erwählte sich daher selbst eine ähnliche Lebensweise und begleitete Ephigenia, die Schwester ihres lieben Euphranon, nach Nymphenthal.

Die Geschichte des Prinzen Artabanus und der Prinzessin Zenobia.

(II, 273—317 u. passim.)

Der parthische Prinz Artabanus hatte in Rom die Leidenschaft der Crispina, einer reichen und schönen Dame erregt. Sie nöthigte ihn, eine Einladung zu nächtlichen Zusammenkünften anzunehmen. Um in die Sache eine für alle Betheiligten ungefährliche Wendung zu bringen und zum Theil aus Schalkheit ließ er ihren eigenen Mann bereden, sich statt seiner zu ihr zu begeben. Crispina glaubte mit ihrem Liebhaber, der alles Gespräch vermied, zusammen zu sein und freute sich über das behutsame Benehmen des Prinzen. Später erfuhr sie den Streich, der ihr gespielt worden. Rachsucht, Stolz und Liebe bewogen sie zu dem Beschlusse, nicht zu ruhen, bis sich der Prinz selbst ihr ergäbe. Crispina wurde Witwe. Sie stand bei mehren Kaisern, namentlich bei Otho, in solchem Ansehen, daß ihre Verheirathung mit Artabanus wie eine politische Angelegenheit betrieben wurde. Artabanus liebte aber seine Pflegetochter Zenobia, die als Geißel in Rom lebte. Sie war die Tochter der iberischen Königin Zenobia, deren tragisches Schicksal auch Tacitus erzählt. Aus Aerger darüber, daß Tyridates sie verschmähet, hatte diese ihren Vetter, den wilden blutgierigen Rhadamistus geheirathet. Tyridates vertrieb ihn aus Armenien. Zenobia begleitete ihn auf der Flucht. Da sie aber wegen ihrer Schwangerschaft nicht so schleunig reisen konnte und auch Tyridates nicht vor Augen kommen wollte, bat sie ihren Mann, sie in den Araxes zu stürzen, welchen Liebesdienst er ihr gerne erwies, indem er jetzt dieser Bitte wegen zum ersten Male einige Zärtlichkeit für sie empfand. Einige Hirten zogen die Königin aus dem Flusse. Sie gebar eine Tochter, starb aber, nachdem sie dieselbe dem Artabanus übergeben und Tyridates ihr eigenes Schicksal, nämlich den Schmerz über eine unerwiederte Liebe, angewünscht hatte. Als Crispina zu Rom in der jungen Prinzessin Zenobia eine glückliche Nebenbuhlerin erkannte, bemächtigte sie sich derselben mit dem ernstlichen Vorsatze, sie aus dem Wege zu schaffen und dadurch Artabanus das Herz zu brechen, wenn er nicht ihre Wünsche erfüllte. Ihr Einfluß in Rom war so bedeutend, daß die parthischen Gesandten und Artabanus selbst sich sehr gefügig stellen mußten, weshalb denn Crispina sie in ihren Angelegenheiten unterstützte, aber auch, als es zur Abreise kam, keineswegs in Rom zurückblieb. Auf den dacischen Inseln erneuerte sie ihre Ansprüche auf Artabanus und drohte mit dem Tode der Zenobia, die man ihr

mehrmals vergebens zu entreißen gesucht hatte. Es wurde oben erzählt, wie schlecht es den Parthern im Kriege mit Pacorus erging. Artabanus lag, des Todes gewärtig, in Banden. Man ließ ihm die Wahl zwischen dem Gifttranke und dem Abfall vom Christenthum. Da nahte Tyridates nebst Zenobia als Befreier. Sie kamen in gewisser Hinsicht zu spät. Denn Crispina hatte Artabanus' Rettung nicht versäumt und die Wachen waren bereits überwältigt. Die Stärke ihrer Leidenschaft wird aber erst jetzt recht offenbar. Als sie den Prinzen in Tyridates' und Zenobia's Armen sah und alle ihre Anstrengungen und Opfer als vergeblich erkannte, ergriff sie, über solche kaltsinnige Undankbarkeit verzweifelt, den für Artabanus bereit stehenden Giftbecher und trank ihn selbst begierig aus, worauf sie sterbend zu den Füßen ihrer jungen Nebenbuhlerin niedersank. Artabanus gelobte ihr ein prächtiges Grabmal, da sie nichts verbrochen, als daß sie ihn zu sehr geliebt.

Die Geschichte der Kaiserin Statilia Messalina und der Polla Argentaria.

(III, 1. Abth., 651—725.)

In dieser Episode treten einige der damaligen Dichter auf, um uns durch ihren Mangel an Welterfahrung und praktischem Sinne zu belustigen. Silius Italicus, der Verfasser des Epos über den zweiten punischen Krieg, liebte die nachmalige Kaiserin Statilia Messalina und doch wurde sie fünfmal durch ihn selbst die Frau eines Andern. Er warb um sie bei ihrem Vater und hielt zugleich für einen Freund um ihre Pflegeschwester Marcella an, brachte aber die Sache möglichst verworren vor, so daß der Vater die Liebenden anders gepaart glaubte. Silius hatte sich gegen die Statilia bis dahin nicht recht bestimmt erklärt und obgleich ihr die Sache wunderlich vorkam, nahm sie die Hand seines Freundes an. Er selbst heirathete denn auch die Marcella, die wenigstens sehr reich war. Diese ließ sich aber bald von ihm scheiden und da auch Statilia Witwe wurde, fanden sie sich wieder zusammen. Nun aber war Silius wieder ein armer Mann und da sie durch ihr näheres Verhältniß zu ihm in ein übeles Gerede gekommen, redete er ihr selbst zu, einem wohlhabenden Bewerber Gehör zu geben. Sie heirathete zum zweiten Male. Man hatte aber ihr und Silius zum Spotte sogar einen Gassenhauer gesungen. Ihr Mann wurde eifersüchtig und obgleich Silius, um ihm allen Verdacht zu benehmen, nach Afrika ging, sandte er ihr den Scheidebrief. Jetzt dachte Silius ernstlich daran, seine alten Wünsche zu verwirklichen. Er bat die Sabina

Poppaea um ein Amt in einer Provinz, gab jedoch aus übergroßer Vorsicht eine andere Dame für seine Braut aus, während Statilia von Pedanius Secundus geliebt sein sollte. Sabina Poppaea, die aus Eifersucht gerne alle hübsche Weiber aus Rom entfernt hätte, ging rasch zu Werke. Sie berief bei einem Gastmahle beide Paare in eine Lauberhütte und als sich dieselben widerspenstig zu zeigen schienen, obgleich sie nur über die Verwechselung bestürzt waren, befahl sie ihnen im Zorn und Argwohn, ohne Gegenrede zu gehorchen oder zu sterben. Pedanius und Statilia reichten erschrocken einander die Hand, Silius und die andere Dame entwichen. Pedanius wurde von einem Sklaven ermordet. Als Statilia zum dritten Male Witwe geworden war, gedachte Nero, sie mit einem seiner Günstlinge zu verheirathen. Die eifersüchtige Sabina Poppaea wollte die Statilia aus Rom forthaben, rieth dieser selbst, sich von Silius entführen zu lassen und versprach, sie in Parthien bei Vologeses reichlich zu versorgen. Silius sollte einmal Alles fehlschlagen. Der Bote, durch welchen ihn Sabina Poppaea herbeirief, traf ihn zu spät. Statilia wurde zum vierten Male an einen Andern verheirathet und Silius ging auf seine Güter, um in der Einsamkeit über sein verscherztes Glück zu trauern. Jetzt beschloß Nero selbst die Statilia zu heirathen und da Silius nun schon den Ruf besaß, daß er bei seiner Geliebten als Freiwerber für Andere Alles ausrichten könne, übertrug ihm Nero die Vermittelung der Sache. Silius war damals zwar Bürgermeister, konnte er jedoch der Statilia zumuthen, ihn einem Kaiser vorzuziehen? Sie ließ sich von ihm zu der neuen Ehe bereden und Beide gelobten einander nur ewige Freundschaft. Nero's Tod machte die Statilia zum fünften Male frei, Silius wäre ihr noch immer ein erwünschter Gatte, aber er müßte sich entschließen, durch ihre Partei den Thron zu erringen. — Diese Geschichte hat der alte Galba angehört und ganz folgerecht verfällt er auf den Gedanken, die mächtige kaiserliche Witwe selbst zu heirathen und sich zu dem Ende des Silius Fürwort bei ihr auszubitten.

In Rom lebte eine Anzahl gelehrter Männer und Frauen in genußreicher Geselligkeit. Der Epigrammendichter Martialis blickte aus Spanien mit Verlangen herüber und trat wenigstens schriftlich mit ihnen in Verkehr. Mit der gelehrten Polla Argentaria, der Verlobten des Lucan, unterhielt er einen witzigen Verswechsel und ihr geistreiches Wesen gefiel ihm so sehr, daß er mit der unverholenen Absicht, sie dem Lucan abspenstig zu machen, nach Italien reiste. Da nahm ein lustiger Vetter des Poeten die Sache in die Hand. Er führte Martial bei d

Marcella ein, die eben so unwissend wie reich war, und bildete ihm ein, daß sie die witzige und gelehrte Polla sei. Martial wurde bei seinem angenehmen Aeußern von der Marcella sehr wohl aufgenommen; da er sie aber in Versen begrüßte und gar griechisch redete, glaubte sie, er sei nicht bei Verstande. Inzwischen feierte Lucan seine Hochzeit mit der Polla. Jener Vetter unterrichtete die Gesellschaft von dem Scherze. Man fand eine Versorgung durch die reiche Marcella für Martial sehr nützlich und so wurde beschlossen, die Schelmerei durchzuführen. Man beredete ihn, um Marcella, von der man ihn glauben ließ, daß sie die wahre Polla sei, anzuhalten, und er empfing einen günstigen Bescheid, welcher sogar in Versen abgefaßt war, mit denen freilich die andere Polla ausgeholfen hatte. Marcella fand wirklich den pedantischen Gelehrten angenehm. Sie ließ sich ihm zu Liebe von Valerius Flaccus im Versemachen und im Griechischen unterrichten. Martial wollte sie einst mit einem Besuche erfreuen. Leider fand er sie bei ihren poetischen Exercitien eingeschlafen und hörte von ihren Kindern, daß die Mutter ihre Mitschülerin sei. Ja er belauschte sie sogar, wie sie Valerius Flaccus einige Verse aufsagte, mit denen sie ihren gelehrten Bräutigam empfangen sollte. Dies öffnete ihm die Augen. Er stahl sich aus dem Hause und legte ihr nur zum Abschiede ein Epigramm auf den Tisch. Lucan verlebte inzwischen mit der wahren Polla, die ihm auch bei seiner Pharsalia half, sehr glückliche Tage. Da beging er die Thorheit, sich mit Nero in einem poetischen Wettstreit zu messen. Martial war Preisrichter und erkannte dem Lucan den Sieg zu, worüber der Kaiser diesen und sein ganzes Geschlecht zu hassen begann. Dafür ließ sich Lucan in die Verschwörung Piso's ein, was ihn den Hals kostete. Er schied lachenden Mundes wie ein Weiser aus dem Leben. Martial näherte sich später der Witwe seines verstorbenen Freundes und sie schien ihn für seine lange Sehnsucht nach einer gelehrten Frau entschädigen zu wollen.

Weiterhin erzählt der Roman, wie Silius Italicus sich wirklich bei der Statilia Messalina für Galba verwendet; denn wenn dieser auch bald gestürzt würde, wäre es für sie ehrenvoller, Galba's als des Bluthundes Nero Witwe zu sein. Martial aber heirathete zuletzt doch die Marcella, welche darüber froh war, daß sie der Polla Argentaria obgesiegt. Otto und der Hof waren bei dem Hochzeitsfeste zugegen.

Geschichte des Prinzen Galgacus und der Vestalin Rubria.

(IV, 1. Abth. S. 26—120.)

Syora, die Königin der Briganten in Britannien, schenkte ihrem Gemale Corbredus lange Zeit hindurch keine Kinder. Ihre Verwandten beredeten sie, wiewohl es ihnen Mühe kostete, sich schwanger zu stellen, und gedachten einen Erben unterzuschieben. Sie sollte vorher eine Badereise nach Gallien unternehmen. Unter den Brunnengästen lernte sie den Prinzen Claudius, den nachmaligen Kaiser, kennen. Er begegnete ihr mit vieler Hochachtung und sie bezeigte sich auch ihrerseits gegen ihn freundschaftlich. Darauf wurde sie wirklich schwanger und gebar den Galgacus. Ihr Mann hielt diesen für den Sohn des Claudius und verstieß Syora, wiewohl sie unschuldig war. Claudius nöthigte ihn mehrmals, sie wieder aufzunehmen, doch hatte sie zeitlebens an den Folgen jenes Verdachtes zu leiden. Galgacus kam als Geißel nach Rom und Claudius übergab ihn dem Rathsherrn Rubrius zur Erziehung. Seine Fürsorge für den Knaben erregte die Eifersucht der Agrippina, die den Kaiser häufig auf bittere Weise an die schöne Syora erinnerte und den Galgacus haßte. Rubrius hatte eine schöne Tochter und die Kinder gewannen einander sehr lieb. Da Claudius aber seinem Galgacus eine britannische Prinzessin zugedacht hatte, befahl er, sie zu trennen und um den Wünschen des Kaisers völlig nachzukommen, ließ Rubrius seine Tochter sogar unter die Vestalinnen aufnehmen. Galgacus mußte mit seinem Aufseher ihrer Einkleidung beiwohnen, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß Rubria für ihn verloren sei. Aus einem Gespräche seiner Begleiter erfuhr er, daß Rubria's Aufnahme in den Vestatempel in mancher Hinsicht gegen die Gesetze verstoße. Er trat daher plötzlich vor den Oberpriester und that gegen die ungesetzliche Weihe Einspruch, welche Kühnheit ihm jedoch nur eine Züchtigung eintrug. Die Sehnsucht nach seiner Rubria machte ihn krank. Er schlich, als jüdische Leinwandhändlerin verkleidet, in den Tempel und redete seiner Rubria zu, eine Christin zu werden, damit sie von dem Gelübde der Vestalinnen, in dreißig Jahren nicht zu heirathen, frei würde. Da ihre Gespräche jedoch zu wenig von der Religion handelten, bat er einen christlichen Lehrer, für ihn das Werk der Bekehrung zu übernehmen. Dieser unterrichtete nebst einem anderen frommen Christen die Rubria mit solchem Eifer, daß sie darüber einst das heilige Feuer verlöschen ließ. Sie sollte dafür von dem Oberpriester Pedanius in einer finstern Kammer gepeitscht werden.

Galgacus erlangte es durch Bestechungen, daß man ihn selbst dahin brachte, denn er wollte die Strafe für Rubria erleiden. Statt der Schläge erhielt er aber von dem Oberpriester unvermuthet eine Liebeserklärung. Er würgte ihn halbtodt und lief davon. Der Schrecken über diese Ereignisse hatte Rubria so angegriffen, daß sie krank wurde. Galgacus besuchte sie jedoch, indem er wieder eine Verkleidung gebrauchte. Darauf mußte er einige Jahre im armenischen Kriegslager zubringen. Nun starb Claudius, der stets gegen ihn gütig gewesen war. Galgacus hatte alle Ursache, sich vorsichtiger zu benehmen, da er auf keinen Schutz mehr rechnen konnte. Bald kam auch über ihn und Rubria ein schweres Unheil. Es wurde Jemand, der mit einer Vestalin in übelem Verkehre stand, ertappt, als er morgens aus dem Tempel schlich. Er nannte Rubria als seine Geliebte und sie sollte lebendig begraben werden. Diese falsche Beschuldigung hatte ihm der Oberpriester an die Hand gegeben, der sein Verwandter war und einen feinen Plan ersonnen, sich der Rubria zu bemächtigen. Er ließ nämlich zu dem für Rubria bestimmten Grabe einen unterirdischen Gang bereiten, durch diesen sollte sie hinausgeführt und auf eins seiner Landhäuser gebracht werden, um, aus der Welt verschwunden, für ihn zu leben. Galgacus kam ihm zuvor und erstürmte mit einer Anzahl verwegener Bursche den Tempel. Er wurde aber gefangen. Britannische Fürsten bestürmten Nero um seine Begnadigung. Der Kaiser genehmigte endlich, daß sie ihn auf heimliche Weise retten dürften. Nach ihrem Plane sollte Galgacus durch einen Schlaftrunk der Locusta dem Scheine nach den Tod erleiden, auf dem Scheiterhaufen jedoch mit einer falschen Leiche ausgetauscht und dann in der Stille nach Britannien gebracht werden. Zu derselben Zeit beschloß Nero, den Prinzen Britannicus zu vergiften. Die Freunde desselben wollten Locusta bewegen, ihm ebenfalls nur einen Schlaftrunk zu geben, und ihn dann auf gleiche Weise vom Scheiterhaufen bringen. Locusta's Trank bewirkte, daß der eine Prinz bei dem Gastmahle, der andere auf der Richtstätte für todt niedersanken, und man schritt zu ihrer Bestattung. Da brachten Befehle vom Hofe Alles in Verwirrung. Nero gebot, Britannicus sogleich zu verbrennen, Agrippina, ihm heimlich fortzuhelfen. Galgacus schien gänzlich verloren, da Agrippina aus Haß und Nero aus Wankelmuth die Rettung desselben untersagten. Die Scheiterhaufen loderten und es fiel unter Donner und Blitz ein heftiger Platzregen. Niemand wußte recht, ob einer oder keiner der Prinzen das Leben behalten.

Das weitere Schicksal der Rubria ist im vierten Bande (2. Abth., 49—56) erzählt und zwar nicht in einer Episode.

Rubria war wirklich auf die angegebene Weise aus ihrem Grabe in des Oberpriesters Landhaus geführt worden. Bald erschien er, um den Dank für ihre Rettung zu beanspruchen. Er wurde aber diesmal wie später mit Verachtung zurückgewiesen. Nach einigen Jahren bekannte jene schuldige Vestalin auf ihrem Sterbebette die bübische Verrätherei. Rubrius befreite seine Tochter aus den Händen des Oberpriesters, der sich die Adern abschnitt. Rubria kehrte wieder zu den Vestalinnen zurück, um dennoch ein schlimmes Schicksal zu erleben. Nero befahl, die Prinzessin Antonie, die in dem Vestatempel eine Zuflucht gesucht, mit Gewalt hinwegzuführen. Man vergriff sich in der Person und brachte ihm Rubria, die er aus Aerger schändete. Sie stieß sich den Dolch in die Brust, damit ihre keusche Seele nicht in einem verunreinigten Körper wohnte.

Galgacus hatte in Britannien mancherlei Begegnisse. So bestritt man ihm sein Erbreich, weil er der Sohn des Claudius sei, und Andere wollten ihn aus demselben Grunde zum römischen Kaiser ausrufen. Endlich erfuhr er das Geschick seiner Rubria. Obgleich er in Besitz seines Reiches kam, ließ ihm die Trauer um die Geliebte und die Rache an Nero keine Ruhe. In der Schlacht bei Bebriacum hieb er wüthend den Prinzen Drusus nieder, der sich unglücklicher Weise den Namen jenes falschen Anklägers der Rubria beigelegt hatte, und so hörten wir oben, daß er auch die Prinzessin Claudia tödtete, in der er den wiedererstandenen Nero anzutreffen glaubte.

Die Geschichte der Prinzessin Solàne.

(VI, 163—195.)

Mithridates von Pontus vermählte seinen Sohn Cotys mit Solane, der Tochter des Königes Polemon von Cappadocien. An seinem Hofe hielten sich viele Römer auf. Unter ihnen befand sich der junge Aquilius, den Solane schon bei ihren Eltern kennen gelernt und mit dem sie beinahe erzogen war. Mithridates hatte mit Potentiana, einer geborenen Römerin, ein zärtliches Verhältniß angeknüpft. Elimar, der Ehemann derselben, und die pontische Königin Adonacris ergaben sich darein, nicht aber die junge Prinzessin Solane, die es sehr übel empfand, daß die Buhlerin ihres Schwiegervaters sich bei Hofe so anmaßend betragen durfte. Nun verliebte sich gar noch ihr eigener Mann, der Prinz Cotys, in Tecklea und obgleich sie ihm einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, sonderte er sich ganz von ihr ab. An Mithridates' Geburtstage kam der cappadocische Hof nach Pontus zum Besuche. Es wurden mancherlei Ergetzlichkeiten veranstaltet und bei

einem Wettkampfe im Ringen fiel Aquilius' stattliche Gestalt der Potentiana in die Augen. Er nahm nicht Anstand, ihre deutlich ausgesprochenen Wünsche zu erfüllen. Da er mit der Prinzessin Solane in einem freundschaftlichen Verkehr stand, so theilte er ihr seinen Liebeshandel mit. Potentiana wurde jetzt über die vertraulichen Unterhaltungen der Beiden eifersüchtig. Sie mußten ihren Umgang aufgeben, doch wechselten sie wenigstens täglich Briefe, in denen sie sich dann sowohl über Potentiana, wie über Cotys und Tecklea ohne Zurückhaltung äußerten. Solane machte mitunter ihrem Manne heftige Vorwürfe, der sie daher einmal bei der Gurgel faßte und an die Wand drückte, daß sie schier erstickt wäre. Sie bat ihre Eltern um Erlösung aus diesen trostlosen Mißverhältnissen, erhielt aber nur die Mahnung, Alles zu ertragen und an keine Scheidung zu denken. Ihr Vater Polemon hatte einen Günstling Bartoces und dieser war an dem cappadocischen Hofe ebenso mächtig wie Potentiana an dem pontischen. Der Königin Dynamis, der Gemalin des Polemon, war Bartoces sehr zuwider, doch fügte sie sich in ihre Lage, während Solane nicht die Geduld ihrer Mutter besaß und sowohl die Untreue und Roheit des Prinzen wie die angemaßte Gewalt der Potentiana unerträglich fand. Sie hatte mit Aquilius in ihrer Kammer öfters eine geheime Zusammenkunft, um ihm ihre Noth zu klagen und es wurde verabredet, daß sie zu dem Könige der Soracier fliehen sollte, wozu Aquilius ihr seine Hülfe und Begleitung anbot. Vorher mußte er jedoch noch eine Reise nach Syrien zu dem römischen Statthalter machen. Hier verführte ihn seine Eitelkeit, sich in Gegenwart mehrer Herren sowohl der Gunst der Potentiana als der Freundschaft der Solane zu rühmen. Seine leichtfertigen Aeußerungen wurden sogleich nach Pharnacia, der pontischen Hauptstadt, berichtet und Potentiana sann auf Rache, zumal da er bereits durch eine frühere Beleidigung ihren Zorn erregt. Sie hatte nämlich Aquilius wegen eines sehr ärgerlichen Gerüchtes über die Folgen ihres Verkehrs die Verheirathung mit ihrer Tochter vorgeschlagen, damit dies verwandtschaftliche Verhältniß jeden weiteren Argwohn beseitigte. Er war jedoch aus Scheu vor der Blutschande auf den Antrag nicht eingegangen und auch dafür sollte er jetzt büßen. Aquilius kehrte aus Syrien zurück. Wiederum suchte er Solane in ihrem Zimmer auf. Er unterhielt sie mit munteren Scherzen über lächerliche Dinge, die am Hofe des syrischen Statthalters vorgefallen, und die früher verabredete Flucht wurde auf den folgenden Tag festgesetzt. Potentiana hatte inzwischen den Mithridates auf alle Weise gegen ihn aufgebracht und ihm sogar eingeblasen, daß Solane von Aquilius schwanger sei. Der König beschloß, Rache zu

nehmen, jedoch Solane dabei zu schonen. Sie brachte die Nacht damit zu, daß sie ihre besten Kleinode zu der Flucht einpackte, Aquilius kam aber am folgenden Tage nicht zum Vorschein und blieb verschwunden. Mithridates gab die Briefschaften desselben der Potentiana zur Durchsicht. Diese unterschlug Alles, was sie selbst in Ungelegenheit gebracht hätte, und machte aus dem Uebrigen für Aquilius und die Prinzessin eine Anklage zurecht. Leider war Solane in ihrer Gereiztheit so unvorsichtig gewesen, sich in ihren Briefen selbst über Mithridates und ihren eigenen Vater nicht immer mit Ehrerbietung zu äußern. Der König kündigte ihr an, daß er sie ihren Eltern zurückschicken müsse. Elimar, der Mann der Potentiana, fragte sie dabei höhnisch, wie lange sie von Aquilius schwanger sei, worauf sie aus Ungeduld antwortete: ob er sie etwa für sein leichtfertiges Weib ansähe, und sich durch eine beredte Schilderung der lasterhaften Potentiana das Herz erleichterte. Man sagte ihr, daß Aquilius niedergemacht sei und sie brach in Klagen aus, die den König in seinem Verdachte bestärkten. Sie wurde nach Tyana gebracht. Auf ihre Unschuld bauend, erbot sie sich hier, die Probe mit dem Wunderwasser aus dem Jupitersbrunnen zu bestehen. Sie nahm den Trank getrost und ohne Schaden, wobei sie den Elimar aufforderte, auch seiner Frau dies Keuschheitswasser reichen zu lassen.*) Die Zweifel an ihrer Unschuld waren damit gehoben, doch wollte ihr eigener Vater Polemon ihr nicht jene beleidigenden Briefe verzeihen und war unversöhnlicher als Mithridates, der ihr sogar die Rückkehr an seinen Hof anbot, wenn sie sich demüthigte. Leider hörte sie auf Bartoces' falschen Rath und verstand sich nicht dazu, worauf sie zu steter Gefangenschaft verurtheilt wurde. Cotys war während dieser Vorgänge verreist gewesen und ließ sich jetzt von ihr scheiden. Dynamis besuchte bisweilen ihre Tochter im Gefängnisse. Polemon aber hatte sich gegen Mithridates verbindlich gemacht, es nie zu thun, und obgleich er mit den Jahren milder wurde, starb er, ohne sie wiedergesehen zu haben. Der ränkevolle Bartoces hörte nicht auf, Unfrieden zu säen: so verwickelte er Cotys in einen Krieg mit seinem jüngeren Bruder Mithridates. Dieser wurde von den Römern, die sich in die Sache mischten, gefangen und in Rom hingerichtet. Cotys kam in Pontus zur Regierung

*) Die asiatische und die europäische Romantik hat bekanntlich sehr viele solche Wundermittel zur Prüfung der Keuschheit. In der Octavia giebt es noch ein zweites Beispiel. Susanne, die Königin von Adiabene, reist nach Jerusalem und erweist daselbst, indem sie von dem „verfluchten Wasser" trinkt, ihre Unschuld. Unkeusche Frauen sollten davon sofort todniedersinken und aufschwellen (IV, erste Abth. 744).

und beherrschte auch Cappadocien, das Reich der Dynamis und seiner geschiedenen Gemalin, denen er viel Verdruß verursachte, worüber Dynamis starb. Solane hat sich in ihr Schicksal ergeben. Potentiana mußte einen sonderbaren elenden Tod nehmen, Bartoces kam unter Cotys um alles Ansehen.

Die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten dieses Romanes.

Der großartige Plan und die unerschöpfliche Kraft der Erfindung. Das Zurücktreten des historischen und heroischen Interesses, dagegen die reichhaltige Darlegung der inneren Welt. Die hochherzige Resignation bei den Conflicten der Pflicht und der Liebe (Octavia, Tyridates). — Die Darstellung prunkt nicht mit Philosophie, Gelehrsamkeit und rhetorischer Beredtsamkeit, enthält sich mit Unrecht auch der Beschreibung. Die natürliche, gefällige Sprache. — Die geschichtlichen Thatsachen in den Episoden.

Zu den hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten dieses Romanes gehört, daß derselbe nach einem so großartigen Plane angelegt ist und daß die Ausführung sich durch einen ungemeinen Reichthum an Erfindungen auszeichnet. Die Schicksale einiger liebenden Paare erhalten eine denkwürdige Periode aus der innern und äußern Geschichte des römischen Reiches zur Grundlage. Wie Rom selbst der Mittelpunkt der damaligen Welt war, so sucht der Roman hiebei alle Länder der Erde zu umspannen und führt uns, die fernsten Säume des Horizontes verbindend, von Aquitanien bis nach Indien, von Britannien bis Aethiopien. Es sind dabei nicht nur die politischen, sondern auch die religiösen Motive zur Anwendung gekommen, indem das Christenthum seinen gefahrvollen, doch siegreichen Kampf gegen den Aberglauben und Götzendienst der Römer, der Deutschen und der Asiaten aufnimmt. In mancher Hinsicht ist der Verfasser mit mehr Besonnenheit zu Werke gegangen als Lohenstein; er beschränkt sich auf die Darstellung der damaligen Weltlage und hat deshalb auch die in den Episoden enthaltenen neueren Begebenheiten, welche überdies mehr der Privatgeschichte der Höfe angehören, völlig in das Alterthum versetzt, während Lohen-

stein die Weltgeschichte selbst von ihren mythischen Anfängen bis zur Gegenwart ins Auge faßte und aus seinem Romane ein Compendium derselben machte. Daher stehen in der Octavia der historische und der erotische Theil der Dichtung in einem weit innigeren Zusammenhange. Andererseits überragt Lohenstein, wie wir sogleich zeigen werden, den Verfasser der Aramena und der Octavia bei Weitem an historischem Sinne. Wo aber hat dieser die Stoffe zu den unzähligen Liebesgeschichten hergenommen, welche das Gerüste der Politik mit Laub und Blumen bekleiden? Es mag sich zu seiner Zeit an den Höfen so manche romanhafte Begebenheit dieser Art zugetragen haben und die Bekanntschaft mit den Familiengeheimnissen der fürstlichen Häuser bot ihm vielleicht für seine Dichtung mehr Materialien dar, als wir heute wissen, aber es offenbart sich in dieser Menge und Mannichfaltigkeit der erotischen Erzählungen gleichwohl eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Phantasie. Würden diese Stoffe in dem Style der neueren Romane behandelt werden und träte zu der Erzählung der Thatsachen die breite Ausmalung der Nebenumstände und die psychologische Dialektik hinzu, so könnte aus der Saat von Abenteuern, die hier mit vollen Händen ausgestreut ist, leicht eine Bibliothek von vierzig Bänden erwachsen.

Die Octavia ist kein eigentlicher Heldenroman. Die kampflustigen Ritter der Amadisdichtung mit ihren allen Glauben übersteigenden Thaten waren damals schon vergessen. Die Octavia liebt überhaupt nicht den Klang der Waffen. Sie erzählt uns zwar, daß Tyridates schon als zwölfjähriger Knabe wie ein Mann gefochten und so erwerben sich auch ihre anderen Helden in den vielen Kriegen Ehre genug, aber der Verfasser schildert nichts der Art mit Antheil und Wärme. Man sieht, er wollte in diesem Punkte nicht weiter gehen, als ihn die herkömmlichen Forderungen der Dichtungsgattung nöthigten. Das bedeutendste kriegerische Ereigniß in dem Romane ist die Schlacht bei Bebriacum, in welcher Otho dem Vitellius erlag, und auch diese wird hinter den Coulissen geliefert. Mehr Anspruch hat die Octavia auf den Namen eines politischen Romanes. Wenigstens sind die Verhandlungen der verschiedenen Parteien über ihre Thronprätendenten auf die ermüdendste Weise ausgeführt. Bald wird Dieses, bald Jenes beschlossen und ehe Etwas geschieht, tritt ein Umstand ein, der wieder neue Berathungen zur Folge hat. Dies gab der Haupthandlung einen äußerst schleppenden Gang. Derselbe entsprach jedoch der ganzen Einrichtung dieser Romane, denn die leitende Erzählung mußte, als die Trägerin so vieler Episoden, zu einem unendlich langen Faden ausgesponnen werden. Eine geraume

Zeit hindurch hat Tyridates als politischer Held keine andere Aufgabe, als es sich gefallen zu lassen, daß ihn diese oder jene Partei auf den Thron erheben will.

Wie die Aramena, so ist die Octavia nach ihrem wesentlichen Inhalte ein sittlicher Roman. Der Verfasser wollte erhabene moralische Charakterbilder aufstellen und abermals hauptsächlich die Kraft des Duldens und der Entsagung feiern. Sie ist zugleich ein erotischer Roman, insofern sich der Edelmuth und die Seelengröße meistens im Kampfe mit den eigensüchtigen Wünschen der Liebe bewähren. Die Kaiserin Octavia hält, so lange Nero lebt, jede Liebe zu einem andern Manne für einen Frevel, Tyridates glaubt, daß sie seine Schwester sei. In einer ähnlichen Lage befinden sich Italus und Antonie, das andere Heldenpaar, die sich ebenfalls als Geschwister betrachten sollen und ernstlich bemüht sind, in ihren Herzen die Macht einer andern Liebe zu bekämpfen. Als Nero's Tod nicht mehr bezweifelt werden kann und damit das erste Hinderniß, welches Tyridates und Octavia geschieden, wegfällt, tritt ein zweites Motiv in Wirksamkeit. Es wird von Octavia gefordert, daß sie der Erlösung der Christen ihr ganzes Lebensglück aufopfert und ebenmäßig von Tyridates, daß er dieses gut heißt. Jene Scene, in welcher Octavia von Artabanus und Norondabates gewaltsam zur Flucht genöthigt wird und dann Tyridates gegen ihre eigenen Freunde zum Schutze aufruft, um der Gemeinde am Borysthenes ihr Versprechen halten zu können, ist für die fromme Dulderin der Gipfelpunkt der sittlichen Erhebung; ebenso für Tyridates selbst, denn er führt sie wirklich in ihr Gefängniß zurück und überläßt die Geliebte seinen Feinden, wiewohl er, da der Todesschauer der Selbstvernichtung sein innerstes Leben berührt, ohnmächtig niedersinkt. Aus solchen Conflicten der Pflicht und der Liebe entwickelt sich ein langes und schmerzhaftes Leiden. Nicht ein feuriger Unternehmungsgeist, sondern die Großmuth der Resignation, die edele Gesinnung im Unglück war es, was dem Verfasser als Gegenstand der Verherrlichung vorschwebte, und so viel er sich mit historischen Ereignissen zu schaffen machte, in der Weltgeschichte spiegeln sich stets die Angelegenheiten des Herzens ab. Die Geschichte der römischen Kaiser, die in dem Romane auftreten, ist keine Regentengeschichte. Weder Claudius noch Nero noch Otho haben regiert; ihr Leben hat wie die Geschichte jedes Privatmannes einen ganz persönlichen Charakter, da der Roman sich hauptsächlich über ihre Heirathen, Heirathspläne und Liebesabenteuer verbreitet. Ebenso ist es mit den Episoden, so viele historische Thatsachen sie auch zu enthalten scheinen. Es ging dem Verfasser wie

Anakreon, der die Atriden besingen wollte, dessen Cither aber Liebe und nichts als Liebe tönte.

Dies hatte ich in Gedanken, wenn ich oben bemerkte, daß sich in der Octavia ein Mangel am historischem Sinne kundgebe. Die moralische Tendenz verdrängte aber auch andere wichtige Dinge, die Lohenstein's Interesse erregten. Während dieser, wo nur die Erzählung dazu Gelegenheit gab, die Beschaffenheit der Länder, Merkwürdigkeiten der Natur, die Erzeugnisse der Erde und des Gewerbfleißes, die Sitten und Meinungen der Völker, Wissenschaft, Kunst und Philosophie in die Darstellung aufnahm, wird man das Wenige dieser Art, was die Octavia darbietet, kaum gewahr. Der Religion allein widmet der Verfasser einige Aufmerksamkeit. So spricht er nicht ohne Wärme von dem Gottesdienste der Christen. In Rom werden oft bestimmte Tempel und Feste erwähnt, um den Begebenheiten eine örtliche Besonderheit zu verleihen und so hören wir auch mehrmals von den deutschen Göttern Wothan, Irmenseul, die der Verfasser mit Mars und Mercur vergleicht, von Hertha und Teutates, von den Druiden, ferner von den indischen und äthiopischen Gymnosophisten, von den medischen Magiern u. s. w. Auch in der Aramena tritt die wahre Religion in einen starken Gegensatz zu dem Götzendienste und nicht nur der Monotheismus der Erzväter, sondern sogar die Geheimlehre der Druiden erhält eine christliche Färbung. Die letzteren haben in Asien dem Wothan einen Tempel gebaut. Delbois besucht denselben und hört hier, daß die Druiden eine Verheißung von der Erlösung der Menschheit durch den Sohn der Jungfrau haben, die sie unter dem Namen Isis verehren, daß sie an die Dreieinigkeit und an die Unsterblichkeit der Seele glauben (I, 538).

Die äußere Welt tritt in den Romanen des Herzogs offenbar sehr in den Hintergrund. Man kann auf die Octavia anwenden, was die Vorrede zu der Aramena von dieser sagt. Auch sie eröffnet eine Schule der Geduld und ist ein Spiegel der Tugenden und Laster sowohl wie der göttlichen Gerichte. Damit sinkt sie aber keineswegs zur Alltäglichkeit herab und es ist der inneren Welt, auf die sie ihr Absehen richtete, eine reiche Entwickelung zu Theil geworden. Die vielen Personen des Romanes vertreten eine ganze Scala der edelsten wie der schlimmsten Regungen des Menschenherzens. An der Spitze steht als das sittliche Ideal des Verfassers die Kaiserin Octavia und es zeugt von einem hohen Schönheitssinne, daß diese weltüberwindende Erhabenheit der Seele sich mit einer kindlichen Anspruchslosigkeit darlegt und nicht durch den leisesten Zug von Tugendprunk entstellt ist. Betrachten wir dann

etwa als ihren Gegensatz den pontischen Nero, mit welcher Feinheit sehen wir dann wieder ein lüderliches Genie gezeichnet. Ein bemerkenswerther Fortschritt ist es, daß die Charaktere nicht mehr allein aus sittlichen Elementen zusammengesetzt sind, sondern sich auch durch andere Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur individualisiren. Auf diese Weise werden z. B. die Könige Gerstiblindus und Vologeses zu sehr ausgeprägten Gestalten und in dem indischen Prinzen Phraortes, diesem liebenswürdigen Träumer, erhalten wir schon einen entschiedenen Sonderling. Zu der Mannichfaltigkeit der Charaktere gesellt sich die Mannichfaltigkeit der Zustände und Ereignisse. Es steckt in dem Romane eine unglaubliche Fülle von phantasievollen und anziehenden Lebensbildern, welche die Bewegungen des Herzens und den Gang der menschlichen Schicksale zur Anschauung bringen. So wird schon das, was wir oben aus einigen Episoden mitgetheilt, den Leser merken lassen, welcher reichen Ausführung diese Skizzen fähig sind.

Indem wir nun die stylistische Seite der Darstellung betrachten, fordert der Vergleich mit den anderen Prosadichtungen des Zeitalters und namentlich mit dem Arminius uns auf, die römische Octavia durch diejenigen Eigenthümlichkeiten zu charakterisiren, welche ihr fehlen. Der Herzog war kein Gelehrter von Fach. Seine Romane sind „nicht im Schulstaub, sondern zu Hof erwachsen." Demnach hat er sich hier nirgends auf philosophische Erörterungen oder auf eine prunkende Anhäufung gelehrter Notizen eingelassen, was schon aus seinem ausschließlichen Interesse für die moralische Welt erklärlich ist. Auch fehlen jene mit rhetorischer Kunst ausgearbeiteten Reden und Briefe. Auffallend genug ist aber auch die malerische Beschreibung so wenig zur Anwendung gekommen, daß man die Beispiele zählen kann. Wie sehr bemühten sich Andere, den Lesern die Schönheit ihrer Heldinnen vor Augen zu stellen. Hier wird die einzige Octavia in dem herkömmlichen Style geschildert. Von localen Beschreibungen verdienen nur drei eine besondere Erwähnung. Das Nymphenthal der Ephigenie und die Krypten, namentlich die am Borysthenes, sind nicht ohne Sinn für das Schöne in ausführlichen Bildern dargestellt, weshalb ich den Leser mit ihnen genauer habe bekannt machen wollen, und außerdem würde noch die Einöde der Prinzessin Antonie hieher gehören, ein weitläufiger Park mit Ruinen, in dessen Verborgenheit sie sich oft mit ihrem vermeinten Bruder Drusus, der jedoch Italus war, unterredete. Obgleich uns die Erzählung so lange in Rom festhält und auch nach Griechenland hinführt, sehen wir nichts von den Kunstgebilden der alten Sculptur. Es wird nur bisweilen die Pracht

eines Zimmers beschrieben. Oft macht der Verfasser den Ansatz, uns ein heidnisches Fest oder ein Gastmahl mit den Einzelnheiten der Anordnung und des Herganges vorzuführen, doch bricht er immer bald ab und von Lohenstein's allegorischen Maskenspielen ist kaum ein Schatten vorhanden. Selbst die Aramena enthielt mehr von diesen Dingen. So trat in ihr auch die Freude an der Natur mit mehr Frische und Hingebung hervor. Es scheint, als ob die größere Reife der sittlichen Anschauungen, die sich in der Octavia kundgiebt, die jugendliche Regsamkeit des Gefühles, die der Aramena eigen ist, in etwas beeinträchtigt habe. So sind auch die lyrischen Einlagen in der Octavia minder zahlreich und wenigstens in den ersten Theilen vielleicht sogar entlehnt, da eine Vorerinnerung zum dritten Bande angiebt, daß sie einen vortrefflichen schlesischen Dichter zum Verfasser haben.

In Betreff der Sprache schließen sich die Romane des Herzogs denen von Bucholtz an. Wir finden auch in ihnen weder die prunkenden Gleichnisse, noch die geistreichen Gegensätze, noch den hochtrabenden Schwulst. Der Verfasser erzählt in schlichter Prosa, die nur den Fortschritt der Zeit durch eine größere Leichtigkeit und Klarheit zu erkennen giebt. Mit der Abwerfung des falschen Zierrathes kehrt die Sprache zur Natur zurück, wobei allerdings zu wünschen bleibt, daß der zwar gefällige, jedoch stets gleichmäßige Ton nicht auch an solchen Stellen zu finden wäre, die eine frischere Farbengebung und einige lyrische Bewegtheit erforderten.

Sonst leidet die Darstellung an zwei erheblichen Fehlern. Einmal werden sehr viele Ereignisse nicht unmittelbar und in zusammenhängender Erzählung mitgetheilt, sondern man muß sie aus den Gesprächen der Personen, aus ihren Unterhaltungen und Berathungen entnehmen, was es sehr schwer macht, dem Gange der Begebenheiten zu folgen. Ferner hat der Verfasser einen falschen Begriff von der Detailschilderung gehabt. Erzählt er etwa die Schicksale eines Liebespaares, so entfaltet er nicht die Ereignisse nach ihren eigenen Bestandtheilen, sondern er führt sogleich eine Menge von Nebenpersonen ein, die alle mithandeln und mitreden, wodurch die Hauptsache nur verdeckt wird, statt daß sie aus sich selbst heraus hätte entwickelt werden sollen. In den einzelnen Abschnitten wiederholt sich demnach dasselbe Verfahren, welches dem ganzen Romane den ungeheuren Umfang gegeben hat.*) Denn die Schicksale der Aramena und der Octavia sind nicht so reich an Einzelnheiten, aber eine Erzählung nach der andern setzt sich an die Haupt-

*) 6922 Seiten.

begebenheit an, so daß wir zuletzt ein Chaos von in einander geschobenen kleinen Romanen vor uns haben, durch welche sie nur als der rothe Faden hindurchläuft. Dies galt damals für eine besondere Schönheit der Dichtungen, denn Bucholtz und Lohenstein ließen es sich angelegen sein, ihre Stoffe auf dieselbe Weise zu erweitern. Da die Erzählung jeden Augenblick abbricht, immer neue Personen auftreten, ehe die anderen schon einen bestimmten Eindruck gemacht, und immer neue Verwickelungen eingeleitet werden, so kann man ein Paar Bände lesen, ohne noch recht in die Sache hineinzukommen und für Leser, die nur Unterhaltung suchen, ist nichts abschreckender als diese Romane. Hat man sich aber durch das Ganze hindurchgearbeitet, so schickt man die Bücher nicht fort, ohne erst manches Capitel noch einmal zu lesen.

Die Redeweise des Herzogs bietet auch in Einzelnheiten der Sprache Vieles dar, was Beachtung verdient. Sehr häufig kehrt jene sonderbare Zusammenziehung eines Hauptsatzes und eines relativen Nebensatzes wieder, bei welcher das Verbum des letzteren auf eine unpassende Art in das active Participium verwandelt wird, wie man auch noch heute in der Volkssprache eine Nacht, in der Jemand wohl schläft, eine wohlschlafende Nacht, und Freunde, die er bei sich hat, seine bei sich habenden Freunde nennen hört. Auffallende Beispiele der Art sind: Das Zeichen seiner zu ihr tragenden Freundschaft (Oct. V, 267), Er verhieß ihr wegen solcher Nachreden ihr alle selbstverlangende Vergnügung zu verschaffen (Daselbst 665), Sie begegnete mit guter Art seiner erweisenden Kaltsinnigkeit (Daselbst 726). Viele Ausdrücke sind veraltet oder stets nur in gewissen Landschaften und im engeren Verkehre gebräuchlich gewesen. Aus der Aramena habe ich mir leider nichts der Art angemerkt als: Sie verwandelte sich nach Hemath (I, 194) für: Sie begab sich dahin, Aufwickler (II, 387) für Aufwiegler. Die folgenden Beispiele sind sämmtlich aus der Octavia:

Rahn für schlank. Ich wäre nicht allein weißer und zarter von Gesicht, sondern auch rahner vom Leibe (II, 161).

Am sehrsten, Superlativ von sehr. Gleichwie das Verbotene erst am sehrsten gesucht wird (III, 164).

Sprachen für sich unterhalten. Massen sie mit Artabanus viel sprachete (II, 303 und oft). Auch bei Zesen und Bucholtz.*)

Tugend (wie im Mittelalter) für Kraft. Der Schlaftrunk hatte die Tugend, ihn in einen so tiefen Schlaf hinzuhalten (IV, 1. Abth., 242).

*) Siehe oben S. 60 und 138.

Gissen (aus der Schiffersprache) für muthmaßen. Niemand gissete auf die rechten Personen (IV, 1. Abth., 361), Keiner gissete auf die Briefe (Daselbst 591 und öfters).

Gehälen (in der Gerichtssprache gehehlen) für einwilligen. Daß der Kaiser in der Popilia Ansuchung keineswegs gehälen wolle (IV, 1. Abth., 491), Ich mußte mit darein gehälen (V, 173).

Warschauen für warnen. Die von der Plotina gewarschauete Priestere hielten fleißig Wache (IV, 1. Abth., 568). Wir begaben uns auf die Flotte, um selbe für Allem warzuschauen (V, 773). Auch bei Zesen (Ibrah. 1. Band, 421).

Sich begreifen für sich fassen. Begreifet euch und hütet, mir das Geringste von eurer Schwachheit merken zu lassen (IV, 1. Abtheilung, 748), Sie begriff sich (IV, 2. Abth., 404).

Die Geschwistrige für Geschwister (IV, 2. Abth., 31 und sonst).

Auflage für falsche Beschuldigung. Die Königin ist unschuldig an der Auflage, daß ihr Sohn von dem Kaiser Claudius erzeugt sey (IV, 2. Abth., 426).

Spießgeselle in gutem Sinne für Kamerad. Sie wollten den Zustand ihrer Spieß-gesellen erfragen (V, 113). Zesen, oben S. 61.

Eintreiben für in die Enge treiben. Sie wurden von ihm eingetrieben (V, 410).

Erlaucht in der ersten Bedeutung für erleuchtet, einsichtsvoll. Der große Vologeses ist viel zu erlaucht, als ein solches zu glauben (V, 857).

Aufquicken für erquicken. Wir schafften, daß nach seinen Wunden gesehen und er wieder einigermassen aufgequickt wurde (VI, 404).

Abereinst für abermals. Daß ihr diese Beute abereinst entgangen (VI, 710).

Den Wörterbüchern unbekannt und nicht zu erklären ist: Es thut mir sehr ant (III, 973 für leid), daß ihr von mir seit.

In den Romanen der Herzogs beginnt auch das Sie der Mehrheit für die Anrede in Gebrauch zu kommen, wenigstens kenne ich keine älteren Beispiele.*) Sie wissen, mein Prinz (antwortete der Alte), wie ich anfangs so ungern hörte u. s. w. Sobald ich aber solches erfuhre, werden sie sich noch wohl entsinnen, wie ich meine Meinung änderte (Aram. I, 45). Sie beschließen ihre Erzählung mit einem Reime (Daselbst 164). Vergessen Sie, wer sie sind (Oct. I, 188). Phraortes zu Tyridates: Sie müssen mich nicht als Nebenbuhler ansehen; obgleich

*) Es wäre denn das ganz vereinzelte Sie bei Zesen, oben S. 63.

ich ihnen in meiner Liebe zur Octavia nichts nachgebe, suche ich nichts Höheres als ihrer beider Vergnügung (VI, 707). Die damalige Umgangssitte kam hierin noch zu keiner Festigkeit. Am gebräuchlichsten war die zweite Person der Mehrheit, doch reden bei Zesen sogar Prinzen und Prinzessinnen einander mit Er und Sie an, in den Romanen des Herzogs duzen sich bisweilen vertraute Freunde, es kommen aber auch ausweichende Umschreibungen vor. So sagt der Kaiser Otho zur Octavia (IV, 1. Abth., 513): Man durchgehe diese Briefe.

Es mag nun noch ein Wort über den historischen Inhalt der Episoden folgen. Sie sind seit langer Zeit der Gegenstand einer besonderen Neugierde, weil sich in ihnen eine geheime Geschichte der Höfe des 17. Jahrhunderts befinden soll. Joerdens sagt: „Diese Episoden würden, wenn man den Schlüssel dazu hätte, sicherlich sehr viel Licht über die Charakteristik und den Gang der Begebenheiten des damaligen Zeitalters verbreiten.“ Man zweifelt nicht daran, daß in den Episoden wirkliche Ereignisse geschildert sind, weil man die Entdeckung gemacht hat, daß die oben mitgetheilte Episode von der Prinzessin Solane oder Rhodogune, welcher Name in der zweiten Ausgabe des Romanes an die Stelle des frühern getreten ist, allerdings ein historisches Factum, nämlich die Begebenheiten der Prinzessin von Celle, der Gemalin Georg's I. von England, enthält. Dennoch muß man in dieser Voraussetzung nicht zu weit gehen. Ich habe den Leser durch die Mittheilung geeigneter Materialien in den Stand setzen wollen, hier selbst das Richtige zu finden. Zur Ergänzung berichte ich noch über die Enthüllung jenes Geheimnisses von der Gefangenschaft der Solane.

Der Leipziger Allgemeine literarische Anzeiger (1797) Nr. 118 brachte als Schlüssel zu dieser Episode die Angabe, daß Polemon der Herzog Georg Wilhelm zu Celle sei, Dynamis dessen Gemalin Eleonora d'Emiers, die Prinzessin Solane ihre Tochter (Sophie), Mithridates der Kurfürst Ernst August, Adonacris die Kurfürstin Sophia, Cotys der Kurprinz, nachmaliger König Georg I., Aquilius der Graf Königsmark, Potentiana die Gräfin Plate, Elimar ihr Gemal, Bartoces der Geheime Rath Bernstorff, Soracien Wolfenbüttel, Pharnacia Hannover, Syrien Sachsen, Thyana Ahlen ꝛc. Diesem Namensverzeichnisse war nur noch die Bemerkung beigefügt, daß das Wunderwasser den von der Prinzessin zum Beweise ihrer Unschuld nach empfangenem Abendmahle abgestatteten Eid bedeute. Eine andere Auslegung in Nr. 141 bezieht sich auf die zweite Ausgabe der Octavia, in welcher der Roman den Personen andere Namen beigelegt hat. Die Deutung stimmt sonst mit jener ersten überein und enthält nur einige Zusätze. Tecklea, oben

übergangen und jetzt Erixo genannt, war Madame de Wic, Elimar heißt hier Graf von Platen-Hallermund. Die als Königin von Cappadocien eingeführte Eleonore d'Emiers sei die Tochter eines armen französischen Marquis Alexandre d'Olbreuse und Kammermädchen einer hessischen Prinzessin gewesen. Der Herzog von Celle habe sie im Kriege kennen gelernt und geheirathet, seit welcher Zeit es am Cellischen Hofe von französischen Aventuriers gewimmelt. Der Einsender dieses zweiten Schlüssels K. v. Wolfframitz ist der Urheber jener von Joerdens aufgenommenen ungenauen Angabe, daß sich in der ersten Ausgabe der Octavia 34, in der neueren 48 Episoden finden, die ganz von einander unterschieden und gar nicht zusammenhängend seien;*) er ist es auch, der die von Gervinus benutzte Stelle aus einem Briefe von Leibnitz citirt, wo dieser wünscht, daß der Schlüssel und der Ursprung der Geschichten, die in die Octavia wie in die Aramena Eingang gefunden, bekannt wären. Dieselbe Zeitschrift theilte 1799 in Nr. 96 noch einen dritten, in der Hauptsache mit den anderen gleichlautenden Schlüssel zur Episode von der Solane mit und außerdem eine Deutung der Namen zu der im 5. Theile der Octavia enthaltenen Episode von den Töchtern des Lucius Albinus, welcher der Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg-Güstrow sein soll.

Zunächst ist zu bemerken, daß die Episoden in den Romanen des Herzogs sich sehr wesentlich von denen im Arminius unterscheiden. Lohenstein flocht in seine Erzählung die Geschichte der Habsburgischen Kaiser, der Königin Christine, der Brüder de Witt u. s. w. ein, lauter welthistorische Ereignisse. Wenn er Namen und Verhältnisse veränderte, so wollte er eigentlich nichts verstecken, er hatte nur kein anderes Mittel, diese Dinge in einen älteren Zeitraum zu verlegen, und dieselben aufzunehmen, nöthigte ihn seine Ansicht von der Totalität des epischen Gedichtes, denn der Roman sollte eine Universalgeschichte sein. Ebenso harmlos erzählt Bodmer in der Noachide von dem Religionsstreite der Blauen und der Grünen, von der Entdeckung Amerika's, von der Pariser Bluthochzeit u. s. w. Jeder einigermaßen unterrichtete Leser des Arminius konnte durch den Schleier hindurchblicken und die Freude genießen, in der Verkleidung bekannte Gestalten zu entdecken. Die Octavia aber nahm ihre Stoffe aus der Familiengeschichte der Höfe.

*) Siehe unsere Einleitung S. 234. — Die fünf Bände der Aramena enthalten 38 Episoden und sind 3882 Seiten stark. Der erste hat 7 Episoden und 662 Seiten, der zweite 5 Episoden und 744 Seiten, der dritte 5 Episoden und 716 Seiten, der vierte 9 Episoden und 880 Seiten, der fünfte mit Einschluß der beiden Schäferspiele 12 Episoden und 880 Seiten.

Nach ihren Einzelnheiten waren diese Vorgänge nicht einmal vielen vornehmen Leuten, geschweige denn der großen Zahl der anderen Leser bekannt, eine Deutung also von vorn herein unmöglich. Es erhellt hieraus, daß der Herzog mit der Benutzung solcher Geschichten nur seiner Erfindung hat zu Hülfe kommen wollen, wie es die Weise aller Dichter ist, daß diese Episoden also nach seiner eigenen Absicht nicht sowohl ein historisches als ein poetisches Interesse haben sollten.

Außerdem möchte ich behaupten, daß die Mehrzahl gar nicht historischen Ursprunges ist, denn die meisten setzen einen ganz anderen Weltzustand als den heutigen voraus. Man frage sich bei den Episoden von der Ephigenia, von Galgacus, von dem Prinzen Phraortes, von der Statilia ꝛc., ob es auch nur möglich ist, daß die hier erzählten Begebenheiten sich in neueren Zeiten könnten ereignet haben, ob nicht wenigstens mit den Thatsachen so starke Veränderungen vorgenommen sein müssen, daß von einer geschichtlichen Grundlage kaum mehr die Rede sein kann. Wie willkürlich verfuhr der Verfasser mit Thatsachen, die sich eben zugetragen hatten; denn die Prinzessin von Celle starb erst 1726, also 19 Jahre später, als ihre Geschichte hier gedruckt wurde. Aquilius gehört zu den Römern am cappadocischen Hofe und diese Römer sind nach dem obigen Schlüssel französische Abenteurer, aber der Graf von Königsmark, den Aquilius vorstellt, war doch kein Franzose. Die Königin Dynamis ist in dem Romane eine iberische Prinzessin, deren Haus nach kurzem Verfalle wieder sein Reich in Besitz nimmt; hier bleibt ihr Urbild Eleonore die Tochter des verarmten Marquis. Bartoces verursachte einen Krieg zwischen den Brüdern Cotys und Mithridates und der Letztere wurde in Rom enthauptet; weiß die Geschichte Georg's I. von solchen Dingen? Eine Bekanntmachung des allgemeinen Schlüssels zu den Episoden der Octavia, wenn er noch vorhanden ist, würde also schwerlich in dem Grade, wie Joerdens annimmt, unsere Geschichtskenntniß bereichern, sondern nur die Neugier befriedigen, zumal da es sich in den meisten Fällen gewiß um unbedeutendere Hofbegebenheiten handelte, die jetzt in der Weltgeschichte nur eine Nebenrolle spielen.

Die Vor-ansprache zur Aramena sagt: „Dergleichen Geschichtmähren sind nützlicher als die wahrhafte Geschichtschriften, denn sie haben die Freiheit, unter der Decke die Wahrheit zu reden und Alles miteinzuführen, was zu des Dichters gutem Absehen und zur Erbauung führet, da man hingegen in wahrhaften Historien nicht allein die Wahrheit nicht allemal schreiben noch die Handlungen beurtheilen darf, sondern auch nicht alles darin findet, womit man gern den Verstand üben und

zur Tugendliebe bereden wollte." Ich glaube, daß dies hauptsächlich auf die Episoden geht, wo also, indem die Geschichte den Schein der Erdichtung erhält, die verkehrten und verbrecherischen Handlungen vornehmer Leute und der Fürsten selbst ohne Rückhalt getadelt werden. Sind aber Personen und Thatsachen nicht mit Treue dargestellt, so hat das Urtheil über sie wenigstens keinen historischen Werth, und sind sie bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, was thut dann die richtende Wahrheit unter der Decke andres, als daß sie eine Faust in der Tasche macht? Dies Alles bestätigt unsere Ansicht, daß der Herzog selbst seine Erzählungen, auch wenn sie aus wirklichen Begebenheiten hervorgingen, als poetische Gebilde und nicht als Geschichte betrachtet wissen wollte. Als Bestandtheile eines Romanes haben sie auch außer dem dichterischen Gehalte keinen andern Werth. Jener Einsender des zweiten Schlüssels, K. v. Wolfframitz, theilte in derselben Zeitschrift (1798, Nr. 116) mit, er habe die sichere Nachricht erhalten, daß sich der Schlüssel zu den Episoden in der Octavia zu Wien, vermuthlich in der kaiserlichen Bibliothek befinde.*) Offenbar sind die Begebenheiten in den Episoden so verändert, daß nicht einmal ein Zeitgenosse, sondern nur der Herzog selbst alle Geheimnisse erklären konnte, und so mochte das zu Wien befindlich gewesene Buch oder Manuscript wirklich aus seinen Papieren herstammen, wie denn jene Anzeige behauptet, daß dieser Schlüssel durch die Gemalin Kaiser Karl's VI., die eine Tochter des Herzogs war, nach Wien gekommen sei.

Eine Bemerkung von Gervinus hat die Neugier noch in einer andern Hinsicht rege gemacht. In der Vorrede zur Aramena heißt es nämlich: „Unter den geliebten Prinzessinnen werden in dergleichen Schriften zuweilen Königreiche und Länder, welche ihre Werber zu haben pflegen, oder sonst Tugenden, Künste, Aemter, Güter und andere Sachen, die man verlanget, verstanden: sind es also nicht allemal Liebesgeschichten, dafür man sie ansieht. Gott selber vergleicht zum öftern durch den Mund seiner Propheten sein Volk einer Braut und Buhlschaft und die beiden Königreiche Juda und Israel zweien Weibern, die er geliebet: derer Namen er auch ändert und die eine Ahala, die andere Ahaliba nennet." Hiedurch verleitet, behauptet nun Gervinus, der sich vermuthlich mit dem Romane selbst nicht näher bekannt gemacht hat, daß die Aramena ganz allegorisch gelesen werden müsse. Jene Vorrede ist aber nicht von dem Herzoge geschrieben. Ihr Verfasser bemüht sich, auf alle Weise darzuthun, daß Romane zu dichten ein

*) Th. Gräße bekam hier bei einer Nachfrage die Antwort, daß man nichts davon wisse.

recht adelicher und hochnützlicher Zeitvertreib sei. Aus diesem Grunde erwähnt er auch das Spiel, welches anderswo mit der sinnbildlichen Dichtung getrieben wurde, doch weder in der Aramena noch in einem anderen der Romane, die wir hier behandeln, gibt es eine Scene, die allegorisch gelesen werden müßte oder könnte.

Betrachtet man die Romane des Herzogs nach der Großartigkeit ihrer Anlage, nach der schöpferischen Kraft der Phantasie, der reifen sittlichen Idealanschauung und der leichten, gefälligen Schreibart, so muß man in ihnen würdige Seitenstücke zu dem Arminius erkennen, die ihrem Zeitalter alle Ehre machen. Goethe hatte besonders die Darstellung des Zustandes der ersten christlichen Gemeinden in der Octavia lieb gewonnen. Wenigstens läßt er seine Freundin in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" äußern: „Als ich weiter heran wuchs, las ich, der Himmel weiß was, alles durch einander; aber die römische Octavia behielt vor allen den Preis. Die Verfolgungen der ersten Christen, in einen Roman gekleidet, erregten bei mir das lebhafteste Interesse." Ob nicht selbst in dem Wilhelm Meister eine Nachwirkung dieser Lecture erkennbar ist? Der langsame Gang der Haupthandlung, die bis zum Uebermaß steigende Erweiterung derselben durch neue Personen und neue Begebenheiten, die Menge von Episoden, die mit dem eigentlichen Gegenstande nur locker zusammenhängen, das Streben, in dem Romane ein Gesammtbild des damaligen Weltzustandes aufzustellen, der passive Charakter des Helden legen uns, bei aller sonstigen Verschiedenheit beider Dichtungen, wenigstens einen Vergleich mit der Form der Octavia sehr nahe.

Auswahl aus der Octavia.

Tyridates rettet die Kaiserin Octavia vom Tode.

(Die römische Octavia [1685] I, S. 141—143.)

Wir nahmen unsern weg, auf begehren der Königin, durch Judea: da wir zu Jerusalem, und dort herum, wiewol ganz unbekant, uns etliche zeit aufhielten, und die Sulpitia, nach ihrem aberglauben, auf verschiedenen bergen umher ihren gottesdienst verrichtete. Wir giengen hierauf vor Joppe zu schiff, weil zu land, wegen daherum schwebender krieges-unruhe, die reise durch Arabien und Aegypten gefährlich schiene, und Sulpitia ohne das verlangen truge, den Quintus Sulpitius Camerinus, der ihrer fraumutter befreundet, und in Afrika und Mauritanien Römischer Stathalter war, anzusprechen. Wir begaben

uns also auf das mittel-meer, um in Mauritanien anzuländen. Aber ein gewaltiger sturm, der uns überfiele, triebe uns in das Tyrrhenische meer: da wir endlich eine Insel erreichten, und zu land giengen, um uns ein wenig zu erfrischen, und unser schiff, welches viel erlitten hatte, wieder ausbässern zu lassen. Weil sich das wetter geändert, und eben ein schöner sommer-tag war, wolte Tyridates seine ergetzung nicht, wie die andern, im schlaffen suchen, sondern lieber spaziren gehen. Demnach niemand als mich und den slaven Ambrodax mit sich nehmend, gienge er mit uns land-ein, und entdeckte uns seine begierde, die er hatte, bei dieser gelegenheit Rom zu sehen, weil wir ganz nahe bei Italien waren: ob er etwan in dieser stadt seine Flora*) erfragen, auch seinen Freund, den Prinzen Artabanus, zu sehen bekommen möchte. Ich hielte ihm hierin die gegenrede, und erwähnte, wie es viel zu gefährlich wäre, sich also unter seine Feinde zu wagen.

Wir sprachten noch hiervon, als nahe bei uns in einem wald eine zarte weibs-stimme sich hören liesse, die gar einen kläglichen laut von sich gabe. Das herz fienge gleich dem Tyridates an zu schlagen, als er diesen klag-thon vernahme, und dünkte ihn, daß er hieran grossen theil hätte. Demnach eilte er mit uns ungeseumt nach dem ort, da die stimme herschallete, und ersahen wir im näherkommen das erbärmlichste schauspiel, so jemals sich zeigen können. Wir fanden eine Dame, am oberleib entblösset, an einem baum angebunden, und mit einer anzahl soldaten umgeben: die dieser armseligen die adern an beiden armen geöffnet hatten, und sie also, wie es schiene, mit einem langsamen tode töden wolten. Ihr klägliches winseln schüttete sie so häufig gegen den himmel aus, als mild**) ihr zartes Blut auf die erde tropfte. Wir erkannten sie im näher-kommen für eben diejenige schöne Flora, deren bildnis auf so wunderbare weise dem Tyridates seine freiheit genommen hatte. Die freude hatte keine zeit, dieser wegen in meines königs herz einzudringen: weil die angst über ihrer todesgefahr bei ihme viel zu groß war. Doch machete ihn seine grosse bestürzung nicht vergessen, was er thun solte. Demnach warfe er sich gleich mit entblöstem gewehr unter diese mörder: die er, wann schon ihrer noch so viel gewesen wären, erlegt hätte, weil seiner tapferkeit die liebe fechten halffe.

*) Flora ist die Kaiserin Octavia, die hier auf Nero's Befehl getödtet werden sollte. Tyridates hatte ein Gemälde von ihr gesehen, auf welchem sie als Blumengöttin abgebildet war, aber er wußte nicht, daß es die Kaiserin vorstellte.

**) Vormals gleichbedeutend mit freigebig, reichlich. Ein milder Regen ist nicht ein warmer, sondern ein reichlicher Regen.

Nachdem er, die übrigen in die flucht zu treiben, mir aufgetragen, eilete er zu seiner schönen, deren adern sich von selbst gestopfet hatten, verbande dieselben mit seiner zu dem ende zerrissenen schärpe, und lösete sie ab von dem baum, daran sie gebunden war.

Sobald sie ledig worden, fiele sie dem Tyridates ohnmächtig in die arme: der dann eiligst etliche aus seiner fraumutter frauenzimmer holen, und durch dieselben sie bedienen liesse. Diese fasseten sie in ihre oberkleider, die man bei ihr liegen gefunden, und trugen sie also nach der Königin Sulpitia gezelt: die, von diesem handel unterrichtet, nicht ermanglete, dieser fremden alle ersinnliche handreichung zu erweisen. Sie kame, auf den gebrauch nöhtiger mittel, bald wieder zu ihr selber. Tyridates wiche keinen augenblick von ihrem bette, und konte seinem gütigen verhängnis nicht genug danken, daß ihme so unvermutlich diese wunderschöne in die hand geliefert. Bißher hatte er seine Liebe gegen seiner fraumutter verschwiegen gehalten: aber nun gabe er solche klärlich an den tag. Die Königin Sulpitia kunte ihm solches nicht verüblen: weil diese Dame so liebreitzend war, daß sie selbst gleich anhube, sie wehrt zu halten.

Nero führt bei seiner Vermählung mit Statilia Messalina den Oedipus Coloneus des Sophokles auf.

(Die Römische Octavia, I, 977—980.)

Nachdem endlich auch die Kaiserin erschienen, finge das traurspiel an, welches benamet worden

Der sterbende Oedipus.

Die personen, so spieleten, waren erstlich der Kaiser, der selbst den blinden Oedipus fürbildete: dessen beide töchter, Antigone und Ismene, die Calpurnia und junge Numidia Quadratilla vorstellten, Den Polynices seinen sohn, als verjagten König aus Thebe, vertratte der Valens, und Annius Vivianus den Creon, der sich des Thebanischen throns angemaßet hatte. Dessen sohn Haemon, der Antigone liebster, ware Aquilius Regulus. Cassutianus Capito erschiene in der Person des Theseus, Königs von Athen. Phaon und Epaphroditus tratten in die stelle des Phaons und Chaerea, zweier bürger von Colone. Unter dem Chor der Coloneser befanden sich Neophytus, Pactius Africanus, Nonius Actianus, Aponius, Pythagoras, Spicillus und Antistius Sosianus, die fürnemsten, so etwas zu reden hatten. Der schauplatz stellte für den geheiligten wald der Eumeniden, bei Colone. Selbige

stadt zeigte sich von fernen, wie auch hinter derselben Athen; und sahe man hierbei das bildnis des Neptunus auf einer erhabenen seule, ein pferd an der hand führend: welche fürstellung alle diejenigen, so in Griechenland gewesen waren, gleich erkennen konten. Oedipus und Antigone, in bettlers-kleidern auftrettend, gaben dem spiel den anfang, wie folget.

1.

Oedipus. Antigone.

Oed. Antigone! die du mit niemals-müder hand
den blinden vatter führst: in was für fremden sand,
mein kind, steht unser fuß? Wo muß man hingelangen?
Wer wird den Oedipus mit einer gab' entfangen,
mit einem bissen brods? Den armen Oedipus,
Der jetzt vor fremder thür sein leben betteln muß?
Der weniges begehrt, und weniger noch krieget,
und an dem wenigen doch willig sich vergnüget?
Der stolz steht dem wol an, der seiner schätze zahl
nicht auszureden weiß: mich hat die lange qual,
mein elend, meine jahr und großmut längst gelehret,
mit dem vergnügt zu seyn, was keiner sonst begehret.
Doch meine mattigkeit mahnt mich zu ruhen an.
Schau, tochter, ob ich wo die glieder strecken kan.
auf gras, auf sand, auf stein: kurz, wo nur raum zu finden,
geheiligt oder nicht. Die nacht kann niemand binden.
Du aber sey, mein kind, mit treuem fleiß bemüht,
zu forschen, ob man hier vielleicht auch menschen siht?
Ob man wol zuflucht hier für mich und dich verspüre?
Was land, was volk es sey, und wer den zepter führe?
Wir sind ja, war uns gleich vordem ein thron gestellt,
jetzt fremd, und nicht nur hier, ach! in der ganzen welt.

Ant. Mein vatter! wann das leid, so mich in dir verzehret,
den augen das gesicht durch thränen nicht verwehret,
die mir dein stand erweckt, so seh' ich dort Athen
mit thürmen voller pracht bis an die sternen gehn.
Der ort, der jetzt uns trägt, ist heilig, wie ich glaube:
Der oelbaum blühet hier, vermählt mit lorbeerlaube.
Die stille einsamkeit heckt Vögel ohne zahl.
Hier höret man die stimm der süßen Nachtigal:
Mich dünkt, sie klaget noch, wie Tereus sie verletzet.

Vielleicht beweint sie auch, was uns ins elend setzet,
mein vatter, deine noht. Der muß ein stal und stein,
der großen Tyger zucht, ein wilder drache seyn,
der ohne thränen schaut den jammer, der dich drücket.
Doch meine kummer-klag hat mich zu weit entzücket.
Der ferne weg für dich, als einen alten mann,
heischt mehr der glieder ruh', als wort' und thränen, an:
die mußt du hier, ach weh! auf rauhen steinen finden.

Oed. So führe mich, mein kind, und hilf den alten blinden
auf dieses harte bett sich sanfte senken hin.

Ant. Diß, vatter, ist das amt, das ich gewohnet bin,
durch zeit und glück, und was noch mehr, als diß, die liebe,
die kindliches geblüt mir in das herze schriebe.

Oed. So kennst du nicht den ort, der jetzt uns in sich hegt?

Ant. Daß über dieses land Athen den zepter trägt,
ward uns auf dieser reiß von jederman gesaget.
Der Name dieses orts wird leichtlich auch erfraget,
wann dein befehl es heischt.

Oed. Vernimm, geh hin, mein kind,
woferne menschen nur um diese gegend sind.

Ant. Ja freilich, doch ich darf alhier auf fremder strassen,
weil jemand auf uns kommt, den vater nicht verlassen.

Oed. Es kommt ein mensch, sagst du?

Ant. Ja, vatter und er ist
gleich vor uns, wo du ihn zu fragen schlüßig bist.

Anmerkung. Weiterhin hat der Verfasser den Dialog und auch die Handlung sehr verändert. Zuletzt erscheint der Geist des Lajus, um mit fürchterlichen Scheltworten und Verwünschungen Rache zu fordern. Bei folgenden Worten blieb Nero stecken:

Ich komm, ich komm, geschick! Ach weh! wohin sol ich?
zur straff? zur ruhe gehn? O tochter, ich muß sterben:
dann vatter, mutter, weib, begehren mein verderben.

„Nero verstummete bei diesem vers, und muste denselben etlichemal wiederholen, sonder daß er weiter fortfahren konte. Alle welt verwunderte sich hierüber, und beschämte ihn solches dermassen, daß er vom schauplatz hinweg lieffe. Also endigte sich das traurspiel mit großer unlust, und erweckte dieser ausgang bei dem volk ein so verächtliches gelächter, daß dadurch der ergrimmte Nero noch mehr verbittert wurde."

Parthenia, die Gemalin des Aethiopischen Königes Beor, beschreibt die Insel Nymphenthal.

(III, S. 869—878.)

Meines liebsten gemahls schwester, die Prinzessin Ephigenia, ist unlängst aus Ethiopien wegen gewißer ungelegenheiten, die ihr alda zugestossen, heraus geflüchtet; hat aber bei diesem ihrem unsterne dannoch so viel geld und gut mitgebracht, daß sie sonder mangel leben kan, ja einen überfluß von allem hat; der ihr auch anlaß gegeben, eine anzahl ihrer kostbaren edelsteinen an Massilische Kaufleute zu versezen, und für solche der Stöchadischen Inseln drei zu erkaufen, welche sie in der kurzen zeit also zurichten lassen, daß sie nun mit verwunderung müssen angeschauet werden.

Die mitlere von diesen inseln ist diejenige, so Ephigenia zu ihrer wohnung ausersehen, und wird das Nimfental genennet. Massen, die ganze insel, so zu sagen, ein ebenes flaches thal ist, um und um mit hohen grünen bergen umgeben, die als eine ringmaur die ganze insel umschließen, und nur an dreien orten von einander gehen, als gegen Massilien über, alwo die einfart ist, und dann an beiden seiten, da man nach den andern inseln zufähret.

Diese berge sind mit den aller gesundesten kräutern überal bewachsen, die nicht allein mit aufsteigendem winde einen angenemen lieblichen geruch fast durch die ganze Insel geben, sondern auch dem schaf- und rindviehe zu einer nuzbaren weide dienen, welches tag und nacht daselbst gehütet wird. Zu welchem ende auch lauter vie-hirten auf und an diesen bergen ihre wonungen haben, die stets bei ihren herden mit allerhand musiken ihre wache verrichten, und ihnen die zeit also verkürzen. Dahero ein unaufhörlicher wiederhall die flöten und schalmeien, wie auch die stimme der sängerin überall erschallen lässet, worunter das unschuldige bleken der schafe, und das geläute der glocken, so dem rindvieh angehängt, mit durchgehet, daß wol keine angenemere vereinigung oder music, als eben diese, mag gefunden werden; wobei doch so wenig kunst vorhanden ist.

Diese grüne ringmauren der insel, die überal mit vieh-hütten, wie auch mit lebendigem viehe und menschen angefüllet seind: scheinen nicht anders, als schöne gestickte tapeten. Es zieret und vermehret auch ihre anmutigkeit noch um ein großes ein gewaltiger wasserfal, der von der mittags-seiten aus einem hohen felsen hernieder komt, die insel von der seiten schlangenweis durchlauft, um das schloß der Ephigenia eine

eigene insel macht, und dann auf der andern seiten nach mitternacht in die see sich versenkt.

Die drei aufgänge der insel sind von dem ufer an, bis an das schloß, an beiden seiten, fast zweitausend schritt lang, mit palmen-cedern- und cypressen-bäumen in einer ordentlichen reihe bepflanzet, und diese drei wege mit bunten artlich gefärbten steinen gepflastert, welche die see aldar häufig auswirft. Dieses pflaster ist so breit, daß von einer seite zur andern zweihundert schritt seind, da man dan von morgenwärts auf diesen wegen dem schloß zugehet. Selbiges ist auf einem erhabenen ganz steilen felsen erbauet, und für allem anlauf sicher, weil es eine zugbrücke neben einem tiefen graben hat, und zudem von dem strom, dessen ich bereits erwähnet, umflossen wird.

Antonius hat dieses haus, theils in die felsen ausgehauen, theils von dem herrlichsten marmor aufgeführet, noch erbauen lassen. Wie dann drei stockwerk über den felsen herausgehen, so daß derselbe nur an beiden seiten zu denen daselbst verfertigten grotten dienet, und sonsten nur das unterste oder vierte stockwerk machet. In diesem sind die winter-gemächer, und haben die gewölber eine solche wärm in sich, daß man weiter gar weniger feurung dahin bedarf. Weil in diesem stock sehr viel raum und gelaß ist, als hat Ephigenia die meisten von denen gemächern für arbeit-stuben zurichten lassen, darinnen sie nicht allein selbst hand mit anleget, köstliche decken zu würken, oder sonsten was zu sticken, sondern auch viel arme Mägdlein aus Massilien aufgenommen hat, die da allerhand arbeit lernen, und in solchen übungen stets die zeit zubringen müssen.

In dem andern stokwerke sind die frühlingszimmer, die an statt, daß die untern alle mit seidenen decken aus Sidon, wie auch aus Saba, bekleidet sind, nichts an den marmornen wänden sehen lassen, als allerhand mit eingelegter arbeit künstlich und dabei so natürlich von bunten steinen verfertigte blumen, daß man oft dieselbige hinweg zu nehmen, bewogen und betrogen wird. Die tische sind von eben solcher arbeit, wie auch die bett-stätte, um welche seidene in blumen gewirkte decken hangen, und passet alles so wol auf einander, daß die nettigkeit sowol als der pracht sich aldar bewundern lässet.

In dem dritten stokwerke wohnet der sommer, da die gemächer mit dem allerhellest-polirten Jaspis bekleidet seind, und durch die kunst von allen orten steten wind von sich geben, der durch die mauren in die zimmer hinein dringet, daß man nicht weis, woher er entstehet. Er wird aber durch kleine rören und sonderlich dazu gemachte kleine blasbälg und windfänge, vermittels eines uhrwerks, also hinein getrieben.

Der tag fält durch runde fenster, die ganz oben an dem boden sind, nur in die kammern, die also gebauet, daß sie das heiße sonnenlicht nimmer beschweren kan. In allen schlafgemächern finden sich rauscheude springbrunnen, und muß ich aus der erfahrung sagen, daß ich diesen sommer über, in dem ich daselbst gewesen, eher kält als einige hitze ausgestanden habe.

Das oberste gebäude ist nun vor den herbst, welches von Cedernholz ausgetäfelte kammern hat, so hin und wieder mit erhabnem schnizwerck von übergüldeten früchten versehen ist, und stimmet alles andre hausgeräte hiemit überein, da alle bett-stätten umhänge haben von reichem güldnem stücke, mit seidenen früchten durchwircket. Zu alleroberst ist ein flaches dach oder altan, da dan wol keine angenemere aussicht mag ersonnen werden, als alda zu finden ist.

Gegen morgen sihet man über den breiten cedern-weg, durch ein grünes thal, zwischen die von einander gespaltene berge den hafen, und über die see Massilien, in einer schönen entfernung liegen, da er stets von kaufschiffen schwebet und webet, die alda die see überfahren, und ihre wahren aus allen orten der welt nach Massilien bringen. Gegen mittag, wie auch gegen mitternacht siht man ebenfals durch das anmutige thal, so wol gegen die bereits beschriebene grüne berge, als durch die eröfnung derselbigen, über die see nach den andern inseln. Gegen abend zeiget sich ein überaus schöner garten, der, so weit, als nur das auge gehen kan, sich bis an das ende der insel hinab erstreckt.

Diesen garten hat Ephigenia zwar schon sehr herrlich zubereitet gefunden, aber auch bereits sehr viel darin verändern lassen. Denn alle die bildseulen, so vordem darin gestanden, herausgenommen worden, und gleichwie in dem palast, als ich zuanfangs erwänt, an beiden seiten die felsen hinan gehen, in denen grotten ausgehauen worden: also hat Ephigenia den gantzen garten hindurch mit dergleichen versehen lassen, und zwar solches alles der bei Massilien sich aufhaltenden heiligen frauen, der Maria Magdalena zu ehren, und einiger massen zur nachfolge, die ihre meiste zeit in einem felsen zubringet, da sie sich in stetem beten zu ihrem Gott ergetzet, der welt ganz hat abgesaget, und zu keiner gesellschaft mehr komt.

Dergleichen absonderung von der welt hat Ephigenia, bei antretung dieser wonung, auch zwar im sinne gehabt: diese strenge ist aber nicht dabei, deren sich jene bedienet, und glaubt Ephigenia, daß sie ihrem Gott ja so wol dienen könne, in genießung zeitlicher güter, als wan sie die verachtete, nur daß sie ihr herz nicht daran hänge, und die geschöpfe höher als den schöpfer achte.

Zu solchem ende bedienet sie und ihre bei sich habende sich auch nicht solcher schlechten kleidung, als Marie Magdalena gebrauchet, sondern gehen ganz sauber einher, und zwar nach anleitung der vier jahrszeiten; da sie diesen früling in weißer seiden und blumenschmuck auf dem haupt, den sommer in zarter leinwand, den herbst in gestickten weißen röcken, sich haben sehen lassen, und auch diesen winter in warme röcke mit statlichen hauptschmuck von edelsteinen sich kleiden werden. Die weiße farb ist ihre hauptfarb, um ihre jungfrauschaft anzudeuten, und mus keine mannsperson in diesen palast kommen, sondern alle verrichtungen in der haushaltung so wol, als in dem garten, geschehen von weibs-leuten. Daraus denn erhellet, daß sie durch diesen schmuck, dessen sie sich bedienen, keinem menschen, als nur sich selber, zu gefallen suchen, und ihren schöpfer in diesen dingen preisen wollen.

Ich bin, durch beschreibung dieser ihrer trachten, von den grotten zu reden abgekommen, die durch dieses schloß an beiden seiten durch alle stockwerk hindurch gehen, und an statt der betkammern oder eines tempels der Ephigenia und ihren gespielinen dienen. Aus allen zimmern kan man nun in diese grotten kommen, die besondere cabinette in die ausgehauenen felsen haben, und sind sie sonsten mit allerhand meer-gewächsen reichlich versehen, und von unten biß oben aus damit herrlich gezieret. Nachdem nun in diesen hölen der Maria Magdalena zu gefallen, wie gedacht, die gebet altäglich gehalten werden, so geschiehet auch solches in den grotten, die im garten befindlich seind, deren ein jedwedere von der gesellschafft ihre eigene hat, neben ihrem besondern theil des gartens, den sie bauen und versorgen müssen.

In diesem garten streiten nun lust und nuzbarkeit mit einander in die wett, und können sie nicht allein von den mancherlei blumen und kräutern ihre haushaltung, sondern auch alle apotheken in Massilien reichlich versehen; wie auch von dem obst, außer dem, so sie selbst verspeisen, auf den wochenmärkten in der stadt ein großes geld lösen. Sie haben in diesem garten auch die herrlichsten teiche, mit einer mänge allerhand fische angefüllet, aus denen sie ebenfals geld machen. Ich mus hier, da ich auf ihre nahrung komme, mit einem par-worten, auch der zwei andern inseln gedenken, deren die eine mit lauter wäldern bedeckt, und diese mit einer großen anzahl wild angefüllet, auf der andern aber die meiereien aufgebauet sind, so ihnen zur lust und zum nutzen überaus wol dienen: indem sie selbst nach dem wildprett jagen, das holz zur feurung in der stadt verkauffen, und aus dem feisten rind-vieh und schafen sich gleichfals grossen nutzen schaffen.

Wolte ich nun aber diesen garten ordentlich beschreiben, wie er recht angelegt, müste ich etliche stunden zeit haben, davon zu reden. Das seltsamste in demselbigen ist dieses, daß, gleichwie der palast die vier jahrs-zeiten vorstellet, dieser ort die vier elementen in sich bewundern lässet. Dann in dem ersten bezirk zeiget sich die erde, da so viel blumen-bette, als ganze wälder von citronen- und anderen fruchtbaren bäumen zu sehen seind. Von dar kommet man zu den teichen, zwischen welchen so viel künstliche springbrunnen aufgeführt seind, daß die mänge des wassers ein so ungemeines starkes gesause macht, darvon man sein eignes wort fast nicht vermag zu hören.

Wan man vor dieses element vorüberkommen ist, entfähet einen eine angenehme Music, indem ein weiter platz sich öfnet, der rund umher mit zierlich ausgewundenen drathäusern versehen ist, darinnen fast alle arten der vögel aufbehalten werden, die nur die luft giebet. Ungemeiners ist nichts zu sehen, als eben diese lebendige tapezereien, die in ihren mannigfaltigen farben und veränderlichen gestalten, auch steten bewegungen und unterschiedenen tönen, die sie anstimmen, so billig zu bewundern sind, daß ihnen nichts gleich kommen mag. Ob nun wol diese vögel zu erhalten ein großes kostet, so bringet doch die zuzucht dieses alles, und noch ein mehrers wieder ein; wie dan sowol hiebei, als bei allen andern oberzehlten dingen, nutzen und lust beisammen regieren. Das feur mus man sich weiters einbilden bei den mannigfaltigen apothekerhäusern, die hie hierauf folgen, in denen alle kräuter und blumen abgezogen, und zu köstlichen wassern gebrant werden, die sich eben wol wollen bewundern lassen. Gleichwie nun Ephigenia unter ihren gespielinen so wol die stunden des tages, als die monaten und jahre ordentlich eingetheilt, als will ich auch von denen ein paar wort erwänen, wie sie es damit angehe.

Es sind ihrer sieben, die der Ephigenia in diesem Nimpfental geselschaft leisten, alle geschwistrige, und des statthalters Luccejus Albinus in Mauritanien und Tingitana töchter, die man wegen ihrer äusserlichen schönheit billig preisen mögte, wann sie nicht so viel innerliche gaben besäßen, die sie fürnemlich preiswürdig machen. Es hätte Ephigenia zu ihrem keuschen orden wol keine tugendhaftere personen aussehen können, als eben diese, die sie in ihrem vatterland kennen lernen, massen Ethiopien an Mauritanien stöst. Sie sind ihr alle sieben nach Massilien gefolget, mit gutbefinden ihres vatters, der sie willig von sich ziehen lassen. Ich erinnere mich, edler Piso, daß ihr in eurer geschichte, die ihr uns jetzt erzehlet, dieses Luccejus Albinus erwänt habt, als welcher der Salvia auch aufgewartet: und würde ich

gewiß für diesen Römer gewesen seyn, daferne dessen tugend mit seiner töchter wandel überein komt.

Diese sieben nun wollen gleich der Ephigenia, in steter jungfrauschaft ihr leben in diesem Nimfental beschliessen, und hat eine jedwedere unter diesen ihre eigne verrichtung und absonderliches ambt, auf welches sie mus achtung geben. Die älteste sorget für die arbeit, daß die fleißig möge von statten gehen, wobei sie auch dem studiren oblieget, und verschiedene schriften unterhanden hat, um die dereinst der welt zu zeigen. Die zweite führet die haushaltung in der küchen: die dritte hat die aufsicht bei dem wasserbrunnen: die vierte ist über die jagden bestelt, und begiebt sich zu gewissen zeiten des jahrs auf die nebeninsel, um wild zu schiessen: die fischereien hält die fünfte in acht, gleichwie auch die versorgung der vögel: der sechsten lieget ob, die aufsicht über die music zu haben, derer sie sich bei ihren betstunden bedienen: die jüngste aber nimt sich der meierei an, und sorget für das gemästete vieh, daß es zu rechter zeit verkauft werde.

Mit solchen unschuldigen bemühungen lauft das jahr zum ende, und beten sie in ihren hölen ordentlich des tags dreimal, so sie nimmer versäumen. Dergestalt führen sie wol ein recht himlisches leben, da sie von nichts, als von ruhe und vergnüglichkeit wissen, keinen haß erdulden, keine eifersucht entfinden, noch auch einigen mangel erleiden dörfen. Ihr höchstes gut bestehet darin, daß sie ihrem Gott dienen, in sich selbst zufrieden leben, und keiner herschaft sich unterwerfen, als deren sie nicht entgehen können. Wie sie dan in dieser süssen einsiedelei so wenig von hiesiger herschaft, als von den Massiliern angefochten werden, da jederman eine verehrung vor dieses Nimfental heget, und sie in ihrer unschuldigen ruhe ungekränket läst.

Der König Stepho von Aquitanien wird durch ein Wunder zum Christenthum bekehrt.

(VI, S. 342—348.)

Es erwiese Valeria*) eine ungemeine beruhigung, als ihr Stepho darauf den tod ankündigen ließ, und bereitete sie sich nun zu der abfahrt, da sie gegen die nacht im triumpff mit ihren leuten zu schiffe und nach Peucostomum über ginge; man führete sie daselbst bey ihrer ankunfft

*) Valeria war die eigentliche Erbin von Aquitanien, Stepho hatte sie jedoch verdrängt. Er ließ sie hinrichten, als sie nicht dem Christenthum absagen und seine Gemalin werden wollte.

in ein gasthauß, welches wegen des auß-hängenden Schildes Lemovium genennet wurde. Weilen sie nun eines so gar gelassenen gemühtes war, das von der furcht des todes nichtes wuste, als hatte sie ihren schertz darüber, zu ihren leuten sagend, daß nun die prophecevung einträffe, die man ihr ehemalen in Rom gestellet, daß sie nemlich in Lemovium ihr leben lassen solte, so damals auf die haupt-stadt von Aquitanien gedeutet worden. Es kam aber gantz unvermuhtend der lehrer Martialis auch in selbiges haus, den der Stepho zu dem ende dahin bringen lassen, der Valeria hinrichtung mit bey-zuwohnen; des Stepho bediente vergönneten, entweder aus mitleiden oder aus nachläßigkeit, daß sich dieser lehrer bey der Valeria die nacht hindurch durffte aufhalten, so ihr wol eine unbeschreibliche vergnügung verursachte; und brachten sie mit Christlichen und geistreichen gedancken das übrige der nacht zu, da dann beim auffgang des monden Valeria aus ihrem fenster die zurüstungen mit ansehen konte, die in auffrichtung der schaubühnen, auff welcher ihr solte das haupt abgeschlagen werden, gemachet wurden; und da sie wahrnahme, daß nahe bey dem orte, da sie sich niedersetzen solte, ein thron aufgerichtet wurde, rieffe sie den bauleuten zu, für wem solcher bereitet würde? der so die aufsicht dieses baues führete, berichtete sie, es würde selbiger für den Stepho verfertiget; schaffet dann, rieff sie ihm zu, daß der richt-stuhl gantz nahe vor diesen thron gestellet werde. Martialis verlangete zu wissen, was sie bewöge, dieses zu begehren; ein gewisser traum, antwortete sie ihm, den ich vorige nacht gehabt, nemlich, da mir vorkame, als verspräche mir Stepho, wann ich ihm mein abgeschlagenes haupt würde bringen können, so wolte er ein Christe werden. Es kam mir ferners im traume für, wie meine Hinrichtung erfolget, und wie ich mein haupt in einer schüssel dem Stepho gebracht, darüber vor meinen ohren ein grosses jubel-geschrey entstanden, so meines bedünckens die Christen über des Stepho bekehrung angestellet. Als ich nun über solches gethöne erwachet, daurete es nicht lange, da schlieff ich wieder ein, und hatte selbigen traum zum andern mahle, das auch folgens zum dritten und vierten mahle mir dergestalt begegnete, so, daß ich ihn daher, nun ich diese zurüstung sehe, nicht für was gemeines halte, sondern gesonnen bin, dem Stepho diesen vortrag zu thun; Wer weiß, ob GOtt, deme nichts unmüglich, mein gebet nicht erhöret, und mir gönnet, denen Christen nach meinem tode mehr dienste leisten zu können, als ich bey meinem leben nicht zu thun vermöcht.

Der Christliche lehrer Martialis stärckte sie in diesem ihren vornehmen; und als nun solchergestalt die nacht zugebracht worden, ließ

sich die Prinzeßin des morgens von ihren bedienten in weisser leinwand ankleiden, und theilete unter ihre treue leute ihre kleinodien aus, sie ermahnend, über ihr abscheiden keine traurigkeit blicken zu lassen, weil ihr gar zu wohl geschähe; an die Kayserin Octavia, wie auch an all die Königlichen personen von ihrer käntnuß liesse sie viel tausend guter nacht sagen, und stellete sich damit an das fenster, mit verlangen der stunde erwartend, da Stepho ankommen und ihr endurtheil an ihr würde erfüllen lassen. Wie nun nicht lange hiernach Stepho sich einfande, und seine bey sich habende leute ihme die Valeria zeigeten, daß die im fenster läge, wolte er, um nicht durch ihre schönheit erweichet zu werden, sie nicht ansehen, ward aber jedennoch wider seinen willen darzu bewogen, nach dem fenster hinauf zu schauen. Nie war ihm Valeria schöner vorgekommen als damals, und da die vorstellung des todes ihr billig eine blasse Farbe verursachen sollen, blühete sie nun wie die schönste rose, und ließ nichtes von dem traurigen wesen spüren, so sonsten all ihr thun begleitet hatte.

Die bewegung, die nun Stepho hierüber in sich fühlete, triebe ihn zum zweyten mahl, zu ihr zu gehen und sie zu befragen, ob sie sich nicht eines andern bedacht, es wäre noch zeit, sie möchte ihre unzeitige härte ablegen, und sich sowol gegen die Götter als gegen ihn vernünfftiger erklären; An statt nun diese frage zu beantworten, und ihre vorige strenge, mit welcher sie ihme allezeit begegnet, zugebrauchen, fiel sie vor ihm nieder, und sagte, sie hätte noch eine bitte an ihm, die er ihr nicht abschlagen möchte, welche darinn bestünde, daß er ihr versprechen solte, ein Christe zu werden, wann sie ihm ihr abgeschlagenes haupt selbst würde können in die hände lieffern. Er, nicht wissend, wie er so einen ungereimten vortrag verstehen solte, fragte sie, ob es dann ihr ernstlicher wille wäre zu sterben, wie sie nun das mit einem ja bekräfftiget, und darauf ferners anhielte, sie ihrer gethanen bitte zu gewähren; antwortete er ihr mit einem zornigen und hönischen gelächter, daß er ein Christe werden wolte, wann sie dieses ihr vornehmen würde erfüllen; Valeria hub hierauf beyde hände gen himmel, GOtt anruffend, sie nicht unerhört zu lassen; worauff, sich nicht ferners an den Stepho kehrend, sie den Martialis umarmete, und noch ein und anders mit ihm sprache, inzwischen der erboste Stepho nach seinem throne ging, und wie nun alles bereitet, die Valeria auf die schaubühne führen ließ.

Sie hatte ein becken gefodert, so man ihr darreichte, als sie nieder knyete; und wie man ihr nun wolte die augen verbinden, verbate sie solches, und damit den Stepho gantz scharff anschauend, der das Hertz nicht hatte, nach dem richt-platz zu sehen, ward ihr das haupt

abgeschlagen, so nicht sobald in die schüssel gefallen war, da richtete sich der cörper auf, und nahete sich zu dem Stepho, der das abgeschlagene haupt sich nicht sobald in der schüssel überreichet sahe, als zugleich der cörper ihm in den schooß nachfiele, so daß er von diesem unschuldigen blute gantz benetzet wurde. Das zuschauende volck, so zwar nicht in gar zu grosser menge allda versammlet war, stimmete über dieses wunderwerck ein grosses gethöne an, immittelst Stepho für grossen schrecken gantz ohnmächtig von seinen leuten hinweg getragen wurde. Weilen Valeria den Martialis und ihre leute gebeten, wo müglich, dahin zu sehen, daß sofort ihr cörper verbrannt werden möchte, bedienten sich diese der freyheit, die ihnen diese hierob entstandene verwirrung gönnete, so, daß in aller eil diese schöne Prinzeßin zu aschen verbrannt wurde; von der nichtes als von ihrem blute etwas übrig bliebe, so Martialis zu ihrem gedächtniß in ein gläßlein auffgefangen hatte.

Es folgt S. 434:

Und wie man nun darauf auf den traurigen Stepho die augen wandte, für dem sie allerseits ein grausen in sich empfanden, wann sie an seine verübte tyranney gedachten, schaucte derselbe den König Italus gantz beweglich an, sagend: Wie ich spühren kan, so erwecket meine gegenwart ein sonderbahres nachsinnen, wovon die verwunderung sich billig mehren muß, wann man hie vernehmen wird, daß ich auß einem bisher so grausamen verfolger der Christen, nunmehr ihr beschützer bin geworden, und den zum tode verdamten Medischen Surenna wie auch den Christlichen Lehrer Martialis und verschiedene Aquitanische Fürsten mit mir bringe, die dessen, was ich itzund melde, ein zeugniß geben können. Ich komme leider zu dieser erkäntniß sehr spät, und so sehr ich für dieselbe dem wahren GOtt dancke, so sehr bedaure ich dabey mit heissen thränen, daß der unschuldige tod meiner Valeria mich zu dieser erkäntniß bringen müssen. Ihr leben kann ich zwar ihr nicht wieder schaffen, sie würde auch in der glückseligkeit, darinn sie sich nun befindet, solches nicht verlangen, ihr wehrtes gedächtniß werde ich aber lebenszeit verehren, und alles anwenden, Aquitanien in ihrem angenommenen glauben zu erhalten, glückselig mich achtend, wann ich in itziger noth, darinn die Christen sich befinden, ihnen nützlich seyn, und für ihre erlösung mein blut aufopffern könte.

Daniel Kaspar von Lohenstein.

Sein Vater war Rathmann und kaiserlicher Einnehmer zu Nimptsch im Fürstenthum Brieg. Hier wurde das Haupt der jüngeren schlesischen Dichter 1635 geboren. Als Lohenstein funfzehn Jahre alt war, bezog er die Universität Leipzig und studirte hier und dann in Tübingen die Rechte. Darauf machte er eine größere Reise durch Deutschland, die Schweiz und die Niederlande. Mit 22 Jahren vermählte er sich und kam durch seine Frau in den Besitz von drei Rittergütern. Im Jahre 1666 wurde er kaiserlicher Rath und erster Syndikus in Breslau und starb als solcher 1683, achtundvierzig Jahre alt.

Wie sein äußeres Leben sich in einem raschen Gange abwickelte, so gelangten seine dichterischen Anlagen sehr bald bis zu demjenigen Grade der Ausbildung, welcher ihnen überhaupt erreichbar war, und seine Darstellungsweise erstarrte alsdann zu einer Manier, von der Lohenstein nicht wieder abgekommen wäre, wenn er auch weit länger gelebt hätte. Die Poesie der jüngeren Schlesier litt an der einseitigen Vorliebe für das Erhabene. Alles sollte ungewöhnlich, groß, gewaltig erscheinen, die Darstellung sollte gedankenvoll und gelehrt sein, mit klangvollen Wendungen und glänzenden Bildern von einer sinnreichen Erfindung zeugen. Es genügte Lohenstein nicht, mit Tacitus und Seneca zu wetteifern, er nahm noch den Marino hinzu. Daß er wirklich Geist und poetisches Talent besaß, hat auch von seinen Gegnern Niemand leugnen mögen. Man macht es ihm hauptsächlich zum Vorwurfe, daß sein Bestreben, jeden Gegenstand von einer erhabenen Seite aufzufassen, zum Schwulste führte und daß seine Sprache, die bei jedem Worte geistreich sein wollte, in das Gesuchte, Spielende und Gezierte verfiel. Sein Arminius ist jedoch bei Weitem nicht in dem

Grade wie seine Tragödien durch diese Fehler entstellt. Schon die Romane, die wir bisher behandelt haben, gaben uns mehrmals zu der Bemerkung Anlaß, daß die Schriftsteller zwar die Reden, die sie ihren Personen in den Mund legten, mit allem Glanze der Rhetorik schmückten, dagegen sich einer weit einfacheren Sprache bedienten, wenn sie selbst erzählten. In den Dramen haben alle Personen Reden zu halten und so macht hier die Sprache bei Lohenstein durchweg ein Geräusch, als ob wir ein Concert von lauter Posaunen und Trompeten hörten. Der Arminius kleidet nicht seinen ganzen Inhalt in diese Form und läßt Vieles, was in Betreff der Erfindung und Ausführung einen classischen Werth hat, zur unverkümmerten Geltung kommen. Lohenstein dichtete den Roman, welcher vornehmlich den heldenmüthigen Freiheitssinn unserer Vorfahren verherrlichen, dabei aber die ganze Weltgeschichte durchlaufen und zugleich eine reiche Auswahl aus den Schätzen der Gelehrsamkeit und der Philosophie der neueren Zeiten darbieten sollte, in seinen letzten Lebensjahren, ohne ihn ganz beendigen zu können. Sein Bruder, der aber auch darüber starb, und ein Prediger Wagner zu Leipzig arbeiteten das letzte Buch des zweiten Theiles aus, jedoch ohne Zweifel nach einem von Lohenstein hinterlassenen Plane. Die erste Ausgabe des Arminius (1689 und 1690) besorgte Benjamin Neukirch, eine zweite (1731) Georg Christian Gebauer.

Daniel Casper's von Lohenstein Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann als ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit nebst seiner durchlauchtigen Thußnelda in einer sinnreichen Staats- Liebes- und Helden-Geschichte ꝛc. vorgestellt. Zwei Bände. 1689. 4. (3076 Seiten).

Inhalt.

Des Ersten Theiles Erstes Buch.

Anfang der Haupthandlung. Die Deutschburger Schlacht. Segesthes' Verrath. Die Verlobung Hermann's und Thußneldens.

Die Erzählung beginnt in der Weise des Tacitus mit einem Ueberblicke über die Zustände des römischen Reiches unter Augustus. — Der Cherusker Hermann hat mit anderen deutschen Fürsten eine Zusammenkunft im Deutschburger Haine. Sie bringen ein feierliches Opfer dar. Hierauf begegnet ihnen ein Trauergefolge mit der Leiche der Sicambrischen Fürstin Walpurgis, die sich, um Varus' Nachstellungen zu entgehen, in den Siegestrom gestürzt hat. Hermann fordert die Fürsten zur Rache und zur Befreiung des Vaterlandes auf. Segesthes wagt es zwar, die Römer zu entschuldigen und auf die Gefahr bei einer Erhebung hinzuweisen, aber die Fürsten erwählen Hermann zum Anführer und dieser wird auch von dem Heere freudig begrüßt. Bei dem Ausrücken der Kriegsschaaren bittet ein deutscher Ritter, sich mit einem gefangenen Feinde messen zu dürfen; an Zweikämpfen dieser Art glaubten die Cherusker den Ausgang einer Schlacht vorhersehen zu können. Der Deutsche siegt und in dem Ueberwundenen erkennt man die armenische Königin Erato, welche mit Drusus nach Deutschland gekommen und von den Catten gefangen war. — Die Schlacht entbrennt nun mit aller Wuth und man streitet mit wechselndem Glücke, wobei Hermann selbst in Lebensgefahr geräth. Segesthes ist aber zu den Römern abgefallen und kämpft verkleidet in ihrem Heere. Jener Ritter, der vor der Schlacht über die armenische Königin siegte, greift ihn tapfer an und reißt ihm den Helm ab. Es ist Thußnelde, die ihren Vater erkennt und ihn jetzt in der Verzweiflung um den Tod bittet. Hermann läßt Segesth in Fesseln legen und man bringt die verwundete und ohnmächtige Thußnelde nach Deutschburg. Das römische Heer wendete sich endlich zur Flucht und Varus, den Hermann schon verwundet hatte,

stach sich seinen Degen ins Herz. Ein furchtbares Unwetter, Sturm und Regen tobten in den Wäldern und die Römer geriethen, zumal da die Nacht hereinbrach, in Verzweiflung. Viele ihrer Weiber und Kinder wurden von stürzenden Bäumen zerschmettert. Am folgenden Tage wurde der Kampf wieder aufgenommen; alle Flüchtlinge, die man fand, wurden gefangen oder grausam erschlagen. Endlich muß sich auch das römische Lager ergeben, wobei Malovend, der Herzog der Marsen, und Arbogast gefangen werden. Hermann zieht triumphirend in Deutschburg ein. Die Barden feiern den Sieg. Die gefallenen Deutschen werden prächtig bestattet, die Gefangenen den Göttern geopfert oder ermordet, Varus' Kopf legt man auf den Altar Thuiscon's. Hierauf halten die Fürsten über Segesthes Gericht; er wird zum Tode verurtheilt, doch Thußnelde verlangt nach dem Gesetze, für den Vater zu sterben. Als aber der Opferpriester Hermann's schmerzlichen Antheil an ihrem Schicksale wahrnimmt, erklärt er, daß die Götter auf das Opfer verzichten, wenn sie Hermann's Gattin werde. Segesthes giebt seine Zustimmung und haßt seinen Schwiegersohn seitdem nur noch grimmiger.

Das andere Buch.

Gelehrte Gespräche.

Die Begebenheiten sind auf eine solche Weise erzählt, daß sowohl der Verfasser selbst als die Personen sich bei jeder Gelegenheit als Kenner der alten Literatur zeigen. In dem zweiten Buche rückt die Handlung gar nicht vor und es enthält durchweg eine Schaustellung der Gelehrsamkeit. Man hört nicht die Bewohner der Urwälder, nicht einmal Helden reden, sondern man glaubt in einer Gesellschaft pedantischer Magister zu sein, wobei die Einschaltung der Abhandlungen auf die leichtfertigste Weise motivirt ist. Dieses Buch zeigt uns aber auch am deutlichsten, was für Lohenstein ein Hauptzweck war und was ihm bei seinen Zeitgenossen das größte Ansehen erwarb. Niemand wagte es, mit ihm an Gelehrsamkeit zu wetteifern. Niemand hatte so viele Notizen gesammelt, die nun freilich ohne alle Kritik und ohne daß zwischen einer verbürgten Nachricht und einer schalen Anekdote ein Unterschied gemacht würde, zusammengestellt sind. Wir können den Geist der Darstellung, der den größten Theil des Romanes durchdringt, am besten aus diesem Buche kennen lernen.

Der Tenkterische Fürst Marcomir besucht den gefangenen Malovend, Herzog der Marsen, in Deutschburg auf seinem Zimmer und sie

verkürzen sich die verdrüßliche Zeit mit dem Schachspiele. Bald kommen der pontische Herzog Zeno und der thracische Herzog Rhemetalces hinzu, die ebenfalls den Deutschen in die Hände gefallen, aber begnadigt waren, und es entspinnt sich gleich eine Unterhaltung darüber, ob das Spielen für Fürsten anständig sei, wobei unter Anderem erwähnt wird, daß Sokrates mit den Kindern Beinleins und der sauersehende Cato mit Würfeln gespielt; König Demetrius habe gerne allerhand Schnitzwerk, der junge Dionysius Wagen und Tische gemacht, Attalus erzene Bilder gegossen, Kaiser Augustus um große Summen gewürfelt ꝛc. Am folgenden Tage durften die Fremden, welche weniger Hermann's Gefangene, als seine Gäste sind, sich in der Begleitung Marcomir's mit der Jagd vergnügen. Sie erlegen einen Hirsch und entdecken, daß er ein Halsband mit folgender Inschrift hat: Als Julius Cäsar den Deutschen ein Gebiß anlegte, gab er mir die Freiheit. Cäsar hatte vor 63 Jahren in dem Sicambrischen Thiergarten 100 Hirsche mit diesem Merkzeichen versehen und losgelassen. Daß dieser Hirsch so lange gelebt, sei nicht wunderbar, ja Zeno behauptet, sein Vater, der pontische König, habe einst einen Hirsch erlegt, der vor viertehalb hundert Jahren ein ähnliches Halsband von Alexander erhalten. Rhemetalces erinnert jedoch an Beispiele von Fälschungen der Alterthümer. Darauf erwähnt er, daß der Hirsch, wenn er sein Geweihe abwirft, das eine Horn, welches zur Arzenei am dienstlichsten sei, verscharre. Hieran knüpfen sich die Notizen, daß manche Thiere den Menschen nützliche Heilmittel gewiesen, nämlich das Wasserpferd das Aderlassen, der Ibis das Klystiren, Schwalbe und Schlange den Gebrauch der Augenkräuter, der Storch den Nutzen des Krautes Wohlgemuth, die Natter des Fenchels, die Bären die Arzenei der Ameisen, die wilden Tauben des Lorbeerbaums. Dabei sehe man aber auch die Mißgunst anderer. Die Vögel verstecken ihre Nester, die Eidechsen verschlingen ihre abgelegte Haut, die gegen die fallende Sucht helfe ꝛc. Man fragt sich weiter, ob die Thiere nur blinden Trieben folgen oder Gemüthsregungen haben, die sie sogar beherrschen können. Ptolemäus habe 7 Paar stolze Hirsche an so viel goldenen Wagen geführt, Mithridates so viel beherzte zu seiner Leibwache gemacht. Sertorius' weiße Hindin habe den Ruhm einer Wahrsagerin erworben, eine andere in Aegypten die griechische Sprache verstehen gelernt. Onomarchus habe mit zahmen Löwen gespeiset, Antonius solche vor seinen Wagen gespannt, Hanno einen wie ein Lamm an der Hand geführt, Mentor von Syrakus, Elpis aus Samos und Androklus hätten sie durch Wohlthaten zu dankbarer Gegenliebe bewogen ꝛc. — Eine Jagd auf

Schweine und Bären, die von starken Hunden gepackt werden, giebt zu ähnlichen Mittheilungen Anlaß. Man rühmt die Treue der Hunde: Des Eupolites Hund sei über dem Absterben des Herrn verhungert, des Xanthippus dem Schiffe so lange nachgeschwommen, bis er ersoffen, des letzten Darius Hund sei sein einziger Todesgefährte gewesen, des Lysimachus und Pyrrhus Hunde hätten sich in die brennenden Holzstöße gestürzt, welche die Leichname ihrer Herren verzehrten. Es folgt eine weitläufige Abhandlung über den Gebrauch der Ringe. Ein junger Catte hat nämlich bei den Ausweiden eines Bären seinen Ring verloren, welches Zeichen der Knechtschaft ihm am folgenden Tage feierlich abgenommen werden sollte, da er einige Feinde erlegt. — Bei der Mittagsmahlzeit in einem Jägerhause vernehmen wir wieder eine Unterhaltung grundgelehrter Deipnosophisten. Unter der Tafel sprudelt plötzlich ein Springquell aus dem Boden hervor; es ist dies der Boller-Brunn, welcher gleich Ebbe und Fluth täglich zweimal hervorspringt und versiegt; es wird zahlreicher Flüsse und Seen von derselben Beschaffenheit gedacht. Dann spricht man von der einfachen Lebensweise der Naturmenschen und von dem üppigen Luxus der Culturvölker. Man untersucht, ob nicht doch einige Genüsse über das Nothwendige hinaus zu gestatten seien, da die Erde manche Länder so verschwenderisch mit köstlichen Producten versorge und ihr Gebrauch die Erfindung und den Handel belebe. Hiebei werden die Enthaltsamkeit der alten und die Ueppigkeit der jetzigen Römer in auffälligen Beispielen einander entgegengestellt. Scipio habe keinen Scherben von dem carthagischen Reichthum mit seiner Armuth vermischen, Aemilius Paulus den macedonischen Schatz nicht einmal ansehen mögen, während jetzt Luft und Meer zu arm seien, um neue Speisen darzubieten, woher der verruchte Pollio seine Murenen mit Menschenfleisch mäste. Cicero habe für einen hölzernen Tisch ein ganzes Vermögen hingegeben, Julia habe an jedem Ohre drei Erbschaften hängen ꝛc.

Maskirte Geschichte der zwölf habsburgischen Kaiser.

In einem Saale des Jagdhauses erblicken die Fürsten zwölf lebensgroße Bilder cheruskischer Helden. Malovend sagt ihnen, daß sie Hermann's Voreltern seien, und erzählt ihre Geschichte. Es sind aber, wie in Hermann selbst zugleich Leopold I. gefeiert wird, unter erdichteten und veränderten Namen die Kaiser aus dem habsburgischen Hause eingeführt und von ihren Thaten und Schicksalen wird besonders dasjenige berücksichtigt, was einen romanhaften Anstrich hat. Das erste Bild stellt Hermion vor und wir hören von seinem Kriege mit Atcoroth, dem

Herzoge der Quaden, welcher sich seiner Wahl zum Feldherrn widersetzt hatte. Hermion ist Rudolph von Habsburg und Atcoroth's Name durch Umstellung aus Ottochar gebildet. Nun erhielt Suasandufal (Adolph-Nassau) die Feldherrnwürde, doch setzte man ihn ab und erwählte Mars (Albrecht I.), den ältern Sohn Hermion's, gegen welchen jener Schlacht und Leben verlor. Der Ermordung Albrecht's durch seinen Vetter, dem er das Herzogthum Alemannien vorenthielt, wird nur kurz gedacht. Das dritte Bild stellt den Feldherrn Vandal (Albrecht II.) vor, mit dem die Krone nach 130 Jahren wieder an den cheruskischen Stamm kam, um ihm zu verbleiben. Er besiegte den sarmatischen Fürsten Micasir (Casimir), starb aber frühe. Ihm folgte Ulsing (Friedrich von Steiermark), dessen Mutter Cimburgis (sie hieß so) mit flacher Hand einen eisernen Nagel in die Wand schlagen konnte. Er gewann den Ruhm, sein Reich durch Klugheit vergrößert zu haben, wie er auch die Verbindung seines Sohnes Alemann (Maximilian) mit der Tochter des alten Carnuthischen Herzogs Vercingetorich (mit Maria von Burgund) zu Wege brachte und dadurch seinem Hause ihr Erbe verschaffte. Die Zuhörer nehmen Gelegenheit, die Künste des Friedens mit dem Kriegsruhme zu vergleichen, und geben ihre Meinung über die Astrologie ab, welcher Ulsing ergeben war, wobei sich wieder eine große Belesenheit breit macht. Ulsing mußte sich im hohen Alter einen Schenkel abnehmen lassen und starb daran. Der fünfte Feldherr Alemann (Maximilian I.) war ein verwegener Held. Er führte oft einen lebendigen Löwen an der Hand. Zu Isiniska (München) riß er einst einem jungen Löwen den Rachen auf und zog ihm die Zunge heraus. Dann wird seiner wilden Jagdabenteuer und seiner Kriege gedacht. Die Zuhörer erklären es für heilsam, wenn im Reiche friedliebende und kriegerische Fürsten wechseln, wie Numa den Romulus, der Baumeister Ancus den Tullus abgelöst ꝛc. Dem cheruskischen Stamme sei der Liebesstern der rechte Glücksstern gewesen; so habe auch Alemann seinen Sohn Hunnus (Philipp) mit der Tochter des britannischen Königes Dinnfared (Ferdinand von Aragon) vermählt, der durch die Schifffahrt in Besitz der atlantischen Eilande (Amerika's) gekommen. Nun folgt ein Versuch zu erweisen, daß Amerika vielleicht schon von den Karthagern entdeckt worden, ja daß phönicische Schiffer und die Juden dahin gekommen. Die Britannier (Spanier) hätten bei den Indianern manche phönicische Sitten wiedergefunden. Nicht minder hätten die Aegyptier unter Osiris und Sesostris, dann auch die nordischen Völker den Weg zu den seligen Eilanden entdeckt, was Alles dadurch wahrscheinlicher werde, daß der neue Erdtheil sich früher weit mehr gegen Osten ausgedehnt habe. Die

Magnetnadel aber sei von den Friesen erfunden worden. Marcomir (Karl V.) ist so dargestellt, daß er mit jedem Fuße auf einer Weltkugel steht und in jeder Hand eine Sonne trägt. Er hat schwere Kriege mit Salomin (Soliman II.), dem Könige der Scythen, und mit Usesival (Valesius, Franz I.), dem Könige der Gallier und Cantabrer, zu bestehen, schlägt diesen jedoch aufs Haupt und nimmt ihn bei Zitin (Ticinum, Pavia) gefangen. Salomin wurde ebenfalls überwunden und statt seines Schützlinges Barsabosar in Colchis (Chaireddin Barbarossa in Tunis) Aßemules (Muley Hassan) eingesetzt. In der neuen Welt eroberte Marcomir die gewaltigen Reiche Kokisem und Rupe (Mexico und Peru) und beutete das silberreiche Opisot (Potosi) aus. Er schaffte hier die Menschenopfer ab, welche man von den Karthagern und Phöniciern angenommen. Die Thaten Marcomir's veranlassen zu einer umständlichen Vergleichung Alexander's und Caesar's; beiden sei der deutsche Fürst darin überlegen gewesen, daß er, nachdem er wie ein Held gelebt, in der Einsamkeit als ein Weiser gestorben, während jene wegen ihrer unersättlichen Herrschsucht aus der Welt geschafft wurden. Auf dem siebenten Bilde sah man Ingram (Ferdinand I.), den Bruder Marcomir's, der Britannien (Spanien), das atlantische Eiland und andere Reiche seinem Sohne Hippon (Philipp) abgetreten hatte. Ferdinand's vieljährige Kriege mit Johann Zapolya werden hier auf ein romanhaftes Ereigniß zurückgeführt. Beide bewerben sich nämlich um Hermildis (Elisabeth, später Anna genannt), die Tochter Lissudaval's (Vladißlaus von Böhmen und Ungarn). Die Nebenbuhler gerathen bei einem Turniere heftig an einander. Ingram hat auf seinem Schilde eine Perlmuschel mit Hermildis' Bild und der Inschrift: Das Beste und mein Abgott ist gleichwohl verborgen. Dies Verborgene sollte auf die Perle in der Muschel und auf der Prinzessin tugendreiche Seele hinweisen. Nun zertrümmert beim Kampfe Decebal (Zapolya) dem Gegner das Bild und unter demselben kommt plötzlich etwas Anderes, was da verborgen war, nämlich das Bild einer andern Dame zum Vorscheine. Hermildis glaubt, daß Ingram derselben eine versteckte Huldigung habe darbringen wollen, und ist über diese Beleidigung außer sich. Am folgenden Tage kämpft Ingram nach seiner Meinung mit Decebal und verwundet ihn; es ist aber Hermildis, welche den Verrath hat rächen wollen. Endlich gelingt es Ingram, Decebal selbst zu überwinden und als er ihm den Degen an die Gurgel setzt, muß er gestehen, daß er heimlich einen Waffenschmied zur Unterschiebung des zweiten Bildes bewogen habe. Dieser Versuch, Ingram und Hermildis zu entzweien, ist also mißlungen; sie sind ausgesöhnt. Decebal aber verleumdete ihn weiter

und bewog Salomin, den König der Scythen, zu einem Einfalle in Ungarn, wobei Gudwil (Ludwig), der Bruder der Hermildis, bei Zoma (Moaz) geschlagen wurde und in einem Morast umkam. Salomin greift später Wien an, das ruhmvoll vertheidigt wird. Als Decebal starb, sollte nach einem Vertrage ganz Ungarn an Ingram fallen, die Witwe des Ersteren Lasabile (Isabella) nahm es jedoch für ihren zweijährigen Sohn Festan (Stefan; nicht Sigismund?) in Anspruch. Auch sie erbat sich Hülfe von Salomin, wurde aber von ihm betrogen und dieser selbst mußte endlich seinen räuberischen Plänen entsagen. Auf dem nächsten Bilde sieht man Klodomir (Maximilian II.). Er wurde am Hofe Marcomir's (Karl's V.) erzogen und diente ihm in Krieg und Frieden mit Talent und Glück. Hier hat Lohenstein einen kleinen Roman eingeschaltet, in welchem sogar einige der spielenden Personen verwechselt sind, worüber man die Anmerkungen der Herausgeber nachschlagen mag. Die Tochter und die Schwester Marcomir's (Karl's V.), Riama und Olerene (Maria und Eleonore) lieben beide Friedebald, den Herzog der Vangionen (Churfürst Friedrich II., Pfalzgraf am Rhein), den tapferen Vertheidiger Wiens. Marcomir will jedoch seine Schwester mit Astinabes, dem Könige der glückseligen Inseln (Sebastian von Portugal) und seine Tochter Riama mit Klodomir (Maximilian II.) vermählen. Dieser soll dafür zu Gunsten Hippon's (Philipp's II. von Spanien) der Feldherrnwürde über Deutschland entsagen. Friedebald wird in einen Krieg gegen die Scythen (Türken) geschickt. Ein Excurs warnt vor politischen Heirathen, mit denen man nicht immer seinen Zweck erreiche. Zum Belege dafür, daß das Verhängniß mit der Staatsklugheit nur ein Gespött treibe, diene die Vermählung der britannischen (spanischen) Prinzessin Juana mit Hunnus (Philipp von Oesterreich, dem Sohne Maximilian's I.). Ihr Vater (Ferdinand von Aragon) dachte durch dieselbe seinem Sohne Nojanes (Johannes) Britannien (Spanien) recht zu sichern. Nojanes aber starb frühe und Hunnus zwang seinen Schwiegervater, ihm Caledonien (Castilien) abzutreten, indem er ihn durch geflissentliche Mißachtung vor seinen Unterthanen erniedrigte; ja er ließ seine Frau, die ihn abgöttisch liebte, für blödsinnig erklären und sperrte sie ein, um über ihr Erbe selbständig zu gebieten. Als Hunnus durch Gift umkam, führte sie den Sarg mit der geliebten Asche mit sich herum, um ihm täglich Thränen zu weihen, so daß sich die Weissagung erfüllte, daß Hunnus länger reisen als leben würde. So übel hatte sich ihr Vater verrechnet. — Inzwischen sind Riama und Olerene über Friedebald's Entfernung höchst unglücklich; das gemeinsame Mißgeschick macht sie zu Freundinnen. Als sie nach

einigen Tagen auf einem Landhause am Gestade des Meeres weilen, spülen die Wellen einige Schiffstrümmer ans Land und bald auch eine mit kostbaren Kleidern angethane Leiche. Es ist Friedebald. Beide liebende Frauen verfallen in eine lebensgefährliche Gemüthskrankheit und die Aerzte wissen keine Hülfe. Auf den Rath der Druiden läßt Marcomir die Fürstinnen in einen uralten Tempel des Aesculap bringen, wo sie eine Nacht auf den Fellen von sieben geopferten Widdern schlafen. Sie erwachen wie neu geboren, denn Friedebald's Geist ist ihnen im Traume erschienen und hat sie dafür ausgescholten, daß sie ihm mit ihrer unbesonnenen Trauer die Ruhe benähmen. Marcomir kommt mit Klodomir und Astinabes in den Tempel und auf ihre Bitte vollendet der Priester sein Werk. Er erfüllt das ganze Gewölbe mit einer Wolke von Weihrauch und darauf träufelt ein balsamischer Thau herab. Alles war aber ein staatskluger Betrug Marcomir's, wie sich Numa, Scipio, Sulla, Sertorius, Minos, Pisistratus ähnliche Täuschungen erlaubt. Noch an demselben Tage wurden die Paare vermählt, doch ereignete sich noch das Wunder, daß unter den zwölf Fackeln, mit welchen die Edelknaben Olerene zum Altare führten, sich eine dreizehnte Flamme zeigte, die alle anderen überstrahlte. Auch später erschien ihr Friedebald als Schutzgeist. So ermahnte er sie dringend, nicht ihren Gemal Astinabes gegen die Mohren ziehen zu lassen, und dieser verschwand wirklich in jener denkwürdigen Schlacht (bei Alcazar 1578), welche drei Königen das Leben kostete. Olerene stellte sich darauf todt und ließ sich zum Scheine begraben, um in einem öden Gebirge ungestört ihrer Trauer zu leben. Nach einem gelehrten Gespräche über die Erscheinung von Schutzgeistern wird berichtet, daß Klodomir und Riama als ein glückliches Paar lebten. Nach dem Tode seines Vaters Ingram herrschte er friedlich und weise über Deutschland. Er bewog die Religionsparteien einander Duldung zu geloben und wurde von dem Erzfeinde Salomin befreit, der während des Sturmes auf das von Nezir (Zriny) mit unerhörter Tapferkeit vertheidigte Siegestatt (Szigeth) seine blutdürstige Seele ausblies. Von Roderich's (Rudolph's II.) Regierung ist nicht eingänglich gehandelt. Das Merkwürdigste wäre, daß er mit dem parthischen Könige Mithridates (Schach Abas von Persien), der ihn zum Bündnisse wider die Scythen bewegen wollte, kostbare Geschenke wechselte. Er selbst erhielt unter Anderem einen blauen Topas, so groß, daß man aus ihm ein Trinkgeschirr machen konnte, andere Edelsteine von der Größe eines Ganseies und wundergroße Perlen. Zur Gegengabe standen ihm aus dichtem Golde gewachsene Korallenzinken, aus Weinstöcken am Pathissus (Theiß) hervorgesproßte goldene Reben,

in dem Isar gefischte Perlen zu Gebote und außerdem fügte er zwei aus Kupfer in Gold verwandelte Platten hinzu. Ein Zwischengespräch verbreitet sich über das Goldmachen und über die Frage, ob großer Reichthum den Völkern wirklich Nutzen bringe. Malorich (Matthias), der Bruder des vorigen Feldherrn, war schon alt und adoptirte Aembrich (Ferdinand II.). Bald darauf stand zur Ankündigung des langen Krieges dreißig Nächte hindurch ein abscheulicher Komet am Himmel. — Hier bricht Malovend seine Mittheilungen ab; die Geschichte Aembrich's und Segimer's (Ferdinand III.) folgt erst im 7. Buche. Die Fürsten kehrten von der Jagd nach Deutschburg zurück, wo bei der Nachricht über neue Siege ein frohes Fest gefeiert wird.

Drittes Buch.

Geschichte Armeniens. Zeno und Erato.

Hermann vergaß des Krieges nicht, besonders da seine geliebte Thußnelde den Sinn der spartanischen Jungfrauen hatte. Er folgte nicht dem Beispiele des Hannibal in Capua oder des Antiochus in Griechenland, sondern dem der Römer selbst, welche jeden Krieg tapfer fortsetzten. Hermann, seine Schwester Ismene und Thußnelde bezeigen sich sehr freundlich gegen die gefangene Königin Erato, dieselbe, über welche Thußnelde vor der Deutschburger Schlacht im Zweikampfe gesiegt hatte. Salonine, die Gefährtin Erato's, erzählt den Lebenslauf derselben. Vorausgeschickt wird die Geschichte Armeniens bis zur Regierung des Artaxias, des Vaters der Erato, wobei die Kriege, welche Pompejus, Lucullus, Crassus, Antonius ꝛc. in Asien zu führen hatten, den Mittelpunkt bilden. — Erato hatte noch einen Bruder gehabt, der wie der Vater Artaxias hieß. Bei einem Schiffbruch verunglückten die Kinder. Der kleine Artaxias wurde, obwohl in der Wiege, von den Wellen so rasch fortgetragen, daß man ihn nicht finden konnte, und galt seitdem für verloren, Erato aber wurde gerettet. Der Vater erzog jetzt diese als einen Knaben, um ihr die Thronfolge zu sichern. Endlich wurde Artaxias, auf Anstiften des Augustus, von seinem schändlichen Bruder Artabazes aus dem Wege geräumt. Dieser genoß zwar nicht lange die Frucht seines Frevels, denn Artaxias' Witwe rächte an ihm den Tod ihres Mannes, doch bemächtigte sich jetzt Tigranes, der dritte Bruder, Armeniens. Schon diese Begebenheiten sind mit anziehenden Erfindungen ausgeschmückt, jetzt aber geht die Geschichte der Erato in einen phantasievollen Roman über, der sich durch den ganzen Arminius hinzieht. Erato, die man allgemein für den Prinzen Artaxias hielt,

wurde bei dem Sturze ihres Vaters von treuen Dienern nach Sinope in Sicherheit gebracht. Hier lebt sie in stiller Zurückgezogenheit unter dem Schutze des pontischen Königes Polemon und Arsinoe, die Tochter desselben, faßt zu ihr eine leidenschaftliche Zuneigung. Da verlangt Tigranes, durch Tiberius' Befehle unterstützt, die Auslieferung seines Neffen. Erato kann sich nur durch die Entdeckung ihres Geschlechtes retten. Ihre Verfolger haben also von einem armenischen Prinzen nichts mehr zu befürchten und sie glaubt, daß nun auch Arsinoe in ihr nur eine Schwester und Freundin sehen werde. Seltsam genug wird aber die Liebe derselben jetzt zur heftigsten Leidenschaft, die sie dem Tode nahe bringt. Die angsterfüllte Mutter offenbart nun Erato, daß Arsinoe ein Jüngling sei, und fleht sie um die Rettung ihres Sohnes an. Erato und Zeno werden ein glückliches Brautpaar, doch darf das Niemand erfahren und Zeno bleibt vor der Welt die Prinzessin Arsinoe. Denn Zeno's Eltern Polemon und Dynamis waren wie Lajus und Jokaste in einer kinderlosen Ehe nicht glücklich gewesen; dunkele Orakel hatten sie vor unbedachtsamen Wünschen gewarnt, da ein Sohn, den sie von den Göttern erbaten, den Vater tödten würde. Bald gebar die Königin Zeno und ein Mädchen; jener war das vom Schicksal bezeichnete Unglückskind und der Vater befahl ihn auszusetzen. Die Mutter rettete aber ihren Sohn und als seine Zwillingsschwester Arsinoe starb, nahm sie ihn wieder ins Haus und erzog ihn, den Vater täuschend, in Mädchenkleidern. — Bald geriethen Erato und Zeno in neue Noth. Der Letztere, in dem man noch immer die Prinzessin Arsinoe sah, war durch seine Schönheit weit bekannt und Ariobarzanes, König der Armenier und Meder, wirbt mit Geschenken, zärtlichen Bitten und bald mit Drohungen um ihre Hand. Zeno, mehr und mehr in die Enge getrieben, beschließt mit Erato zu entfliehen. Das Schiff entführt aber nur Erato und in Folge seltsamer Umstände wird Zeno nach Sinope zurückgebracht. Polemon muß endlich erfahren, daß Arsinoe sein Sohn sei. Es kommt zwischen ihm, seiner Gattin Dynamis und ihrem Sohne zu den leidenschaftlichsten Auftritten, die mit tiefer Herzenskenntniß geschildert sind: Zeno wird endlich mit dem Tode verschont, aber der Vater befiehlt ihm, aus dem Lande zu weichen. — Nun hatte Ariobarzanes die Abweisung, deren Grund ihm unbekannt geblieben, nicht ruhig hingenommen. Es kommt zwischen ihm und Polemon zu einem schweren Kriege. Plötzlich erhält der Letztere Beistand. Erato war nämlich nach Armenien geeilt, daselbst wieder als Prinz Artaxias aufgetreten und hatte bald einen Anhang gesammelt. Sie mischt sich in den Kampf, Ariobarzanes wird gefangen, doch Polemon ist von diesem bereits tödtlich verwundet. Jetzt findet ein

Räthsel seine Auflösung, doch so, daß ein zweites noch mehr verschürzt wird. Es tritt ein eisgrauer Mann an Polemon's Sterbelager und bekennt, daß ihm einst ein medischer Prinz zur Pflege übergeben worden, daß derselbe gestorben sei und er statt desselben den Sohn Polemon's, den dieser als Kind aussetzen lassen, nach Medien gesandt habe. Nicht jener verbannte Zeno, sondern Ariobarzanes, den die Römer später zum Könige über Armenien gemacht, sei Polemon's Sohn, wofür er noch besondere Beweise beibringt. Das Orakel ist in Erfüllung gegangen; trotz aller Gegenanstalten ist Polemon durch die Hand seines Kindes getödtet, Vater und Sohn erkennen sich unter tausend Thränen. Wer war nun aber Zeno, den die pontische Königin für ihren Sohn gehalten und als Arsinoe auferzogen? Diese Frage bleibt noch lange unbeantwortet. — Ariobarzanes nimmt jetzt Pontus als sein väterliches Erbe in Besitz, Erato aber wird von den Armeniern freudig als ihre Königin begrüßt. Bald geräth sie jedoch wieder in eine mißliche Lage. Es ist ihr unmöglich, den in ihrem Lande üblichen sittenlosen Tempeldienst der Venus-Ananitis bestehen zu lassen. Dadurch bringt sie die Priester und Andere gegen sich auf. Einer ihrer Großen verliebt sich in sie und veranstaltet es, daß man von ihr fordert, sie solle sich vermählen. Erato hat aber ihren Zeno, der in die Welt hinausgestoßen ist, nicht vergessen. Als eine Verschwörung gegen sie ausbricht, legt sie auf höchst würdige Weise die Krone nieder und verläßt ihr Reich. Um Zeno aufzusuchen, geht sich nach Rom und im Gefolge des Drusus nach Deutschland. Hier wurde sie an der Lippe von den Catten überfallen und gefangen. — Nach Beendigung der Erzählung treten die Fürsten ein; unter ihnen ist Zeno! Die Liebenden umarmen sich mit Entzücken und Thränen.

In der Behandlung solcher romanhaften Episoden ist Lohenstein kaum wieder zu erkennen. Ein bloßer Auszug kann nicht darthun, auf welche spannende Weise und mit welcher psychologischen Wahrheit und Feinheit die oft sehr leidenschaftlichen Vorgänge erzählt sind. Die Sprache ist leicht und lebhaft. Zwar finden sich auch hier in Einleitungen und Zwischenreden moralische Excurse über mancherlei Themata, wie man z. B. darüber verhandelt, ob die Frauen von Natur zur Tapferkeit oder zur Staatsverwaltung Anlage haben, doch sind die gelehrten Citate gespart. Mitunter kommt freilich auch wieder die Pedanterei in bester Form zum Vorschein. So ist an die rührende Scene, als Zeno und Erato sich wiederfinden, ein Gespräch über Trauer- und Freudenthränen geknüpft.

Viertes Buch.

Die Feldzüge des Nero Claudius Drusus.

Drusus' Bild wird von den Deutschen im Tempel der Tanfana (der Gottheit des Himmels) aufgerichtet, weil auch dem tapferen Feinde Ehre gebühre und eine solche Anerkennung die Helden anfeuere; dagegen zertrümmert man eine Altartafel, weil sie seine Siege auf eine abgöttische Weise verherrlicht. Adgandester, der vertraute Rath und Diener Hermann's, Rhemetalces und Malovend unterhalten sich über die Thaten des Drusus. Dieser besiegte die Rhätier und versetzte einen Theil derselben nach Gallien, wo sie jedoch eine Empörung veranlaßten, indem sie den Galliern ihre schimpfliche Dienstbarkeit vorhielten, namentlich als der Landvogt Augustus' Geburtstag in Lugdun an dem Rhodan, da der Kaiser gerade hinkam, mit größter Pracht und göttlicher Verehrung feierte. In Drusus' Kriege mit den Batavern sind Züge aus der neueren Geschichte der Niederlande aufgenommen. Die Bataver wurden von der drückenden Herrschaft der Britannier (der Spanier unter Philipp II.) durch ihre tapferen Herzöge Eganor und Eisenherz oder Wodan (Wilhelm von Oranien und Moritz von Nassau) befreit. Mit der Schifffahrt und dem Handel wuchs ihre politische Bedeutung, bis sie erschlafften und Drusus, der hier Ludwig XIV. vorstellt, ihnen das halbe Reich wegnahm. So wird nun weiter von den religiösen Wirren, von dem Kampfe der Herzöge mit der Volkspartei um die Souveränität gehandelt. Dagobert's mißliebige Vermählung mit einer caledonischen Prinzessin weiset auf Wilhelm II. hin, der die Tochter Karl's I. von England zur Frau hatte; sein Sohn Cariovalda führt hier zwar den Namen eines alten Königes der Bataver, ist aber Wilhelm III. und seine Gegner, die von dem Pöbel aus dem Gefängnisse geschleppt und unmenschlich zerfleischt werden, sind die Brüder de Witt. So nahm Lohenstein keinen Anstand, hier Begebenheiten einzuflechten, die sich 1672, wenige Jahre vor der Abfassung des Romanes, ereignet hatten. Wir hören nunmehr von Drusus' Krieg mit den Friesen und Chauzen, von der fossa Drusiana zwischen Rhein und Yssel, von seinem Vordringen bis zur Weser, wo ihn ein böses Zeichen zur Umkehr veranlaßt; denn es setzte sich ein Bienenschwarm auf einen römischen Adler, was auch vor der thrasimenischen und vor der pharsalischen Schlacht Unheil verkündet hatte. Leider war es ihm geglückt, Deutschburg plötzlich zu überfallen und sich Ablastens, der Gemalin des cheruskischen Herzogs Segimer, nebst ihren Söhnen Her-

mann und Flavius zu bemächtigen. Durch die Gefahr erschreckt, vereinigen sich Segimer, der Sicambrische Herzog Melo und Arpus, Herzog der Catten, zu einem festen Bündnisse und treten Drusus auf seinem Rückzuge von der Weser entgegen, worauf er eine furchtbare Niederlage erleidet, indem sich „die Schlacht in ein Schlachten verwandelt." Drusus feierte dennoch zu Rom einen Triumph, bei dem auch Ablaste mit ihren Kindern aufgeführt wurde. Auf seinem letzten Feldzuge gegen die Cherusker drang Drusus bis zur Elbe vor; manche böse Zeichen warnten ihn und es erschien ihm ein riesengroßes Gespenst, das ihm Halt gebot, denn hier sei das Ende seiner Thaten und seines Lebens. Das römische Heer kehrte um und wurde von den Cheruskern hart bedrängt; Segimer verwundete des Drusus Pferd, so daß es sich mit ihm überschlug und er das rechte Schienbein brach, was seinen Tod zur Folge hatte.

Römische Hofgeschichten. Julia und Livia.

In die Darstellung der Feldzüge des Drusus ist eine Liebesgeschichte eingelegt, welche an die schlimmste Zeit des französischen Hofes erinnert, als ränkevolle und sittenlose Weiber alles Edele, das ihnen im Wege stand, ohne Scheu und Schonung vergifteten. Auch hier ist die Erzählung durchaus lebendig und ohne Schwulst, so daß man über einzelne gelehrte Excurse und gesuchte Vergleichungen leicht hinwegkommt. — Die jüngere Antonie, die edele Tochter des Triumvirs Antonius und der Schwester des Augustus, hatte sich in Muraena, einen vortrefflichen jungen Edelmann verliebt. Um seine Aufmerksamkeit zu erregen, setzte sie eine Muräne in einen mit rothem Marmor eingefaßten Weiher, gewöhnte dieselbe, auf ihre Stimme zu hören, und pflegte sie mit Zärtlichkeit. Ein in den Marmor gegrabenes Gedicht enthielt Anspielungen, die Muraena endlich verstand. Auch er giebt Antonien seine Liebe zu erkennen. Nun aber kommt Julie hinter das Geheimniß. Sie schleicht sich in Antoniens Vertrauen und verspricht ihr, eine Zusammenkunft mit dem Geliebten zu vermitteln. Um Juliens Gunst bewarb sich schon damals Drusus, doch sie mochte ihn nicht anhören, weil sie selbst Muraena liebte. Das Mittel, Muraena für sich zu gewinnen, Antonie und Drusus zu beseitigen oder zu entschädigen, ist leicht gefunden. Bei einem Kampfspiele ziehen sich die Frauen, als das Ringen beginnt, welches sie nach einem Gesetze des Augustus nicht ansehen sollten, von der Bühne zurück. Muraena eilt in ein finsteres Gemach, wo er Antonie zu treffen glaubte, Drusus in ein anderes, wo ihn nach seiner Meinung Julie erwartete. Diese aber hat eine Ver-

wechselung veranstaltet; sie hat Drusus mit Antonien zusammengeführt und sich selbst den Muraena angeeignet. Die Getäuschten entdecken zu spät den Betrug. Antonie erklärt sich Muraena's nicht würdig und entsagt ihm; so wird dieses herrliche Paar getrennt. Nun nimmt die ränkesüchtige Livia die Sache in die Hand, der hauptsächlich um Tiberius' willen daran gelegen ist, ihre Söhne mit der Tochter und der Nichte des Kaisers zu verheirathen. Ihrer sophistischen Beredtsamkeit gelingt es, alle Betheiligten umzustimmen und so werden Tiberius und Julie, Drusus und Antonie vermählt. Julie aber, die durch tausend Erfindungen zuletzt doch den Muraena zur Gegenliebe bethört, begünstigte nun, um Antonie zu kränken, auch deren Gemal Drusus. Sie nahm oft ihren Aufenthalt in Deutschland und blieb mit ihm in stätem Verkehre, wie sie ihm zuletzt in Mainz die Augen zudrückte und ihn mit schmerzlichen Thränen beweinte.

Segesthes' neuer Verrath. Der Versuch, Thußnelden zu entführen.

Thußnelde und Erato waren in einem Lustgarten, wo Zeno ihnen seine Schicksale erzählen wollte. Plötzlich werden sie überfallen, Zeno verwundet und die Frauen geraubt. Hermann und andere Fürsten setzen schnell den Räubern nach. Trotz seiner Zusage wollte Segesth seine Tochter Hermann entreißen und sie mit Marbod, dem Herzoge der Marckmannen, vermählen. Beide veranstalteten daher die Entführung. Sie hatten ein bedeutendes Heer im Hinterhalte, doch auch Hermann sammelte rasch seine Schaaren und es kam zur Schlacht. Der verwickelten Schilderung derselben wollen wir nicht folgen. Thußnelde wurde von Hermann selbst befreit, Erato von Jubil, dem Sohne des letzten bojischen Herzoges Briton. Segesth und Marbod entkamen, wiewohl verwundet. Jubil hatte ein seltsames Abenteuer bestanden, das wir nicht übergehen mögen. Er war im Kampfe mit Boris, dem Sohne des sarmatischen Königes Jagello, zusammengerathen. Lange konnte er demselben nichts anhaben, weil ihm seine wunderbaren Reitkünste das Uebergewicht gaben. Endlich stürzte Boris, Jubil aber hörte einen Angstschrei der Erato und eilte hinweg. Nun traten ihm zwei weiße Bären entgegen, die Boris zu seiner Leibwache abgerichtet hatte. Einen erlegt er, den Anfällen des andern sucht er dadurch zu entgehen, daß er ihm auf den Nacken springt, worauf der erschrockene Bär mit ihm in den dickesten Wald rennt. Hier sieht er plötzlich, wie Erato sich gegen zwei Sarmaten vertheidigt, und eilt ihr zu Hülfe. Auf Deutschburg herrscht nun große Freude, nur Thußnelde trauert über den Verrath

ihres Vaters. Jetzt tritt ein Gast ein, dessen Ankunft Niemand vermuthet hat: es ist Flavius, der Bruder Hermann's. Der Schrecken über Varus' Niederlage und die Verzweiflung hatten den Kaiser veranlaßt, die Entfernung aller Deutschen aus Rom zu befehlen, und so war Flavius entflohen.

Flavius, als römischer Geißel, und Dido.

Flavius' Erlebnisse bilden eine sehr spannende Mischung von Thatsachen und Erfindungen, wie sie selbst einem Romane von Wieland, der solche Stoffe liebte, zur Zierde gereicht hätte. Flavius wurde am kaiserlichen Hofe mit Cajus und Lucius, den Söhnen der Julia aus ihrer Ehe mit Agrippa, erzogen. Während er selbst bei Zeiten durch einen greisen Cherusker Warnungen erhielt, geriethen die Prinzen, zur Freude ihrer Stiefgroßmutter Livia, in die Schule eines Aristipp, der Atheist und Hedoniker war. Er bot in seinem Lusthause den römischen Jünglingen die üppigsten Genüsse dar und vergiftete ihre Herzen durch seine schrecklichen Lehren. Endlich wird die Sache dem Kaiser angezeigt; er läßt den Frevler nebst seiner Rotte tödten und alle epikureischen Philosophen aus Italien verbannen. Bald darauf kam Dido, die sechzehnjährige Tochter des Königes Juba von Numidien, nach Rom. Der unverbesserliche Lucius fand damals gerade an schwarzen Schönen Gefallen und suchte sich sogleich bei Dido einzuschmeicheln, sie aber fühlte sich zu Flavius hingezogen. Es werden dramatische Festlichkeiten veranstaltet, bei denen die schwarze und die weiße Farbe mit reizender Koketterie einander suchen und meiden, Flavius aber mehr und mehr den Muth gewinnt, in den Augen der Dido sein Glück zu lesen. Liebe und Eifersucht führen zu blutigen Händeln. Flavius muß Rom verlassen und eilt nach Afrika, wo ein römisches Heer nebst Juba wider die Getuler im Kriege ist. Flavius wird der Liebling des Königes Juba. Er sieht endlich auch Dido wieder, aber — als Priesterin der Diana. Sie war auf der Rückreise von Rom nach Massilia gekommen; hier aber durfte sich Lucius alle Willkür erlauben und um gegen ihn Schutz zu gewinnen, legte sie, zumal da Flavius todt gesagt wurde, im Tempel der Diana das Gelübde der Jungfräulichkeit ab. Lucius stürmte dennoch den Tempel, wurde jedoch dabei erschlagen. Jetzt trifft sie mit Flavius unter den glücklichsten Verhältnissen zusammen, aber das Gelübde trennt sie für immer. Da benutzt ein tückischer Priester ihre Schwermuth und Betäubung. Ihr Gelübde soll aufgehoben sein, wenn sie der Diana und dem Priester der Göttin ihre Jungfräulichkeit opfert. Die Sophismen des Priesters, mehr noch die Aussicht, ihrem

Flavius anzugehören, verwirren ihre Sinne. Nach der Unthat empfindet sie aber die bitterste Reue. Sie entsagt dem Geliebten und entdeckt ihm den schändlichen Betrug. Flavius bemächtigt sich des Priesters und zwingt ihn in grimmigem Zorne, sich selbst zu entmannen, aber Dido bleibt ihm verloren. Er kehrt nun nach Rom zurück und kämpft dann tapfer und siegreich unter Tiberius gegen die Dalmatier, Pannonier ꝛc. Man empfängt ihn in Rom bei seiner Heimkehr mit der größten Auszeichnung, doch die Nachricht von Varus' Niederlage löscht seine Verdienste aus: er wird auf ein Eiland verbannt. Nach einer wunderbaren Fügung kommt auch Dido dahin. Sie liebt Flavius wie früher, unterdrückt aber auch jetzt jeden Wunsch, ihn zu besitzen, und zürnt nicht darüber, daß er sie damals so schnell verließ. Sie tritt ihm mit der alten Freundlichkeit ein Schiff ab, auf dem er entflieht, und so kam er unverhofft in Deutschburg an. — Diese Episode ist nicht nur durch ein anziehendes Detail belebt, sondern sie zeichnet sich auch durch eine vortreffliche Auffassung der Personen aus. Aristippus und Lucius mochten leichter zu schildern sein; aber auch Flavius und Dido erscheinen als sinnige, gefühlvolle, höchst liebenswürdige Menschen; namentlich erhöht es den Adel der Prinzessin, das sich, seitdem ihr Schicksal eine tragische Wendung nahm, über ihre ganze Erscheinung ein Hauch der Schwermuth ausbreitet, ohne daß ein sentimentaler Zierrath störte.

Fünftes Buch.

Zeno. Die Amazonen, China, Indien, Athen.

Die Fürsten und die Frauen versammeln sich an Zeno's Krankenbett und er erzählt ihnen seine Schicksale. Das Schiff, auf dem er bei seiner Verbannung Pontus verließ, wurde von Getischen Seeräubern angegriffen. Er war wieder als Arsinoe in Frauentracht und man staunte um so mehr über seine Tapferkeit, wie es ihm denn auch gelang, das Raubschiff zu nehmen. Er fand auf ihm die entführte Amazone Penthasilea und folgte ihrer Einladung, sie in das Reich ihrer Schwester Minothea zu begleiten. Hier ist nun eine sagenhafte Geschichte der Amazonen eingeschaltet, zu deren Königinnen zuletzt auch Teuta von Illyrien gezählt wird. Zeno fand bei den Amazonen den gefangenen getischen Prinzen Oropastes und Syrmanis, die Schwester desselben. Oropastes verliebte sich in Zeno, den er für eine Prinzessin hielt, und sprach in einem Briefe sein Entzücken über die schwarzen Augen desselben aus. Nun aber wünschten Beide, die Königin Minothea und auch Penthasilea, Oropastes zu besitzen. Jener

Brief gerieth unglücklicher Weise in die Hände der ersteren und da sie glaubte, Oropastes habe ihn an ihre Schwester gerichtet, stach sie, vor Eifersucht rasend, derselben die schönen schwarzen Augen aus. Die Fremden fanden es seitdem hier nicht geheuer. Zeno entdeckt sich den Anderen und entflieht mit Oropastes und Syrmanis in das taurische Gebirge. Sie kamen zu einem glücklichen und schuldlosen Volke. Dasselbe verehrte den Geist der Natur. Das Bild desselben war sehr seltsam mit den Gestirnen, den Zeichen der Mineralien, den pythagorischen Zahlen ꝛc. geschmückt. Sie erstiegen dann den Kaukasus und traten in den geheimnißvollen Tempel des Prometheus ein. Hier sehen sie das Weltgebäude durch ein kunstvolles Planetarium dargestellt. Die Sage von Prometheus habe folgenden Sinn: er war ein Kosmolog, der sein Leben lang auf den Zinnen des Kaukasus den Himmel mit Schaugläsern durchforschte und täglich nagte es ihm am Herzen, daß er sich nicht wie ein Adler in die Sternenwelt schwingen konnte. Als Zeno mit seinen Gefährten die Reise fortsetzte, stürzte leider der Gipfel des Kaukasus ein und die Herrlichkeiten wurden zertrümmert. — Sie schifften nun über das Kaspische Meer, wo sie einen Sturm zu bestehen hatten, und kamen zu einem scythischen oder tatarischen Könige, der eben mit ungeheurer Macht China und Indien angreift. Hier wird nun wieder die Geschichte der Chinesen erzählt, namentlich ihre Kriege mit den Mongolen. Zeno zeichnet sich als Krieger und als Gesandter rühmlichst aus; es wird ihm sogar ein Heer anvertraut, mit dem er große Thaten verrichtet. In einer mörderischen Schlacht verliert der indische König Pirimal 200,000 Mann und 80 Elephanten. Zeno wird aber gefangen, indem ihn der Elephant des Königs mit dem Rüssel umschlingt und seinem Herrn hinaufreicht. Mit wie viel Wohlwollen man auch Zeno zu fesseln suchte, lehnte er doch alle Anerbietungen ab, um die geliebte Erato aufzusuchen. Pirimal fertigte eine Gesandtschaft an Augustus ab, um die Scythen mit den Römern in einen Krieg zu verwickeln. Zeno verschaffte sich die Erlaubniß mitzureisen. Er kam nach Taprobane, dem Lustgarten und der Schatzkammer der Welt. In der Gesandtschaft befand sich auch der Brahmane Zarmar, der ihn mit anziehenden Mittheilungen über religiöse Dinge unterhielt. Die Reise ging über das rothe Meer und von Wunder zu Wunder, durch Aegypten, über Babylon, bis man endlich Athen erreichte, wo gerade auch Augustus und Livia eintrafen. Diese ganze Weltfahrt ist ein Rausch der Phantasie, indem sich unzählige Seltsamkeiten der Natur, der Industrie und Kunst, der Religion und Sage an einander reihen, die märchenhafte Pracht der Bauwerke, der Reichthum an

edelen Steinen und anderen Kostbarkeiten die Augen blenden. Den Gipfelpunkt bildet endlich der Besuch Athen's, wo die berühmten Tempel, Altäre, Bildsäulen, Denkmäler, Gräber in Massen bei einander liegen, und es macht einen seltsamen Eindruck, wenn in diese erhabenen und heiligen Erinnerungen der Festjubel hereintönt, mit welchem das kaiserliche Paar begrüßt und bewirthet wird. Zeno hat die Freude, daß ihn Maecenas, Virgil und Horaz in ihre Gesellschaft aufnehmen, was ihm manche Kunstschätze zugänglich macht und den Genuß dieser schönen Tage erhöht. Endlich wird ihm noch ein ganz besonderes Schauspiel bereitet: sein wackerer Reisegefährte, der Brahmane Zarmar krönt nämlich diese Festlichkeiten damit, daß er sich auf einem Holzstoß zu Asche verbrennt. Uebersättigung und der Tod dieses Weisen trieben Zeno in die Einsamkeit und es war ihm alle Lust an den irdischen Dingen vergällt. Endlich verließ er Griechenland; sein Verhängniß verwickelte ihn in den dalmatischen und in den deutschen Krieg, bis er in der Deutschburger Schlacht gefangen wurde und dann so wunderbar die verlorene Erato wiederfand.

Sechstes Buch.

Die Geschichte der Deutschen, insofern sie mit der Geschichte der Römer und Griechen zusammenhängt, bis zur Zeit des J. Caesar.

In diesem Theile des Romanes ist die Erzählung nicht nur äußerst ermüdend, sondern sie hat auch eine komische Seite; Lohenstein wollte seine Deutschen auf alle Weise verherrlichen und dies verleitete ihn hier zu vielen ungereimten Behauptungen. Mehre Fürsten und Frauen sind in einem Lustgarten beisammen und die Fremden wünschen, mit den Schicksalen und ruhmvollen Thaten Hermann's bekannt zu werden. Zuvor aber bittet Erato, ihnen vom Ursprunge an der Deutschen Geschichte und insonderheit „die mit den Römern und Griechen gehabten Vermengungen zu entwerfen und dadurch des Feldherrn Hermann Thaten ein Licht zu geben." Der Roman weiß nun, daß Thuisko und Hertha die ersten Menschen gewesen, daß ihre Nachkommen, die Deutschen, sich aus Asien über Europa ausgebreitet. Es sind nicht nur viele Staaten von Deutschen gegründet, sondern mehr Völker, als man bis dahin wußte, sind mit ihnen verwandt, wenigstens zu Zeiten verbündet gewesen. Unter diesen Gesichtspunkt stellt Lohenstein den oben genannten Theil der alten Geschichte und damit hat er

ein Mittel gefunden, in seine Erzählung hineinzuziehen was ihm beliebte, und den Deutschen an allen rühmlichen Thaten einen namhaften Antheil zuzuschreiben. So müssen denn nicht nur die samnitischen und gallischen, sondern auch die punischen und viele andere Kriege von dem Ruhme der deutschen Waffen Zeugniß geben. Daß Hannibal Italiens, Scipio Spaniens, Massinissa Afrika's Meister wurden, war ein Werk der Deutschen. Philipp, Alexander und seine Nachfolger in Macedonien und Asien gewannen nur durch ihren Beistand solche herrliche Siege. Die Streitigkeiten der Diadochen gaben den Deutschen Gelegenheit, Könige ein- und abzusetzen. Wo es den Deutschen schlimm erging, wie gegen Marius, weiß Lohenstein sie zu entschuldigen. Bald hätte unter so ganz besonderen widrigen Umständen Niemand siegen können, bald sei Verrath oder Zauberei im Spiele gewesen oder es war die Niederlage selbst wenigstens höchst ruhmvoll. Dabei wird die Glaubwürdigkeit der alten Schriftsteller in Zweifel gezogen oder eine Ueberlieferung aus geheimen Quellen berichtigt. Manlius Torquatus besiegte keinen gallischen oder deutschen Helden, sondern nur eine semnonische Jungfrau, die mit ihm in männlicher Kleidung focht. Viridomarus wurde zwar besiegt, aber keineswegs von Marcellus, sondern von einem deutschen Fürsten, der im römischen Heere war. Mißlungene Unternehmungen wie der Angriff des jüngeren Brennus auf das delphische Orakel, werden geradezu für Märchen erklärt. Lohenstein wollte aus seinem Romane eine Weltgeschichte machen, doch gerade der wichtigste Theil der alten Geschichte ist dabei schlecht weggekommen, indem die Thatsachen auf eine erzwungene und unwürdige Weise aufgefaßt oder auch ganz entstellt sind. Von romanhaften Episoden enthält dieses Buch nichts Bedeutendes; eine derselben will ich hersetzen. Hannibal's Gemalin war Chlotildis, eine Fürstin deutschen Ursprungs. In Capua gerieth der Ueberwinder Rom's, bei seiner Verirrung zur Schwelgerei, in die Netze der Agathoklea, einer landesflüchtigen Geliebten des Ptolemaeus Philopator. Sie vergiftete Chlotildis, wofür sie Hannibal freilich von Pferden zerreißen ließ. Die Deutschen hatten ihm zu seinen drei großen Siegen verholfen, wiewohl die Mohren sich allein den Ruhm zueigneten. Wenn er später nichts mehr ausrichtete, so lag dies allein daran, daß die Deutschen sich in Capua von ihm trennten. In Summa: „als sich schon alle Welt den Römern unterworfen hatte, waren die Deutschen allein noch frei."

Das siebente Buch.

In dem folgenden Abschnitte hat die Phantasie des Dichters sich ein rechtes Fest bereitet, theils durch die willkürlichste Vermischung der Thatsachen, theils durch die Aufstellung der seltsamsten Abenteuer. Will man sich eine Ansicht von dem Inhalte verschaffen, so muß man die Massen, welche hier zu einem Ganzen verschmolzen sind, wieder aus einander legen.

Der Deutschen Geschichte zur Zeit des Caesar und Augustus.

Caesar findet an Ariovist, dem Herzoge der Alemannen, einen klugen und äußerst tapferen Gegner. Sie messen ihr Talent und ihre Stärke in einer blutigen Schlacht. Caesar versucht zwar über den Rhein zu dringen, doch wird er zurückgetrieben, weshalb er seine Absichten auf Britannien richtet. Die Landung wurde hauptsächlich durch den Heldenmuth der jungfräulichen Königin Boudicea (Elisabeth) vergeblich gemacht. Er schloß hierauf mit den Deutschen Frieden und sie halfen ihm Gallien unterwerfen und im Zaume halten. Auch bei Pharsalus entschied ihre Reiterei, was allerdings die Geschichte bestätigt, und wie Caesar selbst es ablehnte, seinen Triumph durch das Bild des gefesselten Rheines zu verherrlichen, so hatten die Deutschen damals wohl ihre Hand in den römischen, nicht aber die Römer ihre in den deutschen Händeln. — Mit Augustus standen sie anfangs meistens in freundschaftlichen Beziehungen, doch gaben ihre inneren Kriege den Römern Gelegenheit, künftige Eroberungen vorzubereiten, indem sie sich mit dem einen Volke gegen das andere verbanden. Inzwischen stiftete Marbod ein gewaltiges Reich zwischen Elbe und Weichsel. Die Römer hatten an ihm bald einen Bundesgenossen, bald einen Gegner. Auch der cheruskische Stamm gelangte zu Macht und Ansehen. Tiberius erkannte in Hermann, dem die Völker mit Vertrauen anhingen, schon frühe einen gefährlichen Feind. Alle diese Zustände und Ereignisse haben nun dadurch eine verworrene Gestalt erhalten, daß in diesem Deutschland noch ein zweites vorhanden ist und daß manche Personen und Vorfälle aus der Zeit des Augustus mit Begebenheiten des 16. und 17. Jahrhunderts vermischt sind und überdies Vieles in ganz andere Länder verlegt ist.

Maskirte Geschichte der neueren Religionskriege.

Lohenstein stellt nämlich zugleich die Reformation und die aus ihr hervorgegangenen Kämpfe dar. Er beginnt das Buch mit der Schilderung der alten Druiden, die aber zugleich die katholischen Geistlichen vorstellen, erzählt dann von ihrer Entartung und von des gewaltigen Divitiacus (Luther) Angriffen auf das abergläubische und verdorbene Priesterthum, gegen welches auch die Eubagen (Calvinisten) auftraten. Nun folgt die Geschichte der Religionskriege. Hippon (Philipp II. von Spanien) ließ die dem Divitiacus beipflichtenden Barden mit Schwert und Feuer ausrotten, sogar der ehrwürdige Barde (Constantinus Pontius), in dessen Armen sein Vater gestorben war, wurde verbrannt. In Gallien wüthete Irmengardis (Katharina von Medicis) gegen die Eubagen; diese wurden bei der Bluthochzeit abgeschlachtet und Cigolin's (Coligny's) Haupt dem obersten Druys in Britannien zugeschickt. Die Bataver verfolgte man ebenfalls wegen ihrer Religion mit unmenschlicher Grausamkeit und zwei wohlverdiente morinische Fürsten (Egmont und Horn) wurden öffentlich hingerichtet. Auch in Deutschland standen sich die drei Parteien entgegen, die Druiden (Katholiken), die Barden (Lutheraner) und die Eubagen (Calvinisten). Unter Aembrich (Ferdinand II.) brach endlich das schreckliche Kriegesfeuer aus. Von den Heerführern sind besonders ausgezeichnet Ariovist, der hier für Bernhard von Weimar eintritt, ferner der boshafte Verräther Terbal (Albert von Wallenstein), über dessen Ermordung auf eine sehr spitzfindige Weise moralisirt wird, und Gothart (Gustav Adolph). Endlich vereinigte man sich über einen Frieden, der die Druiden zur Mäßigung nöthigte und den Barden sowohl als den Eubagen die Freiheit des Gottesdienstes zusicherte. Nun wird auch die englische Geschichte in die Erzählung eingeflochten und zwar durch die gewaltsamsten Parallelen. Schon die Flotte, mit der Caesar Britannien angriff, war Philipp's Armada. Jetzt schließt sich an das Aehnliche die traurige Geschichte des Herzogs Briton (Karl's I.) und Cromwell, der ihn durch Volk und Heer um den Thron und auf das Blutgerüst bringt, ist hier derselbe Marbod, der vertraute Freund des Tiberius, der Günstling der Julia, der Herzog der Marckmänner. Die Intriguen, der Prozeß des Königs, die Einsprache der fremden Gesandten, sind sehr umständlich und nicht ohne Wärme erzählt. Wie frei bei allen diesen Dingen mit der Geschichte geschaltet wird, mag man daraus entnehmen, daß Marbod weiterhin auch noch Karl Gustav von Schweden vorstellt und den Krieg desselben mit den Polen führt.

Endlich enthält dieses Buch noch einige höchst abenteuerliche Episoden.

Segimer und Asblaste.

Die Catten rückten es dem cheruskischen (habsburgischen) Hause auf, daß sich dasselbe nicht durch Tapferkeit, sondern durch vortheilhafte Heirathen zu vergrößern strebe oder doch die vaterländischen Geschlechter verschmähe, wie Segimer sogar Asblaste, die Tochter eines parthischen Leibeigenen Surena zur Frau genommen. Segimer ist Ferdinand III., die Kaiserin (Maria Anna von Spanien) wird durch Asblaste aus Parthien, wo ihr Vater Surena ein angesehener Beamter war, vertreten. Lohenstein konnte es nun wagen, den Eltern des damals regierenden Kaisers folgenden Roman anzudichten. Asblaste merkte, daß ihr die deutschen Fürsten abgeneigt waren, und entwich, indem sie für Segimer ein zärtliches Abschiedsschreiben hinterließ. Ihr Gemal war trostlos und verlor sich nicht nur vom Hofe, sondern aus Deutschland. Asblaste hatte sich in ihre Heimat begeben. Hier aber war ihr Vater Surena in Ungnade gefallen und wurde Maxarthes, dem Meuchelmörder des Crassus, nachgesetzt. Bei einem Turniere suchte sie ihren Vater zu rächen und tödtete Maxarthes, wurde aber dafür ins Gefängniß geworfen, ja der parthische König Orodes will ihren Vater zwingen, über sie das Todesurtheil auszusprechen. Surena weigert sich standhaft und nun sollen Beide sterben. Im rechten Augenblicke ergreift ein Unbekannter einen Brand von dem heiligen Feuer und droht ihn auszulöschen, wenn man nicht Asblaste begnadige. Es ist Segimer. Asblaste muß freigesprochen werden, aber nun soll Segimer den Feuertod sterben. Da verwundet sich Asblaste am Arm, läßt das Blut ins Feuer fließen und die Opferung ist abermals gehemmt. Hierauf werden Beide in Banden gelegt. Nun aber verliebt sich Phraates, der jüngere Sohn des Orodes, in Asblasten. Er will dieselbe entführen, sie aber hat mit Segimer das Gefängniß getauscht. Phraates entdeckt zu spät den Irrthum, läßt aber um Asblastens willen Segimer nach Armenien entkommen. Dieser nimmt nun an dem Kriege der Römer gegen die Parther Theil und es gelingt ihm, sich zweier Söhne des Orodes zu bemächtigen. Der König hätte gerne Asblaste gegen dieselben ausgewechselt, aber sie war bereits in der Gewalt des Phraates, welcher seiner Schwester den Auftrag gegeben, sie zu vergiften. Die Schwester hatte sich jedoch zum Glücke in einen der gefangenen Prinzen, ihren Halbbruder verliebt; um ihn zu retten und nicht Phraates zu erzürnen, ließ sie Asblaste zum Scheine

begraben und heimlich entfliehen. Segimer erhielt seine Gattin wieder und sendete wirklich die parthischen Prinzen zurück. Aber diese sowohl wie der König Orodes selbst wurden von dem Unmenschen Phraates getödtet. Segimer kam zur rechten Zeit heim, um den deutschen Ländern den Frieden zu geben, Asblaste aber gebar im folgenden Jahre — nicht Leopold, sondern Hermann den Cherusker.

?

Marbod und Ariovist.

Marbod hatte den unterworfenen Bojern zu scharfe Gesetze aufgebürdet. Sie empörten sich und bei einem Ueberfalle wurde er verwundet, worauf ihn zwei Gefährten mit großer Gefahr in eine sichere Höhle brachten. Ein eisgrauer, mit einer Bärenhaut bekleideter Einsiedler heilte ihre Wunden. Er warnte seine Gäste vor dem heißen Streben nach Macht und Ruhm und sprach manches weise Wort über den Beruf und die Kunst, die Völker zu regieren. Marbod ist erstaunt, wie man in der Einsamkeit solche Welterfahrung sammeln könne, und der Einsiedler giebt sich ihm als den weiland unglücklichen, nunmehr aber glückseligen Ariovist zu erkennen. Seine Schwermuth, seit er Caesar unterlag, und die Belehrungen eines steinalten Greises hatten ihm den Unwerth alles Irdischen fühlbar gemacht und die Armuth vergnüge ihn, obgleich er eine Höhle kenne, die solche Reichthümer berge, wie sie wenige Weltbeherrscher gesehen, geschweige denn besessen. Auf die Bitten seiner Gäste führt er sie in die tiefste Einsamkeit des sudetischen Gebirges und in eine Höhle, deren Wände gediegenes Gold sind, während aus dem Griese, der den Boden bedeckt, die herrlichsten Diamanten hervorstrahlen. In einer anderen Höhle finden sie glatte und leuchtende Wände von Bergkrystall, in der Mitte aber steht eine durchsichtige Riesensäule. Sie umschließt die unverwesete Leiche des Thuisko, welchen Heros die Natur selbst in dem krystallhellen Tropfstein eingesargt. So lange dieses Palladium unversehrt bleibe, werde Deutschland nicht untergehen. Als sie weiter durch das Gebirge wandern, überrascht der Tod den greisen Ariovist. Marbod will ihn in jener Wunderhöhle bestatten, aber es ist ihm unmöglich, den Eingang zu finden. Die drei Gesellen werden noch ein wenig von dem Wasser-, dem Wald- und dem Luftgeist des Riesengebirges geneckt. Dann treffen sie einen hundertjährigen Wurzelmann nebst einer ebenso alten Frau,
S. 7 der sie über Seltsamkeiten der Natur belehrt und in ein herrliches Thal mit zwei warmen Brunnen geleitet. Hier wird gerade ein sehr anmuthiges Schäferspiel aufgeführt. Eine mit Rosen bekränzte Jungfrau weiset nach einander einen Weber, einen Fischer, einen Schmied, einen

Gärtner ab, die phantastisch geschmückt, mit zärtlichen Reimen um sie werben, und erwählt endlich den Schäfer. Dieser ist aber der Ritter Schaff und die Schäferin eine Fürstentochter. Beim Turniere wird Marbod erkannt und ihm verhilft ein quadischer Ritter Vannius zur Flucht. Er kommt unvermuthet in sein Reich zurück und macht sich wieder Alles unterthänig, zumal da ihn Vocione, die Tochter Ariovist's, unterstützt und Marmeline, die Schwester des gothischen Herzogs Gottwald (Cotualdo), ihm Reich und Hand giebt. Vannius, der sich in Marbod's Kämpfen auszeichnet, erhält von ihm das Reich der Quaden. — Diese Episode hat mit Opitzens Hercynie einige Aehnlichkeit, übertrifft dieselbe jedoch an phantasievoller Ausschmückung. Auch in der dem Hause Schaffgotsch dargebrachten Huldigung stimmen beide überein.

Das achte Buch.

Hermann's und Thußneldens Vermählung.

Während sich die Fürsten und die Frauen mit allen jenen Erzählungen unterhielten, sollen wir uns Hermann mit wichtigen Staatsangelegenheiten und mit Vorbereitungen zu seinem Hochzeitsfeste beschäftigt denken. Jetzt ist der Tag da, an welchem sich das herrliche Paar mit seinen Freunden und Gästen, mit einem großartigen Aufzuge von Barden, Priestern, Jungfrauen, Kriegern zur feierlichen Vollziehung der Verbindung in den Tanfanischen Tempel begiebt. Die Erzählung geht in eine Schilderung der altdeutschen Hochzeitsgebräuche über. Ein plötzlich aus dem Felsen hervorspringender Brunnen verspricht dem jungen Paare die lange Dauer seines Stammes. Die Barden hatten, wie das 17. Jahrhundert in solchen Dingen sinnreich war, die Pfeiler des Tempels mit Bildern und Denkversen geschmückt. Für Hermann waren alle Gleichnisse vom Feuer hergenommen; seine Liebe ist durch einen im hellsten Feuer unversehrten Salamander, durch einen Vulkan und dergl. dargestellt. Thußneldens Liebe wurde durch Dinge aus dem Wasser versinnlicht, namentlich durch die Perlenmuschel, die Purpurschnecke ꝛc. Unter den Gästen erscheint eine alironische Wahrsagerin, es ist zu Hermann's freudigster Ueberraschung seine Mutter, die todt geglaubte Asblaste.

Hermann's und Thußneldens Jugendgeschichte.

Am Tage nach der Vermählung kommt das junge Paar nach der Sitte der Zeit nicht zum Vorschein und die Gäste unterhalten sich mit Gesprächen. Nun erfahren wir zunächst, was Hermann bisher erlebt.

Er wurde an dem Tage geboren, als Augustus den Janustempel schloß. Auf einer Jagd bemächtigte sich seiner eine Bärin und säugte ihn, bis er von den Jägern dieser rauhen Amme aus den Klauen genommen wurde. Er erstarkte rasch und wurde frühe verständig. Wie schon vorhin erzählt ist, überfiel Drusus in Deutschburg Asblaste und nahm sie mit Hermann und seinem Bruder Flavius gefangen. In Rom hatte Asblaste viel von den Nachstellungen des August und der Livia zu leiden, die ihrem Manne die schöne deutsche Fürstin gerne überliefert hätte. Man benutzte die üppigen Hoffeste, um ihr Fallen zu legen. So war August mit dem Hofe einst auf der Ziegeninsel. Zwölf Tage hindurch wurde täglich in einer andern Villa eine Maskerade veranstaltet, wobei die Herren und Damen die zwölf großen Götter vorstellten. Bei jedem Aufzuge und Festmahle suchte man einander an Pracht und Ueppigkeit zu überbieten; auch fehlten nicht die sinnreichen allegorischen Attribute und Reime. August und Livia trieben Asblaste so in die Enge, daß sie sich endlich ins Wasser stürzte. Sie fiel zum Glücke in ein großes Fischnetz und wurde herausgezogen. Jetzt genehmigte der Kaiser, daß Asblaste sich auf eine einsame Insel flüchtete. Das Schiff scheiterte jedoch und sie wurde seitdem todt gesagt. Hermann und Flavius wurden die Günstlinge des Kaisers, zumal da sie ihn aus Lebensgefahren retteten. Sie erhielten sogar die Ehre, bei Drusus' Bestattung die Urne mit seiner Asche in das kaiserliche Grab zu tragen. Um Hermann's willen schloß Augustus mit Segimer einen billigen Frieden. Inzwischen starb Maecenas, dessen Weisheit in dem Romane überall anerkannt wird, aus Gram um seine Gattin Terentia. Diese hatte sich dem Kaiser, ihrem Buhlen, der Liebe zu Hermann verdächtig gemacht und kam seiner Rache durch Selbstmord zuvor. Julia, die sich ebenfalls um Hermann's Gunst bemüht, ertrug einstweilen ihre Abweisung geduldiger. Horaz folgte dem Maecenas nach neun Tagen, indem ihm die Traurigkeit das Herz brach. Hermann stieg immer mehr in der Gunst des Augustus, während ihn Julia mit ihrer Liebe und ihrem Hasse beunruhigte. Einst rettete er den Enkel des Kaisers, den blödsinnigen Agrippa Posthumus, welcher, um mit Krokodilen zu kämpfen, ins Wasser gesprungen war. Dann entdeckte er eine von Julien und ihren Liebhabern angestiftete Verschwörung, die Augustus beinahe das Leben gekostet hätte. Lucius Antonius und Lepidus wurden hingerichtet, Julia nach Pandataria verbannt. Hermann zog in den parthischen Krieg und erwarb sich so viel Ruhm, daß Tiberius darüber neidisch wurde, zumal da der Kaiser auch auf Hermann's Rathschläge das größte Gewicht legte, wie er z. B. Cinna und den an-

deren Verschworenen verzieh, die Tiberius grausam hinzurichten empfahl.

Nun beginnt die Geschichte Thußneldens. Ihr Vater Segesth war der Herzog der Chaßuarier und Dulgibiner. Von seiner ersten Frau hatte er zwei Kinder, Siegesmund und Thußnelde. Nach ihrem Tode heirathete er Sentia, die Tochter des römischen Landvogtes Sentius Saturninus, die ihn den Deutschen abwendig machte. Als Saturninus aus Deutschland nach Rom zurückging, nahm er Siegesmund und Thußnelden mit, um an ihnen Geiseln zu haben. Thußnelde und Hermann lernten einander in Rom kennen. Die Liebe zum Vaterlande, dessen Geschick sie gemeinsam beklagten, verknüpfte bald ihre Herzen. Nun starb Hermann's Vater Segimer, den Tiberius durch einen vergifteten Brief tödtete. Augustus war seines Günstlinges so sicher, daß er ihn zur Besitznahme des cheruskischen Landes entlassen wollte und Segesth, damals in Rom, hatte Hermann so lieb gewonnen, daß er ihn mit Thußnelden verlobte. Die heitersten Aussichten wurden aber plötzlich vernichtet. Tiberius war nämlich aus Liebe zu Thußnelden krank geworden. Livia, Sentia und sogar Segesth bestürmen sie, ihn zu heirathen. Man will Thußnelden durch einen Liebestrank bezaubern, aber sie entgeht allen Nachstellungen. Tiberius sucht auch Hermann durch Gift und Mörder aus dem Wege zu schaffen. Dieser entflieht nach Deutschland. Augustus wurde, als er diese Ränke erfuhr, so verdrüßlich, daß er Segesth befahl, mit Thußnelden Rom zu verlassen. Bei Ilva wurde ihr Schiff von Seeräubern angefallen und bis Korsika verfolgt. Hier war auch Hermann gestrandet. Seine Dazwischenkunft rettete die Bedrängten, als sie den Seeräubern beinahe schon erlagen. Segesth, dem eine schwere Verwundung das Herz weich machte, wurde durch die Anhänglichkeit Hermann's und seiner Tochter bewegt, so daß er Beide nochmals verlobte. Sie reisten nun nach der Heimat. Hermann nahm sein Erbreich in Besitz, stellte die alten Sitten her ꝛc.

Wie Marbod sich um Thußnelden bewarb.

Thußnelde nahm ihren Aufenthalt am cattischen Hofe bei ihrer Base Erdmuth, der Gemalin des Herzoges Arpus. Beide Frauen besuchten ein vor Kurzem entdecktes warmes Bad auf der Bojischen und Hermundurischen Grenze. Hier sah Marbod, der Witwer geworden war, Thußnelden und ihre Schönheit flößte ihm die heftigste Leidenschaft ein. Er schickte, scheinbar aus bloßer Artigkeit, seine Tochter Adelgunde zu den fremden Frauen und sie lud dieselben auf ein lustiges Grenzschloß ihres Vaters ein. Marbod selbst kam hinzu und bewirthete

seine Gäste im Garten unter einem persischen Zelte, wobei er Thußnelden mit dem Ringe des Polykrates beschenkte, den ihm Augustus aus den Schätzen der Kleopatra verehrt hatte. Auf einer Jagd erklärt sich Marbod gegen Thußnelde und der Bescheid, den er erhält, versetzt ihn fast in Raserei. Nun kam gerade Segesthes mit einer römischen Gesandtschaft an Marbod durch diesen Wald; er bemächtigt sich seiner Tochter, die er inzwischen wieder Tiberius zugesagt hat, und die cattische Herzogin muß ohne Thußnelden heimkehren. Marbod verständigte sich sehr bald mit Segesthes, dem er die Undankbarkeit der Römer zu Gemüthe führte und selbst ganz andere Aussichten eröffnete. Segesthes wünschte jetzt Marbod zum Schwiegersohne und auf sein Anrathen warf dieser Thußnelden in einen tiefen Thurm. Ein Blitz zerbrach ihr Gefängniß. Sie entfloh auf der Elbe in einem Kahne. Bei dem furchtbaren Gewitter schlägt derselbe um, aber Hermann ist da, die Geliebte zu retten; das Geheiß eines Geistes hatte ihn hergeführt. Beide reisen froh nach der Heimat, doch wiederum verlegt ihnen Segesthes mit großer Uebermacht den Weg und nimmt Beide gefangen. Er will nun seine Tochter an Marbod ausliefern, Hermann aber durch Gift beseitigen, um sich selbst die höchste Würde in Deutschland zu verschaffen. Tiberius erkannte inzwischen in Marbod einen zu gefährlichen Gegner. Der Ehrgeiz siegte über die Liebe und er suchte Marbod durch Abtretung seiner Ansprüche auf Thußnelden zum Bundesgenossen zu gewinnen. Hermann wurde frei, denn die Cherusker und Katten hatten sich Sentia's und Siegesmund's bemächtigt und nöthigten Segesthes, ihnen ihren Herzog gegen diese Gefangenen auszuliefern, Thußnelde aber schien Marbod nicht mehr entgehen zu können, der sie durch eine Begleitung von 2000 Mann abholen ließ und ein großes Heer aufgestellt hatte. Hermann war noch in der Nähe und die Verzweifelung trieb ihn, diese Truppen mit seinem kleinen cheruskischen Gefolge anzufallen. Unerwartet erhielt er Hülfe. Denn der von Marbod seines Erbes beraubte bojische Herzog Jubil hatte 2000 vertriebene Hermundurer um sich gesammelt und als er hier auf Marckmänner stieß, griff er sie tapfer an, ja es fiel ihm sogar Adelgunde, die Tochter Marbod's, in die Hände, welche der Vater Thußnelden entgegengesandt. Von beiden befreundeten Fürsten war nun dies Heer ihres gemeinsamen Feindes beinahe vernichtet, Thußnelde aber wurde vergeblich gesucht; denn sie war inzwischen von einigen Caßuariern in das Schloß Aschenbruch gebracht. Hermann und Jubil eilen rasch dahin und belagern das Schloß. Segesth aber, der bei Henneberg ein Heer sammelte, sandte dem Schloßobersten den Befehl, Thußnelden eher von der Klippe

herabzustürzen, als in Hermann's Hände kommen zu lassen. Die Cherusker und Hermundurer dringen ein, Thußnelde wird wirklich aus einem Thurme herabgestürzt. Hermann, der es sieht, läßt die Veste vollends erstürmen. Er selbst erklimmt die Felsen und findet Thußnelden nicht als Leiche, sondern lebend, denn sie war an einer Felsspitze hängen geblieben und hatte sich an einer Baumwurzel festhalten können. Nach einigen Tagen überfallen Hermann und Jubil die Caßuarier zur Nachtzeit in Henneberg. Segesthes selbst wird gefangen. Ernste und wohlwollende Vermahnungen machen wiederum auf ihn Eindruck. Er söhnt sich mit Hermann aus und betreibt nun selbst dessen Vermählung mit Thußnelden. Hierauf ziehen alle nach Marburg zum cattischen Herzoge Arpus, Thußnelde ist wieder unter dem Schutze seiner Gemalin Erdmuth, ihrer zweiten Mutter.

Varus.

Nachdem Varus durch Hochmuth, unerträgliche Steuern und spitzfindige Gesetze Adel und Bürger gegen sich aufgebracht, erschien gar der sicambrische Herzog Melo in Marburg und klagte den befreundeten Fürsten die gewaltsame Entführung seiner Tochter. Sie beschließen lieber zu sterben, als solche Schmach länger zu dulden. Melo läßt in seinem Gebiete alle Römer tödten, die Anderen rüsten sich heimlich zum Entscheidungskampfe. Segesthes macht abermals den Verräther und empfiehlt Varus, die Empörung durch Hermann's Tod zu ersticken. Doch Varus läßt sich täuschen und hierauf versammeln sich die Fürsten zu jener Berathung am Tanfanischen Tempel, womit das erste Buch des Romanes begann.

Das neunte Buch.

Asblaste.

Die Hochzeitsgäste unterhielten sich wieder mit vertraulichen Gesprächen und Asblaste erzählte ihre Erlebnisse seit dem Schiffbruche am Iberischen Ufer. Sie ward von einem Schiffe aufgenommen, als dessen Herrin sich ihr Tirchanis (Christina), die Tochter des Cimbrischen Königes Friedlev, die Enkelin Bojorich's, zu erkennen gab. Es ist Christine, die Tochter Gustav Adolph's gemeint. Diese theilte ihr zutraulich mit, was sie nach Rom geführt hatte und weshalb sie jetzt wieder nach der Heimat zurückkehre. Die Stände wollten sie zu einer Heirath nöthigen, worauf sie die Krone niederlegte und nach Rom ging. Hier hatte nämlich Marius gefangene Cimbrische Frauen unter die

Vestalen aufnehmen lassen und später waren auch andere Landsmänninnen nachgezogen, um der Göttin in dem Heiligthume zu dienen. Tirchanis fand sich aber sehr getäuscht. Die Sitten der Vestalen waren verdorben und man achtete die alten Gesetze so wenig, daß Livia sich alle Mühe gab, die schöne Tirchanis an Augustus zu verkuppeln. Ihr Bruder Frotho erreichte endlich mit großen Opfern ihre Auslösung und so reiste sie nun nach der cimbrischen Heimat. Asblaste begleitete sie dahin. Hier erfuhr sie ihres Mannes, des Feldherrn Segimer Vergiftung durch Tiberius und obwohl sich König Frotho angelegentlich um ihre Hand bewarb, begab sie sich doch zur Tirchanis in das alironische Heiligthum und ward nach und nach in alle Grade der geheimen Weisheit eingeweiht. Jetzt aber war sie nach Deutschburg gekommen, um ihres Sohnes Ehrentag zu feiern. Sie deutet dem jungen Paare manche zukünftige Ereignisse an, die nicht alle erfreulich sind.

Die Feier der Vermählung durch ritterliche und allegorische Festspiele.

Hermann und Thußnelde erschienen zu einem feierlichen Opfer im Tanfanischen Tempel, wobei die Letztere das Gelübde beschwor, wenn Hermann früher stürbe, sich zu verbrennen, damit seine und ihre Asche zugleich ein Grab aufnähme. Nun folgen fröhliche Feste und Gelage. Hiebei findet denn auch des Dichters antiquarische Gelehrsamkeit, die in den letzten Büchern nur bescheiden mitgeredet, Gelegenheit, sich durch eine blendende Schaustellung ihrer Schätze zu entschädigen. Zuerst kämpft Hermann um Thußnelden wider den cattischen Herzog Arpus, der sich ihm als Tiberius mit einem Gefolge römisch gekleideter Krieger entgegenstellt. Hierauf setzt man sich zu einem Mahle, welches mit der größten Pracht und Ueppigkeit zubereitet ist und zwar nur eine Satire auf die entarteten Römer sein soll, aber Allen trefflich mundet. Der Dichter kramt dabei seine staunenswerthe Belesenheit aus und schildert namentlich mit Behagen die aus Zuckerteig nachgebildeten Figuren der Mythologie. — Am folgenden Tage fordern Hermann's Freunde, als scythische, parthische und indische Könige, die Abtretung der schönen Braut, doch er gewinnt den Preis der Tapferkeit. Wiederum bewegt sich vor uns ein blendendes und betäubendes Getümmel von antiken und allegorischen Gottheiten, kämpfenden Thieren, auf Seilen tanzenden Elephanten und dergl., wobei Thußnelden sinnreiche Huldigungen, beziehungsvolle Reime und kostbare Geschenke zu Theil werden. — Jetzt führen die Jahreszeiten und die Welttheile einen Tanz um die Blumenkönigin auf. Alle Blumen der Erde sind vertreten, und von

manchen werden mythologische Fabeln erzählt. Sie streiten mit einander um den Vorzug. Da erscheint die Sonne und ertheilt der Rose den Preis. Die ihr dienenden Irrgestirne flechten aus den schönsten Sternen einen Kranz und geben ihn der Rosenkönigin, die ihn dem Bilde Thußneldens aufsetzt. — Bei dem folgenden Mahle wurde der ganze Hof auf indianische Weise bedient. Nun wird Thußnelde von Antiope, der Königin der Amazonen, und von der Mohrenkönigin Candace herausgefordert, die Beide auf einen so ruhmvollen Helden wie Hermann größere Ansprüche zu haben behaupten. Am folgenden Tage erscheint Thußnelde mit ihren Nebenbuhlerinnen in den Schranken. Die Frauen sind mit aller ersinnlichen Pracht an Seide und Gestein geschmückt, wobei wieder Mythologie und Allegorie eine reichliche Zugabe liefern. Sie erkämpfen sich herrliche Preise, vor Allem Thußnelde. Inzwischen füllt sich der Schauplatz mit unzähligen allegorischen Gestalten an. Da erscheint die hochthronende Germania mit ihren zwölf Flüssen, die Natur, von den Elementen, die Kunst, von den Cyklopen begleitet. Die Natur läßt einen Steinblock aus der Erde aufsteigen und die Kunst verwandelt denselben im Augenblick vor Aller Augen in Hermann's Bild. Es erscheint Venus, zu ihren Füßen den gefesselten Mars und gegenüber den Schützen Amor. Um ihren Wagen schwärmen geflügelte Liebesgötter und die fünf Sinne, welche in Wechselreimen mit süßer Kehle einen Lobgesang der Liebe anstimmen u. s. w. Endlich treten noch die Barden auf, ihre Preisgesänge werden in die Hermanns-Säule gegraben. Das Ganze beschließt ein Tanz, der die Vermählung des Himmels und der Erde vorstellt und die Holdinnen singen dazu mit „unvergleichlicher Lieblichkeit" ein fünf Seiten langes Brautlied.

Des andern Theiles Erstes Buch.

Thracische Geschichten. Sadal, Ada, Rhemetalces.

Unter den in der Deutschburger Schlacht gefangenen Fürsten war auch der thracische Herzog Rhemetalces gewesen. Dieser erzählt nun, als man sich bei Hofe wieder zu unterhaltenden Gesprächen versammelt, die Geschichte seines Vaterlandes, wobei er der Reihe nach die Berührungspunkte mit der griechischen Mythologie und Geschichte hervorhebt, die Abhängigkeit der Thracier von Philipp, Alexander und Lysimachus erwähnt und dann auf ihr Verhältniß zu Pompejus und Caesar, zu Octavian und Antonius übergeht, den sie wegen seiner Feigheit verließen.

In diesen geschichtlichen Excurs, dem wir nicht bis in seine Einzeln-

heiten folgen mögen, sind nun zwei sehr anziehende Episoden eingewebt. In Sadal, einem thracischen Fürsten, der drei Generationen vor Rhemetalces lebte, entwirft Lohenstein ein vortreffliches Bild von den wüthenden Qualen und Freveln einer blinden Leidenschaft. Sadal ist Othello, ein Märtyrer der Eifersucht. Die heißeste Liebe zu seiner schönen und tugendhaften Frau verbindet sich mit einem Argwohn, der die Erfindung von verdächtigen Umständen zuletzt bis zu den sinnlosesten Einbildungen steigert. Nicht sein Bruder und nicht sein eigener Vater entgehen der Eifersucht und dem Hasse; ja als ihn einmal im nächtlichen Zwielicht die Furie in die Schlafkammer seiner Gattin treibt, zückt er den Dolch auf seinen eigenen Schatten. Nicht genug, daß der Wurm der Sorge ihm selbst das Herz verzehrt; da keine liebevolle Vorstellung und Versicherung hilft, flüchtet die Frau, der er das Leben zur Qual macht, in einen Dianentempel und als sie auch hier keine Ruhe hat, stürzt sie sich in der Verzweifelung von den Zinnen eines Thurmes herab. Sadal warf sich in grenzenlosem Schmerze auf die Erde, die ihr Blut trank, und leckte die Tropfen auf. War er aber nun geheilt? Nein, noch seines Bruders Trauer um die Gestorbene war ihm verdächtig; er starb sehr bald, aber er hatte sein Reich den Römern vermacht.

Noch großartiger ist die Erzählung von Ada, der Stiefmutter des Rhemetalces angelegt. Jene Livia und Julia spielen mit ihren Ränken und Gelüsten, weil sie selbst Opfer der Ueppigkeit geworden sind, weil der Trug sie beherrscht. Dies entsetzliche Weib verfolgt seine weit aussehenden Pläne mit bewußter Kraft, mit nichtsachtender Ruchlosigkeit. Wer ihr im Wege steht, der wird erst moralisch zu Grunde gerichtet, um zum Tode reif zu sein, und dann mit Mordlust geschlachtet. Sie war die Tochter des Comagenischen Königes Antiochus und wurde die zweite Frau des thracischen Operpriesters Rhascuporis, eines Bruders des Königes Rhymetalces. Um die Gewalt ihrer Reize zu erhöhen, umgiebt sie sich mit dem auserlesensten Luxus. Zu ihrer Kleidung werden die Kostbarkeiten der fernsten Länder herbeigeschafft. Für jeden Theil des Körpers hat sie einen anderen feinen Balsam, ja sie badet in
408 der Milch junger Weiber und in Kinderblut. Nun genügt es ihr nicht, die Frau des höchsten Fürsten nächst dem Könige zu sein. Der Thron muß für ihren Mann erledigt, der König durch das Volk selbst weggeschafft werden. Wie aber fängt sie dies an? Sie verkuppelt erst ein Hoffräulein an ihren Mann; als sie sich so eine ihr ganz ergebene Freundin verschafft, läßt sie wieder durch diese die Königin zum Ehebruch mit ihrem Manne verleiten. Nun schreckt sie die Königin mit einer

Anklage und diese muß sich dadurch erlösen, daß sie ihr ohne Wissen des Königes ihr eigenes Bett einräumt. Ada weiß den König so zu bezaubern, daß sie sich ihm nach einiger Zeit ohne Gefahr entdecken kann. Sie thut es, um ihn mit der Untreue seiner Gemalin bekannt zu machen und seine Rachsucht zu entflammen, worauf die Königin heimlich ermordet wird. Darüber bricht im Volke eine Empörung aus und Rhascuporis selbst läßt den König gefangen nehmen, denn Ada hat ihm inzwischen zugeflüstert, daß die Königin seinetwegen den Tod erlitten und daß ihn sein Bruder durch Gift hinrichten wolle. Der König wird dem Volke in die Hände gespielt, das ihn erschlägt, und Ada ist am Ziele, denn ihr Mann läßt sich als König über Thracien ausrufen. Dabei ist nun diese giftige Natter ganz nach Belieben wollüstig und enthaltsam, bald freundlich und demüthig, bald löwenkühn und voll Mordlust. Es ist ihr nicht genug, daß ihre Opfer fallen; sie selbst muß ihre Hand in das Blut tauchen. Sie schneidet jenem Hoffräulein die Brüste ab, sie reißt ihr das noch schlagende Herz aus dem Busen, um sie für die Verführung ihres Mannes zu züchtigen, die sie selbst veranlaßt hat; sie lauscht in einem Verstecke, als die Königin ermordet wird, ja sie muß hinzuspringen und ihr selbst einige Male ihren Dolch in den Leib stoßen, abermals für ein Unrecht, das sie selbst gewollt. Der Zuhörer empfindet bei diesen grausigen Geschichten, die mit einer reichen Detailmalerei und psychologischen Motivirung ausgestattet sind, wie der Roman sagt, wirklich eine „sonderbare Vergnügung."

Als Rhemetalces, der lange abwesend gewesen, an den Hof zurückkommt, beginnt ein neuer Act des Schauspiels. Ada sucht vergebens ihren Stiefsohn zu verführen; er vereitelt auch ihre Versuche, ihn zu vergiften. Aber sein Vater läßt sich endlich doch täuschen und verurtheilt ihn zum Tode. Ein Krieg, den der rechte Erbe des Reiches erregte, brachte ihm Rettung. Er verließ sein Vaterland und ging zu den Römern. Das Verlangen, Deutschland kennen zu lernen, führte ihn zu Varus und so kam er endlich nach Deutschburg. Erst gegen Ende des Romanes wird die Geschichte der Ada abgeschlossen, doch will ich die Ergänzung gleich hier hinzufügen. Sie stieß jenem Reichserben, dessen Rechte auch die Römer anerkannten, einen Dolch ins Herz und machte durch kluge Anstalten Jedermann glauben, daß er sich selbst entleibt habe; sie legte ihm zu dem Zwecke sogar Plato's Phädon aufgeschlagen auf seinen Schreibtisch und schmähete nachher höchst entrüstet den alten Philosophen, der mit seiner schulfüchsigen Klugheit einen verständigen Fürsten zu einem solchen Thoren gemacht. Indessen schenkte

ein Diener und Gehülfe bei der Mordthat, den sie verstummen lassen wollte, das ihm zugedachte Gift ihr selbst ein. Sie mußte sterben und wurde königlich bestattet, welche Ehre ihr, wie es im Romane heißt, das ganze Land schon längst herzlich gerne erzeigt hätte.

Zeno und Erato. Flavius und Ismene.

Die Deutschen rüsteten in der Stille, doch ward der Friede mit Augustus einstweilen noch nicht gestört und in der Mußezeit war die Heirath der Hauptpersonen für Andere ein verlockendes Beispiel. Leider erregten die Geschwister Hermann's dadurch viel Kummer und Unruhe, daß sie einer plötzlich entstandenen Herzensneigung folgend, das vieljährige, durch schwere Prüfungen befestigte Bündniß eines alten Brautpaares zu trennen wünschten, denn Flavius verliebte sich in Erato, Ismene aber in Zeno. Auf die Nachricht, daß die Römer im Anzuge seien, rückte Hermann mit seinen Hauptleuten an den Rhein. Thußnelde und die Frauen begleiteten ihn über die Lippe bis zu den drei Paderbrunnen, wo das größte Heiligthum der Hertha war. Sie feierten hier das Neujahrs- oder Frühlingsfest. Die Priesterinnen stellten in einem Aufzuge die vier Jahreszeiten vor. Hier werden nun mancherlei nachdenkliche Gespräche geführt: so über das Weben und Spinnen, über die Zahl Sieben, welche auch den Deutschen heilig war, über die symbolische Bedeutung mancher Opfergebräuche, über den Schwefel, das Sinnbild der Reinigung und über das Salz, welches die Freundschaft zu Gott oder auch das Nachsinnen über göttliche Dinge bezeichnet. An Alles knüpft sich ein Lob des Schöpfers und der Schöpfung. Lohenstein vertieft sich sehr gerne in die verborgene Weisheit einer mystischen Naturreligion. Im Folgenden nimmt er gleich wieder Anlaß, dies Thema zu behandeln. Flavius, Malovend, Zeno und Rhemetalces bereisen den Norden Deutschlands. Alle außer Adgandester haben den Hof verlassen und die Frauen beschließen daher, einige Monate in der Einsamkeit zu Paderborn zu verweilen. Einst besuchen sie ein in der Nähe gelegenes Orakel am nördlichen Quell des Dymelflusses. Ein Einsiedler, zugleich Priester und Prophet, hat den heiligen Brunnen unter Aufsicht. Nach seiner Anweisung badet Erato in einer Höhle, obgleich das Wasser von Nattern und Schlangen wimmelt. Darauf entschläft sie und als sie erwacht, haben die Schlangen durch Stellung und Verflechtung eine griechische Schrift gebildet. Sie liest die Worte: Liebe den Flavius, die Natur verbeut dir des Zeno Liebe. Ismene wirft mit Namen bezeichnete Stückchen Buchenrinde in das Wasser und wird ihrerseits durch das Orakel mit Zeno

verbunden. Erato murrt gegen diese Beschlüsse der Gottheit; der Einsiedler aber belehrt sie in tiefsinniger und blühender Sprache über das pythagorische Geheimniß, über das Zusammenstimmen aller Dinge Himmels und der Erde, über die siebensaitige Weltharfe u. dergl.

Das andere Buch.

Der Krieg gegen Germanicus und Tiberius. Kämpfe am Rhein und am Main.

Die Römer beschließen endlich Varus' Niederlage zu rächen. Germanicus setzt über den Rhein und Tiberius dringt über Mainz vor. Auf eine genauere Beschreibung des Krieges müssen wir verzichten; die Darstellung verliert sich so sehr in Einzelnheiten, weil Lohenstein recht viele deutsche Helden einführen wollte, um mit ihren Namen alte adeliche Geschlechter zu verherrlichen, und der Gleichmäßigkeit wegen steht ihnen eine ebenso lange Reihe von erfundenen Römern gegenüber. Germanicus hatte es besonders mit dem sicambrischen Herzoge Melo und mit Franck, dem tapferen Sohne desselben, zu thun. Tiberius dagegen fand an Hermann einen würdigen Gegner. Zuletzt vereinigten sich die römischen Heere bei Bingen und die Deutschen schlugen in der Nähe bei dem Altare des Bacchus (Bacharach) ihr Lager auf. Jetzt beginnt die Kriegsfurie erst recht zu wüthen, indem Ueberfälle, Gefechte und größere Schlachten mit einander abwechseln. Es gelingt den Deutschen, die Veste Bacharach zu erstürmen. Die Erschöpfung macht beiden Parteien den Frieden wünschenswerth und nun entwickeln die Gesandtschaften ihre Künste, wobei Marbod, der insgeheim den Römern zugethan ist, die Deutschen als Vermittler zu übervortheilen sucht. Tiberius beschränkt seine Forderungen darauf, daß ihm der Ubische Altar (Bonn) und der Altar des Bacchus (Bacharach) abgetreten werden. Jenen hatte Melo erobert und da er überdies im Herzen seines Landes lag, verweigerte er die Räumung des Platzes. Bacharach wieder wollte Hermann nicht verlieren, weil ihm daselbst eben sein Sohn geboren war. Endlich verzichtet Tiberius auf Bacharach, der Ubische Altar aber wird ihm von den deutschen Fürsten zugestanden, obgleich sie dadurch Melo beleidigen. Trug nun schon dieser Friedensschluß, wie es zu geschehen pflegt, den Keim eines neuen Unfriedens in sich, so hat Lohenstein es auch nicht versäumet, auf andere, den Deutschen angestammte Unarten hinzuweisen. So geriethen die Fürsten bei den Friedensverhandlungen in die bittersten Streitigkeiten über den Vorrang, was die Römer sogleich trefflich benutzten, bis Hermann

durch seine Nachgiebigkeit ein gutes Beispiel gab. Ja man zankte noch zuletzt darüber, in welcher Sprache und auf welcherlei Papier der Friedenstractat geschrieben werden sollte, bis man sich für Griechisch und für Elfenbein entschied.

Thumelich.

Thußnelde war mit Erato und anderem vornehmen Frauenzimmer in das Kriegslager am Altare des Bacchus gekommen und gebar hier zur unbeschreiblichen Freude des Feldherrn und ganz Deutschlands einen Sohn. Vom Taunus aus verkündeten die Feuer auf den Bergen das frohe Ereigniß allen Stämmen. Hermann ließ seinem Sohne, obgleich eben die Zeit der längsten Nacht war, durch dreimaliges Eintauchen in den eisigen Rhein die Taufe geben und benannte ihn Thumelich. Man feierte Freudenfeste und die Barden sangen ihre Lieder. — Außerdem enthält dieses Buch noch einige bemerkenswerthe Episoden.

Maskirte Geschichte der neueren Religionsstreitigkeiten.

Melo hatte während des Krieges wider Germanicus Aschenburg erobert. Hier baten ihn die Druiden, er möchte ihnen zu ihrem Rechte verhelfen. Es waren nämlich vor fünfzig Jahren griechische Weltweise nach Aschenburg gekommen. Nach ihrer Meinung bewiesen die in Deutschland aufgefundenen Laertessteine und Ulyssesaltäre die Verwandtschaft der Griechen und der Deutschen; sie hatten sich daher das Heimatsrecht beigelegt und auch unter dem Schutze der Römer einen Minerventempel gebaut. Nun forderten die Druiden den heiligen Ort zurück, der ihnen gehöre, und die Ausrottung der Eindringlinge, die überdies sehr gefährliche Ketzer seien. Melo verhandelte mit den Parteien, wobei sich allerdings ein erheblicher Unterschied in ihren religiösen Ueberzeugungen kundgab. Die Druiden, welche wir schon oben als Vertreter des Katholicismus kennen lernten, glauben im Besitze der Wahrheit zu sein und machen es den Philosophen zum Vorwurfe, daß sie an Allem zweifeln, nichts für gewiß anerkennen und außerdem noch die Philosophie nicht für sich behalten, sondern unter das Volk bringen. Timon, das Haupt der Griechen, bekennt sich zwar zum Skepticismus Pyrrhon's; er sei jedoch nicht überhaupt wider die Wahrheit, aber der Zweifel allein führe zu derselben und darum könnten er und seine Anhänger trotz ihrer negativen Richtung nicht auf einem Irrwege sein. In den Noten zum Romane wird bemerkt,

daß Lohenstein hiermit auf die Cartesianer angespielt habe. Die Griechen finden an den Eubagen (den Reformirten) Bundesgenossen, weshalb Melo den Druiden empfiehlt, mit den Barden (den Lutheranern) die Eintracht herzustellen, welche arithmetische Lösung der Frage ihnen allerdings nicht zusagen konnte.

Das Lob des Rheinweines.

In Bacharach hatten die Römer ihre Niederlage von deutschen Weinen. Von hier aus wurde Rom versorgt und in dem Tempel des Bacchus der edelste Wein für den Hof aufbewahrt. Das deutsche Kriegsvolk gerieth bei der Erstürmung der Veste in die Keller und es entstanden häßliche Unordnungen, weshalb Arpus, der würdige Herzog der Catten, den Antrag stellte, die römischen Weinpflanzungen auszurotten und das verführerische Getränk zu verbieten. Während nun Hermann und Arpus die Sache nach beiden Seiten hin mit Eifer und Gelehrsamkeit erwägen, bringt ihnen der Priester des Bacchus eine Schale des allerköstlichsten Rheinweines; einige Toaste gewähren ihnen die Ueberzeugung, daß ein so edles Gewächs alle Schonung und Pflege verdiene. Der Priester erzählt ihnen darauf von einem Feste, welches einst Drusus hier veranstaltet. Alle Länder erschienen, um ihre Vorzüge geltend zu machen, und so wurden ihre Bäume nach Größe und Schönheit, ebenso nach ihren Gaben, wie Balsam, Wolle, Farben, Arzneien, Gewürzen, Obst u. s. w. beschrieben und verglichen, wobei die Gelehrsamkeit mit ihren mythologischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen Notizen wieder den gewöhnlichen Unfug trieb. Die Länder vereinigten sich endlich darüber, daß der Weinstock das herrlichste Gewächs sei, wie ihn sich auch fast alle durch fleißigen Anbau angeeignet, und als sich nun noch ein Streit über die Arten der Reben erhob, wurde dem Rheinweine allgemein der Preis zuerkannt.

Das dritte Buch.

Feste zur Feier des Friedens.

Agrippina, die Gemalin des Germanicus, macht, durch Tiberius dazu aufgefordert, Thußnelden nebst den anderen deutschen Fürstinnen einen Besuch. Sie benehmen sich freundlich gegen einander und tauschen reiche Geschenke aus, wodurch eine gelehrte Unterhaltung über Perlen und Edelsteine veranlaßt wird. Der alte Verräther Segesthes hatte im letzten Kriege wieder im römischen Heere gekämpft und war unerkannt von seinem Sohne Siegesmund gefangen worden. Jetzt

verwenden sich die Römer für ihn und es kommt abermals eine Aussöhnung zu Stande, wobei Thußnelde und Siegesmund ihrem Vater alle Zärtlichkeit und kindliche Unterthänigkeit bezeigen. Hierauf reisen die deutschen Fürsten nach Mainz, wo Tiberius und Germanicus eine Friedensfeier veranstaltet haben. Die prächtigen Aufzüge, Wettkämpfe und Maskenspiele werden von Lohenstein mit aller Vorliebe, welche seine Zeit für solche Dinge hatte, geschildert. Wir können nur über Einiges in Kürze berichten. So treten am Tempel der Bellona die sieben römischen Könige nebst ihren Scharen gegen einander auf. Romulus erhält den Preis, ist aber so artig, den Lorberkranz dem Bilde des Augustus, des zweiten Gründers der Stadt, aufs Haupt zu setzen. Die Pleiaden und die sieben Irrsterne verherrlichten darauf den Kaiser mit Tänzen und Gesängen und ein gestirnter Steinbock trug das Bild desselben gen Himmel. Am anderen Tage versammelt man sich in einem Lustgarten, welchen Drusus angelegt und mit Bäumen und Blumen aus dem Morgenlande geschmückt hatte. Das sybaritische Mahl gewährt zugleich einen Kunstgenuß, da es wieder mit tausend mythologischen Erfindungen ausgestattet ist. Leider kommt dabei auch der Erbfehler der Deutschen, das gewaltige Trinken, zum Vorschein, doch liebte Tiberius dasselbe Vergnügen. Er setzte einen Kranz von Diamanten und Rubinen für den aus, welcher ein drei Maß haltendes Geschirr auf einen Trunk leerte. Ein Römer gewann den Kranz, doch ein Deutscher wiederholte der bloßen Ehre wegen das Kunststück. Tiberius läßt nun durch römische und griechische Geschichtsbilder die Freiheit verherrlichen. Dies war eine Kränkung für die Deutschen. Sie hatten aber davon Wind bekommen und veranstaltet, daß unerwartet ein ähnlicher Aufzug die Freiheit ihres Vaterlandes darstellte, worauf Tiberius ihnen die Hälfte seines Lorberzweiges überreichte. Bei dem folgenden Kampfspiele kommt es zwischen Zeno und Flavius zu einem ernsten Zusammentreffen; das Nähere hierüber steht jedoch weiter unten an einem geeigneteren Platze. Nach einigen Tagen wurden die Freudenspiele fortgesetzt. Diesmal standen sich die Tugend und das Glück gegenüber und um Jedes sammelte sich ein ungeheuerer Anhang von Consuln, Imperatoren, Städten und Ländern. Bei der Schilderung der unzähligen Maskenzüge und des ganzen Schaugepränges ist Alles aufgeboten, was die Welt an Schätzen besitzt und was die allegorische Erfindung zu leisten vermag. Die Siegesgöttin beendet jenen Streit durch einen langen Gesang, in welchem sie erklärt, daß sie sich nur da auf die Dauer niederlassen könne, wo sich Tugend und Glück in Eintracht vermählen. Auch diese Scene schließt mit der Verherrlichung des

Kaisers. Der Repräsentant desselben erschien auf dem heiligen Wagen in der Rennbahn. „Sein Kleid starrte von Diamanten. Sein Haupt trug einen mit Rubinen versetzten Lorberzweig. In der rechten Hand hatte er einen Palm- und Oelzweig, in der linken eine Weltkugel. Ueber ihm stand eine Sonne, unter ihm der Mond von Edelgesteinen. Nach ihm kamen zwölf Siegeswagen mit der Beute der Völker, welche solche Wagen begleiteten. Zuletzt kamen die Priester der zwölf oberen Götter, die Vestalischen Jungfrauen, eine Anzahl Römischer Obrigkeiten und hundert betagte Römer wie Rathsherren gekleidet." Hierauf rückte die Tugend und das Glück, Rom und August zusammen; die Eintracht aber verknüpfte diese alle und vermählte sie mit vier Ringen, die Ehre setzte ihnen perlene Kronen auf, Fama blies in ihre Trompete und die Sibyllen sangen dazu:

Meer, Himmel und die Erd' empfinden
Vereinbarter Gestirne Kraft.
Wenn sich nun Götter selbst verbinden,
Muß ihrer Tugend Eigenschaft
Ja wie der Perlenthau im Maien
Viel Gutes auf den Erdkreis streuen.

Tiberius ging nun nach Rom, bald auch Germanicus; man feierte daselbst ihre Siege, aber die Sitten wurden immer schlechter.

Flavius und Erato, Zeno und Ismene.

Bei jenen Kampfspielen hatten Flavius und Zeno in eifersüchtigem Grolle aus dem Scherze Ernst gemacht, einander niedergerannt und sich gegenseitig in einen elenden Zustand versetzt. Es kommt zu den peinlichsten Verhandlungen. Namentlich ist Erato in Verzweiflung, man kann sie kaum abhalten, sich das Leben zu nehmen und sie befindet sich wirklich in einer tragischen Situation, die nur ein wahrer Dichter so ausbilden konnte. Ihr Herz ist doch unsicher geworden, da die Götter sich so bestimmt gegen ihren Bund mit Zeno erklärt haben, und unvermerkt schleicht sich in dasselbe ein leises Gefallen an Flavius' Liebe. Doch Zeno zu verlassen, den vieljährigen edelen Freund, der um sie wiederzufinden die halbe Welt durchsucht, dies ist ihr eine undenkbare Pflichtverletzung; sie ruft, um ihre Treue zu schützen, Alles wach, was sie je für den Geliebten empfunden, und doch ist dieser nicht mehr der gegenwärtige Zeno, sondern der Zeno der Vergangenheit. Es ist eine ergreifende Scene, als Zeno, von seinen Wunden zum Tode ermattet, noch einmal Erato zu sehen verlangt, ihr mit den

herzlichsten Worten sagt, daß sie das Licht seines Lebens gewesen, daß ihre Liebe ihm selbst den bittern Abschied von der Welt süße macht, als er dann den Herzog Flavius an sein Bette ruft, ihn um Verzeihung bittet und die Hände Beider in einander legt. Ismene kommt mit ihrer tobenden Leidenschaft für Zeno dazwischen; ja, es wird Erato nicht das letzte Opfer erspart. Denn Jene gelangt in den Besitz eines Wunderbalsams und kann Zeno Genesung schaffen, doch soll ihm Erato entsagen. Diese reißt sich wirklich mit blutendem Herzen von dem Jugendfreunde los, damit er für eine Andere erhalten wird. Nun drohte das zunehmende Fieber Flavius aufzureiben. Ismene rettete auch diesen, indem sie seine Krankheit durch einen Wurzelmann in eine Esche bannen ließ. Von so vielen Gemüthsbewegungen erschüttert, verfällt zuletzt auch Erato in eine tödtliche Krankheit, doch wird sie ebenfalls von Ismene und dem Wurzelmanne durch den Baumbann hergestellt.

Ismene muß sich durch ein Gottesurtheil reinigen.

Um die Eintracht unter den deutschen Fürsten durch Familienbande zu befestigen, suchte Hermann die Liebe seiner Geschwister zu den Fremden zu unterdrücken; Flavius sollte sich um Adelmunde, die Tochter des chauzischen Herzoges Ganasch bewerben, Ismene aber ihre Hand dem jungen cattischen Herzoge Catumer geben. Mit dieser Anordnung that er Niemand einen Gefallen, denn Catumer und Adelmunde hatten einander liebgewonnen. Ismene sträubt sich standhaft, von Zeno zu lassen, selbst nachdem sich dieser, einer gelinden Weisung zufolge, vom Hofe entfernt hat. Ja Hermann trägt sogar einem Obersten der Druiden auf, seine Schwester zur Folgsamkeit zu vermahnen. Da sie mit Festigkeit widerstrebt, wird sie zu Hermann's eigenem Kummer und Verdruß von den Druiden beschuldigt, das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele geleugnet zu haben. Ismene gesteht, sie habe erklärt, es sei ihr unmöglich, Catumer zu lieben, und Leuten, die ihr dafür mit dem Fluche droheten, könne Gott nicht die Schlüssel des Himmels und der Erde anvertraut haben. Aus dieser Aeußerung spinnt der Priester eine Reihe von Todsünden. Ismene gehöre zu den Eubagen, welche die Freiheit des Willens leugneten, sie habe den Druiden das Recht zu binden und zu lösen abgesprochen, damit die Unsterblichkeit der Seele geleugnet und in den Priestern Gott selbst gelästert. Ein Gottesurtheil und zwar der Zweikampf soll zwischen ihr und dem Ankläger entscheiden. Die Schilderung des Gerichtsplatzes macht einen großartigen Eindruck. Fünfhundert

Druiden hatten sich unter den Eichen des heiligen Haines versammelt. Mystische Sinnsprüche und feierliche Gebräuche spannten die ängstliche Erwartung, mit der die Fürsten und die Schaaren des Volkes dem Ausgange entgegensahen. Für den Druiden traten sogleich einige Kämpfer in die Schranken, für Ismene erschien aber anfangs Niemand, weshalb sie im Gefühle ihrer Unschuld selbst zu kämpfen beschloß. Endlich erhält sie den Trost, daß sie nicht ganz verlassen ist, und die Freunde, die für sie fechten, gewinnen den Sieg. Dabei macht man aber die schmerzliche Entdeckung, daß unter den Gegnern Ismenens sich wiederum Segesthes befunden, der also seinen Haß gegen die Cherusker nicht bezwingen konnte, und sogar Erato. Ganz bestürzt dringen Ismene und Flavius in sie, sich zu erklären, worauf sie mit heftigen Worten jener die Gotteslästerung, diesem den Verrath an Zeno zum Vorwurf macht und ohnmächtig niedersinkt. Es ist gewiß ein tiefer Zug, daß sich in ihre Liebe zu Flavius noch immer der Haß gegen ihn und gegen Ismene mischt, welche Beide ihr das Herz ihres Zeno entfremdet haben. Man brachte die Leidende in ein nahes Jägerhaus. Eine neue Ueberraschung war es, daß Fürst Adgandester, der für Ismene gestritten, plötzlich von dem reumüthigen Druiden der tückischen Heuchelei beschuldigt wurde. Der ganze Prozeß sei nur eine Veranstaltung desselben gewesen und er habe sich an der Fürstin rächen wollen, weil sie seine ehrgeizige Bewerbung abgewiesen. Hermann hat sich in seinem treuesten Diener getäuscht. Er verbannt ihn vom Hofe und erfährt bald noch andere Proben seiner Bosheit.

Das vierte Buch.

Flavius und Erato.

Zunächst wird die Geschichte dieser Beiden zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht. Erato blieb in jenem Jägerhause; man traute ihr besondere Pläne zu und daher wurde sie von Flavius aus einem nahen Verstecke fleißig bewacht. In einer Nacht zogen über hundert Waldgötter mit brennenden Fackeln und unter grausamem Getöne der Jagdhörner vor das Haus; Diana stieg auf einen mit vier Hirschen bespannten Wagen. Flavius zankte mit sich, ob er wache oder träume, da war die ganze Erscheinung verschwunden. Bald wurde offenbar, wer jene Diana gewesen, doch ihr in die Wildniß zu folgen, war ein vergebliches Unternehmen.

Die Ränke des Adgandester und der Sentia. Flavius' Entzweiung mit Hermann. — Catumer und Adelmunde.

Hermann's Plan, seinen Bruder mit Adelmunde, der Tochter des chauzischen Herzoges Ganasch, und seine Schwester mit Catumer, dem Sohne des cattischen Herzoges Arpus, zu verheirathen, war also zu Wasser geworden. Niemand hatte darüber eine größere Freude als Catumer und Adelmunde, die einander liebten. Unter diesen Umständen waren die Eltern Beider und auch Hermann ihrer Verbindung nicht entgegen und Ismene veranstaltete bei ihrer Verlobungsfeier ein allegorisches Maskenfest. Nun aber säete der böse Feind sein Unkraut unter den Weizen. Adgandester, bisher des Feldherrn rechte Hand, war von ihm verstoßen, auch Arpus und Ganasch wiesen ihn ab. Da setzte er sich mit Sentia, der Gemalin des Segesth, und mit diesem in Verbindung. Jene Römerin, die ihren Mann zehnmal zum Verrath an Deutschland bewogen, voll Haß, unternehmend, gewissenlos, schlau, fast eine zweite Ada, hatte bald einen Plan zum Verderben der drei deutschen Fürstenhäuser fertig und fand in Adgandester einen gelehrigen Schüler und willigen Genossen. Marbod wurde in das Bündniß gezogen und plötzlich erschien Adgandester als der Gesandte desselben zu Mattium (Marburg), am Hofe des Herzogs Arpus. Man mußte jetzt mit ihm sauberer umgehen und er entwickelte alle Künste eines vollendeten Hofmanns. Er war die Bescheidenheit selbst, setzte der Leidenschaft eine unerschütterliche Ruhe entgegen, sogar an Beleidigungen wußte er etwas aufzufinden, wofür er Dank zu sagen hatte; er gewann diesen durch Geschenke und lockende Aussichten, jenen, indem er ihn gegen seine besten Freunde mißtrauisch machte, und ließ sogar seine Helfershelfer glauben, daß ihnen der Auftrag zu einem Schurkenstreich von ganz anderen Personen gegeben sei. Sentia unterstützte ihn hierin getreulich und dabei trugen sie kein Bedenken, Schriften zu verfälschen und Gift zu gebrauchen. Zuerst machte er Flavius der deutschen Sache abwendig. Einem Geschenke von prächtigen Pferden folgte die geheime Mittheilung, daß ihm Marbod seine Tochter und ein gewaltiges Reich zugedacht habe. Der eitele Flavius ging in die Falle, zumal da Erato verschwunden war. Dann wußte Adgandester von einem im Tanfanischen Tempel niedergelegten Testamente Segimer's, des Vaters der beiden cheruskischen Fürsten, nach welchem Flavius einen Theil des Landes hätte erben sollen. Das Testament wurde aufgefunden und nach sorgfältiger Prüfung als untergeschoben erkannt. Hermann hatte

sich dabei mit musterhafter Gelassenheit benommen; Flavius war beschämt, aber deshalb nur mehr erbittert. Nachdem er erklärt, so habe sein Vater ihm wenigstens ein Herz und einen Degen hinterlassen, sich ein anderes Reich zu suchen, ging er davon. — Nun sollen der cattische und der chauzische Hof entzweit werden. Adgandester und Sentia bereden eine Zauberin, Adelmunde durch giftige Getränke unfruchtbar zu machen. Es wird zuerst den Eltern Catumer's hinterbracht, daß dies geschehen sei, und Herzog Arpus ist darüber betrübt und entrüstet, daß sein Sohn eine verstümmelte Frau haben soll. Man theilt dem Herzoge Ganasch mit, daß man die Verlobung als aufgehoben betrachte, und dieser will über die Vergiftung seiner Tochter, nicht minder über die Beleidigung rasend werden. Man macht der Zauberin den Prozeß. Diese betheuert, daß sie, durch furchtbare Träume erschreckt, Adelmunden nicht den Gifttrank gegeben; sie bleibt bei dieser Erklärung, obgleich man sie so gräßlich martert, daß ihr Leib nicht mehr als eine stinkende Kohle ist, ja um nichts Anderes sagen zu können, beißt sie sich die Zunge ab. Arpus mögte nun die Verlobung wieder erneuern, besonders da sein Sohn Catumer inzwischen unverbrüchlich an Adelmunde festgehalten, doch Ganasch ist zu tief gekränkt. An seinem Hofe war unterdessen Cariovalda, der Fürst der Bataver angekommen. Dieser hatte sich früher vergebens um Adelmunde beworben; jetzt kam er, um sich von dem Verdachte zu reinigen, daß er die Zauberin (und diese hatte es wirklich geglaubt) zu der Schandthat bestochen. Adgandester und Sentia wußten am besten, wie die Sache zusammenhing. Als nun Cariovalda wieder um Adelmunden anhielt, unterstützten sie ihn, weil er römisch gesinnt war und die Chauzen von Deutschland abziehen würde. Ganasch geht auf seine Wünsche ein, hauptsächlich um Arpus wehezuthun, da dieser sich durch Adgandester hatte einreden lassen, daß die Tochter des gewaltigen Marbod seinen Sohn für den Verlust Adelmundens entschädigen würde. Cariovalda und Adelmunde sollen an einem besonders heiligen Orte, auf dem Eresberge am Dymelflusse vermählt werden. Es war Sitte, daß hier nur das Brautpaar vor den Priestern erschien und alles Gefolge in einiger Entfernung zurückblieb. Der muntere Catumer hatte jedoch Alles, was ihm zu wissen dienlich war, ausgekundschaftet. Cariovalda, von Segesthes begleitet, zog dem heiligen Orte von der einen Seite zu. Catumer überfiel ihn aber in einem Walde und nahm ihn nebst Segesthes gefangen. Hierauf stellte er sich den Priestern, die ihn für Cariovalda hielten, als Bräutigam vor. Adelmunde kam mit Ganasch und Sentia von der andern Seite herbei. Ein Priester, der ihr entgegenging, führte sie halb mit Gewalt

in das Heiligthum. Ihren Entschluß, die Zustimmung zu der Vermählung standhaft zu verweigern, änderte sie natürlich sehr bald, als sie statt Cariovalda's den geliebten Catumer im Tempel fand. Sentia und Ganasch hörten einen Freudenlärm und dem besorgten Vater war ein Stein von dem Herzen gewälzt. So wie man aber erfuhr, was geschehen war, setzte Ganasch dem Brautpaare nach. Die Catten und die Chauzen lieferten sich ein blutiges Gefecht. Ganasch wurde schwer verwundet, gefangen und auf ein Schloß gebracht. Adelmundens zärtliche Klagen und Thränen können ihn nur halb versöhnen und sobald es seine Gesundheit zuläßt, entfernt er sich heimlich. Andererseits durfte auch Catumer nicht nach Mattium kommen, weil sein Vater Arpus äußerst entrüstet war. Selbst als von Adelmunden die erfreuliche Nachricht einging, daß die Furcht vor jenem Zaubertranke in der That nur eine eingebildete gewesen, blieb sein Zorn so heftig, daß er den Grafen Solms, den Freund und Mitschuldigen seines Sohnes, zum Tode verurtheilte. Da erschien Catumer selbst im letzten Augenblicke an dem Blutgerüste und mehr noch änderte sich die Lage der Dinge dadurch, daß ein Bataver, dessen sich Adgandester und Sentia bedient hatten, die tückischen Ränke dieses Paares aufdeckte. Arpus versöhnte sich mit seinen Kindern. Adgandester mußte Mattium verlassen und man meldete Marbod, wie viele Frevel derselbe unter dem Namen seines Gesandten verübt hatte.

Alle Folgen seiner Bosheit wurden damit nicht beseitigt. Flavius war fort. Ganasch ließ sich nicht besänftigen, sondern trat mit dem mißmuthigen sicambrischen Herzoge Melo in Verbindung, wozu schon wieder Adgandester das Seinige beitrug, und Beide schlossen einen geheimen Vertrag mit Germanicus. Nur Hermann und Arpus wachten noch über Deutschlands Wohl. Die Römer befestigten sich wieder am Rheine und bauten Coblenz. Hermann rieth daher dem Herzoge Arpus, sich zu schirmen, und dieser baute gegenüber die Veste Hermannstein. In Coblenz gebar Agrippina ihr neuntes Kind, den Caligula.

Fünftes Buch.

Ariovist in Schwalbach. Die Schule der Barden.

Thußnelde und ihre Freundinnen nehmen im Frühjahre ihren Aufenthalt an dem Schwalbacher Sauerbrunnen. Auch Agrippine, deren Herz ohne Falsch war, kam dahin. Ein weiser Barde unterhielt die Frauen mit einer weitläufigen Belehrung über die Verschiedenheit der Heilwasser und über die Erze, welche denselben die wunderbaren Kräfte

mittheilen. Auch die Fürsten finden sich ein, um unbemerkt die Römer zu beobachten. Endlich erscheint auch noch der alemannische Herzog Ariovist, ein Enkel von dem Bruder jenes Ariovist, der mit Cäsar gekämpft. Hermann hofft in ihm einen treuen Bundesgenossen zu gewinnen und er wird daher mit der höflichsten Aufmerksamkeit empfangen. Die Barden haben in der Nähe eine Schule und die ganze fürstliche Gesellschaft macht ihnen da einen Besuch. Man lehrt eben die Jugend in einem Garten die verschiedenartigsten Gewächse kennen. Unter den Gästen war auch Dionysius Periegeta, der mit Germanicus nach Deutschland gekommen. Eine Bermerkung von ihm veranlaßt den ältesten Barden darzuthun, daß das Buch der Natur auch ein Buch der Staatsklugheit sei, und nun folgt eine lange Reihe von heilsamen Lehren für Regenten, wobei die Bäume und Blumen Sinnbilder hergeben. Schon der erste Purpurkeim der Hyacinthe weise auf ein königliches Gemüth hin, aber edle Anlagen bedürfen wie ein Weinstock der Unterstützung. Mandelbäume, die man sorgsam reinigt, der Granatapfelbaum, den man mit einem Keile spaltet, tragen statt herber süße Früchte ꝛc. Ariovist ist von diesem Unterrichte so erbaut, daß er den Barden seinen Edelknaben Ehrenfried zur Erziehung übergiebt. Als derselbe sich der Einweihung wegen entkleidet, sieht Zirolane, eine marsingische Fürstin, auf seiner Brust ein Zeichen, welches ihr die Natur ebenfalls aufgeprägt, nämlich eine Bärenklaue. Zwei Geschwister finden sich wieder, ja der Barde erkennt die Zeichen. Er ist ihr Vater, der gothonische Herzog Gottwald, den einst seine Schwester Marmeline und Marbod aus seinem Reiche vertrieben haben. Sein Gemüth wird darüber so erschüttert, daß er stirbt. Neben dieser aufregenden Scene gab es noch eine andere. Rhemetalces war der Verlobte Zirolanens. Als er sie den Edelknaben mit solcher Zärtlichkeit umfangen sah, entfernte er sich aus eifersüchtigem Verdrusse, ohne ein Aufklärung abzuwarten. Siegesmund, Thußneldens Bruder, eilte ihm nach, um ihn zu beruhigen. Es kam aber zu harten Worten und zu einem Gefechte, in welchem der Friedensstifter ernstlich verwundet wurde. Scham und Aerger machten Rhemetalces die Rückkehr unmöglich und er entfloh.

Geschichte des gothonischen Herzoges Gottwald. Seine Schwester Marmeline und Marbod berauben ihn seines Reiches.

Als Zirolane und Ehrenfried ihren Vater, den sie kaum gefunden, so plötzlich verloren hatten, gab sich ihnen ein alter Barde als den vormaligen Ritter Dehnhof zu erkennen, welcher der Erzieher und der

Leidensgefährte ihres Vaters gewesen und endlich auch mit demselben für den Rest ihrer Tage das Asyl bei den Barden erwählt. Dehnhof erzählt den Kindern die Schicksale ihres Vaters, wobei er jedoch die Jugendgeschichte Gottwald's nur kurz berührt, und wir wollen dieselbe aus dem 7. Buche des ersten Theiles nachholen. Gottwald und Marmeline wurden als Zwillinge geboren. Der Knabe kam mit einer schwarzen Haut zur Welt; die Mutter fürchtete, daß ihr Mann, der Herzog Arnold, einen schlimmen Verdacht fassen könnte, da ein Mohrischer Fürst mit der Familie in Verkehr stand, und gab zu, daß Gottwald gleich entfernt wurde. Der Ritter Dehnhof nahm ihn zu sich und bildete ihn zu einem wackeren Helden aus. Gottwald ging zu den Bojern, um sein Glück zu versuchen; seine Thaten machten ihn zum Schwiegersohne des Königs. Nun aber erlag das bojische Reich Marbod's unwiderstehlicher Uebermacht. Gottwald und seine Gemalin Hedwig flüchteten zu den Marsingern (Schlesiern), wo der Herzog Bolcko und die Herzogin Mechthildis sie bald wie Geschwister liebten. Arnold starb und Gottwald eilte in sein väterliches Reich. Die Mutter erkannte ihn an, obgleich seine mohrische Farbe schon längst bis auf die letzte Spur gebleicht war, und begrüßte ihn nicht nur mit tausend Freuden, sondern setzte es auch durch, daß ihm die giftige Marmeline das Erbe lassen mußte. Hedwig war bei der Herzogin Mechthildis geblieben. Beide Frauen gebaren fast zu gleicher Zeit Mädchen. Dabei ereignete sich das Wunder, daß die Kinder nicht nur einander zum Verwechseln ähnlich waren, sondern daß auch die Tochter der marsingischen Herzogin jene Bärenklaue, das Abzeichen des gothonischen Stammes, auf der Brust hatte. Beide Kinder wurden, wie zur Taufe, auf Schilden in die Oder getaucht. Sie glitten ins Wasser. Herzog Bolcko rettete das eine Mädchen, das andere ertrank. Jede Mutter nahm das lebende Kind als das ihrige in Anspruch. Jede war überzeugt, nicht zu irren, und zweifelte dennoch; es ist unübertrefflich geschildert, wie die heiße Mutterliebe sich ihr Recht nicht nehmen lassen will und dabei verfällt die Darstellung in keine Declamationen, sondern es sind immer neue Umstände erdacht, unter deren Einfluß die Gemüthsbewegungen hervortreten und wechseln. Hedwig fühlt sich endlich ruhig und glücklich, weil ihr ein Traum die Zusicherung giebt, daß das gerettete Kind ihr gehöre. Eine Untersuchung kann den leidenschaftlichen Streit nicht schlichten und endlich beschließen beide Mütter, ihr Recht auf die kleine Zirolane damit zu beweisen, daß sie sich in der Liebe zu derselben überbieten. Hedwig ließ, völlig überzeugt, ihre Tochter bei Mechthildis zurück und reiste zu ihrem Manne nach Godanium. — Nun strebte der

unersättliche Marbod nach neuen Eroberungen. Zu ihm nahm Marmeline ihre Zuflucht. Da sie überaus schön war, gewann sie ihrem Beschützer sogleich das Herz ab und Gottwald wurde von übermächtigen Heeren angegriffen. Lohenstein pflegt solche Ereignisse nicht nur durch genauere örtliche Angaben zu individualisiren, sondern er wählt auch jedesmal für die Nebenpersonen die Namen von Geschlechtern und Männern, welche in den entsprechenden Gegenden historisch berühmt sind. So erscheinen hier aus der Geschichte der deutschen Ritter die Kniprode, Feuchtwangen, Erlichshausen ꝛc. und aus den altpreußischen Adelsfamilien die Dehnhof, Dohna, Schlieben ꝛc. Es kommt zu einer furchtbaren Schlacht an der Weichsel; Gottwald wird mit seinen Gothonen und Esthiern besiegt, doch konnte er wenigstens Hedwig befreien, die aus dem überfallenen Lager geraubt war. Sie ging nach Godanium (Danzig) und gebar da Ehrenfried, der eigentlich Gottwald heißt. Marbod ließ sich weder durch eine Verschanzung, wo Weichsel und Nogat sich theilen, noch an der unteren Zwiesel der Weichsel aufhalten. Gottwald vertheidigte Godanium sehr tapfer, bis ein Verräther den Feinden ein Thor öffnete. Auf seinen Befehl floh Dehnhof mit der Herzogin und dem Knaben aus der brennenden Stadt zu Schiffe nach Pillau. Godanium wurde beinahe gänzlich zerstört und Gottwald, wie man glaubte, erschlagen. Nun sollte Pillau genommen werden. Der Sturm auf diese Festung, die von der kühnen Herzogin Hedwig selbst vertheidigt wird, die mannichfachen Veranstaltungen zum Angriff und zur Gegenwehr sind äußerst lebendig und anziehend geschildert. Hedwig fiel im Kampfe und die Festung ergab sich. Die Ritter Dehnhof und Tieffen hatten jedoch den kleinen Ehrenfried in eine Höhle an der Agtsteinküste gerettet. Sie verkleiden sich als Strandbauern. Einst retten sie einen Schiffbrüchigen. Es ist der Herzog Gottwald; als er in der Höhle aus seiner Ohnmacht erwacht, hat er weiter keine Unterthanen als die beiden Ritter. Doch Marbod und Marmeline waren zugegen gewesen, als man den Verunglückten aus dem Wasser zog. Marbod, der darauf stolz war, jetzt der Beherrscher des berühmten Bernsteinlandes zu sein, hatte den Strandbauern Dehnhof Vieles zu fragen und dieser wußte ihm über den Agtstein so anziehende Mittheilungen zu machen, daß er ihn nach Godanium mitnahm.*) Dehnhof

*) Ob die Bernsteinlese im 17. Jahrhundert wirklich noch so ergiebig war? Vor Marbod's Augen fischt Dehnhof ein 17 Pfund schweres Stück aus dem Wasser und Marbod schenkte den Strandbauern durch ein Gesetz den ganzen Ertrag ihres Gewerbes mit Ausnahme der Stücke, die über 3 Pfund wogen.

verabredete eilig mit dem Herzoge Gottwald, daß sie sich in Wineta oder Treva (Lübeck) wieder vereinigen wollten, und begleitete Marbod nach Godanium. Hier feierten Marbod und Marmeline mit der größten Pracht ihre Vermählung.

Gottwald in Upsala. Seine Rückkehr nach Deutschland und der Verlust seines Sohnes.

Dehnhof wurde in Godanium erkannt und entfloh auf einem cimbrischen Schiffe. Er kam nach Upsala, wo König und Volk in einem herrlichen Tempel den Göttern Odin, Thor und Frigga das neunjährige Opfer darbrachten. Außer verschiedenen Thieren sollten 99 Gefangene geschlachtet werden. Ueber diesen nordischen Götzendienst ist hier so viel Merkwürdiges gesagt, daß eine Auswahl unmöglich ist. Dehnhof wurde wie vom Blitze getroffen, als er unter den Schlachtopfern den Herzog Gottwald entdeckte; vergebens strebte er, für ihn zu sterben. Da bemerkte ein Priester, daß man 100 Gefangene statt 99 zum Tode bestimmt habe. Eine nochmalige Verlosung gab dem Herzoge die Freiheit; ja mit diesem Vorfalle erfüllte sich ein alter Götterspruch, der die Menschenopfer von nun an gänzlich verbot. Gottwald wurde der Freund des schwedischen Königes Erich. Er begleitete ihn, als derselbe sich an einem Kriege der Cimbern gegen die Norweger betheiligte. Das nordische Gebirge und die Seeschlachten geben dem Verfasser neue Stoffe zu malerischen Schilderungen. — Gottwald reiste mit seinem jetzt fünfjährigen Sohne Ehrenfried und Dehnhof über Lübeck nach Deutschland, um bei seinem Schwiegervater Critasir eine Zuflucht zu suchen, welchem Marbod erlaubt hatte, sich unter den Norichern und Vindelichern eine Herrschaft zu gründen. Als sie aber durch den Gabretischen (Thüringer) Wald zogen, lockte man sie in ein Jägerhaus und raubte ihnen den kleinen Ehrenfried. Sie sahen in dem Hause noch 40 solche Knaben. Man verweigerte ihnen jede Auskunft und versprach nur, Ehrenfried nach einiger Zeit an einem beliebigen Orte wieder auszuliefern. Als der Herzog und Dehnhof sich dennoch den Jägern widersetzten, wurden sie Tagelang durch die Wildniß getrieben. Sorgen und die Reue, daß er sein Kind verlassen, machten den Herzog krank. Er fand auch bei Critasir keine Ruhe und zog mit Dehnhof in den gabretischen Wald zurück. Sie fragten in jedem Dorfe vergeblich nach dem Jägerhause und irrten vier Monate lang in den Wäldern umher, bis sie fast zu Thieren verwilderten. Endlich trafen sie im Taunus zwei Barden, die ihnen den Rath gaben, der Welt zu entsagen. Gottwald trat nebst Dehnhof in ihren Orden und führte seitdem ein friedliches, ja freudiges Still-

leben. — Ariovist konnte den letzten Theil dieser Erzählung ergänzen. Die alemannische Herzogin Vocione, die ihn selbst zum Erben eingesetzt, litt nämlich an einem unheilbaren Uebel. Da ließ ein griechischer Arzt 100 Knaben einfangen, Bäder aus dem Blute derselben sollten sie herstellen. Vocione schickte ihn mit Entrüstung nach Hause. Alle Kinder wurden den Ihrigen zurückgegeben. Ehrenfried, den unbekannten Fremdling, nahm Vocione zu sich und übergab ihn später Ariovist, der den Knaben sehr lieb gewann und rittermäßig erziehen ließ.

Der Krieg mit den Römern droht von Neuem auszubrechen. Augustus stirbt.

Adgandester und Sentia hatten den Häusern der cheruskischen und cattischen Fürsten den Untergang geschworen. Durch ihre Vermittelung kam ein Vertrag des Tiberius mit Melo, Ganasch und Flavius zu Stande. Bald ging wieder ein deutscher Fürst zu ihnen über. Ariovist bewarb sich nämlich um Zirolane, die auch Siegesmund, der Bruder Thußneldens liebte. Obgleich Zirolane erklärte, sie werde ihr Herz dem entwichenen Rhemetalces aufbewahren, verdroß es Siegesmund, daß der ganze Hof die Bewerbung des Ariovist unterstützte, und er verfügte sich ohne Abschied zu seinem Vater Segesthes. Schon suchten Tiberius und Germanicus Hader zu erregen, um den Friedensbruch vorzubereiten, da trat ein Stillstand ein, weil Augustus, durch Livia vergiftet, starb und Tiberius jetzt andere Sorgen hatte.

Das sechste Buch.

Tiberius befiehlt, den Kampf gegen die Deutschen wieder aufzunehmen.

Augustus wird zu Rom feierlich bestattet und Tiberius von dem Senate ersucht, sein Erbe anzutreten. Sonst geht ihm nicht Alles nach Wunsch. In Rom selbst wagen es Mißvergnügte, ihn und Livia in Pasquillen anzugreifen. Die Veteranen in Pannonien fordern ihre Entlassung, da ihr Leib und Seele den Tag nur zehn kupferne Heller geschätzt werden. Das Heer am Niederrhein war in vollem Aufruhr, das am Oberrhein und 4 Legionen, die in und um Mainz standen, wollten Germanicus zum Kaiser erheben. Dieser gab sich die größte Mühe, die Ordnung herzustellen, besonders da Tiberius ihn selbst in Verdacht hatte. Da brachte ihm Flavius den Befehl des Kaisers, die Müßiggänger gegen die Cherusker zu führen, und so entbrannte der Krieg von Neuem. Gleich anfangs wurde der Tanfanische Tempel eingeäschert,

doch hatte man alles Werthvolle vorher in Sicherheit bringen können, und das Gebiet der Marsen verheert, weil ihr Herzog Malovend der deutschen Sache treu blieb.

Einige deutsche Fürsten erneuern ihren Bund, andere fallen ab. Bojocal wird durch Sentia verführt. Thußnelde und Thumelich in der Gewalt der Römer.

Obgleich die deutschen Fürsten aus Rom die Mittheilung erhielten, daß Tiberius nicht ihre Besiegung, sondern den Tod des Germanicus wünsche, gelobten sie einander aufs Neue ein kräftiges Zusammenwirken. Adgandester und Sentia waren aber auch wieder thätig. Durch untergeschobene Briefe, nach denen Hermann und Arpus den lauen Freunden dereinstige Rache androheten, bewirkten sie, daß nicht nur Melo des Varus Benehmen gegen seine Tochter vergaß und Ganasch sich von seinen alten Verbündeten ausdrücklich lossagte, sondern auch Malovend wieder ein Bündniß mit den Römern schloß. Bojocal, den Herzog der Angrivarier, besuchte Sentia selbst zu Techelia (Tecklenburg). Sie verlockte den jungen Fürsten damit, daß sie 4 schöne Mädchen mitbrachte und ihm überließ. Bojocal ward jedoch ihrer bald überdrüßig, weil keine der lieblichen und geistreichen Sentia gleich kam. Die Amazone war ihm zu wild, die aus Britannien ohne Geist, die Gothische ohne Feuer und die Mohrin zu schwarz. Sentia war nicht willens, ihre Waare wohlfeil hinzugeben; sie reizte ihn bis zur Raserei und ließ sich erst in einer Urkunde sein Bündniß mit den Römern zusagen, ehe sie ihn erhörte. — Das Schlimmste sollte noch geschehen. Siegesmund konnte seine Stiefmutter Sentia nicht leiden, suchte aber gleichwohl bei ihr Rath, weil er ohne Zirolane nicht leben mochte. Sie kundschaftete aus, daß Thußnelde, Ismene, Zirolane und die anderen vornehmen Frauen sich alle Morgen bei dem eingeäscherten Tanfanischen Tempel zum Gebete versammelten. Siegesmund mußte sie hier mit überlegener Macht überfallen und brachte die Geraubten, bei denen auch Thumelich war, nach Arnsberg. Germanicus kam dahin, wies jedoch alle Vorstellungen, daß man sie mit Unrecht festhalte, zwar artig, aber mit Bestimmtheit ab. Bald stand Hermann mit den Cheruskern vor Arnsberg. Alle seine Anstrengungen waren vergeblich; seine Gebärden verstellten sich so, daß „leicht zu urtheilen war, dem freundlichen und unveränderlichen Fürsten müßte sein Lebtage nicht Schmerzlicheres begegnet sein“. Germanicus entkam mit der unverhofften Beute nach dem Ubischen Altare (Bonn), wo die Frauen von der milden Agrippina ein wenig beruhigt wurden.

Germanicus in dem Deutschburger Walde.

Theils um dem Flavius das Land der Cherusker zu verschaffen, theils um die Gebeine der Römer (nach 6 Jahren) zu beerdigen, drang Germanicus in den Deutschburger Wald ein. Bei dem Anblicke des Schlachtfeldes wurde das Heer von Schrecken und tiefer Wehmuth ergriffen. Bald war auch Hermann zugegen. Es entspinnt sich ein furchtbarer Kampf, der nur durch die Nacht geendet wird. Flavius hatte in demselben ein Auge verloren. In der Geisterstunde erhob sich um das römische Heer ein grausames Geschrei und Gehetze, als wenn etliche tausend Jäger und Hunde Wild verfolgten, da doch nirgends etwas zu sehen war. Ja Varus selbst erschien dem Germanicus in seinem Zelte, dankte ihm für die Beerdigung der Gebeine und rieth ihm zur Vergeltung, sofort abzuziehen, wo er nicht umkommen wollte. Germanicus gehorchte. Die Deutschen verfolgten sein Heer und thaten demselben vielen Schaden, bis es nach tausend Gefahren den Ubischen Altar erreichte. An anderen Orten zeichneten sich andere deutsche Fürsten aus. So überrumpelte Catumer, der junge Herzog der Catten, die Veste Mainz und zerstörte hier zur Rache für die Verbrennung des Tanfanischen Tempels das Siegesdenkmal des Drusus. Auf die Vorstellungen eines römischen Priesters achtete er um so weniger, da Germanicus in diesem Kriege die cattische Hauptstadt Mattium (Marburg) verwüstet hatte.

Siebentes Buch.

Die Noth der gefangenen Frauen. Hermengarde rettet Thumelich.

Flavius und Siegesmund erdreisteten sich, den zu Bonn gefangenen Frauen unter die Augen zu treten, wurden jedoch sehr kalt empfangen und beklagten ihren Verrath, mit dem sie eigentlich nur den Römern einen Dienst geleistet. Bald verschlimmerte sich die Lage der Frauen. Sie bauten auf Germanicus' Redlichkeit und Agrippinens Freundschaft. Da erfuhren sie, daß Germanicus nach Asien gesandt werden sollte, um in Armenien Ordnung zu schaffen, ferner daß die rachsüchtige Sentia durch ihren Gönner Sejan den Kaiser zu dem Befehle bewogen, daß Thußnelde nebst den Anderen zu Rom im Triumphe aufgeführt, Thumelich aber zur Buße für das zerstörte Denkmal des Drusus in Mainz geopfert werden sollte. Thußnelde fällt darüber in Ohnmacht und ihre Freundinnen, die selbst in der traurigsten Stimmung sind,

können sie nicht beruhigen. Endlich zeigt sich ein Hoffnungsstrahl. Siegesmund schickt seinen Schildknappen zu den Frauen und verspricht, sie zu befreien, wenn Zirolane ihm ihre Hand zusage. Dieser Knappe war aber die verkleidete Hermengarde, die Tochter des Ritters Dehnhof, jetzt die Gemalin des Grafen von Hanau und ehemals Zirolanens Freundin und Dienerin. Alle fassen neuen Muth, doch Zirolane mag trotz ihrer Liebe zu Thußnelden auch nicht zum Scheine eine Untreue an Rhemetalces begehen. Siegesmund begnügt sich, da er so viel Unheil gut zu machen hat, mit einem unbestimmten Versprechen und bereitet Alles zur Flucht. Doch nun kann Thußnelde nicht fort; es war die Stunde gekommen, da sie ihren zweiten Sohn gebären sollte. Siegesmund und Hermengarde suchen wenigstens Thumelich zu retten, aber sie werden auf der Flucht angehalten. Germanicus ließ jetzt alle Gefangenen nach Mainz bringen. Auf Fürbitte der Sentia wird Siegesmund von dem Kaiser zu der Strafe begnadigt, daß er das Priesterthum des Drusus in Mainz übernehmen und für seine unzeitige Erbarmniß selber den Thumelich zum Opfer schlachten solle. Siegesmund wollte darüber von Sinnen kommen, nicht minder Hermengarde, doch fand diese in einem Plane Beruhigung, der freilich verzweifelt genug war. Vergebens drohten Hermann und die deutschen Fürsten alle gefangenen Römer umbringen zu lassen, Flavius' zornige Einreden, Agrippinens Mitleid konnten das Schicksal des kleinen Thumelich nicht ändern; ja Thußnelde selbst wurde an den Altar geführt, wo Siegesmund ihrem Sohne das Haupt abschlug. „Es hätten zwei oder drei Timanthes alle ihre Malerkunst und Stellungen der Traurigen erschöpfen und mehr als einen Agamemnon verhüllen müssen, wenn er diese viel erbärmlichere Opferung als die der Iphigenie war, hätte fürbilden wollen." Es folgen sehr ergreifende Scenen, die sich Jeder vorstellen kann, der die Thatsachen hört. — Der im Geiste ganz zerschlagenen Thußnelde wird ihr Sohn lebend und gesund zurückgebracht. Er war bei der Opferung mit einem anderen Knaben vertauscht worden, der in der Höhlung des Altars verborgen war. Dieser Knabe war aber der Sohn der Hermengarde; die eigene Mutter hatte ihn für den jungen Fürsten hingegeben. Es ist sehr schön gedacht, daß Thußnelde bei dieser Zeitung anfangs des Dankes vergißt und ihrer Retterin mit harten Worten die Lieblosigkeit gegen ihr Kind vorhält. Doch auch der junge Graf war mit Freuden für seinen Fürsten in den Tod gegangen. Flavius hatte unverholen seinen Abscheu gegen die boshafte Grausamkeit des Kaisers erklärt. Er erwarb sich damit wieder einiges Vertrauen bei den Deutschen und Hermengarde übergab ihm heimlich das gerettete Kind,

welches er denn auch treulich nach Deutschland und zu Hermann schaffte. Die Sage von Thumelich's Rettung kam auch nach Rom, doch hielt Tiberius dieselbe für eine leere Erfindung.

Der Marsen Herzog Malovend entführt Catta, die Tochter des Arpus.

Tiberius gestattete dem Germanicus noch einen Feldzug wider die Deutschen. Da man jetzt den Beistand der Verräther brauchte, wurden Flavius, Melo, Ganasch, Malorich und Bojocal mit Gunstbezeigungen geködert und unerwartet gewannen die Römer einen neuen Bundesgenossen. Hermann hielt mit seinen Freunden Rath auf der Cattenburg und bei dieser festlichen Gelegenheit wollte Arpus zugleich seine Tochter Catta mit Jubil, dem bojischen Herzoge vermählen. In diese hatte sich jedoch Malovend zum Sterben verliebt und seine Leidenschaft wuchs, als er sie jetzt bei den Hofjagden in der Gestalt einer wunderschönen Diana sah. Seine Schwermuth führte ihn in den dicken Wald und er geräth an die Höhle der grauen Zauberin Wartburgis. Im Gespräche erwähnt sie, daß sie eben bei Sentia in Rom gewesen und derselben bei ihren Hofränken hülfreiche Hand geleistet. Malovend erklärt sich für einen Freund der Sentia, die Zauberin führt ihn in die Höhle und Sentia selbst steht vor ihm. Bald kam zwischen ihnen ein Vertrag zu Stande. Als die Vermählung Jubil's mit Catta stattfinden sollte, ereignete sich ein erschreckliches Erdbeben, das Werk der Wartburgis, und die frommen Deutschen entschlossen sich, die heilige Handlung hinauszuschieben. Malovend verrieth aber von jetzt an dem Germanicus nicht nur alle Anschläge der deutschen Fürsten, sondern wie ihn Sentia gelehrt, bemächtigte er sich auch mit Hülfe der Römer der Fürstin Catta und der cattischen Herzogin Rhamis, als sie auf einer Reise begriffen waren; dabei wußte er so versteckt zu handeln, daß Niemand in ihm den Räuber ahnte.

Germanicus an der Weser.

Das römische Heer fuhr auf einer stattlichen Flotte den Rhein hinab, um in die Weser einzulaufen und von dieser Seite in Deutschland einzudringen, wobei Flavius den Vortrab führte und Cariovalda gute Dienste leistete. Man war genöthigt, schon in die Ems einzulenken und erlitt bei der Ausschiffung sehr erhebliche Verluste. Dann rückte Germanicus bis zur Weser vor und ließ über dieselbe Brücken schlagen. Nach kleineren Gefechten wurde Alles zu einer großen Schlacht vorbereitet. Es ist diejenige, welche sich nach Tacitus auf dem Felde Idistavisus ereignete.

Sowohl Germanicus als Hermann ermunterten ihre Heere durch feurige Reden. Auch die Frauen und die Barden der Deutschen belebten ihren Muth. Es entbrannte ein heftiger Kampf, der wieder sehr eingänglich und mit vielen Einzelnheiten geschildert ist. Hermann kam dem Germanicus so nahe, daß er dem Pferde desselben durch den Hals stach; doch er selbst erhielt von einem Catten eine Stirnwunde. Das herabströmende Blut machte ihn unkenntlich und wie die Römer behaupteten, war dieß die Ursache, weshalb er ihnen entkam. Die Römer siegten, waren aber zu schwach, ihre Gegner zu verfolgen. Hermann sammelte sein Heer bei Fabiranum (Bremen) und sorgte väterlich für die Verwundeten. In einem neuen Kampfe hatten die Deutschen das Uebergewicht. Die Römer entwichen zu Schiffe. Ihre Flotte wurde jedoch auf der Nordsee von einem furchtbaren Sturme überfallen und es gingen so viele Menschen und Schiffe verloren, daß Germanicus kaum vom Selbstmorde abgehalten werden konnte.

Flavius und die anderen Verräther.

Sie alle erfuhren, daß die Römer sie nicht als Freunde, sondern als Vasallen behandelten, doch waren sie theils zu eigensinnig, theils zu sehr in der Gewalt ihrer Bundesgenossen, als daß sie sich von ihnen losgesagt hätten. Flavius trotzte sogar zweimal sehr eindringlichen Mahnungen der Seinigen. Mit Germanicus' Zustimmung hatte Hermann vor jener ersten Schlacht eine Unterredung mit ihm. Flavius verhärtete sich gegen alle Vorstellungen; er behauptete seine Rechte auf das cheruskische Land, welche auch die Römer anerkannten, und es wurde nur Oel ins Feuer gegossen. Vor der zweiten Schlacht kamen zwei Frauen in einem Segelbote die Weser herab und brachten eine weißgekleidete, bejahrte Priesterin in das römische Lager. Alles neigte sich vor ihr mit Ehrerbietung. Sie fragte nach Flavius. Es war seine Mutter Asblaste. Sie machte ihm die heftigsten Vorwürfe und verwundete ihn sogar mit einem Messer. Er folgte ihr nicht, doch hat seit dieser Zeit Niemand Flavius lachen sehen. — Melo, Ganasch, Malorich und Bojocal bedauerten ihren Abfall, besonders da die eigenen Völker ihnen den Gehorsam verweigerten und blutige Aufstände unterdrückt werden mußten. Sie hatten von ihrer Verbindung mit den Römern nur Schaden gehabt und suchten nach der Beendigung des Feldzuges mit ihren Landsleuten wieder in ein gutes Vernehmen zu kommen. Man erschwert ihnen nicht die Aussöhnung; nur Inguiomer, der Herzog der Bructerer, ein Vetter Hermann's, will ihnen den Verrath nicht verzeihen und da man seine Einreden nicht achtet, fühlt er sich sehr beleidigt

und fällt sogar selbst zu Marbod ab. So war es Deutschland beschieden, noch durch seine Friedensschlüsse zerrüttet zu werden!

Marbod und Adgandester.

Um diese Zeit erhielt die Macht der Cherusker einen unverhofften Zuwachs. Unter den Semnonen und Longobarden waren innere Zwistigkeiten ausgebrochen. Marbod benutzte dieselben, unterwarf sich beide Völker und setzte Adgandester über sie. Dieser suchte seine Herrschaft besonders durch die Bedrückung des Adels zu befestigen. So ließ er 500 longobardischen Edelleuten die Bärte abscheeren. Trotz Adelgundens Vorstellungen fuhr ihr Vater Marbod fort, gewaltsame Maßregeln anzuwenden. Viele Edelleute flüchteten zu den Cheruskern. Endlich erhoben sich beide Völker, errangen ihre Freiheit und erwählten Hermann zu ihrem Fürsten. Es ereignete sich noch das Wunder, daß in der Mündung der Elbe ein 120 Fuß langer Wallfisch strandete und die Barden überreichten Hermann bei der Huldigung ein Ehrengedicht, in welchem sie das todte Ungeheuer mit Marbod verglichen und unter Hermann's Herrschaft die güldene Zeit prophezeiten.

Das achte Buch.

Germanicus schließt mit den Deutschen Frieden; die gefangenen Frauen müssen ihn aber dennoch nach Rom begleiten.

Tiberius war auf Germanicus eifersüchtig und gebot ihm wiederholentlich, nach Rom zu kommen. Dieser erwartete nichts Gutes und suchte dem Befehle auszuweichen, wie ihn auch die Legionen nicht von sich lassen wollten. Die gefangenen Frauen sind über das ihnen bevorstehende Schicksal bekümmert. Agrippina bezeigte ihnen ihr herzliches Mitleid und meinte endlich, ihnen die Freiheit auswirken zu können, wenn ein Friede unter solchen Bedingungen zu Stande käme, daß die Römer sich mit Ehren aus dem Kriege zögen. Der Antrag müßte von Hermann und Arpus ausgehen; Germanicus würde sich dann mit ihnen dahin vereinigen, daß von beiden Seiten der Rhein als Grenze anerkannt würde, da das Verhängniß und die Natur diesen Strom zur Erbscheidung beider erwählt hätte. Germanicus würde dann außerdem die Gefangenen frei geben. Thußnelde schreibt in dieser Angelegenheit an Hermann, Catta an ihren Vater Arpus. Hermengardis nebst einigen Gefährten überbringt die Briefe. Hermann empfängt die Retterin seines Sohnes mit aller Dankbarkeit. Er führt sie in den

Tanfanischen Tempel und zeigt ihr die Denkmale, durch welche man ihr hochherziges Opfer geehrt habe. Nach mannichfachen Verhandlungen wird der Friedensschluß verabredet. Da trifft noch in der letzten Stunde eine Botschaft von Tiberius ein, der die Frauen durchaus nach Rom fordert; denn Sentia hatte ihm ihre Bildnisse gezeigt und seine Lüsternheit erregt. Germanicus erklärt nun, daß dem Befehle gehorcht werden müsse. Er hoffe aber, ihnen in Rom die Freilassung zu verschaffen und gelänge dies nicht, so sollte der Friedensschluß ungültig sein. Die Umstände sind der Art, daß die deutschen Fürsten auf diesen Vorschlag eingehen und man feiert, nichts Schlimmes besorgend, die herrlichsten Freudenfeste.

Inguiomer und Adelgunde.

Marbod verunglückte einmal mit seinem Pferde im Bober und als ihm Adgandester zu Hülfe kam, überschüttete er denselben mit den höchsten Gunstbezeigungen und ersah ihn zu seinem Eidam und zum Erben seines Reiches. Adelgunde war darüber höchst bekümmert. Die ganze Welt liebkosete ihr als der Tochter eines mächtigen Jupiter's, welche wie Pallas Waffen und Weisheit mit auf die Welt gebracht hätte. Ihr Herz aber war gegen alle Bewerber wie Porphyrstein und am wenigsten mochte sie Adgandester's Beute werden. Als sie Britomartes, den Fürsten der Bastarner, und Bolesla, den sarmatischen Kronerben, abwies, veranstaltete es Adgandester, daß Marbod mit Adelgunden einen heiligen Brunnen besuchte, wo ihnen ein Orakel den Willen der Götter offenbaren würde. Hier kam ein Adler auf eine hohe Eiche geflogen, hernach flog eine wilde Gans vorüber und dann setzte sich ein Aglaster (Elster) auf dieselbe Eiche. Die Priester stellten aus den Namen dieser drei Vögel den Namen Adganster zusammen. Nun war die Sache für Marbod ausgemacht. Die Götter selbst hatten ihm seinen Eidam bezeichnet. Adelgunde kam zwar durch Abgesandte hinter den Betrug Adgandester's und der Priester, aber Marbod ließ sie in einen Thurm einsperren. Einige Anhänger verhelfen ihr zur Flucht und sie rettet sich, indem Britomartes und Bolesla ihrem Verfolger Adgandester entgegentreten, auf ein festes Schloß, welches kaum die Vögel überfliegen können. Jetzt wendet sie sich an Inguiomer, der Bructerer Herzog, der ehemals um ihre Hand geworben hat und ihr noch immer sehr zugethan ist. Inguiomer reiset sogleich nach Bowiasmum (Prag) und wird von Marbod wohl empfangen. Nachdem man sorgfältige Nachforschungen angestellt, muß sich auch Marbod davon überzeugen, daß ihn Adgandester mit jenem Orakel betrogen. Dieser ist, um nicht

Alles zu verlieren, so klug, seinem Rechte auf Adelgunden mit den bescheidensten Worten zu entsagen. Adelgunden's Zufluchtsort hatte den heftigsten Angriffen getrotzt. Jetzt verließ sie freiwillig das Schloß und warf sich ihrem Vater zu Füßen, welcher durch ihre zärtliche Demüthigung freudig bewegt wurde. Inguiomer setzt nun seine Bewerbung um Adelgunde fort, doch auch Britomartes und Bolesla wollen nicht weichen. Marbod unterhält seine Gäste mit Jagden und anderer Kurzweil. Zuletzt werden mythologische Schauspiele mit Gesängen aufgeführt, so die Fabel von Pelops und Hippodamia, Meleager und Atalante. Nun soll auch die Hauptsache in Ordnung gebracht werden. Die drei Bewerber entschließen sich, in einem Turniere um Adelgunde zu kämpfen; der Sieger gewinnt die Hand der Fürstin und die Ueberwundenen sind verpflichtet, ihm wider alle Gewalt beizustehen. In der Rennbahn war für den Hof ein prächtiges Schaugerüste erbaut, doch Adelgunde selbst blieb fort. Der Platz, die Fenster und Dächer aller Häuser waren mit einer unzählbaren Menge von Menschen besetzt. Inguiomer besiegte seine Nebenbuhler nach einem heftigen Streite. Allein es erschien ein neuer Gegner in schwarzer Rüstung auf kohlschwarzem Pferde in den Schranken. Er hatte einen Waffenträger bei sich, der mit der Lanzenspitze allerhand seltsame Striche in den Sand zog. Inguiomer greift seinen neuen Feind tapfer an, stürzt aber plötzlich mit seinem Pferde über jenen Strichen, als wenn ihn der Blitz gerührt hätte. Schon wollte der schwarze Ritter ihn mit dem Degen durchbohren, als wieder ein anderer Kämpfer in goldenen Waffen heransprengte und für Inguiomer eintrat. Gleich beim ersten Zusammentreffen drang jenem ein Speer ins Auge und er sank ohnmächtig nieder. Der güldene Ritter war Adelgunde, in dem schwarzen erkannte man Adgandester und in dem Waffenträger desselben die Zauberin Wartburgis. Jetzt hielt Marbod ein strenges Gericht: die Zauberin wurde an einem dürren Baume aufgehängt, Adgandester ließ vergebens um die Gunst bitten, sich nur mit zehn Worten entschuldigen zu dürfen; er wurde auf einem Esel aus der Stadt geführt und des Landes verwiesen. Das Volk aber war so erbittert, daß es ihn beinahe zerrissen hätte. Nun wurde Inguiomer's und Adelgundens Vermählung mit großer Pracht gefeiert; Beiden war es jedoch das Angenehmste, daß Britomartes und Bolesla nicht die geringste Eifersucht spüren ließen, sondern sich wie herzliche Freunde mit den Fröhlichen freuten.

Das neunte Buch.

Tiberius' Betragen gegen Thußnelde und Catta. Rhemetalces sieht Zirolanen wieder. Saturninus begünstigt die Flucht der Gefangenen und seine Tochter Sentia überliefert ihn dafür dem Tode.

Germanicus durfte Rom noch nicht betreten und bezog mit seinen Gefangenen eine bei der Stadt gelegene kaiserliche Villa, wo Sentius Saturninus den Befehl hatte für eine glänzende Bewirthung zu sorgen. Bald darauf feierte Germanicus seinen Triumph. Dem Scheine nach wurden dabei die deutschen Gefangenen, wiewohl verschleiert, im Siegeszuge aufgeführt und nachher enthauptet. Tiberius nahm an dem Festmahle nicht Theil, sondern vergnügte sich in seinem Palaste mit einigen Gästen, unter denen wir Rhemetalces wiederfinden. Dieser war, als er Deutschland verließ, nach Thracien zu seinem Vater Rhascuporis gegangen und ist nun von demselben mit einem Gesuche an Tiberius nach Rom gesendet. Der Kaiser neckt ihn mit seiner Eifersucht gegen Zirolane und er erfährt erst jetzt, daß sie die gothonische Fürstin Clotildis ist und damals ihren Bruder so herzlich begrüßt hat (II. Thl. 5. Buch). Tiberius nimmt ihn mit, als er den Frauen in dem Landhause einen Besuch macht. Zirolane ließ sich nur schwer versöhnen. Sowohl Sejanus, wiewohl der Liebhaber der Sentia, als Tiberius selbst sind gegen Thußnelden viel freundlicher als ihr angenehm ist. Doch betrug sich der Kaiser bei diesem ersten Besuche noch mit einer anständigen Höflichkeit. Er entschuldigte es, daß man das unbändige Volk hatte glauben lassen, die deutschen Fürstinnen seien im Triumphzuge, da es doch nur gemeine Weiber gewesen. Bei Tische führt er die Unterhaltung mit Geist und Feinheit, so daß die Gefangenen gerne an den heiteren Scherzen theilnehmen. Er macht es Thußnelden nicht schwer, die Entlassung ihres Söhnchens Hermann und einiger Gefangenen zu erlangen. Tiberius wiederholt seinen Besuch. Er ist diesmal vom Frühstücke betrunken und begegnet Thußnelden mit schamloser Zudringlichkeit. Da stößt ihn die Fürstin Catta zurück, daß er zu Boden fällt. In seiner Raserei will er ihren Kopf haben. Saturninus, der für sie ein gutes Wort einlegt, erhält den Befehl, sie selbst zu enthaupten. Als sich mit der Trunkenheit seine Rachgier ein wenig legt, scheint er geneigt, das Gesetz zu beachten, daß Jungfrauen nicht die Todesstrafe erleiden sollen. Der teuflische Sejan weiß ihm aus dieser Verlegenheit zu helfen. Saturninus solle die Catta erst schänden und

dann enthaupten, so werde das Gesetz nicht verletzt. Der Kaiser lacht über diese Nichtswürdigkeit wie über einen lustigen Einfall. Tiberius kommt wieder auf das Landhaus hinaus und veranstaltet zur Feier der Hinrichtung ein Gelage, bei dem sich Alles, theils aus Völlerei, theils weil man den Wein versetzt hat, in einen tiefen Schlaf trinkt. Als er erwacht, ist Catta's Zimmer leer, ja die Frauen alle sind entflohen und man findet nur ihre Abschiedsbriefe. Tiberius will über diesen Betrug rasend werden, auch Sentia wüthet, daß ihre Stieftochter dem Kaiser entkommen ist, und als man entdeckt, daß ihr Vater Saturninus die Flucht unterstützt hat, läßt sie an diesem ihre Rache aus. Sie findet ein Pasquill auf den Kaiser und macht den Vorschlag, es ihrem Vater in den Rock zu stecken; sie werde es so einrichten, daß das Pergament in Tiberius' Gegenwart bemerkt wird. Der Kaiser konnte sich über die unergründliche Bosheit dieses arglistigen Weibes nicht genug verwundern, ließ aber Alles geschehen. Das Kunststück gelang und Saturninus wurde vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt.

Ereignisse in Deutschland. Neuer Bund der Fürsten. Sentia's und Segesthes' Tod.

Thußnelde hatte ihren Sohn Hermann und seine Begleiter, so wie sie ihnen die Freiheit ausgewirkt, eiligst nach Deutschland entsendet. Sie erreichten glücklich Budorgis (Breslau), die Hauptstadt der Semnonen, wo sich damals der cheruskische Hof aufhielt. Bald trafen hier jedoch aus Rom traurige Nachrichten ein. Man erfuhr noch nichts von der Flucht der Frauen, sondern hörte nur von ihrer Bedrängniß und der Verurtheilung Catta's. Arpus und die Herzogin Erdmuth jammerten über das Schicksal ihrer Tochter; nicht weniger Jubil, ihr Bräutigam, der nur zu voreilig äußerte, daß die Entweihung Catta's, welche als wirklich geschehen berichtet wurde, ihren Bund trennen müsse, wenn sie auch dem Tode entginge. Bald kam Malovend bei dem Herzoge Arpus mit der sichern Botschaft an, daß Catta sowohl ihr Leben als ihre Ehre gerettet. Arpus mochte jetzt nichts von Jubil wissen und machte Malovend Aussicht auf die Hand seiner Tochter, wofür es dieser unternahm, sie in Asien aufzusuchen; denn nach einigen Anzeichen, namentlich nach einer alten Weissagung der Asblaste, schloß man, daß die gefangenen Frauen, um vor weiteren Nachstellungen sicher zu sein, nicht auf geradem Wege, sondern durch das Morgenland in die Heimat zurückkehren würden. — Nun treten nach und nach einige Personen vom Schauplatze ab. Segesthes, den seine Frau tausendfach betrogen, findet sie mit Bojocal zusammen. Diesem sind, ehe er noch

recht erwacht ist, beide Ohren abgeschnitten; er entflieht, Sentia wird aber so grausam geschlagen, daß sie sich an einem Baume den Kopf einrennt. Nach einiger Zeit findet im Teutschburger Haine eine große Versammlung statt. Die abtrünnigen Fürsten werden wieder in den Bund aufgenommen. Segesthes will aber nichts mit Bojocal zu schaffen haben und entdeckt das Geheimniß, warum demselben die Ohren fehlen. Beide forderten sich zum Kampfe heraus, in welchem Segesthes sein Leben, Bojocal seine Ehre verlor, denn dieser ward von den Fürsten verstoßen.

Marbod's, Gottwald's und Adgandester's Ende. Hermann König der Marckmänner.

Marbod war nun gegen achtzig Jahre alt. Sein Glück, Verstand und seine Kraft verfielen immer mehr und seine Tochter Adelgunde, die Gemalin Inguiomer's, suchte vergeblich, ihn wieder zu einem Manne zu machen. Es war nun an der Zeit, ihm seine Eroberungen abzunehmen, wozu auch Adgandester das Seine that. Dieser hatte sich nach seiner Verweisung in einer Wildniß niedergelassen und lebte da als Kohlenbrenner, ohne Mord und Straßenraub zu verschmähen. Einst verirrt sich Gottwald dahin, der junge gothonische Herzog, der als Knabe Ehrenfried genannt wurde und den wir in der Schule der Barden verlassen haben (II. Th. 5. Buch). Diesen weiß er gegen seinen Wohlthäter Hermann einzunehmen und er giebt ihm Rathschläge an die Hand, sich des ganzen Reiches der Marckmänner zu bemächtigen. Marbod habe alle seine Unterthanen gegen sich aufgebracht. Jubil und Gottwald sollten von Hermann fliegende Heere fordern, jener um das Land der Hermunduren, dieser, um sein gothonisches Erbe zu besetzen. Die Völker würden ihre angestammten Herzöge mit Freuden aufnehmen. Ein gleichzeitiger Aufstand in Marbod's Hauptstadt würde ihr Vorhaben unterstützen. Wenn dann Gottwald einmal im Reiche Marbod's festen Fuß gefaßt, würden auch die übrigen Marckmänner lieber ihn als den Cherusker Hermann zu ihrem Könige erwählen. Adgandester bringt nun die Verschwörung gegen Marbod wirklich zu Stande, zeigt sie ihm aber auch heimlich an. Der König macht sich durch grausame Strafen noch mehr verhaßt, ja auf den Brief seines unbekannten Schutzgeistes, der eben Adgandester ist, gestützt, hegt er sogar einen herzfressenden Argwohn gegen Inguiomer, Adelgunde und seinen treuen Anhänger Vannius, weshalb diese das Land verlassen. Nun verfolgt Adgandester seinen Plan, sich selbst das gothonische Herzogthum zu verschaffen, welches er keineswegs Gottwald zugedacht hatte. Ein

Brief, scheinbar von Marbod's Hand, legitimirt ihn als einen vornehmen britannischen Ritter, der den Auftrag habe, den Statthalter zu Godanium zur Hinrichtung vieler verrätherischer Grafen und Ritter aufzufordern. Adgandester spielt diesen Brief denen in die Hände, die sich nicht ganz schuldlos und sicher fühlen mochten. Dabei sucht er sich durch seine ritterlichen Tugenden bei dem Adel in eine besondere Hochachtung zu setzen. Damit ihm aber auch Gottwald nicht in den Weg kommt, weiß er diesen ebenfalls durch einen untergeschobenen Brief bei den vormaligen Feinden seines Vaters der Rachgier verdächtig zu machen. Nach solchen Vorbereitungen brach der Aufstand in Godanium aus. Marbod's Bild wurde zertrümmert, der Statthalter verjagt, der britannische Fürst, für den man Adgandester hielt, weil man ihm die Rettung vom Tode schuldig zu sein glaubte, zum Herzoge erwählt. Inzwischen hatte Hermann, einem früheren Versprechen gemäß, Jubil und Gottwald wirklich zur Erlangung ihrer Erbreiche mit Truppen ausgerüstet. Sobald jener zu den Hermundurern kam, erhob sich das ganze Volk, um die Marckmänner aus dem Lande zu jagen, und er wurde als König begrüßt. Gottwald drang bis Bowiasmum vor, wo gleich wieder ein Aufstand ausbrach. Marbod entfloh mit wenigen Dienern; er hoffte allein von Tiberius einiges Erbarmen, doch that dieser nichts für ihn und wies ihm nur in Ravenna ein Asyl an, wo der Greis, alles früheren Glanzes beraubt, noch achtzehn Jahre lebte. — Nun schlug auch Gottwald's Stunde. Wie ihm einst Adgandester gerathen, suchte er Hermann, dem die Marckmänner schon längst die Krone angeboten, zu verdrängen, indem er sehr freigebig mit Marbod's Schätzen wirthschaftete. Ein erkaufter Anhang rief ihn zum Könige aus. Die Cherusker waren darüber empört, daß sie Bowiasmum nicht für ihren eigenen Fürsten, sondern für den treulosen Gottwald erobert haben sollten, und Jubil beeilte sich aus Dankbarkeit, für Hermann einzutreten. Er jagte Gottwald in kurzer Zeit aus dem Lande und dieser folgte Marbod's Beispiel, indem er Tiberius um einen sichern Aufenthalt bat. Es wurde ihm Forum Julium im narbonensischen Gallien angewiesen, wo er bald vor Herzeleid starb. Hermann nahm jetzt das Reich Marbod's in Besitz und wurde von allen Marckmännern mit unbeschreiblicher Freude als ihr erwählter König begrüßt. Bei den Festlichkeiten war auch ein Fischerrennen auf der Mulda (Moldau) veranstaltet. Bei den Wettkämpfen fiel Mancher ins Wasser und dies Unglück traf auch einen fremden Ritter, dessen Diener für seine Errettung zwei oder dreihundert Kronen boten. Der hohe Preis machte Aufsehen, Der halb todte Ritter wurde aus dem Wasser gezogen und

als man ihn entkleidete, erkannte man in ihm Adgandester. Er hatte sich von Godanium hierher begeben, um Hermann zu vergiften. Da er nicht mehr zu entkommen hoffte, verschlang er eins von den Kügelchen, die er sich früher einmal von Sejan für Hermann erbeten; das Gift wirkte ihm zu langsam, er stürzte sich zum Fenster hinaus in die Mulda und ertrank.

Hermann und Inguiomer.

Der ehrgeizige Inguiomer glaubte auf das Reich seines Schwiegervaters ein besseres Recht zu haben als der von den Völkern erwählte König und suchte Unfrieden zu erregen. So ließ er den Cheruskern vorstellen, daß ihr Land künftig den unschicklichen Rang einer bloßen Provinz haben werde, Arpus wurde vor Hermann's Eroberungssucht gewarnt, Segimer, der seinem Bruder Segesthes in der Herrschaft über die Chaßuarier gefolgt war, an anscheinende Kränkungen erinnert. Bald führte Inguiomer sein Heer ins Feld, er wurde zwar geschlagen, drang aber nachts in Hermann's Lager ein. Da stach Segimer den Feldherrn, welchem er bis jetzt Treue geheuchelt, durch den Arm. Hermann strafte den Verräther mit einer tiefen Wunde, wurde jedoch übermannt. Segimer mußte sterben, ließ sich aber von Inguiomer das Versprechen geben, es Hermann entgelten zu lassen und dieser wurde, zumal da die Chaßuarier nebst Anderen Rache forderten, enthauptet. Inguiomer untersagte ein feierliches Begräbniß, doch beschloß „der grundgelehrte Barde Holenstein (Lohenstein) das ruhmwürdige Leben des großen Hermann zu beschreiben und ihm bei der Nachwelt ein Denkmal zu stiften". Wie aus einer Betäubung erwacht, treten jetzt Arpus, Melo und andere Herzöge als die Rächer des Fürsten auf, den sie als den wahren Befreier Deutschlands anerkennen müssen, ja die Völker selbst, Hermundurer, Longobarden, Marsinger, Semnoner, vor allem die Cherusker, die ihr Unrecht zu spät beklagen, erheben sich gegen Inguiomer. Von den Seinigen verlassen, wurde er bald gefangen. Man führte ihn in ein Zelt vor seine Richter und unter diesen befanden sich zu seiner und Jedermann's Verwunderung Thußnelde und Erato, Rhamis und Catta, ferner neben dem Könige Jubil die Herzöge Flavius, Siegesmund und Malovend. Alle sind vor Schmerz und Zorn so außer sich, daß sie ihm keine Vertheidigung gestatten. Schon ergreift der Druide das Opfermesser. Da erhebt sich unter dem Volke das Geschrei, daß Hermann's Geist herbeikomme. Es ist aber Hermann selbst, der vom Pferde springt und Thußnelden in seine Arme schließt. Die beiden Todfeinde erscheinen ausgesöhnt und die Völker erheben ein lautes Freudengeschrei. Diese

sonderbare Wendung der Dinge erklärt sich so: Adelgunde hatte durchaus nicht in Hermann's Hinrichtung gewilligt, sondern ihren Mann bewogen, den Gefangenen zu verstecken und statt seiner einen ähnlichen Ritter, der eben an seinen Wunden verschieden war, enthaupten zu lassen. Als nun aber Inguiomer selbst in Lebensgefahr war, bat sie Hermann, eiligst dazwischen zu treten. Inguiomer entsagt seinen ehrgeizigen Plänen und Alle ziehen in Friede und Freude nach Deutschburg.

Thußnelde mit ihrer Begleitung in Armenien. Zeno vermählt sich mit Ismene, Rhemetalces mit Zirolane. Rückkehr der Anderen nach Deutschland, Jubil heirathet Catta, Flavius die Königin Erato.

Wir erfahren nun noch die Schicksale Thußneldens und der Uebrigen, die sich hier so unvermuthet eingefunden. Die deutschen Fürstinnen beschlossen, als sie aus Rom flüchteten, auf einem weiten Umwege nach der Heimat zurückzukehren, und schifften nach Griechenland. In Athen trafen sie Agrippina und Flavius, denen sie sich entdeckten. Der Letztere warb gerade Söldner, um sie dem Germanicus nach Armenien zuzuführen. Da dies im Interesse ihres geliebten Zeno geschah, wollte Ismene ihren Bruder Flavius begleiten. Nicht so leicht zu begreifen ist es, daß nun auch Thußnelde, Catta und die Anderen die Reise nach Deutschland aufgaben. Alle legten männliche Kleidung an, veränderten ihre Namen und zogen in den Krieg. Hier müssen wir erst Zeno's Geschichte nachholen. Er hatte damals (II. Thl. 4. Buch) Erato aus dem Jägerhause abgeholt und war mit ihr nach Asien gegangen. In Sinope erkundigte er sich ernstlich nach seinen Eltern und war so glücklich seine erste Pflegemutter zu treffen, die ihn einst, als er mit seiner Wiege in den Fluß fiel (I. Thl. 3. Buch), gerettet. Es bleibt jetzt kein Zweifel, daß er der armenische Prinz Artaxias und daß Erato seine Schwester ist. Das Orakel hatte also richtig geweissagt, daß die Natur ihnen verbiete, einander als Mann und Weib anzugehören. Jetzt denkt Zeno mit dankbarer Sehnsucht an Ismene und Erato an Flavius. Vor Artaxata finden sich diese beiden Paare wieder zusammen. Nach heftigen Kämpfen, in welchen sich auch die deutschen Frauen auszeichnen, gelangt Zeno durch Germanicus' Befehl in den Besitz seiner Hauptstadt und seines Erbreiches Armenien. Auch Rhemetalces, jetzt der König von Thracien, dem Zirolane von ihrer Reise nach Armenien Nachricht gegeben, langt in Artaxata an. Sie heirathen einander, ebenso Zeno und Ismene. Erato aber reist mit ihrem Verlobten Flavius nach Deutschland zurück. Flavius war

von dem gütigen Germanicus, der bald darauf an Gift starb, mit einem Geleitsbriefe versehen worden und brachte Thußnelden, Catta und die Anderen rasch und sicher nach Deutschland. Die Freude des Wiedersehens ward dadurch erhöht, daß Arpus jetzt in die Heirath seiner wackeren Tochter Catta mit dem Könige Jubil willigte; Malovend, der ebenfalls bis Artarata gekommen und hier von Catta den Schwertern der Feinde entrissen war, hatte allen Ansprüchen entsagt.

Flavius, König der Cherusker und Hermann, König der Marckmänner.

Wir werden noch durch ein Ereigniß überrascht. Die Cherusker wollten ihren Abfall von Hermann dadurch gut machen, daß sie ihm eine Königskrone überreichten. Theils um ihnen doch sein Mißfallen zu bezeigen, theils um seinen Bruder Flavius für so viele Dienstleistungen zu belohnen, endlich auch, um den anderen Fürsten den Argwohn zu benehmen, daß seine Ländergier ihre Sicherheit bedrohe, erklärte er vor den versammelten Ständen, daß er seine Rechte auf das cheruskische Reich seinem Bruder abtrete, und so wurde Flavius, wenn auch anfangs nicht mit bereitwilliger Begeisterung, als König der Cherusker anerkannt. Erato empfing die Krone, welche Thußnelden zugedacht war. Hermann brach nach seiner neuen Hauptstadt Boviasmum auf, um von nun an als König der Marckmänner zu herrschen. Flavius hatte hier zu seinem Empfange einen prachtvollen Ehrentempel aus lauter Triumphbogen errichten lassen. Zwei Inschriften auf einer hohen Säule priesen Hermann's Tugenden und versicherten ihn der Treue seines dankbaren Bruders.

Einige Bemerkungen über den Roman.

Unmöglichkeit, ein so vielseitiges Werk nach allen Beziehungen zu beleuchten.

Die Eigenthümlichkeiten dieser seltsamen Dichtung sind wohl so hervorstechend, daß es leicht ist, sie wahrzunehmen, aber auf eine gründliche Darlegung derselben muß man ihrer Menge wegen verzichten. Manches möchte allerdings wieder nicht ohne ein mühsames Studium, welches die Sache zuletzt doch nicht verdient, ins rechte Licht gesetzt werden können. Wer wollte wohl den Quellen nachspüren, welchen

Lohenstein bei der Erzählung der geschichtlichen Begebenheiten, die sich über alle Zeitalter und alle Erdtheile ausbreitet, gefolgt ist? Ja es wäre ermüdend, nur eine Vergleichung mit Tacitus anzustellen, da Lohenstein keineswegs allein die deutsche Geschichte aus demselben gezogen, wobei kein deutscher Fürst und kein deutsches Volk mit seinen Angelegenheiten übergangen wird, sondern so vieles Andere, was die Annalen seines Vorbildes von gleichzeitigen Begebenheiten mittheilen, in seine Dichtung aufgenommen und in romanhafte Erzählungen umgewandelt hat. Die thracischen Händel zwischen Rhescuporis, Cotys und Rhemetalces hatten gewiß nichts mit dem deutschen Freiheitskriege zu schaffen, aber Lohenstein macht aus ihnen einen weitläufigen Roman, weil sie in den Annalen erzählt sind. Ebenso ist es mit dem pontischen Könige Polemo, mit der Geschichte Armeniens, der kurzen Regierung der Königin Erato und der Thronbesteigung des Zeno-Artaxias und mit vielen anderen Dingen. Wer möchte ferner untersuchen wollen, ob nicht den zahlreichen romanhaften Episoden wirkliche Begebenheiten zum Grunde liegen, da sie zu viel Wahrheit und Consequenz zeigen, ja eine zu reiche und beinahe ariostische Kraft der Phantasie voraussetzen, als daß sie ganz erfunden sein sollten. Oder betrachtet man den Roman nach seiner didaktischen Seite, über wie viele Gegenstände aus der Moralphilosophie und aus allen Wissenschaften wird da verhandelt, ein abschließendes Urtheil festgestellt oder eine umfassende Belehrung dargeboten und wer möchte es unternehmen, dies alles zu prüfen, um danach die Lebensphilosophie des Verfassers, den Umfang seiner geistigen Interessen, seine Ansichten über Religion, Staat, Künste, Sitten u. s. w. zu bestimmen, was doch eigentlich geschehen müßte, wenn man von dem Dichter und von der Dichtung ein gründliches Charakterbild entwerfen wollte. Das Register des Romanes weist nur auf wichtige Stellen der Art hin und man sehe, was der erste Buchstabe darbietet: Abdankung vom Regimente, was sie für Ursachen haben könne, etliche Exempel davon, ist ein Werk sonderlicher Klugheit. — Aberglaube treibt in die Flucht, (der Aberglaube) der Thracier macht den Alexander unüberwindlich. Häßlichste Larve der Vernunft. Ist nicht so ein festes Band im gemeinen Wesen als der rechte Gottesdienst. Ist eine Gemüthskrankheit. — Abhärtung der Zärtlichkeit vorzuziehen (Anwendung auf Sitten und Geschichte tapferer und weichlicher Völker). — Ackerbaues großes Lob, seine Erfindung. — Adel, über ihn unter Anderem: von der Mutter her gerechnet, seine Herrschaft wird über die anderen Herrschaftsarten gerühmt, ist der Kern des Landes. — Agstein, in Deutschland und Afrika zu finden, seine Natur, Gebrauch, Wirkung, Eigen-

schaften u. s. w. — Aloe, wo sie häufig wächst, ihre Eigenschaft und allerlei Art. — Alpen, oftmals von den Deutschen, hernach von Hannibal überstiegen. — Alter, seine Beschaffenheit. — Aemter, wenn und wie sie auszutheilen. — Anbetung und Andacht. — Armuth, dienet den Römern zum Wachsthum, ihr wird ein Altar gebaut und sie macht geschickt. — Artzeneien, den Menschen von den Thieren gewiesen. — Auferstehung, Gründe des Braminen Zarmar für dieselbe u. s. w.

Man wird überzeugt sein, daß eine solche erschöpfende Analyse des Buches mehr Mühe erforderte, als der Vortheil vergüten würde. Im Folgenden werde ich daher die Beschaffenheit des merkwürdigen Werkes nur nach den wichtigsten sachlichen und stylistischen Beziehungen beleuchten, wobei einige Bemerkungen, die bereits in die Auszüge eingeschaltet sind, hier nochmals und an ihrer rechten Stelle wiederholt werden müssen.

Die patriotische Tendenz der Dichtung.

Es ist eine nicht unerklärliche, aber doch immer merkwürdige Erscheinung, daß ein Ereigniß wie die Teutoburger Schlacht sich gänzlich aus den Erinnerungen der deutschen Völker verlieren konnte. Erst nach anderthalb tausend Jahren war man wieder auf jenen Sieg des Cheruskerfürsten aufmerksam und verstand es zu würdigen, daß unsere Vorfahren ihre Selbständigkeit, ihre Gesetze, ihre Sitten und ihre Sprache gegen die größten Feldherren und tapfersten Krieger zu vertheidigen vermocht, so daß das Römerthum, welches in Deutschland bereits hier und da Wurzel gefaßt hatte, wieder ausgerottet wurde. Die im Zeitalter der Reformation allgemeiner ausgebreitete Kenntniß der römischen Schriftsteller, namentlich der Historiker, welche uns Nachrichten über Germanien hinterlassen, forderte zu einem Rückblick auf die Urgeschichte Deutschlands auf und der Bruch mit der römischen Hierarchie legte deutsch gesinnten Männern eine Vergleichung des neueren Freiheitskampfes mit jenen Kriegen wider die alten Römer nahe. Es mag hier genügen, an Hutten zu erinnern, der auf mannichfache Weise bemüht war, die Nation wieder mit den Großthaten ihrer verschollenen Helden bekannt zu machen, um sie zum kühnen Streite gegen die herrschsüchtigen Römlinge der Neuzeit zu ermuntern. Die Dichter des Mittelalters wußten nichts von der Teutoburger Schlacht; erst seit Klopstock ist Hermann für uns das poetisch verklärte Symbol der sich ihrer Kraft bewußten nationalen Unabhängigkeit geworden. Sieht man aber

genauer zu, so hat Klopstock dieser Belebung des Nationalsinnes durch das cheruskische Heldenbild wohl einen neuen und nachhaltigen Schwung gegeben, aber die altdeutsche Welt, in die er uns zurückversetzt, ist nicht von ihm ersonnen, sondern er fand sie in vollständiger Ausbildung vor. Denn Lohenstein war es, der zuerst jene mächtigen Natursöhne aufstellte, die in den undurchdringlichen deutschen Wäldern hausten, die nur dem ersten, überraschenden Andrange unterliegend, in ihrer reinen Kraft ebenso den römischen Waffen, wie dem römischen Luxus widerstanden; er war es, der zuerst von jenen Barden dichtete, welche in einsamen Wildnissen nach den göttlichen Dingen forschten, das Volk belehrten, für dasselbe die Dank- und Sühnopfer darbrachten, welche die schlimmen Leidenschaften der Helden zügelten und dann auch wieder ihren Muth und ihre Freiheitsliebe mit Liedern entflammten. Die Verherrlichung des Vaterlandes ist hauptsächlich die Aufgabe, welche sich Lohenstein in seinem Arminius stellte.

Freilich ist er dabei nicht immer mit gehöriger Ueberlegung zu Werke gegangen. Schon der Plan, welchen er für die Dichtung entwarf, brachte einen Fehler in dieselbe, welcher durch nichts wieder gut zu machen war. Hören wir nämlich bereits im ersten Buche des Romanes von der Teutoburger Schlacht, so fragen wir uns mit Besorgniß, was für die anderen siebzehn Bücher übrig bleibt und ob noch Begebenheiten zu erzählen sein werden, welche den Eindruck, den der glänzende Anfang auf uns gemacht, steigern können. Es ist offenbar, daß der Roman in seiner gegenwärtigen Gestalt mit dem Ende beginnt. Die Niederlage des Varus erschreckte die Römer allerdings nicht in dem Grade, daß sie es nicht mehr gewagt hätten, neue Heere nach Deutschland zu senden, und es war noch mancher schwere Kampf mit Tiberius und Germanicus zu bestehen, aber in dem Teutoburger Siege liegt einmal der Wendepunkt des Krieges und die Dichtung mußte, um sich nicht in matte Nachträge zu verlieren, mit der Darstellung dieses entscheidenden Momentes abschließen. Es folgte noch manche Niederlage der Deutschen, welche Lohenstein zu vertuschen hatte; ja er war genöthigt, sich zu ganz unwürdigen Kunststücken herabzulassen, um nur die Ehre der Hauptpersonen zu retten. Hermann's erstgeborener Sohn Thumelich wird von den Römern den Manen des Drusus geopfert, doch nein, nicht er selbst, sondern ein junger Graf starb für den Sohn seines Fürsten. Thußnelde und andere deutsche Frauen werden nach Rom geschleppt und im Triumphe aufgeführt; doch wieder waren es nicht sie selbst, welche die Schmach erlitten, sondern einige gemeine Weiber hatten ihre Stelle vertreten. Endlich soll sogar Hermann enthauptet werden und der

Roman bedient sich zum dritten Male des Mittels der Vertauschung. Wenn nun der gerettete Cheruskerfürst sein Stammland seinem Bruder Flavius abtritt und selbst das Reich Marbod's in Besitz nimmt, so hat man in diesem unhistorischen Schluß die fremde Hand erkennen wollen, welche dem Romane das letzte Buch hinzugefügt. Es rührt diese Auflösung jedoch ohne Zweifel von Lohenstein selbst her, denn sie entspricht dem ganzen Gange der Begebenheiten und wird auch einigermaßen durch die geschichtlichen Traditionen gerechtfertigt. Tacitus weiß nämlich von dem Zwiste Hermann's und der Cherusker; er erzählt, daß Italicus, der Sohn des Flavius, das cheruskische Reich erbte, welches jedoch in Verfall gerieth. Aus diesem Grunde wird in dem Romane Flavius König der Cherusker, während Hermann zwar deutscher Herzog (Kaiser) bleibt, aber zu seiner Hausmacht das Reich des Marbod erhält und damit als Vorfahr oder Ebenbild Leopold's I. aufgestellt werden konnte, worauf Lohenstein von Anfang an ausging. Erkennen wir aber auch die Motive, welche den Dichter zu dieser Umgestaltung der Thatsachen veranlaßten, so hätte die Abänderung der Sage doch unterbleiben können, weil sie keine Verbesserung derselben war, denn es liegt in den dunkeln und unvollständigen Nachrichten, mit welchen Tacitus die Erzählung der Kämpfe beschließt, vielleicht ein ernsterer und tieferer Lebensgehalt als in dieser Umbildung der Traditionen. Thußnelde starb in der Gefangenschaft, Thumelich wurde von den Siegern zu einem nicht näher bezeichneten schmachvollen Schicksale bestimmt, Hermann verdrängte Marbod, beleidigte aber durch seinen Ehrgeiz die Cherusker und fiel zuletzt durch den Verrath seiner Verwandten. Ist es einmal den Deutschen beschieden, daß wie in ihrem größten Nationalepos so auch bei manchen glänzenden Ereignissen ihrer Geschichte „des Königs hohes Fest mit Leid beendet wird", daß eine düstere Wolke auf die Lust und Herrlichkeit der Welt ihren Schatten wirft, um von keinem Siegesjubel das Sehnen nach der Vollendung im Jenseits ersticken zu lassen, so kann man wünschen, Lohenstein hätte seinem Arminius nicht jenen Untergang erspart, womit die Ansicht eines neueren Geschichtschreibers übereinstimmt: „In der historischen Erzählung von Armin und Thußnelda, in dem dunkeln Hintergrunde, worin der Römer das Schicksal des in der Gefangenschaft geborenen Sohnes ahnen läßt, in dem tragischen Ausgange des Helden liegt ein epischer Stoff, wie ihn die mythenbildende Phantasie begabter Völker nicht herrlicher zu schaffen vermöchte. Das blutige Ende Armin's, der in den heimischen Bergen von der Hand neiderfüllter Verwandten erschlagen wird, erinnert an den Tod unseres Nibelungenhelden Siegfried am dunklen Lindenbrunnen (Georg Weber

„Germanien" in F. Schmidt „Deutsche Nationalbibliothek" [1861], I. 117).

Lohenstein hat bei seiner Absicht, das Vaterland zu verherrlichen, noch einen anderen Umstand außer Acht gelassen. Theils um nicht von einzelnen historischen Ueberlieferungen abzuweichen, theils um den einfachen Stoff durch gehäufte Verwickelungen zu erweitern, läßt er die Fürsten, welche uns durch ihr patriotisches Gefühl erheben sollten, so oft in Streit gerathen. Die damaligen Zustände erscheinen nun als ein nur zu wahres Abbild der späteren deutschen Geschichte. Voll Eifersucht und leicht verletzlich, bald durch Versprechungen der Feinde verlockt, bald durch listige Händelstifter getäuscht und immer um irgend ein Sonderinteresse besorgt, fällt Einer nach dem Andern von der guten Sache ab. Endlich bleibt außer Hermann selbst nur der cattische Herzog Arpus dem Vaterlande treu. Doch auch der Glanz dieser Beiden muß sich zuletzt verdunkeln, denn Arpus wird lau, weil er mit seinen Bundesgenossen zerfällt, und Hermann kommt in Verdacht, sich mit habsburgischer Ländergier auf Kosten des allgemeinen Vaterlandes ein bedeutendes Erbreich gründen zu wollen, weshalb sich nicht nur die anderen Fürsten, sondern sogar seine Cherusker von ihm lossagen. Gegen das Ende der Dichtung findet allerdings eine Aussöhnung statt und man erneuert den Bund. Die abtrünnigen Fürsten wenden sich wieder dem Vaterlande zu, freilich nicht allein aus Liebe zu demselben, sondern auch, weil sie trotz oder wegen ihres Bundes mit den Römern von diesen selbst mit Geringschätzung behandelt waren und weil dieselben in ihren Reichen wie in eroberten Ländern gehaust hatten. Da der Roman einmal nicht mit tragischer Tiefe auf die Darstellung der frevelnden Leidenschaft und des Sühne fordernden Verhängnisses ausging, macht es sich nicht schön, daß die Versammlung der Fürsten nur aus reuigen Verräthern besteht und daß zuletzt Jeder dem Andern ein Unrecht abzubitten hat. Selbst die schließliche Auflösung der Verwickelungen ist nicht einmal ganz versöhnend, da Hermann mit Verdruß aus seinem engeren Vaterlande scheidet und nun wirklich ein größeres Reich in Besitz nimmt, dessen rechtmäßige Erben keineswegs ausgestorben sind. So sehr aber in manchen Dingen die beabsichtigte Wirkung verfehlt ist, zeugt der Roman im Ganzen dennoch von einem schönen vaterländischen Gefühle. Die Bemühung, den Deutschen so viele Heldenthaten und Erfindungen zuzueignen, das ganze Land nach seiner Schönheit, wie nach den Producten des Bodens, der Gebirge und der Gewässer als einen Wohnplatz des Segens darzustellen, vor Allem die Fürsten und die Nation daran zu mahnen, daß ihnen jener weise und freiheit-

liebende Volksführer, der zwar geschlagen, aber nicht überwunden werden konnte, ein leuchtendes Vorbild hinterlassen, verdient alle Anerkennung und die Behandlung der Aufgabe rechtfertigt das Titelwort: dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge!

Der Roman nach Art und Umfang des Stoffes als Staats-, Liebes- und Helden-Geschichte.

Dieser Nebentitel bezieht sich zunächst auf Hermann selbst, der als staatskluger Fürst und Held geschildert werden sollte. Der Gang der Ereignisse, die Feldzüge und Schlachten, die Verhandlungen mit Freunden und Feinden sind so dargestellt, daß man allenthalben die sorgfältigste Sammlung und Beachtung der überlieferten Nachrichten wahrnimmt. Manche Abweichungen von den Quellen läßt man sich gerne gefallen, weil durch sie die dichterische Wirksamkeit und auch die Wahrheit gewinnt. Bei der Unterredung mit Flavius vor der Schlacht auf Idistavisus gedenkt zum Beispiel Hermann nur ihrer Mutter, die ihn anflehe, nicht Familie, Geschlecht und Stamm zu verrathen, dessen Herr und Führer er sein sollte; Lohenstein läßt die Mutter selbst erscheinen und dem entarteten Sohne so ins Gewissen reden, daß ihn seit der Zeit Niemand mehr lachen sah. Dann sollen Hermann und Inguiomer dadurch entkommen sein, daß sie sich die Gesichter mit Blut bestrichen und nicht von den Verfolgern erkannt wurden. Lohenstein protestirt dagegen, daß sein Held zu diesem feigen Mittel die Zuflucht genommen, und spricht von einer Kopfwunde, welche dieselbe Wirkung haben konnte. Es ist unnöthig, mehr Beispiele der Art anzuführen, doch haben wir auch schon gesehen, wie wenig bedenklich der Dichter war, beglaubigte Ueberlieferungen der Geschichte zur Ehre der Deutschen abzuändern und sogar zu leugnen. Uebel war es auch für den äußeren Gang der Erzählung, daß der Roman mit der Teutoburger Schlacht begann. Denn in dem ganzen ersten Theile hören wir nichts mehr von der Fortsetzung des Krieges. Im ersten Buche desselben verlobt sich Hermann, nachdem der Sieg errungen ist, mit Thußnelden und im neunten Buche feiert das Paar seine Vermählung; dies ist das einzige Moment, um welches die Handlung vorschreitet; das Uebrige besteht aus Episoden, die mit dem gegenwärtigen römischen Kriege zum größten Theile gar keinen Zusammenhang haben. Erst der zweite Band behandelt vom zweiten Buche ab die Kriege mit Tiberius und Germanicus, deren Erzählung wieder durch die Fortsetzung der episodischen Einlagen vielfach unterbrochen wird.

Lohenstein band sich aber nicht an den eigentlichen Gegenstand, er erweiterte seine Staatsgeschichte zu einer umfassenden Staatengeschichte. Sei es, daß ihm eine dunkele Ahnung von der Totalität der epischen Dichtung vorschwebte, sei es, daß er überhaupt den Wunsch hatte, aus seinem Buche eine Fundgrube alles Wissenswerthen zu machen: es wurde nicht nur die Geschichte der Kriege, welche die Deutschen mit Marius, Caesar und Drusus geführt, in Episoden nachgeholt und dann auch wieder in verdeckter Erzählung die Geschichte der Habsburgischen Kaiser und Manches aus der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege eingeflochten, sondern Lohenstein macht auch Streifzüge durch solche Gebiete der Geschichte, die mit Deutschland nicht das Geringste gemein haben. Er erzählt uns Vieles aus der älteren griechischen und römischen Geschichte, ja er führt uns zu den Karthagern und Numidern, zu den Amazonen, zu Parthern und Armeniern, zu Mongolen, Chinesen und Indiern, zu Illyriern, Thraziern und zu den nordischen Völkern. Motivirt sind diese Episoden auf eine sehr mannichfache Weise. Der Thrazier Rhemetalces, Erato und Zeno, aus einem armenischen Königshause, kommen als Gefangene nach Deutschburg und knüpfen an die Erzählung ihrer persönlichen Schicksale die Geschichte ihrer Heimatländer. Flavius ist ein halber Römer und betheiligt sich an den Feldzügen der Römer in Afrika und in Asien, wohin ein besonderes Interesse oder die Kriegslust auch seine Schwester, Thußnelde u. A. führt. Segimer erhält eine Frau aus Parthien, damit der Roman den Feldzug des Crassus schildern kann. Ein abenteuerlicher Lebensgang verschlägt den gothischen Herzog Gottwald nach dem Norden und damit eröffnet sich wieder der Schauplatz anderer Kriege. Lohenstein macht die Deutschen zu Stammvätern oder Bundesgenossen der verschiedensten Völker und schon dieser Einfall gewährte ihm ein hinreichendes Mittel, sich der ganzen Weltgeschichte zu bemächtigen.

Auch die zahlreichen mythologischen Maskenfeste haben wir zum staatsgeschichtlichen Theile des Buches zu rechnen, denn es sind in ihnen meistens geschichtliche Zustände und Ereignisse allegorisch dargestellt und ferner wurden zu Lohenstein's Zeiten derartige Unterhaltungen der Schaulust von den Höfen selbst mit solchem Ernste behandelt, als ob sie zum Staatsleben gehörten, wovon auch die vielen allegorischen Festgedichte der Schlesier und der Hofdichter Zeugniß ablegen. Ja die Völker selbst betrachteten jene Maskeraden, welche mit allem ersinnlichen Luxus und mit den „nachdenklichsten Erfindungen" ausgestattet wurden, als eine wichtige Angelegenheit. Denn bei den damaligen unentwickelten politischen Zuständen waren sie in Friedens-

zeiten das Einzige von dem Hof- und Staatsleben, worüber sich im Lande einige Nachrichten verbreiteten, und diese Feste prachtliebender und verschwenderischer Fürsten galten für eine Manifestation ihrer Macht und ihres Genies, auf welche das ganze Volk stolz war. Die Schilderungen dieser Art, durch welche der Roman uns heute ermüdet, werden daher zu jener Zeit sehr dankbare Leser gefunden haben und unter den Ceremonienmeistern und Poeten, die vormals die Entwürfe zu solchen mythologischen und allegorischen Schauspielen machten, gab es vielleicht Niemand, der Lohenstein an Sinnigkeit, Phantasie und Kenntniß der gelehrten Erfordernisse erreichte. Bei Hermann's Vermählungfeier und dem Friedensfeste des Tiberius finden wir Alles aufgeboten, was denkbar ist. Außer jenen zusammenhängenden und ausführlichen Erzählungen aus der Weltgeschichte enthält der Roman nun noch tausend einzelne Anekdoten, die bald zur Vergleichung in directer Weise angeführt, bald mit Veränderung der Umstände und Personen nachgebildet sind.

Selbst mit dieser Ausbeutung der politischen Geschichte that sich Lohenstein nicht genug, sein Roman sollte sich zu einer allgemeinen Weltkunde erweitern und den Leser zugleich mit der physischen Beschaffenheit und den Producten der Länder, mit Erfindungen und Künsten, Handel und Gewerbe, mit der Religion, den Opfergebräuchen, mit der Lebensweise der Völker bis auf Kleidung, Speise und Trank hinab bekannt machen. Dabei werden die ähnlichen und die abweichenden Erscheinungen mit einander verglichen, moralische Bemerkungen eingestreut und niemals versäumt der patriotische Dichter die Gelegenheit, Deutschland und unsere Vorfahren durch Lobsprüche zu erheben. Einen Gegensatz zwischen der heidnischen und christlichen Welt konnte Lohenstein noch nicht in seine Darstellung aufnehmen, doch wie er einige Male auf den Kampf der Protestanten gegen den Katholicismus hinweist, so giebt sich sein religiöses Interesse darin kund, daß er in die heiligen Gebräuche und Lehren der deutschen Priester geheimnißvolle Wahrheiten hineinlegt, welche eine christliche Färbung haben. Vielleicht galt es für ein Zeichen von besonderem Tiefsinn, daß er überhaupt an einer geheimnißvollen Symbolik Gefallen fand, so zum Beispiel an jener aus den kosmologischen Philosophemen des Alterthums hervorgegangenen Vorstellung von dem harmonischen Zusammenklingen der Weltkörper (II. Thl., 1. Buch) und von dem Wesen des Menschen, der als Mikrokosmos alle Elemente des Universums in sich trägt und den Kreislauf seines Daseins ganz nach denselben Gesetzen wie das Weltall vollendet. Den unermeßlichen Reichthum der Erde zu schildern gab

ihm vornehmlich Indien Gelegenheit. Seine Kunstliebe ersättigte sich an der Beschreibung der athenischen Denkmäler. Merkwürdig ist dabei, daß Lohenstein, obgleich er uns mehrmals nach Rom führt, den römischen Bauwerken und Kunstschätzen niemals eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Nöthigte ihn die Fülle des Stoffes trotz seines ausdauernden Fleißes doch einmal, sich einzuschränken, oder gebot ihm hier sein patriotisches Gefühl, von dem Ruhme der Nationalfeinde zu schweigen?

Ob Lohenstein auch die Fähigkeit besessen, seinen Roman zu einem Lehrbuche der politischen Weisheit zu machen, möge unerörtert bleiben. Offenbar sollte der Arminius auch in dieser Hinsicht auf den Namen einer Staatsgeschichte Anspruch erhalten. Oft werden in die Erzählung der Begebenheiten Maximen eingeflochten oder politische Grundsätze durch geschichtliche Ereignisse erörtert und die Darstellung sucht überhaupt den pragmatischen oder reflectirenden Standpunkt des Tacitus und Polybius zu gewinnen. Ja es wird, wie man sich wohl erinnert, bei der Schilderung jener Bardenschule im Taunusgebirge (II. Thl., 5. Buch) ein vollständiger Regentenspiegel aufgestellt.

Endlich mußte ein vollständiger Roman nicht nur eine Staats- und Heldengeschichte, sondern auch eine Liebesgeschichte sein. Auch hierin übertraf Lohenstein bei weitem die anderen Schriftsteller seiner Zeit. Während sich in den Romanen derselben der erotische Theil meistens nur an äußeren Begebenheiten entfaltet, indem die Liebenden mit mannichfachen Hindernissen zu kämpfen haben, etwa getrennt werden und nun tausend Gefahren bestehen, bis sie sich wiederfinden, suchte Lohenstein eine Geschichte der Herzen selbst zu schreiben, wobei er ebenso die zarte, schüchterne Empfindung wie die heftigsten Bewegungen zu schildern verstand. Zesen kam hierin nicht über den ersten, wiewohl sehr glücklichen Versuch hinaus, bei Bucholtz macht nur der Seelenverkehr des einen Heldenpaares einen schönen Eindruck, doch ist derselbe höchst einfach, ohne jede Collision. Lohenstein scheute sich nicht vor schwierigeren Aufgaben und nur der Herzog unternahm Aehnliches. Schon unsere Auszüge werden die Mannichfaltigkeit der mit den Charakteren und Situationen übereinstimmenden Regungen des Gefühles bemerklich gemacht haben und es läßt sich eine ganze Scala der Leidenschaft entwerfen. Augustus und Tiberius haben in dieser Hinsicht so wüste Herzen, daß sie kein reineres Gefühl mehr kennen; ja sie scheinen zuletzt nur an Weibern Gefallen zu finden, die Anderen gehören, denn die Begierde bedarf schon des Frevels zur Würze. Auch Julia wäre in diese Klasse zu setzen, wenn sie sich nicht wenigstens in

ihrem Verhältniß zu Drusus noch einer dauernden Zuneigung fähig zeigte. Andere Weiber, jene Sentia und Ada, sind nach Belieben enthaltsam oder lüstern und üben alle Künste der Verführung, um ihre ehrgeizigen politischen Zwecke zu erreichen. Doch giebt es auch viele Paare, die einander mit reiner Seelenliebe und voller Herzlichkeit zugethan sind, deren Bund weder ein Zwist der Familien, noch die Verleumdung, noch Zeit und Entfernung aufzulösen vermögen. Welchen freundlichen Eindruck macht es, wenn der frische Catumer selbst von der beschimpften Adelmunde nicht lassen mag (II. Thl., 4. Buch); wenn Asblaste, um ihrem Manne Verdruß zu ersparen, sich selbst verbannt und wenn dieser lieber sein Reich verläßt und im fernen Asien dem Tode trotzt, als auf die einmal erkorene Lebensgefährtin verzichtet (I, 7). Lohenstein hatte Sinn für den Schmerz jener Johanna von Castilien, die den Sarg mit der Asche ihres Mannes nicht beerdigen ließ, um täglich an demselben beten und weinen zu können (I, 7), für die Schwermuth der Gemalin Sebastian's von Portugal, die sich nach dem Tode des Königs in ein ödes Gebirge zurückzog, um von der Welt vergessen und durch Niemand gestört, ihrer Trauer zu leben (I, 7). Mehrmals werden die innigsten Verbindungen durch sittliche Störungen getrennt und Lohenstein hat dann die edele Resignation der schuldlos Schuldigen vortrefflich aufgefaßt. Die von der leichtfertigen Julia betrogene Antonie (I, 4) und ebenso jene in die Fallstricke der Priester gerathene Dido (I, 4) bringen willig ihr Lebensglück der Ehre der geliebten Männer zum Opfer, denen sie nicht mehr ein ganz unbeflecktes Herz weihen können. Nach Umfang und Interesse ist die Geschichte Zeno's und Erato's, die sich durch den ganzen Roman hinzieht, die hauptsächlichste erotische Episode und wir haben bereits bei den Auszügen darauf hingewiesen, wie viele bedeutsame psychologische Verwickelungen in dieselbe hineingebildet sind.

Selbst die Zwillingsschwester der Liebe, die Eifersucht, ist mit Mannichfaltigkeit behandelt. Jetzt ist sie ein plötzlicher Argwohn, der auf einmal das Band der Liebe zerreißen möchte. Rhemetalces flieht in ein fernes Land, um seine Uebereilung zu betrauern, bis er endlich Zirolanen wiederfindet, so treu und liebevoll, wie zuvor (II, 7). Jetzt versetzt sie in eine Wuth, die augenblickliche Rache fordert. Der wilden Amazone kommt ein Loblied auf schöne schwarze Augen in die Hände und sofort wird ihre Schwester der glänzenden Sterne beraubt (I, 5). Ada's Gottheit ist nicht die Liebe, sondern Macht und Hoheit; sie selbst bringt um ihrer Pläne willen fremde Weiber mit ihrem Manne in Verbindung; dennoch brütet die Eifersucht in ihrem Busen Rache und

wenn die rechte Stunde kommt, vernichtet sie mit rasender Blutgier diejenigen, mit welchen sie ihren Mann getheilt, obgleich dieselben nur schuldig wurden, um ihr zu dienen (II, 1). Endlich ist die Eifersucht ein zehrendes Fieber, das dem Kranken Tag und Nacht am Herzen nagt. Von einer grenzenlosen Liebe genährt, gleicht sie in ihrer Wirkung dem ärgsten Hasse. Sie fürchtet einen Grund zum Argwohn zu finden und quält sich dennoch mit den nichtigsten Einbildungen. So verfolgt jener Sadal seine Frau mit erfinderischem Mißtrauen, bis ihr das Leben zur unerträglichen Qual wird, und selbst nach ihrem Tode läßt ihm der schreckliche Wahn keinen Frieden (II, 1). Welches Gegenbild zu jener Livia, die gar keine Ansprüche auf Augustus zu kennen scheint und ihm bisweilen aus bloßer Anhänglichkeit fremde Weiber zuführt. Welches Gegenbild zu diesem Paare sind aber andererseits auch wieder Germanicus und die edele Agrippina, der würdige Arpus und die Herzogin Erdmuth, vor Allem Hermann und Thußnelde selbst!

Wenn nun diese Erotik uns das Innere des Menschenherzens zu erschließen sucht, so hat sie gleichwohl ebenfalls die seltsamsten und anziehendsten Abenteuer zur Begleitung. Andere Dichter der Zeit verstanden nur, diese allein darzustellen, wie schon in dem alten griechischen Romane die Liebenden zwar wunderbare Schicksale erleben, aber keine Seelen haben.

Ueberblickt man jetzt die Massen des Stoffes, welche Lohenstein in dem Arminius behandelt hat, und erwägt man, daß viele Einzelnheiten für sich selbst Erzählungen von bedeutendem Umfange bilden, daß ferner die Erscheinungen des Lebens oft von einer gehaltvollen Seite aufgefaßt sind, daß die Darstellung überall von philosophischen Gesichtspunkten getragen und mit den seltensten Schätzen der Gelehrsamkeit geschmückt werden sollte, so wird man einräumen müssen, daß selbst Klopstock's Messias, der seit der Zeit der Hohenstaufen das erste classische Gedicht in unserer Literatur war, wenigstens in dem Reichthum der Erfindung, in der Größe und Geschlossenheit der Composition und in der sinnreichen Ausführung an dem Arminius einen würdigen Vorläufer hatte; ein bedeutenderes Werk der Dichtkunst hatte das neuere Deutschland bis dahin nicht gesehen.

Ueber die Auffassung der altdeutschen Heldenzeit und die Charakteristik der Personen.

Obgleich der historische Roman dieser Periode aus der älteren Ritterdichtung hervorgegangen war, finden sich bei Lohenstein nur noch wenige Spuren derselben. Die Helden, welche er schildert, sind keine

Ritter, sie befinden sich freilich auch nicht in einem uncultivirten Naturstande. In dem Anhange zum zweiten Bande des Arminius wird dem Dichter zum Ruhme nachgesagt, er habe nicht wie Ovid Menschen in Vieh, sondern halbes Vieh in vollkommene Menschen umgewandelt. Dieser Vergleich gründet sich jedoch auf eine falsche Voraussetzung. Die alten Deutschen hatten zur Zeit des Augustus schon zu viel von römischer Bildung und Sitte gesehen, als daß sie noch den rauhen Söhnen der Urwälder gleichen konnten. Sie standen seit langer Zeit mit den Römern in Verkehr. Caesar und Augustus bildeten aus ihnen ihre Leibwache. Die Vornehmeren lebten einige Jahre am römischen Hofe, sie lernten die fremde Sprache, bekleideten Ehrenämter und ließen sich das Bürgerrecht ertheilen. Hermann selbst war römischer Bürger und römischer Ritter. Marbod hatte sich am Hofe des Augustus so sehr in einen Römer umgeschaffen, daß er, wie Vellejus sagt, nur noch nach der Abstammung ein Barbar war. Die römischen Krämer begleiteten die Legionen und durchzogen von den Standlagern aus das Land mit den Erzeugnissen des Luxus. Sentius Saturninus, welcher vor Varus in Nordgermanien Statthalter war, liebte einen glänzenden und behaglichen Hofhalt, seine Beamten und Soldaten gewöhnten sich an eine ähnliche Lebensweise. Varus, der einige Jahre in dem üppigen Syrien zugebracht, ließ es sich noch mehr angelegen sein, die Rauheit des nordischen Waldlebens auszurotten und Germanien so zu romanisiren, wie es mit Gallien geschehen war, wo die verwöhnten Römer nichts mehr entbehrten, was ihnen Italien darbot. Es ist natürlich, daß der Geist der Barbaren durch die Bekanntschaft mit den Sitten, Einrichtungen und Anschauungen einer gebildeten Nation rasch entwickelt wurde. Lohenstein hat also jene Umwandelung nicht vollbracht, die Aufstellung eines halbwilden Naturvolkes wäre vielmehr ein Verstoß gegen die historische Treue gewesen und Klopstock's Cherusker mögen wohl zu viel mit dem Thierfell coquettiren. Wenn die römischen Geschichtschreiber in Gesinnung und Lebensweise, in Einrichtungen und Gewohnheiten der Gallier und Germanen allerdings so Vieles fanden, was gleichsam auf eine fremde Welt hinwies, so ist dennoch in den Reden, welche sie den barbarischen Fürsten bei ihren Verhandlungen mit Caesar oder Drusus in den Mund legen, keineswegs ein Mangel an geistiger Entwickelung erkennbar, ja es kommt sogar von jener plastischen Sinnbildlichkeit der Sprache, welche alle Naturvölker lieben, nichts mehr zum Vorschein. In diesem allen lag für Lohenstein eine Versuchung oder auch eine Berechtigung, sich seine altdeutschen Helden mit den Römern auf gleicher Stufe zu denken. Er machte es wie

die römischen Historiker selbst: dem häuslichen und öffentlichen Leben der alten Deutschen ließ er seinen besonderen Charakter, aber an geistiger Bildung stellte er sie den Römern gleich, von welchen sie Alles angenommen hatten außer den Lastern. Freilich hätte er sich damit begnügen und nicht aus ihnen zugleich so gelehrte Philologen machen sollen. Nach dieser Auffassung konnten daher die Ausrüstung der Helden, die Turniere, Kämpfe und Feste, der Verkehr mit den Frauen kaum noch an die Amadisromane erinnern und stimmen weit mehr mit einem modernen römischen Ritterthume überein. Die Erlösung verzauberter Prinzessinnen, die Abenteuer irrender Ritter und was die ausschweifende Phantasie sonst noch in den Amadisromanen zusammentrug, fehlen hier gänzlich. Ja in einem wichtigen Punkte scheint die Vorstellung von dem Naturleben der alten Deutschen über Lohenstein noch ihr Recht behauptet zu haben. Er gedenkt nämlich wohl einiger deutschen Hauptstädte und Burgen, aber läßt uns beinahe nie in die fürstlichen Wohnzimmer hineinsehen und beschreibt nirgends ihre Einrichtung, die wir uns daher sehr einfach vorstellen können. Dagegen verlegt er gerne die Scenen in Wälder und Gärten, an Tempel und Gesundbrunnen, so daß man sich nach dem hauptsächlichsten Eindrucke durch den ganzen Roman hin in die Ursprünglichkeit des Naturlebens versetzt fühlt. Auch wo die Deutschen prächtige Feste veranstalten, ist dies als eine Ausnahme von den heimischen Sitten bezeichnet; man will sich nur nicht von den Römern an Aufwand und sinnnreicher Eleganz übertreffen lassen.

Was nun die Darstellung der einzelnen Personen angeht, so macht sich zuerst jener Fehler bemerklich, welchen die deutsche Dichtung bis auf den heutigen Tag nicht abgelegt hat, daß nämlich die Charaktere nur aus moralischen Eigenschaften zusammengesetzt sind, daß dagegen nirgends eine Besonderheit des Naturells, angeborener oder anerzogener Neigungen und Gewohnheiten mitspielt, die doch aus Personen, welche dieselben moralischen Eigenschaften haben, ganz andere Menschen macht und sie erst in ausgeprägter Individualität erscheinen läßt. Es giebt nur eine Abstufung von Gut und Böse; diejenigen Helden und Frauen, welche derselben moralischen Gattung angehören, können wir nur an ihren Lebensverhältnissen und Schicksalen, ja man möchte sagen, an ihren Namen unterscheiden. Mit den böse gearteten Personen steht es nicht ganz so schlimm; denn Leidenschaften, die zu ungewöhnlichen Frevelthaten führen, sind an sich hervortretende Kennzeichen und Lohenstein verstand sich, wie auch seine Dramen beweisen, sehr gut auf die Dialektik des Lasters, so daß solche Charaktere sogar einige Tiefe

erhalten und durch die von vieler Menschenkenntniß zeugende Enthüllung der geheimen Irrwege ihrer Gedanken anziehend werden. Von der besseren Gattung muß man dagegen sagen, daß jede Person sich desto unvollkommener und unbestimmter darstellt, je mehr sie die Anderen an sittlicher Vollkommenheit überragt. So sind denn auch Hermann und Thußnelde hierdurch am meisten beeinträchtigt worden. Sie haben lauter edele und vortreffliche Eigenschaften, sie handeln stets als hochherzige oder wie man damals sagte, als großmüthige Menschen, sie reden nur Weisheit. Der Dichter selbst hat sie sich in eine solche Ferne gerückt, daß er zu ihnen wie zu Wesen einer höheren Welt aufblickt, daß er von ihnen nur mit Bewunderung, niemals mit Herzlichkeit spricht. Ja, als ob dies Heldenpaar für die Gefühls- und Lebensweise anderer Menschenkinder zu erhaben wäre, sehen wir sie nirgends nach abgelegter Majestät in ihrer Häuslichkeit beisammen. Es fehlen die traulichen Gespräche, der ganze freundliche Verkehr, durch den Herkules und Valiska zu wahren und liebenswürdigen Menschen werden. Sie gleichen jenen hohlen Personificationen der Tugend und Weisheit, mit welchen einst Richardson, als man in der Poesie nur noch das moralische Ideal kannte, seine Leser erbaute.

Die stylistischen Eigenthümlichkeiten der Darstellung.

Etwa dreißig Jahre lang wurde Lohenstein's Schreibart für mustergültig angesehen; Viele, die eine einfachere Ausdrucksweise wählten, glaubten sich deshalb entschuldigen zu müssen und gestanden offenherzig ihre Unfähigkeit, einen solchen Meister zu erreichen. Dann suchten gleichmäßig die Gottschedianer und auch die Schweizer, namentlich Breitinger, den Roman um sein Ansehen zu bringen. Die heftigen Angriffe der ersteren erklären sich aus ihrer Nüchternheit, welche den vollkommensten Gegensatz zu Lohenstein's Streben nach dem Erhabenen bildet. Die Schweizer hätten mit mehr Mäßigung auftreten können, denn Breitinger selbst schreibt so schwerfällig, daß zwischen ihm und Gellert oder Lessing eine überleitende Bildungsstufe ausgefallen zu sein scheint, und Bodmer hat wenigstens in der Noachide einen so buntscheckigen Wechsel von Plattheit und Verstiegenheit zum Besten gegeben, wie er sich im Arminius kaum irgendwo findet. Seit dieser Zeit ist nun der Lohensteinische Schwulst unter unsere sprüchwörtliche Phrasen aufgenommen. Zwar wagte es Moses Mendelssohn einmal anderer Meinung zu sein; er äußerte in den Literaturbriefen: „Ich gestehe es, daß Lohenstein alle diese Fehler hat, die ihm unsere Kunstrichter

zuschreiben, und sie fallen so sehr in die Augen, daß es ein sehr geringes Verdienst ist, sie entdeckt zu haben. Hingegen hat sein prosaischer Styl mitunter gute Eigenschaften, die man bei mehreren Tadlern seiner Schriften vergebens sucht. Ich finde da und dort in seinem Arminius einen historischen Styl, den sich manche unserer Geschichtschreiber zum Muster nehmen könnten. Gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke und eine Beredsamkeit, die ans Erhabene grenzt, wird man in diesem ungeheuren Roman öfter finden, als man glauben sollte." Dies Urtheil verdiente eine größere Beachtung. Es scheint mir so richtig, daß ich mich im Folgenden auf die Hinzufügung einiger Belege und erläuternden Worte beschränken will.

Wie es zu geschehen pflegt, wenn das Verlangen, etwas Vollendetes zu leisten, sich noch mit unklaren Begriffen vermischt, erkannten die Schlesier nicht recht, daß Schönheit, Wahrheit und Gehalt, welche den Werth der Kunstwerke bedingen, auch in der Natur zu finden sind, und suchten sich vor Allem durch das Ungewöhnliche und Seltsame über die gemeine Wirklichkeit zu erheben. Ihre „poetische und geistreiche" Schreibart verirrte sich daher nur zu oft zu jenem verstiegenen Pathos, zu den gesuchten Gleichnissen, scharfsinnigen Antithesen, zu der studirten Anwendung aller jener Tropen, auf welche die damalige schulmäßige Rhetorik so viel Gewicht legte. Lohenstein hatte den Trieb, die Ereignisse mit philosophischer Bewußtheit aufzufassen und darzustellen; er begleitet seine Erzählungen gerne mit Reflexionen, er stellt einige einleitende Gedanken voran oder schließt mit der Folgerung allgemeiner Lebenswahrheiten, weshalb aus seinem Arminius auch eine Sammlung von Sittensprüchen, ein Lohensteinius sententiosus (1710), hervorging. Diese Philosophie macht sich oft zur Unzeit geltend und ebenso ist es mit der Gelehrsamkeit. Der Dichter fragt sich nicht, ob seine Citate an einer Stelle stehen, wo der Leser Ruhe genug hat, sich belehren zu lassen, oder ob sie ihn in einer lyrisch bewegten Stimmung stören; er will nur glänzen. Als Zeno nach langer Trennung unverhofft die geliebte Erato wiederfindet und dieser die Thränen über die Wangen schießen, knüpfen die anwesenden Freunde und Freundinnen des Paares sogleich eine Unterhaltung darüber an, daß die Freude ebenso ihre Thränen hat wie die Trauer, nur daß die Freudenthränen mit Gewalt ausstürzen und kalt seien, die Trauerzähren aber langsam herfürquellen und warm seien; ferner untersucht man, wie es komme, daß das Frauenzimmer zum Weinen viel geneigter als die Männer sind u. a. m. (I, 3). Wie seltsam macht es sich, wenn Personen, die wir in tiefer Bewegung sehen, plötzlich auf die Katheder versetzt werden

und dociren. Thußnelde erhält ihren Thumelich wieder, Hermengarde, die Gräfin von Hanau, sagt ihr, daß sich ihr eigener Sohn statt des jungen Fürsten habe schlachten lassen. Alles ist erstarrt, Ismene aber, Thußneldens Schwägerin, behält bei dieser furchtbaren Mittheilung genug Fassung, um gelehrte Vergleiche anzustellen. Sie rief: „O der unvergleichlichen Tugend dieses Knaben! welcher in seiner Kindheit sich zum größten Helden der Welt gemacht hat! Carthago rühme nicht mehr seine sich in Sand lebendig begrabende Philenen! Syracuse schweige vom Damon und Pythias, derer einer sich für den andern zum Blutbürgen dem grimmigen Dionysius stellte. Denn dieser war der Freundschaft seines Gefährten, daß er ihn nicht würde im Stiche lassen, allzu wohl versichert; aber Hermengarden's Sohn hat für den Thumelich sich unmittelbar dem gewissen Tode gewidmet. Auch die für andere sterbende Alcestis, Admetus und Eumelus Pharaus*) haben sich mit diesem jungen Hanau nicht auf die Wagschale zu legen. Unsere Nachkommen werden diesen für einen Halbgott zu verehren mehr Ursach haben, als die Eleer das Kind, welches sich an der Spitze ihres Heeres in einen Drachen verwandelt und der Arcadier Heer in die Flucht gejagt haben soll" (II, 7). In den Anmerkungen des Anhanges wird es eingeräumt, daß Lohenstein der Sachen allzu viel gethan und seine Schriften mit solchen köstlichen Sprüchen, Gleichnissen und Exempeln überwürzet habe. Es scheine fast, der unsäglich belesene Mann habe alle seine redende Personen vom größten bis zum kleinsten, vom Feldherrn bis auf den geringsten Soldaten nach seinem eigenen Maß abgemessen und mit seinem eigenen Geiste beseelet, weil jedweder ohne Nachdenken im freien Felde aus dem Kopfe so viel Geschichten auf alle Fälle herzusagen weiß, als mancher Halbgelehrter in wer weiß wie viel Wochen aus etlichen Dutzend Tröstern vergeblich zusammen suchen sollte. Solche Heldengedichte pflegten indessen allezeit die Personen klüger und tugendhafter zu machen, als sie vermuthlich gewesen, und der Verfasser habe absichtlich in den Roman so viel ernsthafte Wissenschaft verwebt, um diejenigen auch wider ihren Vorsatz gelehrt, klug und tugendhaft zu machen, welche daselbst nichts als verliebte Eitelkeiten suchen würden. Ob Lohenstein die Raritäten der Gelehrsamkeit unmittelbar aus den Quellen gesammelt oder ob ihm Reallexica und andere Handbücher über antiquarische Materien zu Gebote standen, aus denen er nach Gelegenheit eine Reihe

*) Ich weiß nicht, welche Confusion hinter diesen Namen steckt. In Euripides' Alcestis treten außer Admet auch Eumelus und Pheres auf, doch stirbt von ihnen Niemand für einen Andern.

von Notizen und Anekdoten entlehnte, das läßt sich ohne eine Durchforschung der älteren philologischen Literatur nicht bestimmen. Ich habe mir einige Bücher der Art angesehen, bin aber entweder nicht so glücklich gewesen, die rechten zu treffen, oder Lohenstein hat wirklich selbst aus Plinius, Aelian und anderen solchen Autoren die Materialien zusammengetragen, was ihm, wenn er dabei auch ohne alle Kritik zu Werke ging, den Ruhm einer seltenen Belesenheit sichert. Jene Anmerkungen nennen ihn grundgelehrt und eine lebendige Bibliothek, den Arminius aber einen rechten Kern und Auszug derselben.

Von allen solchen üppigen Auswüchsen der Darstellung finden sich in dem Romane tausend Beispiele, aber er ist keineswegs durchweg in diesem Style verfaßt. Sehr viele Begebenheiten, namentlich in den Episoden, sind durchaus mit Leichtigkeit, lebendig, natürlich und ohne allen Prunk erzählt. Es arbeiten gleichsam zwei ganz verschiedene Schriftsteller an dem Buche: der eine ist der natürliche Mensch, der sich harmlos dem Eindrucke der Ereignisse überläßt und, nur mit ihrer Mittheilung beschäftigt, sich selbst vergißt; der andere ist der gelehrte Pedant, der mit der Ausarbeitung der philosophischen Betrachtungen, der Gespräche und Reden beauftragt ist und nun mit bewußter Würde, sich selbst und der Welt zum Ruhme, die gelehrte Feder ergreift. Wenn bei Homer eine neue Rhapsodie und ein neuer Tag damit eingeleitet werden, daß die frühgeborene, goldene Morgenröthe erscheint, so sind dies schon sehr gewählte, von dem übrigen schlichten Tone der Erzählung abstechende Worte. Welche armselige Figur macht aber der alte Poet neben Lohenstein, der sich im gleichen Falle (I, 8) also vernehmen läßt: „Die Zeit hat eine Botmäßigkeit über alle Dinge. Sie bedecket güldene Haare mit Schimmel, Rosenwangen mit Thon, Purpurlippen mit Bleiweiß. Sie nützet Marmel mit Regen, Erz mit Feuer und Feilen ab: sie zersprenget mit denen verschlossenen Winden die rauhesten Felsen und verkehret die Sternen in Asche. Sie löschet Allem das Licht aus, ihr aber Niemand. Nur alleine die Tugend machet sich durch unsterblichen Nachruhm der Zeit zur Meisterin und Liebe verwirret ihre Sanduhr. Denn sie machet bei erlangtem Genuß einen Tag zum Augenblicke, und ihr ungeduldiges Verlangen eine Nacht zum Jahre. Diese letztere Wirkung verursachte, daß das wenige übrige der Finsterniß, welches doch noch darzu guten theils der Schlaf verkürzt hatte, dem großmüthigen Feldherrn Hermann und der verliebten Thußnelden fürkam, als wenn die Gegenfüßler das Rad und den Lauf der Sonnen gehemmt hätten. Diesemnach denn beide sowohl als der ganze Hof der schläfrigen Morgenröthe zuvorkamen, um sich zu der Vermählungsfeier fertig zu machen. Zumal ohnedies

schon eine Barde den Abend zuvor an das Burgthor nachfolgende Reimen angeheftet hatte:

„Komm Sonne, Brunn des Lichts, zu unsern Hochzeitsfreuden!
Bring' uns den güldnen Tag und gieb nicht nach, daß wir
Und unser Fackeln-Glanz kommt deinen Strahlen für!" u. s. w.

Zum Schlusse möge wenigstens ein kleines Beispiel zeigen, auf welche einfache und gefällige Weise derselbe Lohenstein zu erzählen versteht. Der Gothonische Herzog Gottwald (I, 5) hat an dem Hofe Critasir's, seines Schwiegervaters, keine Ruhe. Er beschließt, in den Gabretischen (Thüringischen) Wald zurückzukehren, um daselbst jenes Jägerhaus, in welchem man ihn seines Sohnes beraubt, aufzufinden oder zu sterben. „Alles Bitten des Königes und der Königin, welche an dem Gottwald einen mächtigen Pfeiler ihrer Herrschaft zu haben vermeinten, war vergebens und weil traurige Leute jederzeit Böses wahrsagen, wendete Gottwald ein, daß seine Anwesenheit ihm nur eine neue Verfolgung des Marbod's auf den Hals ziehen würde, welcher ihn bis auf den Tod hassen müßte, weil er ihn allzu sehr beleidigt hätte. Weil nun Gottwald unmöglich länger zu erhalten war, mußte nur Critasir in seinen Abzug willigen und ich sein Gefährte zu sein mich entschließen. Critasir versahe uns mit mehren Knechten und aller Reise-Nothdurft. Unsere Reise ging nach Reginum (die äußerste Grenze der Bojen) und von dar in den Gabretischen Wald. In diesem brachten wir über vier Monate zu und ist darinnen schwerlich ein Dorf zu finden, dahin wir nicht kamen und uns um das verlorene Jägerhaus befragten. Aber kein Mensch wußte uns davon, weniger von denen versammleten und zu einem gewissen Opfer oder Gottesdienste bestimmten Knaben etwas zu sagen, also daß wir endlich in die Gedanken kamen, unsere Augen müßten bezaubert worden sein. Nichts desto weniger war Gottwald aus diesen Wildnissen nicht zu bringen, wie er denn selten in einem Hause, sondern im Gehölze, oft mit nicht geringer Gefahr für Wölfen, Luchsen und Bären übernachtete, weil vielleicht die Traurigkeit mit Einöden, wie die Nachteule mit der Finsterniß eine Verwandtschaft hat. Maßen es denn mit ihm in Wüsteneien erträglich, außer selbten aber fast nicht auszustehen war und, nach der Egyptier Meinung, sein Leib wohl ein rechtes Trauergrab seiner Seele fürbildete. Die lange Zeit, welche sonst allen Heftigkeiten ein geschwindes Ende macht, verlor in seiner Bekümmerniß alle ihre Kräfte. Ich erinnerte ihn seiner vorigen Herzhaftigkeit, und stellte ihm die ihn verkleinernden Schwachheiten für Augen; ich hielt ihm ein, daß

wer nur in gutem und nicht auch in widrigem Glücke großmüthig wäre, das Herze wider die Eigenschaft der Menschen in der rechten Brust hätte; daß ein jeder Tritt seiner Kleinmuth ihn drei Schritte von der Vernunft, und zweimal so weit von seinem Ruhme entfernete, aber ich predigte nur tauben Ohren und einer rauhen Hartnäckigkeit. Wir verwilderten in dieser Einöde mit den Bäumen und Thieren, wir verlernten fast alles, was menschlich war, nur Gottwald nicht das Gedächtniß dessen, was ihn betrübte; sintemahl die Vergessenheit zwar eine Artznei der meisten Uebel, aber mehr ein Glücke als eine Kunst ist. Endlich kamen wir über den Main in das Thal (Theil?) des Hercynischen Waldes, welches der Speßhart genannt wird und folgends über die Bintz (Kinzig?) in das Taunische Gebirge, wo wir von zweien Barden angetroffen und weil diese uns so viel von ihrer glücklichen Einsamkeit zu sagen wußten, in diesen Garten zu folgen beredet wurden."

Mittheilungen aus dem Arminius.

Varus' Tod und der Ausgang der Deutschburger Schlacht.

(„Arminius und Thußnelda" [1689], I, 49—53).

Nachdem auch inzwischen beyde Römische Flügel gantz aus dem Felde geschlagen waren, drang Fürst Catumer und Sesitach mit der Reuterey auf den Varus loß. Wodurch der letzte noch stehende Rest des Römischen Heeres in öffentliche Flucht, Quintilius Varus aber in eusserste Verzweiffelung gebracht ward. Denn als er seine noch standhaltende Handvoll Volcks auff allen Seiten umringt, und nirgendshin einige Ausflucht mehr sahe, bezeugte er endlich grössere Hertzhafftigkeit zu sterben als zu kämpfen, und redete die nächsten mit diesen Worten an: Lasset uns, ihr ehrlichen Römer, diesen letzten Schlag des veränderlichen Glücks behertzt ertragen, und lieber dem Tode frisch in die Augen sehen, als aus einer bevorstehenden Gefängniß noch einige Erlösung hoffen, und also eine freywillige Entleibung einer knechtischen Dienstbarkeit fürziehen. Der stirbt desto rühmlicher, der noch einige Hoffnung zu leben übrig hat. Ich gestehe, daß uns Segesthes und die Götter unser Verderben vorher gesagt; allein wenn das Verhängniß an unser Glücks-Rad die Hand anlegt, können uns keine verträuliche

Warnungen aus seiner Verfolgung entreissen, und der Scharffsinnigsten Anschläge werden stumpff und verwirret. Jedoch lasse ich gerne geschehen, daß der Schluß der Götter mit meinem Versehen bekleidet, und der Zufall zu meinem Verbrechen gemacht werde. Mein Großvater Sextus Varus hat in der Pharsalischen Schlacht durch seine eigene, mein Vater Varus Quintilius in dem Philippinischen Kriege durch seines freygelassenen Hand sich lieber hingerichtet ehe sie sich der Willkühr ihrer Feinde, die doch Römer waren, unterwerfen wollen. Ich wil es ihnen nachthun, ehe ich in dieser Barbarn Hände falle, und euch ein Beyspiel, der Nachwelt aber das Urtheil hinterlassen: Ob ich durch meine Schuld, oder durch ein besonderes Verhängnüß meines Geschlechts also vergehe. Crassus hat durch seine Niederlage gegen die Parther weniger Schande eingelegt, als, daß er nicht, wie Publius, Censorinus und Megabachus ihm selbst das Leben verkürtzet, sondern sich in die verrätherischen Hände des Surena vertrauet, und des Maxarthes Sebel die Kehle dargereichet hat. Von dem Tode mehr Worte zu machen, ist ein Stücke der Kleinmüthigkeit. Wie feste ich mir zu sterben fürgesetzt, könnet ihr dahero schlüssen, daß ich niemanden einige Schuld beymesse. Denn sich über Menschen und Götter beklagen, stehet nur dem an, der länger zu leben begehret. Ein König aber soll seines Reiches, ein Knecht seines Herrn, ein Kriegsmann seines Obersten, ein Feld-Hauptmann seines Heeres Wohlstand nicht überleben. Hiemit umhüllete er mit seinem Gold-gestückten Purpur-Mantel sein Haupt, und stach seinen Degen ihm biß an den Griff ins Hertze. Also verhüllete sich auch der ermordete Pompejus und Julius; wormit niemand ihre sterbenden Ungeberden sehen möchte. Die fürnehmsten und hertzhafftesten thaten es ihrem Heerführer nach, und benahmen durch eigene Entseelungen dem Feinde die Lust und die Ehre von seinen Streichen zu fallen. Andere, welche gleich noch genugsame Kräffte zu fechten hatten, warffen ihre Gewehre weg, und reichten, aus Verdruß zu leben, ihre Hälse den feindlichen Schwerdtern hin. Zumal von denen neun Obersten dieser anderthalb Legionen, nur noch einer, von den neuntzig Hauptleuten mehr nicht als ihrer fünff übrig waren. Die Flüchtigen worden von der Reiterey zu Boden gerennt, die liegenden von den Pferden ertreten, die stehenden wie das Vieh zerfleischt, also, daß das Feld nunmehro keine Gestalt eines Kampfplazes, sondern einer Schlachtbanck fürstellte. Sesitach ward über des Varus und anderer Obersten eigener Entleibung sehr verbittert, weil er mit seiner Reiterey sie lebendig in die Hände zu bekommen ihm eingebildet hatte, und dahero sprang er selbst vom Pferde, schnitt den Kopf des Varus Leiche ab, und

steckte selbten, nach der Deutschen und Gallier Gewonheit, und den Römern desto mehr Schrecken zu machen, auff eine Lanze. Das gantze Feld ward mit Todten bedecket, und die zwischen denen Hügeln dieses Forstes lauffenden Bäche von dem Blute der Erschlagenen auffgeschwellet, insonderheit an denen drey engen Furthen, wodurch das Römische Heer seine Flucht zurücke nahm. Ihr jämmerlicher Zustand aber ward dardurch vergrössert, daß Vala Numonius und seine zum ersten durchgegangene Reuterey, Caeditius, welcher zwischen denen Pässen noch über zwölfftausend streitbare Männer wieder zusammen gezogen und in Ordnung bracht hatte, in Meinung mit der bald anbrechenden Nacht noch nach der Catten Festung zu entrinnen, ingleichen Britomar und Arbogast mit mehr als zehntausend Galliern gerade auff den Hertzog Jubil traffen, welchen der Feldherr (Hermann) dem Feinde in den Rücken zu gehen befehlicht hatte. Es ist unschwer zu ermessen, was denen Römern die Müdigkeit von einer so hefftigen Schlacht, einem siegenden Feinde auff dem Rücken, und einem frischen von fornen zu begegnen, für Hinderniß schaffte, ja was die Furcht, allwo des Pöfels Träume so wohl als kluger Leute Gutachten gehöret werden, für seltzame Meinungen auff die Bahn brachte. Einer rieth sich durch den frischen und vielleicht nicht allzugrossen Hauffen des Hermundurischen Hertzogs durchzuschlagen, und, weil doch das zwar nähere Läger keine Sicherheit, die Festung Alison aber keinen genugsamen Raum und Lebens-Mittel schaffen könte, den Anfangs schon erkieseten Weg gegen der Cattenburg oder gar an den Rhein fortzusetzen. Ein ander hielt diß für ein verzweifelt Werck, und wolte, daß, nachdem Cejonius mit dem grösten Theil des lincken Flügels und dem einigen noch erhaltenen Adler sich wieder in das Läger gezogen hätte, man dahin folgen, sich darinnen biß auff den letzten Mann wehren, und von denen zwey Legionen, welche Lucius Asprenas nicht allzuweit von ihnen unter seinem Gebiete hatte, Hülffe erwarten solte. Wie nun die Zwytracht in Begebenheiten, welche keine langsame Rathschläge erdulden, der geradeste Weg zum Verderben ist; also wartete Hertzog Jubil die Erörterung ihres Zweiffels nicht aus, sondern bediente sich der wider die Uneinigkeit höchst vortheilhafften Geschwindigkeit. Einem flüchtigen Feinde jagt auch ein rauschendes Blat Schrecken ein. Was solte nicht dieser freudige Held, mit seinen streitbaren und unermüdeten Völckern, gegen die, welche zum ersten ausgerissen und allhier zwischen Thür und Angel waren, ausrichten? Fürst Jubil traff selbst in Person auff den Numonius, und durchrennete ihn mit seiner Lantze; also fiel dieser verzagte Ausreisser nicht nur schimpfflicher, sondern auch eh, als die,

welche er im Stiche gelassen hatte. Britomar ward von ihm durch einen Wurffspieß hefftig verwundet, und nachdem von einer Seiten dieser Hertzog, auff der andern das gantze obsiegende Heer mit aller Gewalt nachdrungen, muste dieser Ueberrest des Feindes in den Wohnstädten der wilden Thiere ihre Sicherheit suchen, und ein Hauffen hier, der ander dort sich in die dickesten Wälder verkriechen. Alleine auch in diesen wären sie von ihren Feinden nicht unverfolget blieben, wenn nicht die stockfinstere Nacht mit einem hefftigen Platzregen eingebrochen, und die schwartzen Wolcken das sonst volle Monden-Licht gantz verdüstert, und also dem Todschlagen nicht so wohl ein Ende, als einen Anstand gemacht hätte.

Der Feldherr ließ bey dieser Begebenheit selbst Befehl und Zeichen geben, daß die Deutschen bey so gefährlicher Finsterniß und schlüpfrigem Wetter ihren Feind in die morastigen Wälder nicht verfolgen, sondern mit der auffgehenden Sonnen der Römer und ihrer Gehülffen endlichen Untergang erwarten solten. Gleichwohl besetzte er die Wälder um und um an denen Orten, wo er meinte, daß irgends der dieser Wildnüße kundige Feind zu entrinnen, ihm einigen Weg suchen dörffte. Er verordnete auch, daß (die Leute) aus denen umliegenden Flecken dem Heere, welches nun gleichsam den gantzen Forst belägerte, einen Ueberfluß von Lebensmitteln, welche der Deutschen Kriegs-Sold sind, zuführten. Wie sehr sie nun sonst auch dem Schlaffe ergeben sind, und von der langen Schlacht ermüdet waren, so ermunterte sie doch dieser herrliche Sieg dergestalt, daß wenig oder keiner ein Auge zuthat. Denn die, welche nicht ihre eigene oder ihrer Angehörigen empfangene Wunden zu verbinden, noch die Schwachen ins Läger zu führen hatten, machten sich auff der Wahlstatt und um den Forst herum bey etlichen tausend Wach- und Freuden-Feuern mit Gesundheit-Trincken, Jauchtzen und Lobgesängen ihrer Feld-Herren und Heerführer lustig. Unter die Kriegsknechte mischten sich nun auch die Barden, sangen von dem deutschen Hercules vielerley Lieder, und zohen mit einem freudigen Nachklange ihm endlich doch den großmüthigen Herrmann für.

So vergnügt sich nun bei diesem Wolleben die Deutschen befanden; so elende ging es denen, wider welche der Himmel nunmehro selbst sich verschworen zu haben schien. Denn den entstandenen Regen begleitete ein solch erschrecklicher Sturmwind, welcher nicht nur die Aeste und Wipffel der Bäume zerbrach, sondern auch die stärckesten Stämme mit den Wurtzeln aus der Erden riß, und sie denen ohne diß halb todtgeschlagenen auff die Hälse warff. Die aber, welche diesem Ungewitter zu entkommen vermeinten, und aus dem Gehölze hervorkrochen, wurden

von denen allenthalben wachsamen Deutschen wie die Hunde zerfleischet. Das gantze Gefilde erbebete von unaufhörlichem Widerschall, bald von dem Frolocken der Sieger, bald von dem Krachen der Bäume, bald von dem Angst-Geschrey der Zerschmetterten, und stellte auff einmahl den seltzamen Wechsel der irrdischen Dinge für, daß selten einer lachen könne, wenn nicht der andere weine. Dieses Unheil ward vermehret noch durch dieses Hertzeleid, daß grösten theils der Römer ihre Weiber und Kinder, welche sie wider die alten Kriegs-Gesetze der Römer bey sich, und die Nacht zuvor aus dem Läger mitgeführet hatten, von diesem Sturm-Winde überfallen, die Weiber offt in den Armen ihrer Ehmänner, die säugenden Kinder auff den Brüsten ihrer Mütter zerqvetscht worden. Ja es brach einigen diß jämmerliche Schauspiel dergestalt ihr Hertze, daß sie, aus Erbarmniß, ihrer eigenen Kinder und Ehgatten Elend durch Mord zu verkürtzen sich entschlossen. Dieser Sturm nöthigte auch dieselben Armenier, welche auff des Zeno Befehl Ismenen gefangen hielten, sich aus der innern Wildnüß herfür zu thun. Bey welcher Begebenheit sie ihren Vortheil ersah, dem einen unvermerckt das Schwerdt aus der Scheide zoh, und durch die Rippen stieß. Die drey andern fielen sie zwar hierüber so grimmig an, aber sie verthäidigte sich mit unvergleichlicher Hertzhafftigkeit. Das hierdurch erregte Geräusche zohe eine grosse Menge derer im Walde irrenden Römer herzu, welche die theils abgehauenen Kieffern-Aeste, theils von denen Römischen Wagen genommenen Hartzt-Fackeln anfangs zu ihrem Lichte, nunmehr aber gegen die gleichfals sich alldar versammlete Deutschen zu Schwerdtern brauchten, und weil sie sich jederseits auff etliche hundert verstärckten, in einen vollkommenen Streit mit einander geriethen. Die Verzweiffelung und das seltzame Feuer-Gefechte der Römer aber brachte die Deutschen zum weichen; wiewohl die Fürstin Ismene, als eine großmüthige Heldin, dem Feinde stets die Stirne bot, und denen weichenden Deutschen verächtlich zurieff: Ob sie ein Bienenschwarm wären, welche vom Rauche vertrieben würden? Ob sie nunmehr für einem entwaffneten Feinde zu lauffen für keine Schande hielten, den sie den Tag vorhero in seiner besten Rüstung geschlagen hätten? Endlich kam der Ritter Waldeck mit zwey hundert Mann seiner Wache darzu, welche den Feind nach grossem Verlust wieder in Wald trieb, und diese Heldin zu grosser Freude des gantzen Heeres zum Feldherrn brachte.

Als es den folgenden Morgen kaum zu tagen anfing, ließ der Feldherr schon ein Zeichen geben, diß was von den Feinden nicht, wegen ermangelnder Verbindung, an den Wunden gestorben, in Sümpfen

ersticket, oder von den Bäumen erschlagen noch von den wilden Thieren zerrissen war, aus den Hecken und Löchern herfür zu suchen und auffzureiben. Also ward dieses Tagelicht noch etlichen tausenden in eine Nacht des Todes verwandelt. Denn wo der schlüpffrige Erdboden nur einen Fußstapffen eines Menschen zeigte, folgten ihrer zehn und mehr der Spure nach, und zerfleischten ohn Erbärmniß ihre für Furcht und Kälte zitternde Feinde. Ja es ward gleichsam für eine grosse Schande gehalten, wenn einer nicht einen abgehauenen Feindes-Kopf für die Füsse seines Obristen niederzulegen hatte; also hin und wieder Berge von blutigen Menschenköpffen zu schauen waren. Nebst diesem unterließ der Feldherr nicht mit geschlossenem Hauffen durch den Weg, welchen die Römer ihnen durch Umhauung vieler Bäume für der Schlacht durch den Forst gemacht hatten, nachzusetzen, und traff kurtz nach auffgegangener Sonne auf einer etwas blancken Höhe auff das gröste Theil des Römischen Feld-Geräthes und eine grosse Menge mit Frauen, Kindern, Zelten, Kriegszeug und anderer Nothdurfft beladener Wagen, zwischen welchen noch etliche tausend Männer eingeflochten waren. Diese Verwickelung, der glatte Erdboden, und daß Bogen, Schilde, Schleudern und ander Gewehre von dem starcken Regen gantz unbrauchbar gemacht worden waren, benahm denen schwer gewaffneten Römern alle Möglichkeit sich in Ordnung zu stellen, und gegen die mit leichter Rüstung und langen Spiessen versehenen Deutschen zu fechten. Dahero wurden sie ohne grosse Mühe niedergehauen, auch Weiber und Kinder, welchen nicht der Feldherr und andere Fürsten die Gnade der Dienstbarkeit wiederfahren liessen, von der Schärffe des Schwerds nicht verschonet. Ob die Römer auch wohl an der Einfarth des sich wieder anfangenden Waldes eine Menge Wagen, Holtz und ander Geräthe anzündeten, um an dieser Enge denen Deutschen die Verfolgung zu verhindern; so waren doch diesen alle Fußsteige und Nebenwege so gut bekandt, daß sie in kurtzem sich im Gehöltze wieder an sie hingen, von welchen einige in der Flucht einander selbst über einen Hauffen rennten und beschädigten, andere über die Stöcke oder in Moraste stürtzten, also daß die Deutschen nicht sowohl zu kämpffen Noth, als nur niederzumetzgen Gelegenheit hatten.

Gegen Abend ward der ohne diß den Tag unaufffhörlich gewehrte Regen abermahls mit einem noch schrecklichern Sturmwinde begleitet, welcher in den Wäldern das oberste zu unterste drehete, und dahero selbst die Deutschen zwang sich auff die Fläche zurück zu ziehen, wiewohl sie den Römern den zornigen Himmel zu einem genugsam grausamen Feinde über dem Halße liessen, und des Nachts die vom Feinde im

Stiche gelassenen Wagen und Beute bey abermaligem Wolleben durchsuchten.

Des Morgens vermochte sie auch der noch währende Sturm nicht auffzuhalten, sondern sie brachen, wiewohl wegen der häuffig über einander gefallenen Bäume, unter denen viel hundert ihrer Feinde erbärmlich zerschmettert lagen, mit grosser Müh durch den Forst durch, und kamen endlich an das zwischen dem Alme- und Lippenstrome befestigte Läger der Römer, in welches sich Lucius Caeditius, Arbogast und noch etliche andere Heerführer, mit allen denen, welche von dieser zweyer Tage Niederlage übrig blieben waren, eingeschlossen hatten.

Der Einsiedler am Dymelbrunnen belehrt Ismene und Erato über das harmonische Zusammenstimmen aller geschaffenen Dinge.

(II, 218—220).

Glaubt ihr nicht: daß wenn eure verwöhnte Ohren von aller Unsauberkeit gereiniget wären, euch das verdrüßliche Brüllen der Löwen, das Bläcken der Küh, das Meckern der Ziegen, das Heulen der Wölffe, das Gruntzen der Schweine, das Wiegern der Pferde, das Bellen der Hunde, das Spinnen der Katzen, das Schwirren der Heuschrecken so lieblich als das Schlagen der Nachtigall, das Singen der Menschen, und so süsse, als das erwehnte Zischen der einschläfenden Schlangen fürkommen würde? In welchem Verstande denn auch für keine Falschheit zu halten ist: daß die Schwanen annehmliche Grabe-Lieder singen. Kan euch auch unbekandt seyn: daß die aufschwellenden Brunnen, die rauschenden Bäche einen süssen und einschläffenden Klang von sich geben? Habt ihr nicht gehöret: daß ein Fuchs (Fluß) in Cilicien nach dem Schwalle der Flöten tantze und sich aufschwelle? daß ein Fluß in Arabien wie eine Laute spiele? und in Hispanien ein vom Winde geregter Strom den annehmlichsten Klang von sich gebe? Ist nicht eben eine so liebliche Bach in Phrygien, welche zu tichten Anlaß gegeben hat; Daß der in solch Wasser verwandelte Marsyas noch immer seine Thorheit besinge? Ja die Erfindungen der Menschen wissen in ihren Lust-Gärten das Gethöne der Vögel und Säiten-Spiele nachzumachen. Wisset überdis ihr nicht: daß das große Gebäue nichts anders, als eine wolgestimmte Harffe des grössesten GOttes sey? Daher auch die Egyptier ihrem Osiris, die Griechen ihrem Apollo eine Leyer mit sieben Säiten, und ihrem Pan eine Pfeiffe mit sieben Röhren zueignen? Da nun alle Thiere, ja das verächtliche Gewürme Theile dieser Säiten sind, wie dis zu erweisen die künstliche Weberey der Spinnen, die

unvergleichliche Baukunst der Bienen überflüßig erhärtet; ist sich nicht zu verwundern: daß diese frembde Fürstin in ihrer heiligen Selbst-Gelassenheit*) an dem Zischen der heilsamen Schlangen eine so grosse Ergötzligkeit wahrgenommen habe. Sintemal nichts so geringes auf der Erden kreucht, was nicht eben so wol mit dem süssen Gethöne des Himmels, wie in der Singe-Kunst jeder niedriger Thon mit dem, welcher acht Staffeln höher ist, und wie in der Rechen-Kunst die Eines mit der Zehne überein kommt; so gar: daß der Roß-Kefer den Rind- oder Esels-Mist nicht anders als mit dem Neu-Monden zusammen kugeln, und in einem Monden-Jahre von sieben mal sieben Tagen in einen jungen Kefer ausbrütten kan. Aus welchem Absehen denn die alten Sternseher fast alle Thiere, und insonderheit die Drachen, die Erd- und Wasser-Schlangen unter die Gestirne versetzt; die Griechen aber die Geheimnüs unter ihre Getichte versteckt haben. Wie aber soll eines Thieres Schall aufgeräumten Ohren nicht annehmlich klingen, da der grosse Schöpfer der Welt, welcher der Natur nichts widerstimmiges eingepflantzt hat, den Schnabel der Vögel, die Rachen und Mäuler der Thiere, ja das stumme Athemholen der Fische eben so wol als die Zunge des Menschen zu seinem Lobe gestimmt hat. Erato schöpfte über diesen Worten nicht nur ungemeine Vergnügung, sondern auch eine Lüsternheit was mehrers von der allgemeinen Einstimmung der Welt zu vernehmen; bat ihn daher: Er möchte ihr das Geheimnüß von der Harffe der Welt, und von ihren sieben Säiten etwas klärer entwerffen: daß ihre Einfalt was nützliches hiervon fassen könte. Der Einsiedler antwortete: Weil der Mensch umb dis zu verstehen von Gott eine vernünftige Seele bekommen hätte, ja selbst eine der fürnehmsten Säiten wäre, könte er mit Gewissen ihr dis Verlangen nicht abschlagen, wo sie ihm anders so viel Gedult ihn zu hören geben wolte, als er versichert wäre: daß sie seine Lehre mit der Warheit übereinstimmig befinden würden. Denn in der Welt wäre kein verstimmter und abscheulicher Gethöne, als Lügen. Ismene und Erato versprachen ihm zugleich alles, was er verlangte; Daher er denn ohne fernern Verzug anfieng: Die eitelen Griechen tichten: des Apollo Leyer habe destwegen sieben Säiten gehabt; weil bey seiner Geburt die Schwanen siebenmal umb das Eyland Delos geflogen wären; und des Pan Pfeiffe sieben Röhren, weil (er) aus der verfolgten Syrinx so viel Stengel Schilf-Rohr gewachsen seyn soll. Allein

*) Als sie allein und sich selbst überlassen in der heiligen Grotte des Schlangenbades war.

es sind dis entweder ertichtete Eitelkeiten, oder allzu unverständliche Versteckungen der Warheit. Dis aber ist vielmehr der Vernunft gemäß; daß der Himmel, das Feuer, die Lufft, die Erde, das Wasser, die Pflantzen, die Thiere und der Mensch die sieben einstimmigen Säiten in der großen Harffe der Welt, das Gewichte, das Maas und die Zahl aber die drey Bogen seyn wordurch GOtt, die Seele der Welt, welcher so wol mit dem grossen Alles seiner unzehlbaren Geschöpfe, als mit sich selbst allezeit einstimmig ist, in diesem so das annehmliche Gethöne erreget, und allen Säiten den Geist der Eintracht einflöße. Der Himmel fürnemlich ist gleichsam der Ursprung, das Muster und die Richtschnur aller vollkommenen Zusammenstimmungen, darinnen die sieben Kreiße der Irrsternen absonderlich sieben Säiten der himmlischen Leyer, jeder Stern aber eine singende Zunge abzugeben scheinet u. s. w.

Aufzug der Asiatischen Länder bei dem Friedensfeste des Tiberius, Germanicus und der Deutschen zu Mainz.

(II, 488–89.)

Nach diesem Africanischen Aufzuge erschien das edle und reiche Asien auf einem von Edelgesteinen gleichsam blitzenden und von Kamelen gezogenen Wagen. Ihr Krantz war von Perlen; ihr Kleid von Phönicischem Gewand und auf Phrygische Art gestückt. Hinten am Wagen stand ein Löwe, aus dessen Rachen der Blitz, als ein Bild der Göttlichen Vorsehung und Herrschafft, fuhr. Dieser folgte das schwartze Phrygien, welches für Zeiten ein Haupt Asiens gewest. In sein blaues Kleid war des Paris Urthel über die drey Göttinnen mit Golde genehet. Auf dem Kopfe trug es eine gethürmte Krone, wie die daselbst verehrte Mutter der Götter. Es trug in der einen Hand ein Geschirre mit güldenem Sande aus dem Flusse Pactolus; in der andern einen güldenen Apfel. Sein güldener von vier Cappadocischen Pferden gezogener Wagen hatte zum Wappen einen Wolff, weil sich Apollo bei ihm darein verwandelt haben soll. Neben ihm fuhr der reiche und vom Mithridates zu einem grossen Reiche erhobene Pontus. Der Rock war Silber-Stück mit goldenen Lilgen. Sein Krantz war von dem Kraute, welches Mithridates erfunden, und nach seinem Namen genennet hat. In der Hand trug er einen Lorber- und Myrthen-Zweig, welche ihm liebe Bäume Mithridates vergebens nach Panticapeum zu versetzen getrachtet hat. Sein silberner Wagen hatte zum Wappen zwey Püffels-Hörner, als Kennzeichen der Herr-

schafft. Nach ihm erschien in einem braunen mit Silber durchwürkten und biß auf die Füsse gehenden Leib-Rocke Armenien. Der Krantz war aus Lorbern. In der einen Hand führte es einen Zweig mit Morellen; in der andern einen Bogen. An dem grünen mit Rosen beworffenen Wagen war ein gehörnter Löwe gebildet. Neben Armenien fuhr Meden in einem gelben mit Silber durchwürckten Rocke. Das Haupt war mit weisser Wolle umbgeben, vielleicht weil Meden die berühmteste Schaf-Trifft in der Welt ist. In der einen Hand hatte sie einen Ast von Citronen, welche in Meden am ersten und besten gewachsen sind. In der andern einen Nab voll Honigs, der in Meden von Bäumen läufft. An dem weiß-zier-vergoldeten Wagen stand ein weisses Maul-Thier gebildet, welche in diesem Lande häuffig gezeugt, denen Persen gezinset, und nach Rom verkaufft wurden. Hierauff kam Syrien gefahren. Sein Kleid war in Phönicischen Schnecken zweymal gefärbt- und gewässerter Damast. Sein Krantz war von Mandel-Zweigen. In der Hand hatte es eine Indische Balsam-Staude. An dem feuer-rothen Wagen führte es zum Kenn-Zeichen einen Fisch, unter dessen Gestalt die Syrier der Göttin Atergatis opfern. Neben Syrien fuhr Arabien in einem klaren Gold-Stücke. Zum Krantze dienten ihr Blätter von Aloe, in der einen Hand hatte es ein Rauch-Faß voller Weyrauch; in der andern ein Gefässe voller Myrrhen und Würtze. An dem aus schwartzen Ziegen-Haaren geflochtenen und von drey Arabischen Pferden gezogenen Wagen stand Arabiens Wappen, nemlich ein Kamel. Hierauf folgte das glückselige Assyrien, in einem rosinfarbenen von Assyrischem Seiden-Gewebe gefertigten Rocke. Das Haupt zierte ein Palmen-Krantz; in der Hand hatte es ein Gebund Amomum. An dem aus Zypressen-Holtze gemachten Wagen war eine Taube, darein Semiramis soll verwandelt worden seyn. Neben ihm kam Persien in einem grünen Gold- und Silber-Stücke. Es war mit einem hörnrichten Wieder-Kopfe gekrönet. In der einen Hand hatte es das den Pfauen gleich gemahlte Kraut Semnion; welches die Persischen Könige wider alle Schwachheiten des Leibes und Gemüthes zu essen pflegten. Den güldenen mit Türckissen besetzten Wagen zierte ein weisses Pferd, wie man es der Sonnen opfert. Hierauf kam das Caucasische in Colchis, Iberien und Albanien bestehende Reich, in einem von Haaren gewürckten dreyfärbichtem Rocke. Sein Krantz war von giftigen Kräutern, in der Hand hielt es ein Wiederfell voll Gold-Staubes; welches die Colchier darmit aus ihren Flüssen fischen sollen. An dem von Drachen-Häuten gemachten Wagen war das Wappen ein güldener Wieder, und darüber der Blitz, an welchem Prometheus auf dem Caucasus seine Fackel angezündet haben

soll. Diese neun Reiche fuhren drey und drey neben einander. Zuletzt aber kam das reiche Indien in einem seidenen, mit güldenen Drachen gestückten Kleide. Sein Krantz war vol von hunderterley Edel-Gesteinen; in der Hand hatte es ein hohles Elephanten-Horn, daraus unzehlbare Früchte, Würtzen, Perlen, Edelgesteine, und andere Schätze hervor ragten. An dem von Perlen und Edel-Gesteinen schütternden Wagen war das Indische Thier Rhinoceros mit einem Nasenhorne gebildet. Nach diesem Asiatischen Aufzuge kam das gantz geharnischte Europa, auf einem gläntzenden stählernen Wagen mit vier Lusitanischen Pferden in Schau-Platz gefahren.

Der Blumenschmuck bei dem Festmahle, welches Tiberius zu Mainz, im Garten des Drusus, den Deutschen giebt.

(II, 431—432.)

Thußnelde antwortete (dem Germanicus): Es wäre eine angebohrne Höfligkeit: daß er über ihre niedrige Gedancken eine so herrliche Auslegung machte. Dis aber könte sie nicht läugnen: daß sie aus dem Buche der Natur GOtt zu erkennen und sich zu erbauen jedesmahls beflissen hätte. Sie wäre zwar kein Riese; aber darinnen doch dem Antaeus nicht unähnlich: daß, wenn sie mit ihrem Nachdencken die Blumen-reiche Erde berührte, sie jedesmahl neue Kräfften bekäme. Erato fiel ein: sie hielte diese Regung für eine Eigenschafft aller edlen Seelen. Daher hätten nicht nur die Könige Adonis in Cypern, Alcinous auf Corcyra, Atlas in Africa die Dornen ihrer Reichs-Sorgen in den Blumen-Gärten erleichtert; und Semiramis zu Babylon in ihren hängenden Gärten allen Kummer an Nagel gehenckt; sondern ihre Vorfahren in Armenien hätten diese rühmliche Empfindligkeit so wol, als die Könige in Persien bey sich gefühlt, derer Paradiese ihre Wohnstädte, die Gärtnerey ihr Handwerck gewest wäre. Nichts weniger solte Attalus sich so wol auf die Blumen-Zeugung, als auf das Gewebe der geblümten Zeuge und Kleider verstanden; auch Epicur und andere weise Griechen ihre Welt-Weißheit in Gärten gelehrt haben; gleich als wenn die Seele durch den Anblick so schönen Mahlwercks, und durch den Geruch so viel kräftiger Gewächse zu viel tiefsinnigerem Nachdencken aufgeweckt würde.

Ueber diesen Worten näherte sich auch Tiberius, welcher in diesen blühenden Garten und bei der lachenden Jugend des Jahres gleichsam alle Ernsthaftigkeit seiner Geburts-Art und Alters von sich gelegt hatte,

und alle Deutschen, besonders aber das Frauenzimmer mit der anmuthigsten Freundligkeit unterhielt; und ihnen selbst ein und andere seltzame Blumen; also insonderheit Purpur-färbichte Lilgen-Narcissen theils mit grossen Kelchen, theils mit rundten Blumen, theils mit verschlossenen Scheiden; Feuer-färbichte Jasminen aus Indien, Syrische Früh-Rosen, und andere Wunderwercke fremder Länder zeigte und auslegte. Hierüber ward durch die Trompeten angedeutet: daß die Taffel zur Mahlzeit bestellt wäre. Die mit hunderterley Blumen gekräntzte, ja darin gekleidete Chloris kam mit zwölf umblümten Gärtnerinnen, und lud die gantze Versammlung zu der bereiteten Mahlzeit ein. Sie bestreueten für ihnen den Weg mit so viel Blumen: daß sie gleichsam darinnen waten musten; gleich als wenn so viel Fürsten nicht anders, als die Götter von einem Ueberflusse der Blumen bewillkommt werden müsten. Also näherten sie sich dreyen an einander gehenckten Zelten, welche von den seltzamsten Blumen zusammen geflochten, oder vielmehr wie die Persischen Tapezereyen gestickt waren. Denn die weissen, blauen, rothen, gelben und scheckichten Blumen bildeten theils Landschafften, theils Thiere, theils nachdenckliche Schrifften so künstlich ab: daß alle Mahler der Welt mit ihren kostbaren Schildereyen allhier gegen der mit einander verschwisterten Natur und Kunst würden beschämet worden seyn. Die Taffeln und die Köche waren nach Sybaritischer Art nicht nur mit Blumen überdeckt, alle Schüsseln und Gerichte darmit überstreuet, alle Trinck-Geschirre mit Blumen-Kräntzen umbflochten, und der Wein mit Blumen vermischt; sondern man gieng auch so gar auf nichts, als Rosen; und denen Gästen waren zum Sitzen Küssen und Polster aus Rosen untergelegt; also daß dieser Ort mehr, als die Stadt Palaea der Götter Rosen-Tisch genennet zu werden verdiente. Ob es nun zwar so wenig zu Rom, als Griechenland bräuchlich war: daß frembdes Frauenzimmer, am wenigsten aber Jungfrauen Gastereyen beywohneten; außer denen Feyermahlen der Rathsherren; so ließ doch Tiberius allhier nach Art der unschuldigen und nicht argwöhnischen Deutschen beyderley Geschlechtes Gäste unter einander sitzen. Bey der Taffel wurden sie von hundert der schönsten Jungfrauen bedienet; welche auf den Häuptern grosse ihr gantzes Antlitz überschattende Kräuter trugen, und in ihren von Blumen zusammen gehefteten Röcken eitel Blumen-Göttinnen vorstelleten, bey derer Kräntzen die vom Pausias und der Glycera gelehrte- und dem Amasis die Krone Egypten-Landes erwerbende Kunst, welche Blumen sich ihrer natürlichen Eigenschafften halber zusammen schickten, aufs genaueste beobachtet war. Massen denn auch die güldenen Harffen, und andere Säiten-Spiele alle, wie des Apollo Leyer mit Lorbeer-

Kräntzen prangten. Mit einem Worte: Es war hier nicht anders, als wenn es Blumen geschneyet hätte; oder sich alles, was so holdseelige Gäste anschauten, in Rosen verwandelte, und die Laconische Blumen-Stadt Anthana in diesen Garten versätzt; ja fast jeder Krantz ein kurtzer aller auf Erden, im Meere, und im Himmel zertheilter Schönheiten wäre. Agrippina hatte auch allem deutschen Frauenzimmer Anlaß gegeben ihnen mit eigener Hand zu Bekräntzung ihrer Häupter, Armen und Brüste Blumen abzubrechen. Sintemal es für einen Fehler gehalten ward, an grossen Feyern mit gekaufften Blumen sich zu bekräntzen. Jedem Helden aber sätzten, wie bey den Gastmahlen der Götter geschehen soll, zwölf Centauren einen Rosen-Krantz auf die Scheitel; einen von Laube umb die Stirne; und, gleich als wenn die Kräntze nicht allein zu Verehrung des Hauptes erfunden wären, einen von Kräutern umb den Hals. Tiberius ließ nichts an Kostbarkeit der Speisen und an Aufmunterung zur Ergötzligkeit erwinden; entweder weil sein altes Feuer der Liebe gegen Thußnelden wieder glimmend ward; oder weil er durch so viel Ehren-Bezeugungen die Deutschen in Sicherheit einzuschläffen gedachte.

Thumelich's Opferung.

(II, S. 1135—36.)

Alles dieses redete sie (Thußnelde) ohne Verschwendung einer einigen Thräne, ohne den wenigsten Seufftzer; gleich als hätte sie alle Eigenschafften einer Mutter ausgezogen; so daß nicht nur die Römer, sondern Ismene und Zirolane selbst darüber, ihrer noch mehr aber über Thumelich's Unempfindligkeit erstarrten; welcher mit so freyem Gesichte als freudigen Gebehrden Thußnelden antwortete: Ich wil, liebste Mutter, behertzter den Streich empfangen, als ihn mir der Priester geben wird. Wäre es mir besser lange zu leben, würde mir das Verhängnüs nicht ein so kurtzes Ziel gesteckt haben. Viel wären glücklich zu preisen, wenn sie ehe gestorben wären, und ich zweiffelsfrey unglücklich sein, wenn ich länger lebte. GOtt gebe aber ihr: daß sie so wol hundert Jahre leben möge, so vergnügt ich heute zu sterben gedencke. Hierauf gaben sie einander den letzten Kuß, und schieden von sammen. Thußnelde verfügte sich zu Ismenen, Thumelich gieng behertzt zum Altare, wo ihm die Priester die Stirne und Schläffe, die Hände und Füsse mit geweihetem Rheinwasser abwuschen. Siegesmund nam ihn hierauf in den mit vielen Cypreß-Zweigen umflochtenen Umschrot des Altares; und nachdem er sich darinnen dreymahl biß zur Erde gegen

das Altar nieder gebückt hatte; also, daß man ihn nicht sehen konte, streute er ihm weisses Mehl und schwartzes Saltz aufs Haupt. Nach diesem schnitt er ihm die Haare ab, und warff sie ins Feuer, hernach band er ihm Hände und Füsse hinter dem Rücken zusammen, hob ihn also auf das Altar, hieb ihm mit einem Beile von hinten zu das Haupt ab, und warff es in das lodernde Opffer-Feuer. Das aus dem Leibe sprützende Blut fiengen die andern Priester in güldene Schalen auf, besprengten damit die Hörner und Pfosten des Altares, das übrige gossen sie in die Flamme; welche nunmehr mit Weyrauche, Oele, wolrüchendem Hartzte und Holtze erfrischet ward. Nachdem sie auch die Eingeweide erforschet hatten, verbrennten sie vollends den Leib. Kein Mensch sahe dieser Opfferung zu, welchen nicht dieses edlen und unerschrockenen Opffer-Thieres jammerte, ja den Apronius selbst; also, daß sich durchgehends ein erbärmliches Wehklagen erregte. Ismene und Zirolane hoben bey dem Streiche überlaut an zu schreyen, Hermengarde fiel beym Altare ohnmächtig zu Bodem; Thußnelde aber erstarrete; und war einem Marmel-Bilde ähnlicher als einem beseelten Menschen. Dem Priester Siegesmund fielen so viel Thränen aus den Augen: daß er damit ein Theil des Opffer-Feuers hätte ausleschen können; ja er war etliche mahl so verwirrt: daß er nach einem Opffer-Messer grief, und es ihm (sich) in Leib gestossen hätte, wenn er nicht von einem seiner getreusten Chaßuarier abgehalten, und sich zu besinnen erinnert worden wäre. Mit einem Worte: es hätten zwey oder drey Timanthes alle ihre Mahler-Kunst und Stellungen der Traurigkeit erschöpffet, und mehr als einen Agamemnon verhüllen müssen, wenn er diese viel erbärmlichere Opfferung, als die der Iphigenia war, hätte fürbilden wollen. Jederman schied bestürtzt von dannen, und die Wolcken schütteten einen heftigen Platz-Regen aus, gleich als wenn sie zugleich eines so unschuldig-hingerichteten Kindes Tod hätten beweinen, oder ein solch ärgerliches Opffer-Feuer ausleschen wollen. Thußnelde kam mit Ismenen und Zirolanen nach Hause, allwo sie Agrippinen, welche dem abscheulichen Opffer nicht hatte beywohnen wollen, sich aber gleichwol unbekandter Weise dahin tragen lassen, vor sich fand, um diese unglückliche Mutter zu trösten, und sich zu entschuldigen: daß sie diesen herben Unglücks-Becher nicht hätte abwenden können. Aber Thußnelde hatte mehr weder Gehöre noch Vernunfft. Denn weil sie bei der Opfferung durch Versteinerung ihres Hertzens die Röhren des mütterlichen Schmertzes verstopfft hatte, brach er nunmehr, da er in ihrer Einsamkeit Lufft kriegte, mit desto grösserem Ungestüme heraus. Ihr Antlitz war ein rechter Schau-Platz der tiefsten Traurigkeit; das

Hertze schlug nicht öffter, als es Widerschalle einer beängsteten Seele von sich gab; und also fand Agrippine zwar bey ihr Gelegenheit sich zu betrüben, aber Thußnelden keinen Trost beyzubringen. Sie brachte die übrige Nacht und den halben Tag mit eitel seltzamen Reden zu, welche eine gäntzliche Verrückung des Verstandes andeuteten. Endlich fiel sie in einen Schlaff, oder vielmehr in Ohnmacht.

Berichtigung.

Seite 343, Zeile 7 von unten, für: und in Kinderblut, ist zu lesen: wie ihren kranken Sohn in Kinderblut.

---

3 2044 010 028 157

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
OCT 2 3 1991

WIDENER
SEP 1 0 1991
CANCELLED